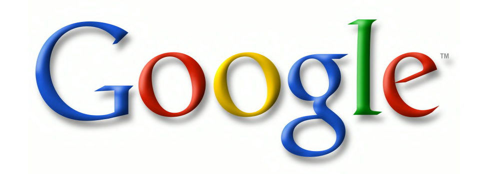


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

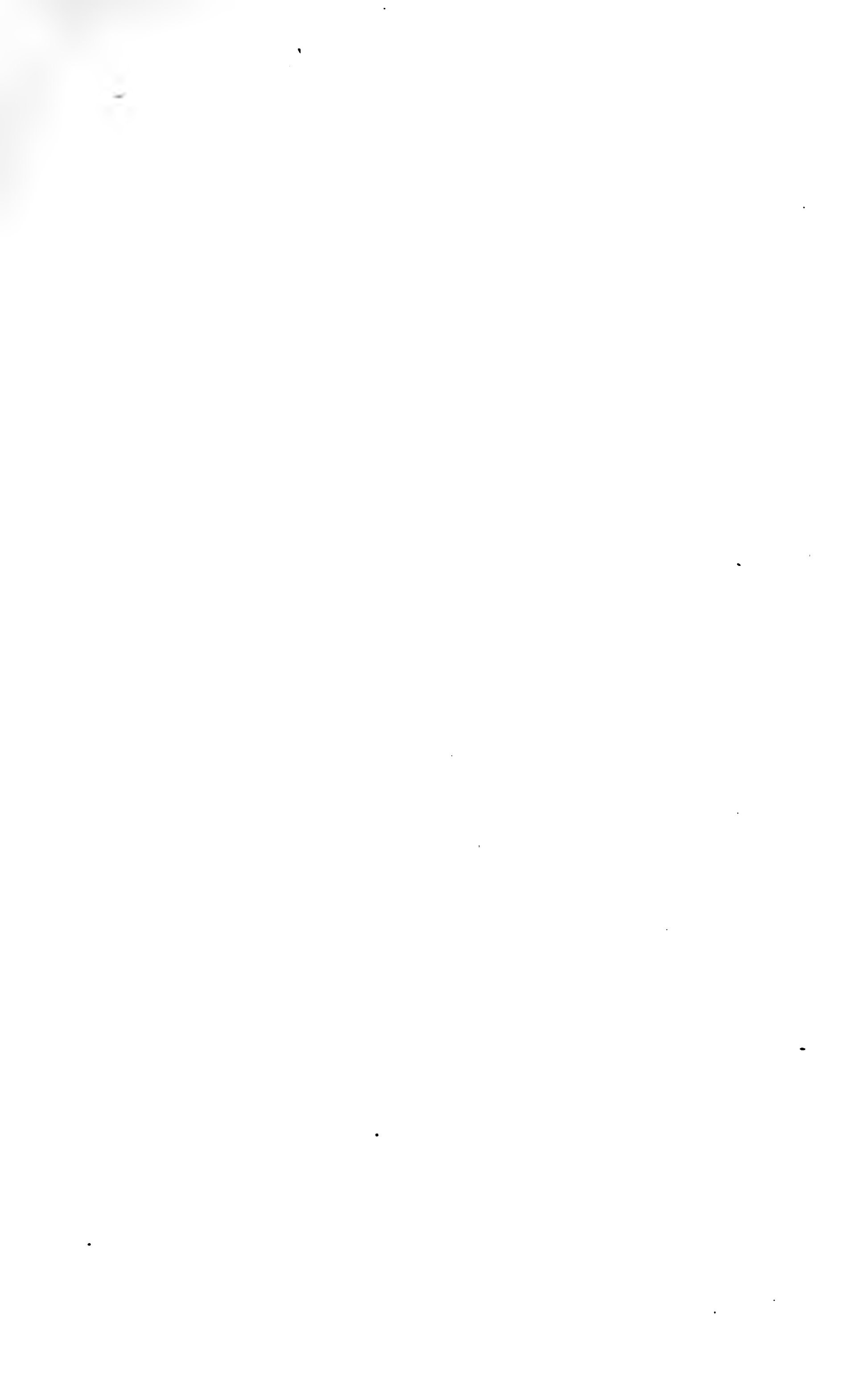
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn, und Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

Dr. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Zehnter Band.

Gütersloh, 1883.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 29 1966

Die Heidenmission eine Großmacht in Knechtsgestalt.

Vom Herausgeber.

I.

Es ist mehr als einmal ein Saul unter die Propheten gekommen. Als Pontius Pilatus überwältigt von dem Eindrucke der Hoheit, die aus dem Verhalten und den Worten des gefangen vor ihm stehenden Jesus ihm entgegentrat, in staunender Verwunderung ausrief: „So bist du dennoch ein König“ — da hat er, ohne den Vollsinn dieses Ausrufes zu ahnen, eine Überschrift über das gesamte Leben und Wirken Jesu gesetzt wie sie bezeichnender von dem tiefsinnigsten christlichen Theologen nicht hätte gefunden werden können.

Es ist eine Erscheinung tiefster Knechtsgestalt, die uns auf den ersten Blick in Jesu von Nazareth entgegen tritt: „keine Gestalt noch Schöne, die uns gefallen hätte,“ wie schon der alte Prophet sagt. Von seinem Eintritt in diese Welt an hat er kaum, wo er sein Haupt hinlegt; ein Stall wird seine erste Herberge, eine Krippe seine Wiege, und schon dem Kindlein trachtet ein Herodes nach dem Leben. Unbekannt, in einem entlegenen Orte, unter Entbehrungen aller Art, ohne höhere Schulbildung, wächst der Knabe als der Sohn armer Eltern heran, und als er endlich im 30. Jahre aus der Verborgenheit in die Öffentlichkeit tritt, da findet sich aus der Menge, die ihn hört und durch seine Wunderhand gesundet, nur eine kleine Schar von Leuten aus den niederen Ständen, die in Wahrheit seine Nachfolger werden; die Träger der Macht, des Besitzes und der Bildung unter seinen Zeitgenossen sehen mit vornehmer Verachtung auf ihn herab und werden je länger je mehr seine erbitterten Feinde. Und er thut nichts sich ihre Gunst zu gewinnen, nichts die öffentliche Meinung für sich einzunehmen durch Worte, welche die Welt bestechen oder durch Werke, die ihr imponieren. Als selbst Johannes der Täufer in seinem Gefängnisse an diesem Niedrigkeitswege Anstoß nimmt, giebt Jesus auf seine bekannte Zweifelsfrage nur die charakteristische Antwort: „Saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“ Aber das Ärgernis wurde je länger je größer und auch den wenigen Getreuen drohte eine Erschütterung ihres Glaubens, als ihnen unerwartet und unverständlich

der Ausgang Jesu in den Passionsweg mündete. Die erbitterte Feindschaft trug einen völligen Sieg davon; Jesus wurde gefangen, schimpflich gemißhandelt, als Gotteslästerer und Aufrührer zum Tode verurteilt und in der Mitte zweier gemeiner Verbrecher gekreuzigt. Ist das nicht eine Knechtsgestalt, wie sie nach menschlicher Meinung gar nicht ungeeigneter hätte erdacht werden können um als weltüberwindender König von Gott in die Geschichte eingeführt zu werden?

Und dennoch — um mich des kühnen Wortes Pauli zu bedienen, der wie vielleicht kein andrer Mensch dieses große göttliche Paradoxon begriffen — und dennoch ist „diese göttliche Thorheit weiser und diese göttliche Schwachheit stärker denn die Menschen sind;“ dennoch Christus ein König auch in dieser Knechtsgestalt, ja gerade durch sie ein König, dem kein König gleichet!

Ich denke jetzt nicht an den Verherrlichungsweg, welchen der Vater den Sohn durch seine Auferstehung, Himmelfahrt und Erhöhung zur Rechten der Majestät geführt hat, eben darum, weil er sich selbst erniedrigte und ward gehorsam bis zum Tode ja bis zum Tode am Kreuz. So fest mir auch diese Verherrlichungen stehen als geschichtliche Thatsachen, so haben sie für meinen jetzigen Gedankengang doch immer nur den Wert, zu zeigen, daß nach der Knechtsgestalt die Herrlichkeitserscheinung, nach dem Hohne die Krone, nach der Niederlage der Sieg folgt, ein Nachweis, der ja freilich für unser christliches Hoffnungsleben von der allertröstlichsten Bedeutung, aber für meine gegenwärtige Beweisführung nicht genug ist. In der Knechtsgestalt Christi selbst liegt vielmehr schon seine königliche Majestät und Herrschaftsgewalt.

Ganz abgesehen davon, daß die Niedrigkeitsgestalt Jesu von der Krippe bis zum Kreuz etwas so unerwartetes, widerweltliches, übermenschliches ist, daß ein solcher Lebensgang Jesu ganz unmöglich als das Produkt menschlicher Phantasie betrachtet werden kann, weil kein Mensch aus sich selbst auf den Gedanken gekommen wäre, den Sohn Gottes so knechtsgestaltet über diese Erde gehen zu lassen, wie die Evangelien ihn uns vorführen; ich sage, abgesehen davon, daß gerade in dieser Niedrigkeitsgestalt Jesu für jeden unbefangenen Denker der Beweis ihres himmlischen Ursprungs und damit eine königliche Überzeugungsgewalt liegt — auch der weltlichste Sinn kann bis auf den heutigen Tag mit Pilatus sich des Eindrucks einer einzigartigen Majestät nicht entziehen, die aus der Knechtsgestalt Jesu herausleuchtet. Wenn Jesus verschmäht, durch Waffengewalt sich der Gefangennahme zu entziehen und feierlich erklärt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, obgleich ihm wohl bekannt ist, daß die Juden einen

weltlichen Messiaskönig erwarteten; wenn er den Jüngern die Füße wäscht, obgleich er weiß, daß ihm der Vater hat alles in seine Hände gegeben und daß er von Gott gekommen ist und zu Gott geht; wenn er das Verlorne sucht, die Mühseligen und Beladenen zu sich einladet und gerade allem, was gedrückt und elend ist in dieser Welt, huldreich seine Retterhand reicht, obgleich die Pharisäer aller Zeiten darüber murren; wenn er nicht bloß die Schwachheit seiner Jünger mit Geduld trägt sondern auch allem Toben seiner Feinde unüberwindliche Sanftmut entgegensetzt, obgleich dieser Heldenmut vielfach als Schwäche betrachtet wird — immer umgiebt diese Niedrigkeits- und Demutsgestalt der Glorienschein einer ungewohnten Majestät, von der eine stille Hoheitsgewalt ausgeht, welche eine Eroberungsmacht über die Menschenherzen übt, wie sie auch der mächtigste Welteroberer niemals besessen hat. Auch die Welt, sie mag wollen oder nicht, muß von diesem demütigen Jesus in seiner Niedrigkeitsgestalt bekennen: dennoch ein König!

„Alexander, Cäsar, Karl der Große und ich", erklärte auf St. Helena Napoleon, „wir haben große Reiche gegründet, aber worauf haben wir die Schöpfungen unsres Genies gestützt? Auf die Gewalt. Jesus allein hat sein Reich auf die Liebe gegründet und heute noch würden Millionen Menschen für ihn sterben. . Man bewundert die Eroberungen Alexanders. Doch hier ist ein Eroberer, der zu ihrem besten an sich zieht, mit sich vereinigt und inkorporiert — nicht etwa eine Nation, nein das Menschengeschlecht. Welches Wunder!" Jawohl — welches Wunder. Alexander, Cäsar, Napoleon treten auf mit allen Machtmitteln menschlicher Großmächte und ihre Reiche zerfallen bald nach ihren imponierenden Siegen. Welche Ohnmacht in Großmachtsgestalt! Jesus von Nazareth dagegen steht in der Geschichte nicht bloß aller dieser Machtmittel entkleidet sondern in einer Knechtsgestalt, welche der Welt ein Ärgernis ist und — er gründet ein Reich, welches bleibt, sich noch fort und fort ausbreitet, und an Größe alle Weltreiche übertrifft. Welche Großmacht in Knechtsgestalt!

Die Niedrigkeitsgestalt Christi in dieser Welt ist aber nichts anderes als der Ausfluß seiner selbstverleugnenden Liebe, die nichts für sich selbst suchte, sondern nur für andre lebte, die das eigne Leben als ein Lösegeld gab zur Errettung der sündigen Welt. Christi Leben ist Opferleben; seine treffendste Charakteristik lautet: „für euch" und in diesem „für euch" liegt das eigentliche Geheimnis seiner welterobernden Macht. Mit andern Worten: Christus ist König, weil er Hoherpriester ist.

Daher die Thatsache, welche von keinem Geschichtskundigen und keinem Menschenkenner kann geleugnet werden, daß die Kraft des Evangelii eben

in dem „Worte vom Kreuz" liegt. Von Anfang an sind alle wahren Erweckungs- und großen Eroberungszeiten, von denen die christliche Kirchengeschichte weiß, eine Frucht der Predigt von Christo dem Gekreuzigten gewesen, und wann immer ein einzelner Mensch wahrhaft wiedergeboren wird zu einem Leben aus Gott und jenen Frieden findet, den die Welt weder geben noch nehmen kann, so bekennt er, daß dies geschehen in Kraft des Glaubens an den gekreuzigten Christus, der sich für uns geopfert hat. Man hat es mehr als einmal versucht, dem Evangelio das „Ärgernis des Kreuzes" zu nehmen in der guten Meinung, es dadurch der Welt desto annehmbarer zu machen; aber jedesmal ist die Folge gewesen, daß es dann auch seine weltüberwindende Kraft verlor, obgleich tausende diesem entkreuzigten Christus ihr Hosianna entgegen jauchzten. Es ist und bleibt das Wohlgefallen unsres Vaters im Himmel, daß er die Siege des Evangelii an seine Niedrigkeitsgestalt bindet und durch „thörichte Predigt selig macht, die so daran glauben. So oft wir in unsrer Weisheit diese göttliche „Thorheit" korrigieren wollen, berauben wir Christum seiner Königsgewalt.

Die feindliche Welt hat dafür ein ganz feines Gemerk. Obgleich sie das Wort vom Kreuz für eine Thorheit erklärt, so führt sie doch — im Widerspruche mit dieser Erklärung — gerade gegen diese angeblich ohnmächtige Thorheit mit der ganzen Energie ihres Hasses den Hauptangriff. Es giebt, wenn hier diese Bezeichnung gestattet ist, wundersame Ironien in der Geschichte, welche oft unmittelbarere Beweiskraft haben als die scharfsinnigsten Apologien. Als man Christo den größten Hohn anzuthun gedachte, da setzte man eine Dornenkrone auf sein Haupt, und als man auf seine Königsmacht die beißendste Satire schreiben wollte, da schrieb man in den drei Weltsprachen über das Kreuz: „Jesus von Nazareth, der Juden König!" Selbst im Hohne erkennen sie ihm eine Krone zu und das Armutszeugnis über seine Ohnmacht wird in eine Erklärung seiner Königsgewalt gekleidet.

Wie Christus selbst so auch sein Reich in dieser Welt. Unter den gleichen Gesetzen und denselben göttlichen Paradoxien, unter denen er sein Werk auf Erden begonnen, setzt er es auch fort. Die Geschichte der Ausbreitung seines Reiches ist im gewissen Sinne die Wiederholung der Geschichte seines Lebens auf Erden. Daher trägt auch die Mission, welche als das Werk der Kirchengründung unter allen Völkern die erste Stelle in der christlichen Reichsgeschichte einnimmt, in ganz hervorragender Weise Knechtsgestalt. Durch gering geachtete Mittel, auf einem Niedrigkeitswege, richtet Christus seine Weltherrschaft auf. Auch in

der Mission fängt er sein Werk klein an und führt seine Kriege durch Truppen und Waffen, die der Welt als schwächlich erscheinen. Aber durch seine Davids schlägt er die Goliaths, durch das kleinste erreicht er das größte, und durch seine schwächlichen Waffen erkämpft er die dauerndsten Siege. Schritt für Schritt unterwirft er sich die Völker der Erde und regeneriert die unterworfenen, sodaß trotz ihrer Knechtsgestalt die Mission dennoch als eine Großmacht in der Geschichte steht.

II.

Diesen Doppelcharakter einer Großmacht in Knechtsgestalt trägt die Mission sofort in ihrer Geburtsstunde. Welch ein Kontrast zwischen der großmächtigen Aufgabe: „gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern" und — den wenigen, noch dazu schwachen Werkzeugen, welchen er diese Aufgabe überträgt samt den — menschlich angesehen — unzureichenden Mitteln, die er ihnen zur Verfügung stellt!

„Machet alle Völker zu meinen Jüngern!" Wann wäre je, selbst an der Spitze siegreicher Heere, einem Welteroberer in der alten oder neuen Zeit ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen: alle Nationen sich unterthänig zu machen und ein Reich zu gründen, dessen Grenzen die Enden der Erde sind! Und der wehr- und heerlose Jesus von Nazareth, nachdem er dem Hasse seiner Feinde erlegen schien, nachdem er von dem eignen Volke verworfen und gekreuzigt war, befiehlt nach der Niederlage auf Golgatha ein solches Reich ihm aufzurichten und zwar mit Ausschluß aller äußerlichen Gewaltmittel, allein in der Kraft des Zeugnisses und der Überzeugung! Schon der bloße Gedanke einer solchen Welteroberung, geäußert durch den Mund eines gekreuzigten Mannes, tritt durch seine Einzigartigkeit als eine Großmacht in die Geschichte, weil er in sich selbst das Zeugnis seines übermenschlichen Ursprungs trägt und Beweis ist, daß der Mann, der in der Form eines zuversichtlichen Befehls ihn ausgesprochen, ein König ist, dem kein König gleichet.

Wenn Jesus König werden will über alle Völker der Erde, so will er das, damit sie alle unter das Regiment eines Seligmachers und Friedensfürsten gelangen, der den göttlichen Willen zur Ausführung bringt, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Gegen all das tausendgestaltige Leid, unter welchem die Menschheit seufzt, will er Trost und von dem tausendgestaltigen Sündenelend, unter welches sie geknechtet ist, will er eine Erlösung bringen. Die Völker zu Jüngern Jesu machen, das heißt: sie ihrem Befreier, ihrem Retter zuführen; und sie lehren alles halten was er geboten hat, daß heißt: ihnen

den Weg zur Gerechtigkeit zeigen. Und nun frage ich: ein solches Werk treiben über die ganze Erde hin, und die gesamte Menschheit einladen: die tyrannische Herrschaft des Götzen- und Sündendienstes mit dem sanften Joche Christi zu vertauschen — ist das nicht eine großartige Aufgabe der Begeisterung der Edelsten wert? Setzt durch ein solches Werk die Mission nicht eine Liebes-, Lebens- und Rettungsmacht in Bewegung, die schon durch die bloße Idealität des Gedankens eine Großmacht repräsentiert?

Doch genug von der Großartigkeit des bloßen Missionsgedankens; wenden wir uns jetzt zu seiner thatsächlichen Ausführung in der Geschichte. Da ist es wieder die Niedrigkeitsgestalt, die uns zuerst entgegentritt. Nur eine kleine Schar von Jüngern, die sich noch dazu in den Sichtungsstunden der Passion als schwache Rohre bewiesen hatten, blieb Jesu, als er die Erde verließ. Dieser kleinen Jüngerschar, die aus ungelehrten Leuten und Laien bestand, noch voller jüdischer Vorurteile war und den großartigen Universalismus des Evangeliums noch lange nicht begriffen hatte, gab der gekreuzigte Prophet von Nazareth den Auftrag: „gehet hin und erobert mir den Erdkreis." Aber „ich sende euch — nicht wie Löwen sondern — wie Schafe mitten unter die Wölfe." Die einzige Eroberungswaffe, die ich in eure Hände lege, ist das Evangelium, das Zeugnis von meinem Tode und meiner Auferstehung. Ich weiß, daß dieses Zeugnis „den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Thorheit" ist und daß sie euch darum hassen und verfolgen und töten werden; aber gehet nur hin, lehret, leidet, sterbet; — das ist mein Weg zur Weltherrschaft!

Auch wenn wir als das den Aposteln und ihren Nachfolgern überwiesene Missionsgebiet nur die damals unter der Römerherrschaft stehende Welt betrachten — wo war nach menschlicher Meinung eine Aussicht, daß die paar Boten eines gekreuzigten jüdischen Propheten diese auf ihre Macht und Bildung so stolze altklassische Kulturwelt mit der Predigt eines von ihr verachteten Evangelii überwinden könnten!

In der That! sehr knechtsgestaltet war der Weg der apostolischen Mission. Allerdings trat neben den Zwölfen bald ein Mann auf den Plan, dessen geistige und Charaktergröße sie alle überragt. Aber auch der gewaltige Paulus gilt den Athenern als ein „Lotterbube", und für seine weltgeschichtlich große Areopagrede erntet er Spott. Auch wenn dieser große Geist Musterung hält über die verschiedenen kleinen Gemeinden, die er hin und her gesammelt, so sieht er „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle", sondern bekennt, „daß Gott erwählet hat was thöricht und was schwach und was unedel und was verachtet ist vor der Welt." Nicht auf einem äußerlich imponierenden Sieges-

zuge machte die apostolische Mission schnelle und glänzende Eroberungen; am Ende des ersten Jahrhunderts gab es im höchsten Falle 200 000 Christen, die in unansehnlichen Gemeinden durch das weite römische Ländergebiet zerstreut vor der Menge der heidnischen Bevölkerung verschwanden. Und auch in diese Gemeinden, so verhältnismäßig ideal sich in vielen einzelnen ihrer Glieder das Christentum verkörperte, dringt schon in der apostolischen Zeit Sünde und Abfall, Streit und Zwietracht ein, so daß Paulus von solchen Zuständen sogar „mit Weinen“ redet. — Erst ignoriert mit vornehmer Verachtung die klassische Welt die jungen Christen, während der Pöbel ihnen die unsinnigsten Verbrechen nachsagt, die aber selbst ein Tacitus, ohne sich die Mühe einer Untersuchung zu nehmen, als wirkliche Thatsachen seiner Geschichte einverleibt. Dann tritt jahrhundertelang blutige Verfolgung ein, und alles, was die Weltmacht vermag, um das junge Christentum mit der Würzel auszurotten, wird von ihr in Bewegung gesetzt.

Und dennoch hat dieses verspottete und verfolgte Christentum, bei aller Schwachheit seiner Verbreiter und Bekenner gesiegt und zwar — wenigstens äußerlich — so vollkommen, daß thatsächlich die gesamte griechisch-römische Welt von ihm überwunden war. Allerdings hat zuletzt ein Mächtiger dieser Erde zu diesem Siege nicht unwesentlich mitgeholfen. Man braucht die Parteinahme Konstantins für das Christentum gar nicht durch hohe geistliche Motive oder gar durch übernatürliches göttliches Eingreifen zu idealisieren. Angenommen, daß den ehrgeizigen Mann nur politische Erwägungen zum Beschützer der Christen gemacht — mußte dann aber nicht erst recht sein hoher Geist in dem bis unmittelbar vor seinem Regierungsantritt noch blutig verfolgten Christentum eine Großmacht entdeckt haben, von der er hoffte, daß sie ihm eine starke Stütze werden würde? Diesen Großmachtserweis hat, dünkt mich, die Geschichte der ersten Missionsperiode glänzend geliefert. Denn wenn nicht nur trotz aller Verspottung und Verfolgung, sondern auch trotz aller eignen Schwachheit, die Mission jener Zeit eine an äußern Machtmitteln ihr weit überlegene Welt erst innerlich und dann auch äußerlich überwindet, so müssen Kräfte sieghaften Lebens in ihr wirksam gewesen sein, denen alle Weltmächte zusammengenommen nicht gewachsen waren; und wenn dieser Sieg ermöglicht wird, während das menschliche Auge an der Mission nichts als Knechtsgestalt sieht, so können eben nur diese innern göttlichen Lebenskräfte es gewesen sein, die sie in Wahrheit zur Großmacht machten. Diese innern göttlichen Lebenskräfte sind aber keine andern als die, welche dem von den Aposteln verkündeten Evangelio einwohnen, die Heilskräfte der ewigen

Erlösung, die der Gottes- und Menschensohn zustande gebracht hat; die Kräfte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, mit denen die Menschen erfüllt werden, welche diese Erlösung ergreifen; die Kräfte der religiösen, sittlichen und socialen Wiedergeburt, welche diese Menschen, wenn auch immer nur in unvollkommener Weise zuerst selbst umgestalten und dann von ihnen aus umgestaltend auch auf ihre Umgebung wirken. Es würde uns zu weit führen, an konkreten Bildern aus dem privaten und öffentlichen Leben der Christen die Macht dieser inneren Geisteskräfte anschaulich zu machen. Aber ich verweise auf die beiden trefflichen Schriften Uhlhorns: „der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" und „die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche." In diesen höchst interessanten Schriften haben wir den anschaulichen Thatbeweis für die Großmachtwirkungen, welche zuerst den Augen der Welt verborgen und bei den kleinsten Minoritäten vom Beginne der apostolischen Mission an die alte Welt allmählich von innen heraus überwinden und ein neues religiös-sittliches Leben erzeugen, bis endlich die Stunde kommt, in welcher der Sieg des Galiläers auch seitens der Weltmacht offene Anerkennung findet.

III.

Aber die von dem Stifter der Mission gegebene Marschordre lautete: „Gehet hin in alle Welt" und sein königlicher Kabinetsbefehl: „Machet zu meinen Jüngern alle Völker"! In griechischer und lateinischer Sprache war nun das Königtum Jesu thatsächlich proklamiert worden — jetzt sollte es auch in den übrigen europäischen Sprachen proklamiert werden. Und diese Aufgabe löste die mittelalterliche Mission.

Auch diese Mission ging in ihren Anfängen auf ganz ähnlichen Niedrigkeitswegen wie die apostolische. Es waren zunächst wenige und keineswegs angesehene Männer, die sich zu den Barbaren jenseit der Grenzen des Römerreichs aufmachten, um ihnen das Evangelium zu verkündigen und manche dieser Boten Christi starben den Märtyrertod. Aber diese anfängliche Gleichheit der Knechtsgestalt nahm in der zweiten Missionsperiode je länger je mehr ein andres Gesicht an. Während die Gläubigen der apostolischen Gemeinden fast an der Möglichkeit der Bekehrung der „Weisen, Gewaltigen und Edlen" unter ihren Zeitgenossen zweifelten, so sah man nach dem Siege des Christentums verächtlich auf die heidnischen „Barbaren" herab und trieb wohl gar seinen Spott darüber, so jemand diese Barbaren wollte zu Christen machen. In der apostolischen und auch nachapostolischen Zeit standen hinter den eigentlichen Missionsarbeitern die Gemeinden als lebendige Träger des Missionsgeistes; in der mittel-

alterlichen Missionsperiode sind die Träger dieses Geistes wesentlich die Mönchsorden; die christlichen Gemeinden stehen dem Missionswerk fast ganz indifferent gegenüber, weil der Missionstrieb in ihnen erloschen ist; und er ist erloschen, nicht bloß weil die jetzt zu bekehrenden Heiden nicht mehr unmittelbar vor ihrer Thüre lagen, auch nicht bloß weil seitens des Priesterstandes kaum Anregungen zur thätigen Mitarbeit gegeben wurden, sondern wesentlich weil das Christentum selbst in ihnen viel von seiner inneren Lebenskraft verloren hatte. So viele edle apostolische Erscheinungen auch unter den mönchischen Missionaren jener Zeit sich finden. — im ganzen ist es eine trotz ihrer äußerlichen Machtstellung innerlich geschwächte, weil verweltlichte Kirche, aus welcher die mittelalterliche Mission hervorgeht. Ganz natürlich nahmen dann auch die Missionsziele wie die Missionsmittel vielfach diesen Charakter an. Man begnügte sich — allerdings manche erfreuliche Ausnahmen abgerechnet — im allgemeinen mit der äußerlichen Lossagung vom Heidentum, dem Auswendiglernen einiger christlicher Hauptstücke und der, oft genug massenhaft vollzogenen, Taufe. Je mehr die Kirche selbst den Charakter eines Reiches von dieser Welt annahm, desto weniger verschmähte man die äußerlichen Machtmittel dieser Welt, um heidnische Völker der Kirche einzuverleiben. So verband, ja vermischte sich Mission und Eroberungspolitik, Christianisierung und Romanisierung, später — speciell in unserm Vaterlande — auch Christianisierung und Germanisierung.

So viel sich nun auch, nicht zur Rechtfertigung, aber zum Verständnis dieser mittelalterlichen Missionsmethode im Blick auf die damaligen Zeitverhältnisse und die göttliche Völkererziehung sagen läßt; so viel ehrlicher Eifer auch in dem veräußerlichten, ja selbst in dem romanisierenden und sogar dem eroberungspolitischen Missionswerke jener Zeit, z. B. bei einem Bonifatius und Karl dem Großen, von unbefangenen Geschichtskennern anerkannt werden muß — vom evangelischen Standpunkte aus kann man nicht anders als in dieser mittelalterlichen weltartigen Mission eine traurige Knechtsgestalt erblicken, welche nicht, wie die der apostolischen Mission, in Ähnlichkeit der Niedrigkeit Christi bestand und daher nur Hülle göttlicher Herrlichkeit war, sondern die mit dem Geiste des Evangeliums in Disharmonie stand und daher dem Christentum nicht zur Verherrlichung diente. So liefert uns — nicht durchweg, aber — im ganzen das Mittelalter das merkwürdige Schauspiel, daß eine Mission, die als weltliche Großmacht auftritt, den Charakter einer ungöttlichen Knechtsgestalt trägt, während die apostolische Zeit die erbauliche Thatsache zeigt, daß eine Mission, die in den Augen der Welt Knechtsgestalt trägt, eine göttliche Großmacht ist.

Oder mit der Paulinischen Paradoxie, nur unter Anwendung auf große geschichtliche Vorgänge: „Wenn ich stark bin, so bin ich schwach; und wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“

Und den Charakter der Schwäche trägt unleugbar die mittelalterliche Mission trotz ihrer äußerlichen Stärke. Zwar nicht bezüglich der Menge der sog. Bekehrten — ihre Zahl war groß genug; auch nicht bezüglich der Schnelligkeit, mit welcher die Christianisierung vor sich ging — bei einzelnen Völkern vollzog sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit, obgleich es Jahrhunderte dauerte bis nach und nach das gesamte heidnische Europa der Kirche eingefügt war. Wohl aber haftet dieser Mission der Charakter der Schwäche an bezüglich der Qualität des Christentums, welches sie pflanzte. Nicht als ob es nicht eine stattliche Anzahl einzelner Individuen gegeben hätte, in denen Christus wahrhaft Gestalt gewonnen — aber christliche Gemeinden in wenn auch nur entfernter Ähnlichkeit der apostolischen gab es fast keine; die große Menge hatte vielfach nur den heidnischen Aberglauben mit einem christlichen vertauscht; das Volk im ganzen stand nicht nur auf einer tiefen Stufe christlicher Heilserkenntnis, sondern auch christlicher Lebensbeweisung, darum dauerte es auch nach der vollendeten Christianisierung Jahrhunderte, bis endlich in der Reformation die Kraft eines lebendigen Christentums zum Durchbruch kam. Eben weil sie vielfach den Weg wahrhaft evangelischer Niedrigkeit verlassen, daher giebt es in dieser Missionsperiode keine solche Herrlichkeitsoffenbarung wie in der apostolischen — eine laute Mahnung für die heutige Mission, nicht in ihre Fußstapfen zu treten.

Und doch — trotz aller Abwege, auf die sie geraten, hat sich auch die mittelalterliche Mission in etwa als eine wirkliche Großmacht bewiesen. Denn so unevangelische Bahnen sie vielfach auch ging, so blieb ihr doch immer ein guter Rest christlichen Wahrheitsgehalts, den sie als Sauerteig unter die von ihr christianisierten Völker mischte. Gemäß dem Gesetzescharakter des Christentums jener Periode war die Frucht der mittelalterlichen Mission vornehmlich jene großartige religiös-sittliche Zucht, unter der die heidnisch gewesenen Barbarenvölker in nicht bloß kirchliche, sondern auch christliche Sitte hineingewöhnt wurden. So nachteilig diese bevormundende Zucht für die Heranreifung zu christlicher Selbstthätigkeit und Selbständigkeit wirken mußte — ein Übelstand, an welchem ein gut Teil der europäischen Christenheit nicht bloß in der römisch- und griechisch-katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche, besonders wo sie Staatskirche ist, bis auf den heutigen Tag zu leiden hat — so war sie doch für jenes Zeitalter eine pädagogische Macht von ganz unberechen-

barer Bedeutung, welche durch keine staatliche Macht ersetzt werden konnte. Zweifellos lag eine Erkenntnis hiervon, hier mehr dort weniger bewußt, auch allen denjenigen Eroberungen zu Grunde, welche im Bunde mit der Mission ihr Ziel zu erreichen suchten. Man hielt die Mission eben für mächtiger als die Heeresgewalt, daher suchte man ihre Bundesgenossenschaft. — Auch den religiösen Wert solcher durch Zucht eingeübten Sitte darf man keineswegs unterschätzen. Es lag in sie eingewickelt, nur oft versteckt vor unserm Vorurteile, viel wahre innige Frömmigkeit. Hätte es an dieser gefehlt, wie wollte man z. B. den Bau der herrlichen Dome erklären, welche das Mittelalter geschaffen, oder den großartigen Opfersinn, den es an den Tag gelegt — ganz abgesehen von den mannigfachen edeln Erscheinungen tiefsinnigster Mystik, die uns in ihm entgegentreten? Bei aller Äußerlichkeit des christlichen Lebens lebte in den Massen des Volkes eine sie sittigende Ehrfurcht vor dem Heiligen und ging durch sie hindurch eine religiöse Begeisterung, die selbst in der Kreuzzugsschwärmerei noch unser Staunen erregt. Also auch die mittelalterliche Mission — dennoch in ihrer Art eine Großmacht.

Unbestreitbar steht nun die bedeutungsvolle Thatsache vor unsern Augen, daß dem christianisierten Europa je länger je mehr die Führerrolle in der Weltgeschichte zugefallen ist, und nicht bloß das politische, sondern das gesamte geistige und Kulturleben der Völker an ihm seinen eigentlichen Träger gefunden hat. Wir können allerdings diese weltgeschichtliche Großmachtstellung des christlichen Europas keineswegs ausschließlich auf Rechnung der mittelalterlichen Mission setzen. Es haben hier auch noch andre Faktoren mitgewirkt. So wäre ohne die Reformation, welche das Werk einer innern Mission in der mittelalterlichen Kirche durchführte und dadurch die vorangegangene Heidenmissionsthätigkeit, soweit sie unevangelisch war, korrigierte und eigentlich erst vollendete, das christliche Europa nicht die geistige Großmacht geworden, als welche es unbestritten in der Weltgeschichte heut dasteht. Aber die Reformation hat wesentlich nur nachgeholt, was die mittelalterliche Mission versäumt, und insofern kann man sie ihre Ergänzung nennen. Indem die Reformation das Christentum zurückführte auf seine biblische Ursprünglichkeit, knüpfte sie gleichsam wieder an die apostolische Mission an und durch die Wiederherstellung des Zusammenhanges mit dieser erschloß sie die alten Lebensquellen. Jedenfalls ist die Thatsache, daß die christlichen, in der neuen Zeit besonders die protestantischen Völker an der Spitze der Weltbewegung stehen, ein weltgeschichtliches Zeugnis von ungeheurer Bedeutung für die Großmachtwirkungen der christlichen Mission.

Nun hat aber auch nach der Christianisierung Europas die Mission nicht still gestanden; ihr Weg geht ja „bis an die Enden der Erde“ und das Christentum bleibt Missionsreligion bis es Weltreligion geworden ist. Da es jetzt aber nicht meine Aufgabe ist, einen Überblick über die Gesamtmissionsgeschichte zu geben, so gehe ich an den römisch-katholischen Missionen vor, in und nach dem Reformationszeitalter vorüber, lasse mich auch nicht auf eine Darlegung der Gründe für die jahrhundertelange Vernachlässigung der Heidenmission innerhalb der protestantischen Kirchen ein, sondern eile sofort zur *Missionsthätigkeit der Gegenwart*, die natürlich unser Hauptinteresse in Anspruch nimmt.

Auch bezüglich der Heidenmission ist die *Geschichte* eine Lehrerin und versteht man die Gegenwart nur, wenn man für die Vergangenheit ein Verständnis gewonnen. Bezüglich der Mission der Gegenwart stehen wir in dem großen *Nachteile*, daß wir uns — ich kann nicht sagen noch mitten in ihr, sondern wesentlich erst *in ihren Anfängen* befinden und daß daher ihre Knechtsgestalt ganz besonders in die Augen fällt, während der Nachweis ihrer Großmachtsstellung seine besondern Schwierigkeiten hat. Denn ganz natürlich ist gerade in den *Anfängen* jeder Mission die *Knechtsgestalt* am stärksten aufgeprägt, während erst im weiteren Fortgange und am *Ausgange* die *Großmacht* erkennbar hervortritt. Andrerseits besitzt die gegenwärtige Missionsperiode den *Vorteil*, daß wir in ihr nicht zum erstenmale Mission treiben, sondern zwei große abgeschlossene Missionsperioden bereits hinter uns haben, die in großen weltgeschichtlichen Thatsachen uns den *Ausgang* des klein begonnenen Werkes vor Augen stellen. Durch Benutzung dieses Vorteils müssen wir also jenen Nachteil in etwa auszugleichen suchen, indem wir durch Vergleichungen darthun, daß die Anfangsgeschichte der heutigen Mission ganz in Ähnlichkeit der früheren verläuft, und daraus den Schluß ziehen, daß auch ihr Fortgang und Ausgang ähnlich siegreich sein wird, wie er früher gewesen. Daher der *Rückblick* auf die apostolische und mittelalterliche Mission.

Nach demselben kann es nicht mehr als etwas sonderliches erscheinen, wenn die *Mission der Gegenwart* uns zunächst als ein kleines, verachtetes Werk entgegentritt. Im Gegenteil: wir müßten uns wundern, wenn es nicht so wäre, weil ihm dann die reichsgöttliche Signatur fehlen würde. Auch im 19. Jahrhundert bleiben jene Paradoxien, die Paulus so kühn als „göttliche Thorheit“ und „göttliche Schwachheit“ bezeichnet, in souveräner Giltigkeit.

Nur auf drei Punkte will ich die Aufmerksamkeit richten, auf: die *Missionsarbeiter*, die *Missionsmittel* und den *Missionserfolg*.

IV.

Was die Arbeiter betrifft, so ist sowohl bei denen in der Heimat, wie bei denen auf dem Missionsfelde die Niedrigkeitsgestalt der apostolischen Zeit ganz unverkennbar. „Als es Gott wohlgefiel, in neuerer Zeit seine Kirche, die des Missionsbefehls ihres Königs vergessen hatte, aufzurütteln, da bediente er sich nicht angesehener Kirchenmänner, noch großer Gelehrter, noch hochwürdiger Synoden, sondern armer und geringer Leute." In England war es der bekannte Schuhmacher Carey, der den ersten Anstoß gab, in Amerika ein kleiner Kreis frommer Studenten, in Deutschland noch früher die kleine Brüdergemeinde mit ihren einfachen Handwerkermissionaren, während der von dem dänischen Könige Friedrich IV. ins Leben gesetzte erste Versuch von vornherein gescheitert sein würde, hätte nicht der Pietist Aug. Herm. Francke der Sache sich angenommen und der von ihm ausgehende Erbsegen sie mehrere Generationen hindurch über Wasser gehalten.

Es sind unter den Missionsarbeitern, man kann nicht sagen keine, aber „nicht viele Weise, Gewaltige und Edle nach dem Fleisch." Obgleich doch thatsächlich die Sache nicht so steht, daß wir zu groß sind für die Mission, sondern die Mission zu groß ist für uns, so sieht man es bis auf den heutigen Tag in weiten Kreisen der gebildeten Welt fast als despektierlich an für einen Freund der Heidenmission zu gelten, und gar in den Missionsdienst selbst haben „die oberen Zehntausend" zumal bei uns in Deutschland noch sehr wenig Arbeiter gestellt. Die Mission als das Werk der Welteroberung für den König Christus sollte die hervorragendsten Geister zu ihren Trägern und Förderern haben und — gerade sie muß sich mit so vielen schwachen Werkzeugen begnügen. Es ist eine lehrreiche Erscheinung, daß gerade die Heidenmission wieder auf „die ungelehrten Leute und Laien" zurückgreifen, und sich ihre Arbeiter vom Pfluge, von der Hobelbank und vom Ladentisch her holen mußte, wie sich Christus selbst seine ersten Apostel vom Fischernetz und von der Zollbude geholt und nur den einen Paulus aus den Schriftgelehrten gewonnen hat. In gewissen Kreisen der gebildeten Welt war es fast zur fixen Idee geworden, daß die Missionare beschränkte Leute seien und mehr als einmal habe ich gelesen, daß man sich ordentlich entschuldigte, wenn man bei einem Missionar anerkennen mußte, daß er z. B. tüchtige wissenschaftliche Leistungen produziert. Es giebt unter ihnen eine stattliche Anzahl begabter, gebildeter und praktisch tüchtiger Männer. Darum, weil einer den höheren Gesellschaftskreisen nicht entstammt oder nicht universitätlich geschult ist, ist er noch nicht borniert, und mancher der als beschränkt verschrieenen Missionare hat nicht

nur der Wissenschaft der Linguistik, Geographie, Ethnologie und Religionskunde weit wertvollere Dienste geleistet als seine ihn vom hohen Pferde herab bespöttelnden Kritiker, sondern er wird auch einen bleibenden Namen in der Geschichte behalten, wenn der Name dieser Kritiker längst verschollen sein wird. Wer kennt heute die Namen jener athenienſischen Weisen, die einst Paulus einen „Lotterbuben" nannten! Ich könnte ja manche Zeugnisse seitens der angesehensten Autoritäten dafür beibringen, daß die Aschenbrödelstellung, welche man in gewissen gebildeten Kreisen den Missionaren anzuweisen für gut befunden, sich bereits bedeutend geändert hat. Indes ich lasse ihnen ihre Knechtsgestalt. Es ist auch im 19. Jahrhundert der Ruhm Gottes, mit Werkzeugen zu arbeiten, welche ein Gegenstand der Geringschätzung sind für die Welt, und seine großen Pläne auszuführen auch ohne diejenigen, welche sich im privilegierten Besitz der Weisheit und der Macht wähnen.

Es ist ferner eine alte Klage: wenige sind der Arbeiter. Mit welcher kleinen Arbeiterschar begann die neuere Mission ihr Werk! Nun ist ja allerdings diese Zahl im Laufe unsres Jahrhunderts von kaum 200 auf 2942, und wenn man die weiblichen Arbeiterinnen mitrechnet, auf ca. 6000 gestiegen. Es liegt schon in diesem stattlichen Wachstum ein mächtiges Zeugnis für die Gesundheit und Lebenskraft des Missionswerkes. Aus den engsten Kreisen hervorgegangen hat der Missionstrieb allmählich alle Nationen und Denominationen der evang. Christenheit ergriffen, und ist trotz aller Ungunst der Mächtigen eine Macht geworden, die Respekt einflößt. 70 selbständige evang. Missionsgesellschaften, welche unabhängig von jeder Staatskirche und Weltmacht tausende von Arbeitern ins Feld stellen, kann man vernünftigerweise nicht mehr als eine Winkelsache bespötteln. Nimmt man dazu, daß alle diese tausende von Arbeitern lauter Freiwillige sind, daß ihnen nicht, wie den Kaufleuten, große Gewinne, wohl aber reichliche Mühe, Entbehrung, Krankheit und oft genug früher Tod in Aussicht stehen, daß nicht Ehrgeiz oder Abenteurersinn sie leiten, sondern Gehorsam gegen Christi Gebot und selbstlose Liebe, die nicht das Ihre sucht — muß man dann nicht zugestehen, daß diese Arbeiterschar ein reichliches Kapital von Glaubensfreudigkeit, Liebesmut, Opfer- und Heldensinn repräsentiert, und daß in diesem Kapitale eine Großmacht steckt, welcher weltliche Unternehmungen eine ähnliche nicht zur Seite zu stellen haben.

Trotzdem bleibt es numerisch immer eine kleine Schar. Man nimmt an, daß es heut ca. 1434 Millionen Menschen auf der Erde giebt. Von diesen sind erst gegen 400 Millionen dem Namen nach Christen. Es bleiben also noch weit über 1000 Millionen Nichtchristen. Wenn nun

auch ca. 3000 männliche Arbeiter für diese über die ganze Erde zerstreuten 1000 Millionen heute zur Verfügung stehen — was ist das unter so viele? Und doch: diese verhältnismäßig kleine Schar erfüllet die Erde. Weit über die äußersten Grenzen des imponierenden Weltpostvereins hinaus steht die kleine Schar unsrer Missionare auf Vorposten. Soweit der politische Machtbezirk der europäischen Kolonialstaaten, der Weltverkehr und die geographische Entdeckung geht, so weit, ja vielfach noch weiter, ist das kleine Heer unsrer Missionare vorgedrungen. Und wo immer sie Fuß gefaßt, da scheinen sie als Lichter in der Finsternis, da roden sie den Acker des Heidentums und säen guten Samen in das gerodete Land. Jede Missionsstation im Heidenlande ist eine Stätte christlicher Kultur, von der ein Strom leiblichen, geistigen und sittlichen Segens auf ihre Umgebung ausgeht. In den Händen dieser wenigen und gering geachteten Missionare liegen Wiedergeburtskräfte nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für das gesamte Volksleben, wie sie keine Regierung, kein Handelsverkehr, keine Wissenschaft in Kurs zu setzen vermag, eine Thatsache, die bei allen unbefangenen Vertretern dieser Mächte je länger je mehr Anerkennung findet. Lord Lawrence, der bekannte frühere Vicekönig von Indien, stellt den Missionaren ausdrücklich das Zeugnis aus, „daß, so vielerlei Wohlthaten auch das englische Volk Indien erwiesen, sie doch mehr ausgerichtet hätten als alle andern Einflüsse zusammen." Nun, dann wird auf andere Gebiete, z. B. die Südsee oder Afrika, auf denen europäische Mächte den Eingebornen keine Wohlthaten erwiesen, wohl aber viel Verderben gebracht haben, dieses Zeugnis erst recht Anwendung finden.

Nun bildet aber das Stadium der Sendung in jeder Missionsperiode nur den Anfang der missionarischen Arbeit. Es ist weder angänglich noch liegt es in dem göttlichen Plane, die Sendung auswärtiger Missionare ins unendliche fortzusetzen. Je länger je mehr müssen eingeborne Arbeiter die fremden Missionare unterstützen, ja allmählich ganz an ihre Stelle treten. Auf vielen der heutigen Missionsgebiete stehen wir bereits auf dem Übergange zu diesem zweiten Stadium der Missionsarbeit. Nicht als ob wir die auswärtigen Missionare etwa schon entbehren könnten, ehe dieses der Fall ist werden noch Generationen vergehen; aber die Kraft derselben wird vermehrt, ergänzt und in naturgemäßer Weise rekrutiert durch das stetige Wachstum der Mitarbeiterschar, welche das eingeborne Element stellt. Während z. B. in Indien die Zahl der auswärtigen Missionare in den Jahren 1850 bis 1880 von 339 auf 689 gestiegen ist, sich also nur verdoppelt hat, ist in derselben Zeit die Zahl bloß der ordinierten eingebornen Arbeiter von 21 auf 389 ge-

wachsen, d. h. sie hat sich beinahe verzwanzigfacht. Auf Madagaskar hat die Londoner M.-G. zur Zeit nur 28 englische Missionare, während aus den Eingebornen 64 ordinierte Pastoren und 4134 Katecheten und Evangelisten herangebildet sind. In Polynesien unterhalten heut die beiden hauptsächlich dort thätigen Missionsgesellschaften, die Londoner und die Wesleyanische, zusammen ca. 100 europäische und gegen 5000 eingeborne Arbeiter aller Art. In Summa giebt es auf sämtlichen Missionsgebieten heut etwa 25 000 Arbeiter der verschiedensten Grade, unter ihnen 1700 ordinierte Pastoren, aus den Eingebornen und diese Zahl wächst von Jahr zu Jahr. Im Verhältnis zur großen Menge der heidnischen Bevölkerung ist ja freilich auch diese eingeborne Arbeiterschar noch immer sehr klein, aber sie ist ein Beweis, daß die Mission das Christentum wurzelhaft gemacht hat im fremden Volke und ein Unterpfand, daß der Baum des Heidentums endlich fallen wird unter den Schlägen der Evangeliumsaxt, deren Stiel aus seinen eigenen Zweigen gemacht ist, wie einst ein heidnischer Hindu erklärte. Mögen sich auch unter den eingebornen Missionsarbeitern viele sehr mittelmäßige Kräfte und gebrechliche Fahrzeuge befinden; immerhin sind sie ein Salz und ein Sauerteig unter ihren Landsleuten. Durch ihre höhere moralische und geistige Bildung sind sie zu Führern derselben befähigt und repräsentieren sie eine Macht, wie aus sich selbst das Heidentum keine ebenbürtige zu erzeugen vermag. Gesetzt, daß in der alten Christenheit über kurz oder lang die Sendung zum Stillstand käme, eine Befürchtung, für welche vorläufig absolut kein Grund vorhanden ist, so würde das Missionswerk allerdings hier und da in Stockung geraten, im ganzen aber heut ebenso wenig stille stehen, wie einst nach dem Tode der Apostel. Die aus der alten Christenheit verpflanzten Absenker sind bereits zu fruchttragenden Bäumen geworden, deren Same die Weiterpflanzung selbst garantiert.

V.

Wie die Arbeiter so scheinen auf den ersten Blick auch die Mittel völlig unzureichend zu sein zur Hinausführung der so großartigen Missionsaufgabe. Nehmen wir zuerst die Geldmittel. Es liegt auf der Hand, daß ein Werk wie die Mission großer Geldmittel bedarf. Die komplizierte Leitung in der Heimat, die Vorbildung der Missionare, ihre Reisen nach den fernen Ländern und in denselben hin und her, der Ankauf von Grundstücken zur Ansiedelung, der Bau von Wohnhäusern, Schulen und Kirchen, die Erziehung eingeborner Mitarbeiter, die Unterhaltung der Missionare und ihrer Gehilfen, ganz ungerechnet unvorhergesehene Unglücksfälle, als

Zerstörungen durch Krieg oder Naturkräfte, Krankheiten oder schnell aufeinander folgende Sterbefälle der Missionare u. dergl. — das alles kostet viel Geld. Und die Missionsgesellschaften besitzen weder Kapitalien noch ein Besteuerungsrecht, noch stehen, wie z. B. bei der belgischen afrikanischen Gesellschaft, königliche Protektoren an der Spitze, oder wie bei großen Handelsunternehmungen Geldfürsten und Aktienkapitalisten. Alle ihre Geldmittel fließen den Missionen nur durch freiwillige Beiträge zu. Und woher kommen diese Beiträge? Wenn man auf einer Karte der protestantischen Christenheit die beitragzahlenden Missionskreise durch Farben oder Schattierungen darstellen könnte, so würde man sich über zweierlei wundern: erstens wie klein, besonders bei uns in Deutschland, diese Kreise sind und zweitens wie wenig sie sich in die Reihen der eigentlich Reichen erstrecken. Es giebt ja auch heute hier und da einige Reiche, die viel einlegen, z. B. jenen Herrn Jones, der der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft im Laufe von neun Jahren $2^1/_2$ Millionen Mark geschenkt, oder den bekannten Herrn Arthington in Leeds, der für den Beginn neuer Missionsunternehmungen in Centralafrika verschiedenen Gesellschaften etwa eine Million Mk. gespendet hat; im großen und ganzen aber setzen sich die Missionsbeiträge aus kleinen Gaben zusammen, die aus den mittleren und niederen Klassen kommen. Es sind manche Gaben darunter, wie jene Scherflein der Witwe, die in den Augen dessen, der wägt und nicht zählt, einen größeren Wert haben mögen als die Million jenes reichen Missionsfreundes; aber viele andre stehen in einem schreienden Mißverhältnis zum Vermögen der Geber und machen einen recht kläglichen um nicht zu sagen bettelhaften Eindruck. Es ist in der That eine Knechtsgestalt, die der König des Himmelreichs trägt, wenn er bittend vor die hintritt, welche ihn ihren Herrn und Heiland nennen und entweder nichts oder so wenig bekommt, daß die Gabe eine Beleidigung wird und ihn erröten macht — während für Luxus und Genuß große Summen verschwendet werden.

Allerdings sind nun auch die Missionsbeiträge sehr bedeutend gewachsen. Während sie zu Anfang unsres Jahrhunderts in der gesamten protestantischen Christenheit noch nicht eine Million Mark erreichten, belaufen sie sich heute auf jährlich 32 663 000 Mk. In ihrer Gesamtheit immerhin eine stattliche Summe, welche die heutige Mission auch in den Augen der Geldleute als eine ganz respektable Macht erscheinen läßt. Aber wenn man an die Kosten denkt, welche z. B. auf den Suezkanal oder die Gotthardeisenbahn verwendet worden sind, Werke, die, so sehr man auch ihre Großartigkeit bewundern und ihren Nutzen anerkennen

2*

wachsen, d. h. sie hat sich beinahe verzwanzigfacht. Auf Madagaskar hat die Londoner M.-G. zur Zeit nur 28 englische Missionare, während aus den Eingebornen 64 ordinierte Pastoren und 4134 Katecheten und Evangelisten herangebildet sind. In Polynesien unterhalten heut die beiden hauptsächlich dort thätigen Missionsgesellschaften, die Londoner und die Wesleyanische, zusammen ca. 100 europäische und gegen 5000 eingeborne Arbeiter aller Art. In Summa giebt es auf sämtlichen Missionsgebieten heut etwa 25 000 Arbeiter der verschiedensten Grade, unter ihnen 1700 ordinierte Pastoren, aus den Eingebornen und diese Zahl wächst von Jahr zu Jahr. Im Verhältnis zur großen Menge der heidnischen Bevölkerung ist ja freilich auch diese eingeborne Arbeiterschar noch immer sehr klein, aber sie ist ein Beweis, daß die Mission das Christentum wurzelhaft gemacht hat im fremden Volke und ein Unterpfand, daß der Baum des Heidentums endlich fallen wird unter den Schlägen der Evangeliumsaxt, deren Stiel aus seinen eigenen Zweigen gemacht ist, wie einst ein heidnischer Hindu erklärte. Mögen sich auch unter den eingebornen Missionsarbeitern viele sehr mittelmäßige Kräfte und gebrechliche Fahrzeuge befinden; immerhin sind sie ein Salz und ein Sauerteig unter ihren Landsleuten. Durch ihre höhere moralische und geistige Bildung sind sie zu Führern derselben befähigt und repräsentieren sie eine Macht, wie aus sich selbst das Heidentum keine ebenbürtige zu erzeugen vermag. Gesetzt, daß in der alten Christenheit über kurz oder lang die Sendung zum Stillstand käme, eine Befürchtung, für welche vorläufig absolut kein Grund vorhanden ist, so würde das Missionswerk allerdings hier und da in Stockung geraten, im ganzen aber heut ebenso wenig stille stehen, wie einst nach dem Tode der Apostel. Die aus der alten Christenheit verpflanzten Absenker sind bereits zu fruchttragenden Bäumen geworden, deren Same die Weiterpflanzung selbst garantiert.

V.

Wie die Arbeiter so scheinen auf den ersten Blick auch die Mittel völlig unzureichend zu sein zur Hinausführung der so großartigen Missionsaufgabe. Nehmen wir zuerst die Geldmittel. Es liegt auf der Hand, daß ein Werk wie die Mission großer Geldmittel bedarf. Die komplizierte Leitung in der Heimat, die Vorbildung der Missionare, ihre Reisen nach den fernen Ländern und in denselben hin und her, der Ankauf von Grundstücken zur Ansiedelung, der Bau von Wohnhäusern, Schulen und Kirchen, die Erziehung eingeborner Mitarbeiter, die Unterhaltung der Missionare und ihrer Gehilfen, ganz ungerechnet unvorhergesehene Unglücksfälle, als

Zerstörungen durch Krieg oder Naturkräfte, Krankheiten oder schnell aufeinander folgende Sterbefälle der Missionare u. dergl. — das alles kostet viel Geld. Und die Missionsgesellschaften besitzen weder Kapitalien noch ein Besteuerungsrecht, noch stehen, wie z. B. bei der belgischen afrikanischen Gesellschaft, königliche Protektoren an der Spitze, oder wie bei großen Handelsunternehmungen Geldfürsten und Aktienkapitalisten. Alle ihre Geldmittel fließen den Missionen nur durch freiwillige Beiträge zu. Und woher kommen diese Beiträge? Wenn man auf einer Karte der protestantischen Christenheit die beitragzahlenden Missionskreise durch Farben oder Schattierungen darstellen könnte, so würde man sich über zweierlei wundern: erstens wie klein, besonders bei uns in Deutschland, diese Kreise sind und zweitens wie wenig sie sich in die Reihen der eigentlich Reichen erstrecken. Es giebt ja auch heute hier und da einige Reiche, die viel einlegen, z. B. jenen Herrn Jones, der der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft im Laufe von neun Jahren 2½ Millionen Mark geschenkt, oder den bekannten Herrn Arthington in Leeds, der für den Beginn neuer Missionsunternehmungen in Centralafrika verschiedenen Gesellschaften etwa eine Million Mk. gespendet hat; im großen und ganzen aber setzen sich die Missionsbeiträge aus kleinen Gaben zusammen, die aus den mittleren und niederen Klassen kommen. Es sind manche Gaben darunter, wie jene Scherflein der Witwe, die in den Augen dessen, der wägt und nicht zählt, einen größeren Wert haben mögen als die Million jenes reichen Missionsfreundes; aber viele andre stehen in einem schreienden Mißverhältnis zum Vermögen der Geber und machen einen recht kläglichen um nicht zu sagen bettelhaften Eindruck. Es ist in der That eine Knechtsgestalt, die der König des Himmelreichs trägt, wenn er bittend vor die hintritt, welche ihn ihren Herrn und Heiland nennen und entweder nichts oder so wenig bekommt, daß die Gabe eine Beleidigung wird und ihn erröten macht — während für Luxus und Genuß große Summen verschwendet werden.

Allerdings sind nun auch die Missionsbeiträge sehr bedeutend gewachsen. Während sie zu Anfang unsres Jahrhunderts in der gesamten protestantischen Christenheit noch nicht eine Million Mark erreichten, belaufen sie sich heute auf jährlich 32 663 000 Mk. In ihrer Gesamtheit immerhin eine stattliche Summe, welche die heutige Mission auch in den Augen der Geldleute als eine ganz respektable Macht erscheinen läßt. Aber wenn man an die Kosten denkt, welche z. B. auf den Suezkanal oder die Gotthardeisenbahn verwendet worden sind, Werke, die, so sehr man auch ihre Großartigkeit bewundern und ihren Nutzen anerkennen

mag, doch immer mit der Evangelisierung der Welt sich nicht vergleichen lassen, wie klein werden dann jene 32 Millionen! Oder wenn man sich gar die Summen vorstellt, welche die Kriege verschlingen, auch die mit nichtchristlichen Völkern geführten z. B. der Afghanische, der England 468 Millionen Mk. gekostet hat, der Indianerkriege in den Vereinigten Staaten ganz zu geschweigen, in denen auf jeden getöteten roten Mann die fast unglaubliche Summe von 400 000 Mk. kommen soll — wie demütigend gering sind dagegen die Geldmittel, welche der gesamte Protestantismus auf die Rettung der Heidenwelt verwendet! In diesem Blick muß man wohl dem großen schottischen Missionar, Dr. Duff recht geben, wenn er erklärte: „Die Kirche hat bisher mit der Mission nur gespielt."

Und doch — welch überraschendes Schauspiel. Man wird, wenn man diesem Kapitel einiges Studium widmet, immer von neuem an die alte Geschichte von der Speisung tausender durch wenige Brote und Fischlein erinnert: der Herr macht, daß es langt. Ziemlich im Verhältnis mit der im gesunden Wachstumstempo gestiegenen Ausdehnung des Missionswerkes selbst sind auch die Beiträge gestiegen, sodaß im großen und ganzen die immer anwachsenden Ausgaben durch die Einnahmen gedeckt worden sind. Trotzdem die Freiwilligkeit der Beiträge jeden sicheren Voranschlag unmöglich machte, ist immer so viel dagewesen als man brauchte; und wiederum regulierten die Einnahmen den Fortschritt, damit er kein Sturmschritt würde, sondern in wachstümlicher Allmählichkeit sich vollzöge. Beide Thatsachen sind sehr lehrreich. Sie zeigen, daß auch die Missionseinnahmen unter höherer königlicher Leitung stehen, indem einerseits das Bedürfnis stets gedeckt, andrerseits dafür gesorgt wird, daß in dem Zeitalter der Dampfwagen und Telegraphen die Senfkornnatur des Himmelreichs nicht zu schaden komme. Übrigens ist es auch in diesem Stücke längst nicht mehr die abendländische Christenheit allein, welche die zum Betriebe des Missionswerks unentbehrlichen Geldmittel aufbringt. Je länger je mehr unterhalten die heidenchristlichen Gemeinden nicht nur sich selbst, sondern unterstützen auch die unter ihren Landsleuten getriebene Mission, so daß auch nach dieser Seite hin das Werk der Ausbreitung des Christentums einem Kapitale gleicht, dessen stets wachsende Zinsen immer von neuem zinstragend angelegt werden.

Wie in Bezug auf das Geldkapital, mit welchem sie arbeitet, der Mission der Charakter verhältnismäßiger Armut anhaftet, so trägt sie ferner bezüglich weltlicher Machtmittel den der Schwäche an sich. Wir erfreuen uns in dem Werke der Ausbreitung des Christentums heut keines-

wegs der thatkräftigen Unterstützung der politischen Mächte. Es ist bekannt wie feindlich z. B. die alte ostindische Kompanie den Missionaren gegenübertrat, wie das holländische Regiment früher in Südafrika und bis vor kurzer Zeit auf den Sundainseln das Missionswerk nichts weniger als begünstigt. Ebenso haben oft genug unsre Missionare den Schutz der europäischen Konsuln vergeblich angerufen. Allerdings hat das katholische Frankreich je und je die Mission zum Vorwand benutzt, um seine Eroberungen auszudehnen und mit Waffengewalt hier und da die römische Propaganda eingeführt; aber daß eine protestantische Macht um der Mission willen etwa ein Heer ins Feld stellen sollte — das steht heutzutage nicht zu befürchten. Selbst zu friedlicher Eroberung leiht sie der Mission keineswegs ihren starken Arm. So nimmt, der holländischen Regierung ganz zu geschweigen, sogar die der Mission sonst wohlgesinnte indobritische in Sachen der Religion eine so entschiedene Neutralität ein, daß sie selbst in ihren Schulen den Gebrauch der Bibel durchaus nicht duldet. Die einzige Unterstützung, welche sie der Mission gewährt, besteht in einem mäßigen Geldbeitrage (grant-in-aid), den sie denjenigen Missionsschulen leistet, welche sich ihren Schul-Ordnungen und Visitationen unterstellen. Wir sind weit entfernt, diesen Mangel an Unterstützung durch politische Machtmittel zu beklagen; wird doch dadurch auch der Schein vermieden, als ob der weltliche Arm die Mission zu einer Großmacht mache. Es kommen ja je und je einige Mißgriffe in die mittelalterliche Praxis hinein auf beiden Seiten vor; im ganzen aber wollen weder die politischen Mächte noch die Missionare von einem direkten Gebrauch weltlicher Machtmittel zur Ausbreitung des Christentums heut etwas wissen.

Und doch — wie einst der Kaiser Augustus, ohne daß er es wußte und wollte, mit helfen mußte, daß dem Kindlein vom Himmel seine Krippe in Bethlehem bereitet werde, so stehen auch heut die großen weltgeschichtlichen Mächte und Ereignisse als Bahnbrecher und Mithelfer im Dienste der so verächtlich behandelten Mission. Wohl denken unsre großen Kolonialmächte nur auf ihre eigne Machtstärkung; aber ohne daß sie es wissen und wollen, öffnen sie dem Evangelio Thüren und arbeiten durch die gesellschaftliche Ordnung und die gesetzliche Zucht, welche sie herbeiführen, einem christlichen Gemeinschaftsleben vor. Selbst mancher Krieg, der ganz und gar nicht im Interesse der Mission geführt wird, hat dieser den Eingang verschaffen müssen. Und wie mit den Kolonialmächten, so ist es mit dem Handelsverkehr und dem Entdeckungseifer. Sie selbst haben nur den Gelderwerb und die Bereicherung der Wissenschaft im Auge; und doch gebraucht sie der, in dessen Händen die Zügel des Weltregiments liegen,

damit sie der Ausbreitung seines Reiches Wege, Lauf und Bahn bereiten. Es ist in dieser Beziehung mit der heutigen Mission gerade wieder wie mit der apostolischen und mittelalterlichen. Gleichwie jener die Zerstreuung Israels, die Kriegszüge Alexanders des Großen und der unter dem Schutze der römischen Macht organisierte Weltverkehr, dieser die Völkerwanderung und die fränkische und germanische Eroberungspolitik das Feld bereiteten und die Wege bahnten — so hat die Mission der Gegenwart an der Kolonialpolitik der europäischen Staaten, dem durch die modernen Kommunikationsmittel so großartig gewordenen Welthandelsverkehr und dem wissenschaftlichen Entdeckungseifer so mächtige Pioniere und Hilfsarbeiter in ihrem Dienste, daß sie selbst dadurch aus ihrer Magdstellung in die Position einer Großmacht hinaufgerückt wird. Freilich, damit sie ja nicht Fleisch für ihren Arm halte und ihre Knechtsgestalt nicht vergesse, sind mit den Vorteilen, welche die genannten Weltmächte ihr gewähren, auch reichliche Nachteile verbunden, welche ihre Arbeit ganz außerordentlich erschweren. Um nur eins zu erwähnen: welche Steine des Ärgernisses legt die Habsucht der Europäer, die der Weltverkehr in die Fremde führt, der Mission überall in den Weg, und wie viele sogenannte Christen schänden durch ihr Sündenleben fortgehend den Namen Christi unter den Heiden! Wie gebunden werden die Lebenskräfte, die in dem Evangelio Christi liegen, durch die Jammergestalt, in welcher das Christentum den Heiden so oft vor die Augen tritt!

Das eigentliche Missionsmittel, welches wie einst der apostolischen so auch der Mission der Gegenwart ihre weltüberwindende Macht giebt, ist und bleibt das alte Evangelium von Christo, dem Sohne und dem Lamme Gottes. Zwar gerade dieses alte biblische Evangelium, das den Kindern des 19. Jahrhunderts fast noch ein größeres „Ärgernis“ und eine größere „Thorheit“ ist, als denen des ersten Jahrhunderts, bezeichnet man als ihre Hauptschwäche und erteilt ihr — ich gebe gern zu: in wohlwollender Meinung — den Rat, dasselbe entweder, namentlich bei den gebildeten Heidenvölkern, mit einer modernisierten Form des Christentums zu vertauschen, oder, namentlich bei den wilden Nationen, durch die Kulturmächte der Gegenwart zu ersetzen. In diesem Falle verspricht man der Mission nicht nur in der Heimat die sichere Eroberung der Kreise der Gebildeten, sondern auch unter den Heiden viel größere Erfolge als bisher. Beide Aussichten muß ich so gewiß für Täuschungen halten als Simon Petrus sich täuschte, da er zu dem seinen Tod ankündigenden Jesus sprach: „Das widerfahre dir nur nicht;“ denn auch dieser Rat „meinet nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Abgesehen davon, daß die Vertreter jenes freisinnigen Christentums bis heut noch nicht imstande sind in runden klaren Worten zu sagen, worin dasselbe eigentlich bestehe, und daß man doch unmöglich die Heiden für eine Religion gewinnen kann, die man selber noch sucht — muß nicht jeder unparteiische Beobachter die Thatsache zugeben, daß dieses modernisierte Christentum, das doch jetzt in der Zeit seiner Jugendfrische steht und einen sehr großen Teil der Zeitgenossen zu seinen Lobrednern zählt, eine ähnliche religiös belebende, herzerneuernde, weltüberwindende, positiv bauende Kraft bis heut nicht geübt hat, wie sie von dem apostolischen und reformatorischen Christentum thatsächlich ausgegangen ist? Es wäre also mindestens ein sehr unsicheres Experiment, mit diesem Christentum der modernen Weltanschauung unter den Heiden Erfolge erzielen zu wollen, die in der Heimat trotz aller rhetorischen Siegesweissagungen beharrlich ausbleiben. Bis jetzt haben in bezug auf die Mission die Vertreter dieses Standpunktes nur kritisiert, wir haben gehandelt. Es ist daher billig, daß sie endlich zuvor handeln, ehe sie weiter kritisieren. Nur Thatsachen, nicht rhetorische Behauptungen beweisen. Es ist keine Ironie, sondern mein voller Ernst, wenn ich mir daher den Rat erlaube: man trete doch endlich aus der bloßen Verneinung heraus und thue eine positive That. Wir werden ja dann sehen, ob dieses sogenannte Evangelium der modernen Weltanschauung langt; ob es Kraft genug hat selbstverleugnungsvolle Missionare zu stellen, mehr und bessere als die tausende, welche das alte Evangelium gestellt, ob es Kraft genug hat, Kreise von Missionsfreunden zu bilden, welche größere Opfer bringen als die, zu welchen das alte Evangelium den Trieb gegeben. Wir werden dann auch sehen, ob es langt den Heiden gegenüber, ob diese einen wirklichen Ersatz finden in dem Evangelio dieser Weltanschauung für das, was sie aufgeben sollen und ob seine Eroberungen größer und besser sind, als die welche unsre Mission mit dem alten Evangelio gemacht hat. Bis dieser Thatbeweis erbracht sein wird, kann man uns doch unmöglich der Beschränktheit oder der Unduldsamkeit zeihen, wenn wir uns zu zweifeln erlauben, daß das sog. Evangelium der modernen Weltanschauung, in so hoher Gunst bei den Zeitgenossen es auch stehen mag, eine göttliche Großmacht sei. Dieses sog. Evangelium gefällt allerdings der Welt, aber es überwindet die Welt nicht und es überwindet sie nicht, weil es selbst von der Welt ist.

Ähnlich steht es mit dem Ersatz des Evangelii durch die Kultur. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Mission und Kultur sind freilich zu vielseitig, als daß sie mit wenigen Worten erschöpft werden könnten.

Die Thatsache kann aber nachgerade als eine erwiesene und von den unbefangenen Männern aller Standpunkte anerkannte betrachtet werden, daß die Mission der Gegenwart in Kraft des von ihr verkündigten Evangelii als eine Kulturmacht ersten Ranges sich bewährt hat. Angesichts dieser Thatsache, daß sich die Kulturpflanzung überall als die Folge oder als die Begleitung der Evangeliumsverkündigung in der Heidenwelt ergiebt, muß es als eine sonderbare Schwärmerei erscheinen, dies natürliche, durch die Erfahrung erprobte Verhältnis in sein Gegenteil umzukehren und zu sagen: das Christentum solle die Folge der Kulturpflanzung werden. Allerdings stehen auch die Kulturmächte unter der königlichen Regierungsgewalt des Himmelreichskönigs und leisten daher manchen vorbereitenden Missionsdienst. Aber des ist die alte wie die neue Geschichte voll unwiderleglicher Zeugnisse, daß die Kulturmächte an sich selbst in ihrer Losgerissenheit von den religiös-sittlichen Wurzeln niemals das Reich Gottes gepflanzt haben. Gerne machte die Mission den Kulturmächten gegenüber, die mit ihr in den Heidenlanden thätig sind, es zu ihrer Losung: „mit vereinten Kräften;" aber aller Orten zeigt immer wieder die Erfahrung, daß es im großen und ganzen nicht an der Mission liegt, wenn dieser Wunsch ein bloßer idealistischer Traum bleibt. Selbst als Bundesgenosse ist die Kultur oft ein zweifelhafter Mitarbeiter der Mission, in ihrer Isolierung gewährt sie aber erst recht keine Garantie, ein wirksames Missionsmittel zu sein. Gemeiniglich überwiegen die sittlichen Schädigungen, welche sie in ihrem Gefolge hat, die civilisatorisch-pädagogischen Gewinne, die sie bringt, bei weitem. Dazu zeigt die Erfahrung, daß nicht nur einzelne wilde Heiden, die man künstlich civilisiert hat, nach der Rückkehr in ihre Heimat in die alte Roheit zurückgesunken sind, sondern auch bei ganzen Stämmen, z. B. den Maori ist das pure Civilisationsexperiment mißlungen. Aber selbst wenn es gelänge — liefern beispielsweise etwa die religionslosen höheren Bildungsanstalten der indobritischen Regierung den Beweis, als Missionsmittel wirksam gewesen zu sein? Selbst ernste Heiden üben die schärfste Kritik an diesem Bildungssystem, das wohl mit — noch dazu meist unverdautem — Wissen vollpfropft aber nicht bessert. Und wenn der japanischen Kulturrevolution, die allerdings der Mission die Thore geöffnet hat, nicht bald durch eine religiös-sittliche Erneuerung des Volkes eine gesunde Wurzel gegeben wird, so wird sie nach dem Urteile sachverständiger Kenner dem Lande viel mehr Unheil als Segen bringen.

Kurz — wir können auch in der Mission des 19. Jahrhunderts das alte biblische Evangelium von Christo dem gekreuzigten und auf-

erstandenen mit keinem andern Missionsmittel vertauschen, obgleich wir wissen, daß eben dieses Evangelium in den Augen der Welt ihre Knechtsgestalt ist. Aber gerade in ihm liegt auch ihre eigentliche Kraft. Würden wir dieses Evangelium aufgeben, so hörten wir auch auf, Mission zu treiben; wir hätten dann den Heiden nichts mehr zu bringen, das unsererseits der Opfer und ihrerseits der Annahme wert wäre. Wir würden dann weder noch Leute haben, die ihr Leben in den Missionsdienst stellten, noch Verheißungen, die uns mit jener sieghaften Glaubensfreudigkeit erfüllen, ohne welche die Christianisierung der Welt als eine — überspannte Idee erscheinen müßte. Mit dem großen Reformator erklären wir daher: „wir können nicht anders," und mit dem großen Heidenapostel: „wir schämen uns des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben," die Christen vornehmlich und auch die Heiden.

Das Evangelium wird aber nicht bloß gepredigt; auch in Schule, Presse und Leben wird es den Heiden nahe gebracht. Die Taufkandidaten müssen unterrichtet, die Kinder der Getauften gelehrt, die eingebornen Mitarbeiter herangebildet werden, so entsteht notwendig die Missionsschule, die sich naturgemäß zur allgemeinen Schule, erst der Volksschule dann auch der höheren Bildungsanstalt entwickelt. Es erscheint ja als etwas Geringes, wenn ein Missionar eine Schule gründet, die anfänglich vielleicht kaum von ein Dutzend Kindern besucht wird. Aber welch ein weittragendes Ereignis für die Entwicklung des Geisteslebens eines Volkes ist die Gründung einer ersten Schule in seiner Mitte! Und wenn wir nun hören, daß es heut auf dem gesamten Missionsgebiet c. 12000 Schulen der verschiedensten Grade giebt, die von etwa einer halben Million Schülern, unter ihnen viele tausende von Mädchen, besucht werden — ist ein solcher Schulapparat, der jährlich wächst, nicht ein Missionsmittel von respektabler Macht? Aber ich höre den Einwurf: diese Schulen kann man auch gründen ohne das alte biblische Evangelium. Ganz recht; bei uns kann man das heutzutage auch ohne das Evangelium, nachdem man es von diesem erst gelernt und dann, undankbar genug, vergessen hat, daß auch in Deutschland die Mission die Mutter der Schule gewesen. In den Kolonialreichen gründen daher allerdings auch die Regierungen Schulen, aber hören wir nur eine Thatsache. Nach dem offiziellen Berichte über den Stand des Volksschulwesens in der Präsidentschaft Madras in Indien besuchen dort von 5400000 Knaben und Mädchen heut nur 237000 eine Schule, und zwar von diesen vier Prozent der gesamten Kinderzahl nur 11000 die eigentlichen Regierungsschulen, während die

meisten übrigen in Missions- oder Privatschulen gehen, welche unter Regierungsinspektion stehen. Hieraus erhellt zweierlei: erstens, daß dem Evangelio Christi eine ganz andre schulgründende Macht innewohnt als dem Kolonialregime und zweitens, daß die Missionsschulen mehr benutzt werden als die Regierungsschulen, weil auch die Heiden bald zu der Einsicht kommen, daß diese auch erziehen und nicht bloß lehren.

Unser auf die Schrift gegründeter Glaube nötigt ferner zur Bibelübersetzung. Es giebt heut in Summa 345 Bibelübersetzungen. Wie verächtlich wird von vielen „Weisen nach dem Fleisch" in unsrer Zeit die Bibel behandelt und — dieses so verächtlich behandelte Buch ist in 345 Sprachen und Mundarten übersetzt und die Zahl seiner Übersetzungen wächst von Jahr zu Jahr! Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind besonders durch den Dienst der Missionare mehr als 260 dieser Übersetzungen zustande gekommen, weit die meisten in die Sprachen solcher Völker, die von dem Dasein der Bibel nichts wußten. Gewiß hat manche dieser Übersetzungen noch ihre großen Mängel; dennoch bilden sie ein Missionsmittel von respektabler Macht, dessen große geistige Bedeutung für das Leben der betreffenden Völker selbst diejenigen anerkennen müssen, welche den Wert der Schrift als Urkunde der göttlichen Offenbarung nicht mehr zu schätzen wissen. Beiläufig bemerkt, vergegenwärtigen wir uns einmal die Fülle sprachlicher Arbeit, welche diesen Übersetzungen vorausgegangen sein muß. Livingstone hat einmal gesagt, er suche auch darum die Quellen des Nils mit solchem Eifer, um unter Männern mitreden zu dürfen. Nun dieses Recht, was der Missionar Livingstone durch seine großen geographischen Thaten sich erworben, das dürfen auch die bibelübersetzenden Missionare schon um ihrer Sprachverdienste willen in Anspruch nehmen. Natürlich bleibt die Bibelübersetzung wieder nicht isoliert; ein literarisches Produkt nach dem andern reiht sich an sie an, von dem ABC-Lesebuch bis zur Herausgabe wissenschaftlicher Werke. Es erscheint wieder als eine sehr geringe Leistung, wenn ein Missionar ein kleines Schulbuch, einen kurzen Traktat u. dgl. in der Sprache eines heidnischen Volks herausgiebt. Aber auch die einzelnen neutestamentlichen Schriften erschienen zuerst als kleine unscheinbare Traktate, auch Luthers Hauptschriften gingen in dieser Gestalt in die Welt — und als wie mächtige Schleudersteine haben sie sich erwiesen. So sind auch die kleinen Schriften unsrer Heidenmissionare eine Macht von jährlich wachsender Bedeutung für die Ausbreitung des Evangelii, ganz abgesehen davon, daß sie den Grund legen zu einer neuen Literaturepoche unter jenen Völkern, denen sie dargeboten werden.

Und wie die Heiden das Evangelium hören und lesen, so sehen sie

es auch. Sie sehen es zunächst verkörpert in den Missionaren und deren Frauen. In einem amtlichen Berichte aus dem Jahre 1872 erklärt die gewiß nicht voreingenommene indobritische Regierung ausdrücklich: „wir können nur die große Verbindlichkeit anerkennen, zu welcher uns die wohlwollenden Anstrengungen der Missionare verpflichten, deren tadelloses Beispiel und selbstverleugnende Arbeit dem verknöcherten Leben der unter englischer Herrschaft stehenden Völker neue Kraft einhaucht." Ich bin entfernt davon, die Missionare zu idealisieren; aber daß — besonders im Gegensatz zu dem unchristlichen Leben und Treiben so vieler unter den Heiden sich aufhaltender Weißer — ihr sittlicher Ernst, ihre Selbstverleugnung, ihre Uneigennützigkeit, ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitheit, ihr eheliches und Familienleben eine Anschauungspredigt von nicht geringer Kraft ist, unterliegt keinem Zweifel. Dazu predigt auch das Leben der jungen Heidenchristen, so fern es auch immer von dem christlichen Ideal sein mag. Verglichen mit dem heidnischen Treiben ist es doch von viel höherer Qualität. Mehr als einmal haben Heiden den Missionaren gegenüber erklärt: „Wir haben eure Lehre gesehen, denn der und der unsrer Landsleute ist ein ganz andrer Mensch geworden." Und wenn sie das auch nicht immer direkt sagen, sie empfinden es doch; das neue Leben, das vor ihre Augen gestellt wird, erweist sich als ein um so mächtigeres Missionsmittel, je vielgestaltiger es sich entwickelt. Die Opfer, welche die jungen Christen bringen und die Leiden, die sie erdulden müssen, gereichen schließlich dem Evangelio ebenso zur Empfehlung, wie die christliche Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, die sich allmählich vollzieht, und die Eingewöhnung neuer christlicher Tugenden, welche das Heidentum ganz und gar entbehrte.

VI.

Mit diesen Bemerkungen sind wir aber bereits in das Gebiet des Missionserfolgs übergetreten. An den Früchten erkennt man den Baum. Erweist sich an diesem Maßstabe gemessen die gegenwärtige Mission als eine Großmacht? Im lauten Chor antworten ihre Gegner: mit nichten. Die Erfolglosigkeit der heutigen Mission gilt ihnen so sehr als eine von vornherein gewisse Sache, daß sie eine Prüfung des wirklichen Sachverhalts für ganz überflüssig halten und es als eine überraschende Ausnahme erklären, wenn je und je Thatsachen ihnen in die Hände fallen, die zur Anerkennung eines Missionserfolges zwingen. Dagegen werden mit Vergnügen alle, auch die aus den trübsten Quellen stammenden Zeugnisse registriert, welche ungünstiges über den Missionserfolg aussagen. Auf dieser Jagd nach

Abschwächungsgründen für den Missionserfolg verwickelt man sich selbst in die wunderlichsten Widersprüche. Ist die Zahl der Heidenchristen noch klein, so heißt es: nicht einmal numerisch ist der Erfolg bedeutend; kommen die Heiden in Masse, so sagt man: seiner Qualität nach hat dieser Erfolg gar keinen Wert. Gelingt es unter allerlei Opfern, die Christengemeinden kulturell, auch materiell zu heben, so erklärt man: sie sind von den Missionaren gekauft und nur um äußerer Vorteile willen übergetreten; bringen hingegen die Heidenchristen selbst bedeutende Opfer um ihre eingebornen Pastoren zu besolden, Kirchen und Schulen zu bauen, dann redet man der Welt vor: die armen Heidenschafe werden von den Missionaren geschoren. Sind die jungen Heidenchristen nicht sofort vollendete Heilige sondern erst schwache Kinder, die je und je einen Fall thun, so ruft man aus: moralisch ist der Missionserfolg so gut wie Null; wird hingegen ernste Zucht geübt, so schreit man über pietistische Engherzigkeit oder hierarchische Tyrannei. Sind die Missionare zögernd und vorsichtig ehe sie die Taufe erteilen, so erhebt man den Vorwurf: die Thüren werden nicht weit genug aufgethan; thut man aber wirklich einmal die Thüren weit auf, so heißt es: faule Fische, nichts als faule Fische.

Nun bin ich auch bezüglich ihres Erfolgs gar nicht gewillt, der gegenwärtigen Mission ihre Knechtsgestalt zu nehmen. In ihrem Anfangsstadium ist jede Missionsarbeit eine Saat auf Hoffnung, daher der in die Augen fallende Erfolg anscheinend gering. Wer in dieser Saat die zukünftigen Ernten nicht zu sehen vermag, dem wird auch keine apologetische Kunst die wirkliche Größe des heutigen Missionserfolges begreiflich machen können. Ich las einmal in der Erstlingssammlung seiner Gedichte folgende Widmung eines jungen Poeten an einen seiner Gönner:

„Das ist ein echtes Dichtergemüt,
Das schon in der Knospe die Blüte sieht.
Die Knospe sehnet sich aufzubrechen,
Dem ahnenden Auge Dank zu sprechen."

Nun, ein solches „Dichtergemüt" brauchen wir auch, wenn wir den Anfangserfolg einer Mission gerecht beurteilen wollen.

Zuerst darf man die enormen Schwierigkeiten nicht übersehen, welche überwunden werden müssen. Schon die äußeren, die in Sprache und Klima liegen, sind viel größer als die meisten Missionskritiker ahnen. Dazu kommen die innern: hier tiefe, bis an völlige Stumpfheit grenzende Versunkenheit, dort pharisäischer Weisheitsdünkel; hier die Willkürherrschaft tyrannischer Häuptlinge, dort fanatischer Fremdenhaß; hier Vielweiberei und Sklaverei, dort Kaste und Familienverband; überall aber

die Macht der väterlich überlieferten Sitte, des meist mit dem ganzen gesellschaftlichen, auch politischen Leben zusammengewachsenen Götzendienstes, des vielgestaltigen Aberglaubens und der mit ihm verbundenen Götzen- und Zaubererfurcht, und endlich die von der unsern meist ganz verschiedene Denk- und Anschauungsweise — das alles sind Mauern, die nicht auf den ersten Sturmangriff fallen, ganz zu geschweigen der Hindernisse, welche solche Europäer der Mission in den Weg legen, die durch ihren Wandel den Namen Gottes lästern machen unter den Heiden.

Ganz naturgemäß muß also auch die heutige Mission einen Geduldsweg gehen. Oft wird Jahre lang scheinbar vergeblich gearbeitet; nach vielen Täuschungen, Bedrängnissen, Niederlagen, vielleicht vorübergehenden Rückzügen sammelt sich endlich ein kleines Häuflein, das dann bald wieder durch Versuchungen und Verfolgungen aller Art gesichtet wird. Dazu sind es sehr selten die Großen und Einflußreichen, die den Kern dieser kleinen Erstlingshäuflein bilden; die große Majorität gehört zu den gering geachteten in der Welt. Nehmen wir noch dazu, daß diese kleinen, meist den unteren Volksschichten angehörenden Häuflein keineswegs aus Idealchristen bestehen, sondern Anfänger im Christentum und mit vielen Schwachheiten behaftete Kinder sind — so denke ich, ist die Knechtsgestalt, die auch dem Missionserfolg anhaftet, mit aller nüchternen Treue gezeichnet.

Und doch — schon heute ist selbst das numerische Ergebnis gar nicht so verächtlich. Auf Grund sehr sorgfältiger statistischer Untersuchungen beträgt die Gesamtzahl der bis jetzt gewonnenen Heidenchristen 2283000, die allerdings auf die verschiedenen Missionsgebiete verschieden verteilt sind. So kommen z. B. auf die Südsee 264000, auf Gesamtindien c. 1/2 Million, auf Südafrika 190000, auf Madagaskar 280000. Das sind freilich immer noch kleine Minoritäten, aber diesen Minoritäten gehört die Zukunft und sie vermehren sich wie ein Kapital, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird. 1857 zählte die Baseler Mission auf der Goldküste nach 30jähriger opferreicher Thätigkeit erst 367 Christen, 1867: 1509, 1877: 3607, 1881: 4780. In Indien und Ceylon belief sich die Gesamtzahl aller eingebornen Christen 1852 auf 128000 nach wenigstens 40jähriger Arbeit; 1862 auf 213000, 1872 auf 318000, 1882 auf 550000. In China zählte man 1853 nach 10jähriger Arbeit 351 volle christliche Kirchenglieder, die das Recht hatten, zum heil. Abendmahl zu gehen, 1863: 1974, 1872: 8000, 1882: über 20000. Ähnlich ist der Fortschritt auf andern Missionsgebieten. Auch diese Zahlen mögen der Welt nicht imponieren. Die Eroberungen eines Alexander oder

Napoleon nahmen allerdings in kurzer Zeit riesigere Dimensionen an; aber sie bestanden nicht, eben weil sie zu schnell gemacht wurden. Was Dauer haben soll, muß nach und nach wachsen; nie kommt ein gesundes Reich zustande ohne langsame Fundamentierung und allmähliche Vergrößerung. Gerade in dieser gesunden, langsamen, stufenmäßigen, aber unaufhaltsamen Entwicklung liegt die wirkliche Kraft der christlichen Mission, so unbefriedigt auch die Welt über diesen Geduldsweg sein mag. Nach dem göttlichen Reichsgesetz verläuft eine gesunde Missionsperiode wesentlich in 3 Hauptstadien, die sich natürlich weder scharf gegen einander abgrenzen, noch überall die gleiche Zeitlänge in Anspruch nehmen. Das erste Stadium ist das der Sendung, welches wesentlich auf Einzelbekehrung gerichtet sein muß und nur die Fundamente des Gemeindelebens legt. In diesem Stadium der Vorarbeit ist der sichtbare Erfolg selbstverständlich am geringsten und die Zahl der Bekehrten aus den Kreisen der Höhergestellten am kleinsten. Das zweite Stadium ist das der organisierten Arbeit der Eingebornen, in welchem durch größere und allgemeinere Gemeinde-Bildung dem bereits gelegten Fundamente gleichsam das erste Stockwerk aufgesetzt wird. In dieser Zeit wird der Zuwachs, vielfach auf ganz unmerkliche Weise, schon bedeutend und ergreift die christliche Bewegung je länger je mehr auch die mittleren und höheren Kreise. Das dritte Stadium ist das der Massenchristianisierung und wird gemeiniglich durch bedeutungsvolle politische Ereignisse herbeigeführt. Mit dieser Volkschristianisierung ist das eigentliche Missionsziel erreicht; aber der Weg zu diesem Ziele beansprucht Generationen, ja Jahrhunderte.

Auf Grund dieser thatsächlichen Entwicklungsgesetze muß es geradezu als eine Beschränktheit bezeichnet werden, den wirklichen Wert des geringen Anfangserfolgs nur nach Zahlen zu messen. Zur Veranschaulichung nur eine charakteristische Thatsache. In Japan, wo die evangelische Mission kaum 2 Jahrzehnte alt ist, beläuft sich heut der Zahlenerfolg auf etwa nur 9000 Christen — für ungeduldige Leute eine sehr geringe Zahl. Wenn wir nun aber hören, daß die religiöse Frage dort bereits auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion steht und man im Ernst mit dem Gedanken sich beschäftigt, für das Reich des Sonnenaufgangs eine neue Religion zu gründen, die aus den Hauptlehren des Schintoismus, Buddhismus, Konfucianismus und Christentums gemischt sei — ist das nicht ein Beweis dafür, daß die Mission bereits eine große religiöse Gährung bewirkt haben muß? Und wenn dieser Beweis nicht genügend erfunden werden sollte, weil man diese Gährung auch mit auf Rechnung der dortigen großen Kulturrevolution setzen kann — so stellen uns japa-

mische Zeitungen vor die zweite Thatsache, daß gebildete Heiden bereits den Nachweis führen, die Gründung einer neuen Mischreligion sei für Japan heut eine ebensolche Fehlgeburt wie einst der Manichäismus für Persien; eine Religion müsse auf Inspiration beruhen und das Christentum allein könne die zukünftige Religion des Inselreiches werden. Ist das nicht auch Missionserfolg, der in kurzer Zeit das heutige statistische Ergebnis bedeutend vermehren muß?

Überall geht der Missionserfolg weit über die Zahlen hinaus. Ich kann jetzt auf die vielen sittlichen, socialen und kulturellen Wirkungen nicht eingehen, welche die Mission selbst jenseit der Kreise der Christgewordenen ausübt, will auch den Wert nicht schildern, den diese auch seitens vieler Missionsgegner immer mehr Anerkennung findenden indirekten Missionswirkungen an und für sich selbst haben. Nur das will ich andeuten, daß man alle diese Wirkungen bei der Taxierung des Zahlenerfolgs mit in Rechnung setzen muß, weil sie ganz unvermerkt eine neue *Atmosphäre* schaffen, die auch der noch heidnische Teil des Volkes atmet und, so zu sagen, einen *Humus* bilden, in welchem der Same des Evangelii für die Zukunft desto besser aufgeht. Das Christentum ist eben im doppelten Sinne die *universale* Religion: einmal indem es berufen ist, die Religion *aller Völker* zu werden; und dann indem es sauerteigartig *alle menschlichen Lebensverhältnisse* durchdringt. Beide Arten des christlichen Universalismus gehen in der Mission Hand in Hand; ja die Sauerteigwirkungen laufen dem äußeren Wachstum vielfach vor und bilden die innerliche Macht, welche dieses Wachstum beschleunigt und nährt.

Nach diesen nüchternen Beleuchtungen werden die heutigen 2¼ Millionen Heidenchristen wohl nicht mehr als ein verächtlicher Erfolg bezeichnet werden können.

Was die *niedere gesellschaftliche Stellung* der Mehrzahl der heutigen Heidenchristen betrifft, so befinden wir uns auch betreffs dieser in völliger Gleichheit mit der apostolischen Mission. Es wird eben den „*Armen*“ das Evangelium gepredigt und die „*Mühseligen und Beladenen*“ sind es immer und überall, die für dasselbe das offenste Ohr haben. Hat auch heute die Welt darüber ihren Spott, so trägt die Mission diesen Spott eben als ihre Knechtsgestalt. Man hat es je und je versucht, die Großen und Weisen in dieser Welt zuerst zu gewinnen, um so der Mission größeres Ansehen und schnelleren Erfolg zu verschaffen; so erst jüngst wieder bei dem allgemein bekannten König Mtesa in Uganda. Aber immer wieder zeigt uns dann der Hohe und Erhabene durch Mißerfolg, daß Er Sein Reich nicht von oben nach unten, sondern *von*

unten nach oben baut. Wenn man uns daher in wohlwollender Absicht den Rat giebt z. B. in Indien durch religionswissenschaftliche Vorträge zuerst die obersten Schichten der Gebildeten und dann von diesen aus das Volk zu beeinflussen, so müssen wir unter Berufung auf die Geschichte erklären: so menschlich klug und der Welt imponierend dieser Weg auch scheinen mag, er ist nicht der königliche Weg des Gottes, der seinen Sohn in Knechtsgestalt in diese Welt gesendet hat. Ein unbefangener Blick in die Religions- und Sittengeschichte aller Zeiten lehrt uns, daß mit wenigen Ausnahmen von den oberen Kreisen viel mehr Verderbnis als religiös sittliche Erhebung in die niederen ausgegangen ist. Es ist auch hier der Triumph Gottes, daß die ersten die letzten und die letzten die ersten werden und daß er die Höhen dieser Welt von den Tiefen aus erobert, nur selten umgekehrt. Um übrigens nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich ausdrücklich, daß auch bezüglich der heutigen Heidenchristen das alte Wort Pauli in Kraft geblieben ist: „nicht viel Edle nach dem Fleisch;“ einige sind auch heute da und irre ich nicht, so befinden wir uns auf manchem Missionsgebiete bereits in dem Stadium, in welchem aus diesen einigen immer mehrere werden.

Endlich nur noch ein Wort über den Schwachheits- und Kinderzustand der heutigen Heidenchristen. So nachdrücklich ich betone, daß es unter ihnen eine nicht ganz verächtliche Zahl von Männern und Frauen giebt, die uns zur Hochachtung nötigen und als Vorbild dienen können, ebenso unumwunden gebe ich zu, daß die Mehrheit dieser jungen Christen auf einer keineswegs hohen Stufe religiöser Erkenntnis und religiösen Lebens steht und noch manche Flecken und Runzeln an sich trägt. Rechnet man das der Mission zur Unehre an, so müssen wir es wieder als eine Knechtsgestalt tragen; aber pädagogisches Verständnis spricht aus solcher Verunehrung jedenfalls nicht. Selbst in den altchristlichen Kreisen der Heimat wird niemand im Handumdrehen ein vollendeter Heiliger; wie unverständig ist es also bei Leuten, die aus tiefster heidnischer Finsternis herkommen, eine Idealität zu verlangen, die an uns selbst nicht gefunden wird. Es wäre ja freilich herrlich, wenn das Christentum im Leben aller seiner Bekenner hier in der Heimat wie draußen auf dem Missionsfelde eine gewisse ideale Gestalt trüge; zweifellos würde es dann als eine viel siegreichere Eroberungsmacht sich beweisen. Aber diese Übereinstimmung des Lebens mit dem religiös-sittlichen Ideale des Evangeliums ist vollkommen nur in Einem realisiert gewesen, in Ihm, der ohne Sünde war; bei seinen Jüngern hat immer und überall viel gemangelt an der Herrlichkeit, die sie vor Gott haben sollten. Dieser Mangel ist eine Knechts-

gestalt, die das Christentum in dieser Welt trägt, nicht heute erst, sondern die es immer getragen hat, auch in der apostolischen Zeit. Und trotz dieser Knechtsgestalt war es eine Großmacht! Wenn wir daher sehen, daß unter den heutigen Heidenchristen auch die besten den Schatz des Evangelii nur in irdenen Gefäßen tragen, so nimmt uns das freilich alle Lust zum rühmen, aber nicht das Vertrauen in die überschwengliche Kraft Gottes, deren Triumph es ist, in der Schwachheit sich zu vollenden. Gerade daß trotz eines so dürftigen Maßes der im Leben realisierten Ideale des Evangeliums das Christentum dennoch als weltüberwindende Macht sich erweist, muß den Beweis liefern, daß hier göttliche Kraft wirksam ist und göttliche Wahrheit. Auf dieser Kraft und dieser Wahrheit steht unsre Siegeshoffnung auch für die heutige Mission, so unvollkommen sie auch im Leben der jungen Heidenchristen zur Erscheinung kommt. Will man an diese Christen ein gerechtes Maß legen, so muß man ihren jetzigen Zustand mit ihrem früheren und ihr Leben mit dem ihrer noch ganz heidnischen Landsleute vergleichen. Trotz aller ihrer Mängel werden sie dann als Lichtlein erscheinen, die in der Finsternis leuchten. Bedenkt man dazu, daß die meisten dieser Heidenchristen für ihr Christentum nicht geringe Opfer bringen, Opfer selbst an Leib und Leben, und daß sie Kinder sind nicht bloß an Verständnis sondern oft auch an Demut und Glauben, so ist einsichtig, daß sie dennoch ein Salz sind für ihre Umgebung und in aller ihrer Schwäche doch Gottes Kraft sich wirksam erweist.

Jetzt da ich am Schlusse bin, fühle ich besonders lebhaft, wie schwierig es ist, heute, da wir noch wesentlich im Anfangsstadium der gegenwärtigen Mission stehen und das menschliche Auge vorwiegend die Knechtsgestalt derselben erblickt, in überzeugender Kraft einen Eindruck davon zu geben, daß sie dennoch eine Großmacht ist. Was aber der apologetische Versuch nur schwach vermag, das wird die Geschichte glänzend leisten. Wie die apostolische und die mittelalterliche Mission mit dem Siege des Evangeliums über die Heidenvölker ihrer Zeit geendet, so wird auch die Mission der Gegenwart nur mit dem Siege über die heutigen Heidenvölker enden. Wenn im Jahre 2000 eine ähnliche Arbeit wie die vorliegende geliefert werden sollte, so wird die Knechtsgestalt der modernen Mission hinter den Großmachtwirkungen derselben schon so sehr in den Hintergrund getreten sein, daß man sich wundern wird, wie 1883 so viel Mühe aufgewendet werden mußte, um zu beweisen, daß auch von der heutigen Mission gilt, was Pilatus einst angesichts des knechtsgestalteten Jesus ausrief:

Dennoch — ein König!

Eine staatssocialistische Mission deutscher Zunge.[1])

Beleuchtet von F. M. Zahn.

I.

Im vorletzten Jahrgange dieser Zeitschrift 1881 S. 385 ff. und 481 ff. hat Herr Dr. Hübbe-Schleiden in zwei Artikeln, „Nationale Missionsarbeit" und „Organisation der Missionsarbeit" eine neue Missionsmethode empfohlen. Den zweiten Artikel, zu welchem der erste gewissermaßen die Einleitung bildet, hat der Verfasser „an alle Freunde der Missionsbestrebungen" gerichtet und diesen damit das Recht gegeben, auf seine Worte zu antworten. Für mich liegt außer diesem allgemeinen Recht noch besondere Veranlassung zwiefacher Art vor, nicht zu schweigen. Einmal hat der Herausgeber dieser Zeitschrift in einer Anmerkung eine weitere Diskussion gewünscht und dabei bemerkt, daß ich in meinen Artikeln über die ostafrikanischen Missionen vielfach auf einem dem Herrn Dr. Hübbe-Schleiden entgegengesetzten Standpunkte stehe. Dem ist in der That so und zwar in viel höherem Maße, als es mir jene Artikel gestatteten auszusprechen. Denn bei den ostafrikanischen Missionen handelt es sich nur um eine Veränderung der Missionsmethode, die so wenig unbedenklich sie auch meines Erachtens ist, doch Ausgang und Ziel der Mission nicht verschieben will. Die Vorschläge des Herrn Dr. Hübbe-Schleiden dagegen verlassen den Ausgangspunkt, von welchem evangelische Missionen bisher ausgingen, und setzen auch ein anderes Ziel, als das bisher ins Auge gefaßt wurde. Aus dem Grunde kann wenigstens ich auch nicht der Andeutung des Herrn Herausgebers folgen, wenn dieser bemerkt, daß „vielleicht — wie doch manchmal — die Wahrheit in der Mitte liege." Da liegt sie in der That oft, und ja und nein ist durchaus nicht immer eine schlechte

---

[1]) Aus redaktionellen Gründen kommt dieser bereits vor längerer Zeit eingesandte Aufsatz erst jetzt zum Abdruck. — Sowohl die Einleitung desselben als meine Fußnoten zu den beiden Hübbe-Schleidenschen Artikeln motivieren seine Aufnahme. Hier und da hätte ich allerdings die Polemik gern etwas weniger scharf gewünscht. Was den Inhalt betrifft, so kann der Herausgeber zwar nicht alle einzelnen Bedenken und Behauptungen Zahns auch seinerseits vertreten, aber sein Dissensus ist hier weit weniger ein principieller als bei manchen der Ausführungen seines Gegners. Daß Zahn den Missionsstandpunkt mit großer Sachkenntnis vertritt und als ein Mann der Praxis auf Schwierigkeiten aufmerksam macht, die in den von ihm bekämpften Artikeln kaum angedeutet waren, bedarf nicht erst der besonderen Hervorhebung. In einer demnächstigen 2. Auflage meines Buches: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" gedenke ich meinerseits specieller als in der ersten Auflage geschehen, auf manche der streitigen Punkte zurückzukommen. D. H.

Theologie, und noch weniger eine schlechte Antwort für die Praxis. Wenn z. B. Herr Dr. Hübbe-Schleiden seine persönliche Bekanntschaft mit West-Afrika, insbesondere was er mit eigenen Augen von der protestantischen und römischen Mission am Gabun und Senegal gesehen hat, seine Kenntnis überseeischer Verhältnisse und seine Missionsstudien benutzt hätte zu einigen Vorschlägen, etwa zu dem Vorschlag, sich auf wenigen Arbeitsstätten zu konzentrieren, in der Erziehung die erziehliche Bedeutung der Arbeit mehr zu berücksichtigen, in tropischen Ländern das Cölibat für die Missionare einzuführen, so würden diese Vorschläge es erlaubt haben, eine goldene Mitte zu suchen. Allein damit hat er sich nicht begnügt, sondern ein ganzes Missionssystem aufgestellt, welches principiell dem bisherigen gegenübersteht, und so viel ich sehe, giebt es da keine Mitte.

Die andere Veranlassung für mich liegt darin, daß die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Methoden von Herrn Dr. Hübbe-Schleiden insbesondere an der Missions-Arbeit exemplificiert wird, der ich diene. Zwar hat er den Namen der Norddeutschen Missions-Gesellschaft aus Schonung nicht genannt. Allein wenn auch der angezogene von mir erstattete Bericht, an dem die Kritik geübt wird, nicht durch die Güte des Herrn Dr. Warneck ohne mein Zuthun in demselben Jahrgang dieser Zeitschrift mitgeteilt worden wäre, so müßte doch jeder einigermaßen Unterrichtete wissen, welche der beiden in West-Afrika thätigen deutschen Gesellschaften gemeint sei. Insbesondere unsre Mitarbeiter konnten nicht im Zweifel sein, daß ihre eigene Arbeit kritisiert werde, und unsichere Freunde wurden durch die aus Schonung geübte Verschweigung des Namens nur auf den Gedanken gebracht, es müsse doch sehr schlimm stehen, daß man nicht einmal den Namen nenne. Diese Schonung hat keinen Wert, dagegen wäre die Kritik vielleicht anders ausgefallen, wenn der Herr Verfasser, der mir während der Zubereitung seiner Artikel einige Zeilen schrieb, bei mir sich erkundigt hätte, ob wir in der That Unterschied und Verhältnis von „Unterricht" und „Erziehung" nicht kennten, ob wir auf der Sklavenküste „im heiligen preußischen Reiche deutscher Nation" uns zu befinden glaubten. Vielleicht hätte auch ohne besondere Anfrage vorausgesetzt werden können, daß wir nicht so überaus unverständig seien. Allein der Herr Verfasser ist überhaupt sehr fern davon nachzuforschen, ob es vielleicht noch andere Gründe für Thun und Lassen giebt, als die ihm bekannten oder augenblicklich im Sinne liegenden. Überall führt er die angeblichen Mißgriffe darauf zurück, daß man die rechte volkswirtschaftliche Weisheit nicht begriffen habe. Seine Gutmütigkeit sieht dann wohl eine Entschuldigung darin, daß die Lebensentwicklung dieser Verblendeten in „die ältere Zeit des 2. und 3.

Viertels dieses Jahrhunderts" gefallen ist, daß die „ältere Generation" sich von ihren Anschauungen nicht losmachen könne. Für jüngere Leute ist ihre Wirtschaftsanschauung „komisch naiv" und ernster geredet, ihr Verfahren „unverantwortlich". Ist es dem Herrn Dr. Hübbe-Schleiden gar nicht in den Sinn gekommen, daß Männer, deren Lebensentwicklung vor 1875 fällt, von diesen angeblich neuen volkswirtschaftlichen Ideen Kenntnis, von ihnen bis zum Überdruß gehört haben könnten, und sie doch für verkehrt halten oder aus religiösen und kirchlichen Gründen ihre Anwendung auf die Mission für verderblich erachten?

Doch die Nordd. M.-G. ist nur ein Exempel. Die Kritik ergeht sich über alle protestantischen Missionen, von denen keine es dem Verfasser ganz zu Gefallen gemacht hat, obgleich einige hie und da einen Lichtblick haben. So verkehrt und verschwenderisch gehen sie mit ihren Kräften um, daß man nach des Verfassers Überzeugung mit ihrem Jahresaufwand von 28 Millionen Mark „als einmaligem Anlage-Kapital bei richtiger Organisation einen ganzen Kontinent wie Afrika in absehbarer Zeit christianisieren und civilisieren" könnte. Selbst die 2½ Millionen Mark deutscher Missionsbeiträge würden für ein Teuto-Guinea oder Deutsch-Äthiopien, welches des Verfassers nächstes Ziel bildet, genügen. Bei dieser Rechnung dürfte man annehmen, daß in einem oder anderthalb Jahrzehnt das genügende Anlage-Kapital zur Christianisierung der ganzen Welt bereit läge, und die Arbeit in absehbarer Zeit fertig würde. Diese vernichtende Kritik übt der Verfasser ohne Zweifel als Freund, aber die Freundschaft ist der des Katers in Andersens „häßlicher jungen Ente" ähnlich, welcher sagt: „Ich sage dir Unannehmlichkeiten, und daran kann man seine wahren Freunde erkennen." Das ist ja auch heilsam. Allein sollte nun wirklich die Christenheit 19 Jahrhunderte, die protestantische Mission wenigstens 90 Jahre alt geworden sein, ohne dies Rezept einer jüngeren Generation gefunden zu haben, welches mit einem Schlage die Weltgeschichte verändert? Ist die protestantische Mission ein solcher Mißgriff? Hat sie, auch nur als Kulturmacht betrachtet, solche Irrwege eingeschlagen? Es hätte dem Verfasser einige Bedenken machen sollen, sich in so starken Gegensatz zu unsrer Zeitrechnung und Geschichtskenntnis zu setzen.

Das Erstaunen wächst, wenn man sieht, daß der Verfasser das Lob, welches er der protestantischen Mission versagt, der römisch-katholischen zuwendet. Doppelt verwunderlich ist dies, da er, wie schon der Herausgeber bemerkt hat, vornehmlich den Stand des Kulturhistorikers einnimmt. Zwar entspricht auch keine römische Mission ganz dem Missionsideal des

Verfassers, sie erhalten nur, besonders die Mission der Kongregation vom heil. Geist und heil. Herzen Mariä in West-Afrika das beste Prädikat. Am meisten würde wohl die Jesuitenmission in Paraguay der Methode des Kritikers entsprechen, die auch im preußischen Abgeordnetenhaus von Virchow als die einzig verständige Mission bezeichnet worden ist. Man fragt sich, hat denn der Verfasser im Blick auf das, was dort und in ganz Central- und Südamerika die römische Mission geleistet hat, im Blick auf das, was in den portugiesischen Besitzungen Afrikas erreicht ist, und auf das, was die römische Mission in den Jahrhunderten, seit sie von der protestantischen unterschieden werden kann, zustande gebracht hat, nicht das Bedürfnis gefühlt zu untersuchen, ob nicht doch in dieser Missionsmethode etwas faul sei? Es ist gewiß vieles an der römischen Kirche zu bewundern, insbesondere ist es ein nicht leicht zu erklärendes Rätsel, daß dies Gebäude, in welchem gröbste Verirrung von der Wahrheit sich so breit macht, nicht zusammenstürzt, aber die römische Kirche daheim oder in überseeischen Ländern als Kulturmacht mit den protestantischen Kirchen auch nur gleich zu stellen, das heißt doch der Geschichte ins Gesicht schlagen. Je unbedingter die römische Kirche in altchristlichen Ländern herrscht, desto weiter sind sie in der Kultur zurückgekommen. Und alle überseeischen Besitzungen katholischer Staaten halten den Vergleich mit protestantischen Kolonien nicht aus. Sollte das nicht bedenklich machen und veranlassen nach den Ursachen zu fragen?

Doch es ist zu erfreulich, Männer von der Lebenserfahrung des Herrn Verfassers, sich freundlich an der Mission beteiligen zu sehen, als daß man ihre wohlgemeinten Ratschläge mit allgemeinem Hinweis auf den Richterstuhl der Geschichte abweisen möchte. Freilich erleben wir auch hier, wie meistens wenn in Deutschland einer dieser seltenen Freunde sich einstellt, das Unglück, daß dieser Freund von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht, als die Mehrzahl der Missionsarbeiter. So wird zuerst eine Verständigung über die Grundsätze der ganzen Arbeit nötig, ehe man über die Anwendbarkeit der einzelnen Ratschläge fruchtbringend verhandlen kann. Diesen Übelstand hat der Herr Verfasser dadurch vergrößert, daß er ganz unterlassen hat, ich fürchte sich selbst und jedenfalls anderen eine klare Einsicht in seine Missionsmethode zu geben, indem er etwa in einigen kurzen Sätzen ein zusammenhängendes Bild derselben zeichnete. Dadurch wäre er genötigt worden zu zeigen, wie sich das, was man bis jetzt unter Missionsarbeit verstanden hat, die religiöse Unterweisung, in seinen Plan einfügt. Den ungeheuerlichen Gedanken nur durch Arbeit zu erziehen, hegt er natürlich nicht; wenn aber Predigt und Unterricht doch irgendwo eingreifen sollen,

so würden sich vielleicht an der Stelle, trotz seiner Methode, die Fehler einstellen, welche er tadelt, und seine Kritik darum hinfällig werden, weil die Fehler bei der einen wie der andern Methode begangen und vermieden werden könnten. Er hat z. B., wie schon bemerkt, als Beispiel zur Veranschaulichung seiner Ansicht von den hauptsächlichsten Schwächen des protestantischen Missionsbetriebes meinen Bericht angezogen. Ich bemerke nun zunächst, daß in meinem Bericht von unserm „Missionsbetrieb" kaum die Rede ist. Ich versuchte nachzuweisen, daß wir eine zu geringe Kraft an unsre Arbeit wenden, natürlich in der Absicht eine größere Anstrengung bei den Freunden anzuregen, um die schon erlangten Vorteile zu sichern und weiter zu führen, und glaubte sagen zu dürfen, daß bei Anwendung größerer Mittel auch die Gefährlichkeit des Klimas vermindert werden könne. Ich bin der Überzeugung, daß nicht sowohl die Methode, als die ungenügende Kraftaufwendung mehrere westafrikanische Missionen hindert, größere Erfolge zu sehen, auch die am Gabun. Da dies der Hauptgedanke meines Berichtes ist, so würde derselbe meines Erachtens die Schattenseiten unsrer Methode nur dann veranschaulichen können, wenn bei der Methode des Herrn Verfassers auch bei ungenügender Kraft die Mission ihr Ziel erreichen würde. Das kann nicht die Meinung sein. Doch ich will annehmen, daß mein Bericht unsern Missionsbetrieb in seiner Gegensätzlichkeit gegen die neue Methode darstelle, welche Hauptschwächen zeigt er, die der Verfasser vermeiden kann? Ich sehe nur zwei. Wir haben ein Deficit, welches der Verfasser in einen Saldo verwandlen würde, indem er bei seiner Methode aus der Mission die Mittel des Betriebes nehmen würde. Ferner sterben bei uns Männer, Frauen und Kinder, was bei dem Verfasser nicht oder weniger geschehen soll. Das sind, so weit mein Bericht geht, die beiden einzigen Vorteile, die seine Methode gegen unsre Praxis hat. Ich sage: Methode, weil in der That unser Beispiel die Schwächen unsres Betriebes nur zeigen, veranschaulichen kann, wenn Herr Dr. Hübbe-Schleiden Gelegenheit hätte zu zeigen, daß seine Praxis leistet, was seine Methode verspricht. Die Praxis, welche seiner Methode am meisten entspricht, zeigt weder den einen noch den anderen Vorzug. Doch wir geben zu, diese Vorzüge können wenigstens durch die Theorie einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden, alles andere, was der Verfasser als „Schwäche" unsres Betriebes erwähnt, kann bei seiner Theorie ebenso gut vorkommen, wie es in unsrer Praxis fehlen kann. Er erwähnt, daß einer unsrer Missionare im Juni ausgesandt im September wieder heimgekehrt ist. Die Sache war die, daß dieser Missionar anscheinend gesund einen

leichten Schlaganfall bekam; es stellte sich heraus, daß er für ein tropisches Klima ungeeignet. Welche Sicherheit bietet die nationale und organisierte Mission gegen solche und ähnliche Mißgriffe? Der Verfasser fährt aus meinem Bericht citierend fort: „Die Hauptursache unsrer Mißerfolge (sollte meiner Lesart nach heißen: „Der „Hauptfehler unsrer Organisation") liegt in der geistigen Überarbeitung unsrer Missionare" und fügt hinzu: „Sie sind nämlich mit dem Unterricht überbürdet grade als ob sie im heil. preußischen Reich deutscher Nation sich befänden." Nun der Verfasser hätte den angeblich in meinem Bericht stehenden Satz ganz getrost gleich völlig nach seiner Meinung gestalten können, denn er ist auch jetzt **nur seine Lesart**, in meinem Bericht steht er nicht. Entstanden ist er wohl aus meinem Satz: „Die Seminarvorsteher haben sich überarbeitet," welchen ich ausdrücklich damit begründet habe, daß sie außer dem Unterricht eine ganze Reihe von anderen Aufgaben haben. Wie viel sie am Unterricht teilnehmen, ob sie damit überbürdet sind, ist in dem ganzen Bericht absolut nicht zu ersehen. Doch ich sehe von dieser Nachlässigkeit ab, und frage, wie soll denn die Methode des Verfassers, wenn er Predigt und Unterricht nicht ausschließt, eine thörichte Behandlung derselben ausschließen oder welcher Grund ist vorhanden, daß die, welche in dieser Thätigkeit das Wesentliche der Missionsarbeit sehen, dieselbe nicht verständig einrichten sollten, daß sie nicht zu unterscheiden wissen zwischen Erziehung und Unterricht, daß sie die Europäer mit Unterricht überbürden? Ich sehe keinen. Ich weiß nicht, ob der Verfasser schon einmal länger darüber nachgedacht hat, wie ein Seminar für einheimische Lehrer und Prediger einzurichten ist. Bietet seine Methode eine Garantie, daß er dann nicht zu der Erkenntnis kommen würde, diese Arbeit sei für einen Europäer zu viel, und daß es darum nicht „das allerverkehrteste, was geschehen könnte," sondern das einzig richtige sein würde, zwei hinzustellen, wo eine Kraft nicht genügt? Daß der Herr Verfasser eine Vorbildung für die Arbeit des Lehrers wenigstens will, geht aus der Bemerkung hervor: „Schließlich müsse auch die eigentlich routinierte Lehrarbeit des geistigen Unterrichts möglichst von Eingeborenen selbst verrichtet werden." Es ist ein häßlicher Ausdruck: „die eigentlich routinierte Lehrarbeit" und die Sache würde noch häßlicher sein, ganz dazu geschaffen, „Papageien" zu erziehen. Allein ich bin so weit einverstanden, daß Europäer nicht thun sollten, was Eingeborene thun können, aber auch der Verfasser muß sagen: „schließlich" und „möglichst". Bis dahin aber, wer macht den Verfasser gewiß, daß bei seiner Theorie die von ihm getadelten Thorheiten nicht geschehen könnten und daß sie nicht unterbleiben

könnten bei der üblichen Methode? Die meisten der „Hauptschwächen“ schließt seine Methode nicht aus, und der bisherige Betrieb nicht ein. Hätte der Herr Verfasser sich sein eigenes Missionsbild einigermaßen klar gemacht, so würde er einen großen Teil seiner Kritik sich haben sparen können.

Und wie für den negativen, so würde auch für den positiven Teil eine solche Sammlung der zerstreuten Gedanken in ein Gesamtbild nur vorteilhaft gewesen sein. Sehr vieles, was ganz gut hätte fehlen können, hätte dann Raum gemacht für solches, was die Praktiker zu hören gespannt sein mußten. Ohne Schaden konnte z. B. unerörtert bleiben der Unterschied von Liberalismus und Konservatismus. Sehr gut hätte mit einem Satz die von niemanden bestrittene erziehliche Bedeutung der Arbeit erwähnt werden können, um dann sich den praktischen Fragen zuwenden zu können: Wie soll diese Arbeitsmission betrieben werden? Sollen nur Kinder oder auch Erwachsene durch die Arbeit erzogen werden? Wenn man in einem Lande die Eltern nicht willig machen kann ihre Kinder herzugeben, wenn in demselben freie Arbeiter nicht zu haben sind, soll die Mission Pfandleute oder Sklaven nehmen? Sind Arbeiter in der einen oder anderen Weise gewonnen, wie behält man sie in Zucht? Sind der Stock, das Gefängnis, die Verbannung, die Exekution in der Mission am Platz? Fragen, von denen genug übrig bleibt, auch wenn eine europäische Kolonialmacht an Ort und Stelle ist. Fügen sich diese Arbeiter nun auch dieser Disciplin, so weit es sich um die Arbeit handelt; es könnte sein, daß sie der damit verbundenen geistlichen Erziehung sich widersetzten, daß sie sich weigerten, die Predigt anzuhören, den Andachten beizuwohnen, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Soll die Mission irdische Nachteile als Zwangsmittel, irdische Vorteile als Lockmittel benutzen? Lassen die Leute sich erziehen und entsteht eine christliche Gemeinde, so wird Kirchenzucht nötig. Darf in einer namens der Mission betriebenen Kulturarbeit ein Exkommunicierter die Privilegien fortgenießen, wird das nicht den Ernst der Zucht gefährden, und wenn Exkommunikanten geistliche und zeitliche Strafe wird, erheben sich nicht andere gewichtige Bedenken? Der Verfasser ist für Landarbeit. Wenn nun ein Land sich nicht zum Landbau eignet oder das Volk einer anderen Arbeit sich hingegeben hat, was dann? In unserm Teil der Sklavenküste betreibt das Küstenvolk zum großen Teil den Fischfang und den Handel, den ersteren wohl so lange sie am Wasser leben, den andern jedenfalls, ehe die Missionare kamen, und wohl schon seit Jahrhunderten. Soll die Mission nach Sir B. Freres Vorschlag die Arbeit des Fischfangs und die Arbeit des Han-

dels als Erziehungsmittel benutzen oder alle zum Landbau bewegen oder diese Teile der Bevölkerung sich selbst überlassend nur den Bauern sich widmen? So könnte man fortfragen, und man bekommt keine Antwort. Einige nähere Mitteilungen über die französische Arbeit am Gabun oder eine theoretische Darstellung würden viel förderlicher gewesen sein, als vieles, was der Verfasser unnötiger Weise herbeigezogen. Die Skizzierung eines Gesamtbildes hätte ihn genötigt, darauf einzugehen, indem ihm die Frage aufgedrängt worden wäre: Wie arbeitet denn mein System?

Endlich würde eine solche Gesamtdarstellung den Verfasser gezwungen haben, sich davon zu überzeugen, ob die von ihm angewandten Begriffe und Anschauungen in sich klar seien, ob sie sich ineinander fügen lassen, ob nicht etwa beim Aufbau eine Lücke sich zeigt, deren Ausfüllung dem ganzen Bau eine andere Gestalt geben müßte. Da finden sich sehr große Mängel. In der neuen Missionsmethode spielen nicht unbedeutende Rollen die Begriffe: Kultur, Selbständigkeit, auch Liberalismus und Konservatismus, Staatssocialismus, Organisation. Geht man jedoch diesen Begriffen ernstlich zu Leibe, so findet man, daß sie nicht klar gefaßt und nicht gleichmäßig angewandt sind. So legt der Verfasser großen Wert auf die Kultur. Obgleich er die Frage, ob nur ein Kulturmensch Christ werden könne, unentschieden läßt,[1] so ist doch offenbar seine Meinung, sie müsse bejaht werden, denn hierauf gründet sich seine Polemik gegen isolierte Missionsarbeit. Da wäre doch eine genaue Feststellung des Begriffes Kultur zu wünschen; was wir zu hören bekommen, läßt aber das Entscheidende außer acht. „Naturvölker“ heißt es, „befinden sich in mehr oder weniger vollständiger Abhängigkeit von ihrer Naturumgebung,“ für sie sind „überwiegend die sie umgebenden Naturkräfte,“ für „Kulturvölker“ dagegen „die ihnen innewohnenden Kulturkräfte maßgebend“ (auch wohl nur überwiegend), und endlich „civilisierte“ Völker sind solche, die „an der Kulturentwicklung der Menschheit als eines Ganzen“ teilnehmen z. B. die Chinesen wegen ihrer Mauer nicht. Von allem anderen nun abgesehen ist klar, daß die von mir unterstrichenen Worte „mehr

[1]) Der in mehr als einer Beziehung mangelhafte Satz lautet: „Ob irgend ein unorganisierter Missionsbetrieb „Naturmenschen“ zu Christen machen kann, ohne dieselben zugleich zu Kulturmenschen zu gestalten, mag hier dahingestellt bleiben.“ Nach dem Wortlaut muß das bedeuten: Die Frage, ob nicht die Mission, indem sie den Naturmenschen zum Christen macht, ihn notwendigerweise auch zum Kulturmenschen mache, solle unentschieden bleiben. Wir bejahen sie unbedenklich. Der Verfasser beabsichtigt aber in Zweifel zu stellen und zu lassen, ob man den Naturmenschen ohne vorherige oder gleichzeitige Kultivierung christianisieren könne, mit anderen Worten, ob das Evangelium allein für den Barbaren und Scythen genüge.

oder weniger" „überwiegend" die Entscheidung über die verhandelte Frage enthalten. Nach dieser Erklärung ist die Grenze zwischen Natur- und Kulturmensch und vielleicht auch civilisierten Menschen beweglich. Es giebt keinen reinen Naturmenschen; kein menschliches Wesen ist in vollständiger Abhängigkeit von der Naturumgebung, und es giebt keinen reinen Kulturmenschen, denn kein menschliches Wesen ist vollständig unabhängig von ihr. Die Frage ist also: Wie viel Kultur, d. h. wie viel Herrschaft über die Natur ist nötig, damit die Mission betrieben werden kann? Und hierbei wäre genau zu unterscheiden: welches Minimum von Kulturleben ist unerläßlich zur Pflanzung des Christentums, mit welcher die Mission es zu thun hat? und damit nicht zu vermischen die Frage: zu welcher Höhe führt das Christentum, wenn es erstarkt und nicht mehr in der Pflege der Mission steht? Hier liegt die Entscheidung, und diesen entscheidenden Punkt hat der Verfasser nicht einmal angerührt.

„Selbständigkeit" ist eines der Ziele der Kulturerziehung und von „Selbständigkeit" ist darum viel die Rede. Mit staunenswerter Sicherheit giebt der Verfasser an, daß bei den Kulturvölkern nur 5—10 % wirtschaftlich und kulturell selbständig seien, und daß unter den 1455 Millionen Menschen nur 35—40 Mill. solcher selbständiger Familien und Volkskreise sich finden. Nun handelt es sich auch hier darum, was heißt „selbständig", und hätte der Verfasser einen Versuch gemacht, dies zu bestimmen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach sich gefunden haben, daß Selbständigkeit — mag man sie rechtlich oder wirtschaftlich oder kulturell oder sittlich-religiös meinen — überhaupt in Prozentsätzen und Zahlen nicht gemessen werden kann, daß Selbständigkeit ebenso wie Kultur nie ganz fehlt und nie völlig vorhanden ist. Dann kommt auch hier die entscheidende Frage: Wie viel Selbständigkeit ist nötig, wenn ein Volk christianisiert werden soll? Und wiederum wäre auseinander zu halten, was ist für den Anfang nötig, und zu welcher Selbständigkeit führt das Christentum, wenn einmal die Mission ihre Arbeit gethan hat, es zu pflanzen? Auch diese Fragen hat der Verfasser nicht aufgeworfen. Hätte er es gethan, so wäre ihm vielleicht in den Sinn gekommen, daß die Bibel eine Neigung hat die Unselbständigen in rechtlicher, wirtschaftlicher, kultureller, sittlicher, religiöser Hinsicht, was die Empfänglichkeit für das Evangelium betrifft, vorzuziehen, d. h. bei den Sklaven, den Armen, den Einfältigen, den „Sündern", den „Heiden" mehr Missionserfolge zu erwarten, als bei den Herren, den Reichen, den Weisen, den Gerechten, den Religiösen. Und die Kirchengeschichte alter wie neuer Zeit ist dieser Anschauung nicht entgegen. So sind die entschiedensten Punkte in der Darlegung der Begriffe übersehen

und nicht weniger anfechtbar ist die Anwendung des Dargelegten. Um die Entgegnung nicht über Gebühr auszudehnen, übergehe ich, was vom Liberalismus und Konservatismus gesagt ist. Auch davon nehme ich nicht weiter Notiz, daß nach Herrn Dr. H. Sch. die moderne zukünftige Form des Konservatismus der Staatssocialismus ist, welcher „das Streben nach organischer Gliederung der sich staatlich entwickelnden Menschheit bedeutet und dessen Grundgedanken daher die Heranbildung aller Volkskreise zu diesem Ziele ist." Die großartigste That dieser Art" d. h. staatssocialistischer, „von der die Weltgeschichte bisher zu erzählen weiß," ist die Sklavenemancipation!

Organische Gliederung ist also ein wesentlicher Zug des Staatssocialismus, den der Herr Verfasser meint; da nun auch die Mission eine Aufgabe des Staatssocialismus ist, so muß dieselbe „organisiert" sein, nicht, wie die nach anderer Methode betriebene genannt wird, „einseitig und isoliert". Da ist es denn sehr wichtig, ob der Herr Verfasser einen richtigen und klaren Begriff von Organismus hat. „Der Begriff „Organisation" ist, so lesen wir, die innere Einheit möglichst vieler und möglichst mannigfaltiger Teile. Konzentration verschiedenartiger Kräfte zu einem organischen Ganzen ist der Grundzug aller aufwärts strebenden Kultur-Entwicklung." Wir erlauben uns zu bemerken, daß es für den Begriff des Organismus — so muß es wohl statt Organisation heißen — einerlei ist, ob es „möglichst viele und möglichst mannigfaltige Teile" sind, die geeint werden; es muß allerdings eine Vielheit von Teilen da sein, aber der Hauptnachdruck ist darauf zu legen, daß dieselben ihrer Natur nach zu einander gehören, sodaß sie in einander wachsen können. Einen Organismus kann man nicht machen, er muß wachsen. Organisation ist nur die Arbeit, welche beseitigt, was das Zusammenwachsen des Zusammengehörigen hindert und befördert, was diesem Zusammenwachsen des schöpfungsmäßig und geschichtlich Zusammengehörigen dienlich ist. Wir gebrauchen allerdings dies Wort auch von der ordnenden Gestaltung nicht organisch zusammengehörender Sachen. Wenn einer seine Fabrik gut einrichtet, so loben wir sein organisatorisches Talent. Allein auch in dieser abgeleiteten Bedeutung bleibt das wesentliche, daß Zusammengehöriges geeinigt wird, und bedarf darum ein organisatorisches Talent der Doppelgabe, gut zu verbinden, wie gut zu scheiden. Das ist meines Erachtens ein Grundfehler des jüngsten Konservatismus, daß er nicht einsieht, wie Organismen nicht gemacht werden können mit Gesetzen, sondern daß Gesetze nur schützen, pflegen können, damit was zusammengehört auch zusammen wachse. Ein charakteristischer Ausdruck in

dieser Hinsicht ist dem Herrn Verfasser entschlüpft. Er meint „**eine rationelle Organisation der Arbeit bewußtermaßen auf ihr Ziel hinarbeitend**“ würde in der Heidenwelt dies Ziel in viel kürzerer Zeit erreichen, „als dies bei unsern planlosen Kulturverhältnissen in Europa geschieht oder denkbar ist.“ Planlose Kulturverhältnisse! **Als** wenn dieselben überhaupt nach einem menschlichen Plane gebildet werden könnten! Und als ob unter den Heiden eine tabula rasa wäre, auf welche der Organisator seine Figuren malen kann ganz wie sein Plan will!? (Fortsetzung folgt.)

Das Ärgernis in der Nigermission.

Wie vorauszusehen war, hat die bekannte, wegen grausamer Mißhandlung zweier Mädchen mit tödlichem Ausgange für das eine, erfolgte Verurteilung zweier ehemaliger Gehilfen in der Nigermission weithin viel Staub aufgewirbelt und ist von der missionsunkundigen und „unfreundlichen“ Presse reichlich ausgebeutet worden, um der Mission insgesamt schlechten Leumund zu machen. Seitdem die kurze Notiz S. 558 des vorigen Jahrgangs geschrieben, hat nun der Intelligencer (1882 S. 742 ff. u. 763 f.), das Organ der Church M. Soc., unter deren Leitung die Nigermission steht, sich ausführlich über das beklagenswerte Ärgernis ausgesprochen und teile ich zur gerechten Beurteilung desselben aus diesem Artikel folgendes mit.

1) In den stärksten Ausdrücken hat der Vorstand der Ch. M. S. in einer speciell zu diesem Zweck und zwar in Gemeinschaft mit dem damals gerade in London anwesenden Bischof Crowther abgehaltenen Komiteesitzung seinen Abscheu vor den begangenen Grausamkeiten und seinen Schmerz darüber ausgesprochen, daß dieselben möglich gewesen bei Leuten, welche in einem wenn auch noch so untergeordneten Dienstverhältnisse zur Gesellschaft gestanden haben. Noch mehr: der Vorstand hat seine besondere Genugthuung darüber erklärt, daß die qu. Grausamkeiten ans Licht gezogen und durch die englische Gerechtigkeit bestraft seien.

2) Die bestraften Männer sind nicht etwa — europäische Missionare, in der Nigermission sind bekanntlich lauter farbige Arbeiter thätig; sie sind überhaupt keine eigentlichen Missionare sondern nur sog. Laienagenten gewesen, deren die genannte Gesellschaft eine große Menge hat. Der Hauptschuldige, John, ist wegen schlechten Betragens schon 1875 durch Bischof Crowther aus dem Missionsdienste entlassen, dann aber aus Mitleid mit seiner Familie in einen kaufmännischen

Dienst befördert worden, für den er nicht von der M.-G. Gehalt bezog. Der andere Williams war dagegen als Laiengehilfe im Missionsdienst bis 1877. Obgleich nun natürlich auch auf die Auswahl dieser Laiengehilfen die möglichste Sorgfalt verwendet wird, so kann es doch geschehen, daß der eine und der andre mit unterläuft, in dem noch viel heidnisches Wesen steckt; und je schwieriger eine fortgehende Beaufsichtigung dieser untergeordneten Hilfsarbeiter ist, desto leichter kann das verborgen bleiben.

3) Zu jener Zeit (1877) machte dem Bischof Crowther die Schwierigkeit der Kommunikation eine häufige Visitation der zu seinem Sprengel gehörigen Stationen fast unmöglich. Das ist seitdem sehr anders geworden. Jetzt steht dem Bischof ein eigner kleiner Dampfer zur Verfügung und in dem Geschäft der Oberaufsicht unterstützen ihn zwei schwarze tüchtige Archidiakone wie ein kürzlich von England entsandter Sekretär der M.-G. Freilich auch bei dieser verdoppelten Aufsicht ist das Eindringen unwürdiger Subjekte nicht absolut unmöglich gemacht, aber doch viel mehr erschwert als früher.

4) Sollte man nicht vergessen, daß leider ähnliche Vergehungen auch in der alten Christenheit vorkommen. Bedenkt man, an welche Mißachtung des Menschenlebens die Afrikaner von ihrer Jugend an gewöhnt und wie sie durch diese Gewöhnung abgestumpft sind, so muß man bei der Beurteilung des vorliegenden Falles umsomehr auch einigen Milderungsgrund geltend machen, als der Aufenthalt in dem heidnischen Onitscha nicht geeignet war, die qu. noch wenig christlich geförderten Hilfsarbeiter mit zarteren Gefühlen zu erfüllen. Jedenfalls stehet es denjenigen Europäern schlecht an, in demonstrativer Weise auf jene schwarzen Männer Steine zu werfen, welche weit davon entfernt sind, sich selbst gegen die Eingebornen als barmherzige Samariter zu betragen.

5) Wie unvoreingenommene sachverständige Kaufleute das traurige Ärgernis beurteilen, davon giebt ein im Int. citierter Artikel der African Times, einer in keiner Verbindung mit einer M.-G. stehenden Handelszeitung, ein schönes Zeugnis. In demselben heißt es u. a.: „Wir fühlen wegen dieses betrübten Vorfalls tiefe Teilnahme mit der Ch. M. S., die so viel für die christl. Erziehung des afrikanischen Volkes thut. Daß diese Verbrecher in ihren Schulen erzogen und von ihr als christl. Schullehrer angestellt worden sind, wird zweifellos von den Feinden der christl. Missionen als ein Beweis für die Fruchtlosigkeit derselben verwendet werden. Nichts ungerechter als das. Fehlte es an jedem andern Zeugnis für solche Unbilligkeit, so genügte das ganz allgemeine Gefühl des Entsetzens, welches die Nachricht von jener Grausamkeit unter den ein-

gebornen Christen von Sierra Leone hervorrief — ein Gefühl, das sicherlich in einer heidnischen Gemeinschaft nicht vorhanden gewesen wäre. . . Der Ch. M. S. aber rufen wir zum Schluß zu: laßt euch nicht entmutigen, wenn menschliche Vorsicht einmal täuscht. Ihr habt in den Reihen eurer afrikanischen Lehrer Männer, die mit demselben heiligen Eifer für ihren Meister wirken, wie die gläubigsten Geistlichen in dem begünstigten britischen Königreich. Ihr habt guten Samen in Westafrika ausgestreut, der unter dem fortgehenden Segen des Hauptes der Kirche noch zu einer herrlichen Ernte heranreifen wird."

6) Um darzuthun, daß mit diesen Schlußworten nicht zu viel gesagt ist, werden wir in einer der nächsten Nummern den neusten Bericht des schwarzen Archidiakon Johnson über die Mission am oberen Niger bringen.

Wck.

Literatur-Bericht.

1) **Schlier**: „Missionsstunden für evangelische Gemeinden." 5. Bändchen (Nördlingen, 1883, 2,80 Mk.) „Das kann ich versichern — sagt der Verfasser im Vorwort — daß ich seit dem Jahr 1866, wo die erste Auflage des ersten Bändchens meiner Missionsstunden erschienen ist, in der Missionssache manches gelernt, wohl auch manches verlernt habe. Ich hoffe, man merkt es den nachfolgenden Missionsstunden an, daß ihr Verfasser in diesen 16 Jahren nicht umsonst gearbeitet hat." Das ist in der That der Fall. Die Aussetzungen, die wir an den früheren, besonders den ersten Bändchen von Schliers Missionsstunden zu machen uns genötigt sahen, kommen bei diesem fünften fast sämtlich in Wegfall. Wir sind ja einigen Ungenauigkeiten, hier und da selbst Übertreibungen begegnet, auch sind die Zahlenangaben keineswegs durchgehends die neusten — aber im ganzen reduzieren sich diese Bemängelungen doch nur auf Kleinigkeiten, die man schon mit in den Kauf nehmen kann. Es steckt hinter diesen Missionsstunden viel wirklich solide Arbeit, wie der Kundige wohl merkt, und doch ist es dem Verfasser wieder gelungen, die Frucht seiner Studien recht einfach und anschaulich der Gemeinde vorzulegen, so daß wir dieses Bändchen unbedingt empfehlen können. Sehr gefreut hat es uns auch, daß Schlier von dem Rate: seine Missionsstunden einfach vorzulesen, jetzt zurückgekommen ist. Das Bändchen enthält 28 Missionsstunden, die auf fast alle Gebiete des großen Missionsfeldes führen und wesentlich die neuste Geschichte zur Darstellung bringen.

2) **Warneck**: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis zur Gegenwart." Zweite Auflage. (Leipzig, Hinrichs, 1883, 1,50 Mk.) Auch ein im wesentlichen unveränderter Abdruck, in dem nur das gesamte statistische Material revidiert und bis Ende 1881 fortgeführt, auch die Reihe der Nachträge und Anmerkungen bedeutend erweitert ist. Daß trotz der verwandten Arbeiten Christliebs und Gunderts so schnell eine zweite starke Auflage dieses sehr sachlich und nüchtern gehaltenen Kompendiums nötig geworden, ist dem Verfasser darum eine besondere Freude, weil er darin ein Zeichen des unter uns wachsenden Missionssinns sehen zu dürfen glaubt.

3) **Von Hodenberg:** „Das Werk der Heidenmission (insbesondere der Hermannsburger) und seine Bedeutung für die heutigen Aufgaben der Kirche in Rücksicht auf die Warnung Becks (Gedanken aus und nach der Schrift S. 131)." (Leipzig 1882, S. 72). — Ein wunderliches Schriftchen, von dem wir kaum glauben, daß es einen bedeutenden Einfluß haben wird, trotz der mancherlei Goldkörner und Kraftworte, die es im einzelnen enthält. Der Titel wird durch den Inhalt kaum gerechtfertigt, er hätte z. B. auch ebensogut heißen können: „Zur Reform der Katechismusauslegung" oder ähnlich. Über die Heidenmission und ihre Bedeutung für die Aufgaben der Kirche erfährt man im Grunde wenig, noch weniger speciell über die Hermannsburger Mission. Eine eingehende Besprechung würde einen unverhältnismäßigen Raum in Anspruch nehmen, weil sie zu vielem Widerspruch herausfordert und doch zuletzt die Sache wenig fördern. Wir begnügen uns daher mit dieser Anzeige.

4) **„Große Missionsharfe:** Geistliches Liederbuch für gemischten Chor sowie für Klavier oder Harmoniumbegleitung. Mit den sämtlichen Melodien der kleinen Missionsharfe". Dritte sehr vermehrte Aufl. (Gütersloh 1882, 2 Mk.) Eine treffliche Sammlung von 300 geistlichen Volks- und auch Kirchen-Liedern resp. Melodien, die sich gewiß bald weithin verbreiten wird.

5) **„O. G. Heldring,** sein Leben und seine Arbeit". Von ihm selbst erzählt. Deutsch von R. Müller. Mit einem Vorwort von Wilh. Baur. (Gütersloh, 1882, 6 Mk.) — Zur Empfehlung dieses Buches ist es vollständig genügend, daß es von Heldring handelt und von Heldring geschrieben ist. In ihm war die innere und die äußere Mission zu mehr als einer bloßen Personalunion vereinigt. Auf den nachgerade trivial gewordenen Einwurf: man könne sich um die Heiden nicht kümmern, weil es daheim so viel Missionsaufgaben zu lösen gebe, eine der besten Antworten ist: Heldring. Die vorliegende Selbstbiographie handelt von der Heidenmissionsthätigkeit Hs. allerdings nur in einem (dem 12.) Kapitel, aber dieses eine Kapitel enthält einen bedeutenden Beitrag zur holländischen Missionsgeschichte. Heldrings Lieblingsgedanke: Mission durch Kolonisation und durch Aussendung zahlreicher christlicher Handwerker haben sich freilich nicht bewährt, aber die von ihm gegebenen Anregungen, seine wiederholten Appelle an das christliche Gewissen von Niederland, die durch ihn ins Leben gerufenen National-Missionsfeste u. s. w. sichern seinem Namen einen bleibenden Platz in der Geschichte auch der Heidenmissionsthätigkeit Hollands. — Heldring war ein frischer anregender Mann; Frische und Anregung gewährt auch die Lektüre seiner Selbstbiographie im reichlichen Maße.

6) **Koch:** „Der evangelische Pfarrer. Ein Beitrag zur Pastoraltheologie, besonders den jüngeren Amtsbrüdern dargereicht" (Gütersloh, 1882, 8 Mk.). — Eine wirklich praktische Pastoraltheologie, die zumal den angehenden Geistlichen über alle amtlichen Obliegenheiten mit meist sehr gesunden und brauchbaren Anweisungen versieht, aus dem Leben fürs Leben geschrieben. Auch der Missionsstunde ist ein besonderer Abschnitt gewidmet (II § 9). Gewundert hat uns, daß der Verfasser in der zur Instruierung für den Geistlichen angegebenen (zum Teil veralteten, zum Teil ziemlich mangelhaften) Literatur die „Allg. Miss.-Zeitschrift" nicht ausdrücklich genannt hat, obgleich er doch nach seiner eignen Angabe aus dieser den wesentlichen Inhalt seiner bezüglichen Anweisungen entnommen.

7) **Plath:** „Shakespeares Kaufmann von Venedig. Ein Beitrag zum Verständnisse der Judenfrage" (Greifswald, Abel, 1882). — Ein geistvolles Schriftchen, welches die Dichtung des berühmten Briten mit ihrer derben Realität als ein paralysierendes Gegenstück gegen die Idealisierung des Judentums in Lessings „Nathan dem Weisen" verwertet.

8) **Knortz**: „Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer“ (Leipzig, Frohberg, 1882). So oberflächlich die allgemeinen religionsgeschichtlichen Bemerkungen des mit dem Wesen des Christentums recht unbekannten Verfassers sind, so liefert das — etwas salopp geschriebene — Schriftchen zur Beurteilung der Indianerfrage im einzelnen doch manches brauchbare Thatsachenmaterial. Komisch ist der Widerspruch, in dem dieses Material zu den allgemeinen Behauptungen des Verfassers steht. Während ihn nämlich seine Voreingenommenheit gegen das von ihm sehr geringschätzig behandelte Christentum zu der Erklärung treibt: „Der Civilisationsplan auf ausschließlich religiöser Basis machte schmählich Fiasko“ (S. 36), liefern die von ihm selbst angeführten Thatsachen nachher den Beweis, daß die Civilisation der Indianer im wesentlichen nur da gelungen ist, wo das Christentum Eingang gefunden.

9) **Jakobi**: „Erinnerungen an D. August Neander.“ (Halle, Strien, 1882). Ein mit der liebenden Hand eines dankbaren Schülers gezeichnetes, trefflich gelungenes Charakterbild des großen Berliner Kirchenhistorikers, das — wie die „Erinnerungen an Baron von Kottwitz“ — zweifellos sich viele Freunde erwerben wird.

10) Es wird unsre Leser nicht wenig in Verwundrung setzen, wenn wir ihnen endlich die Zeitschrift „**Ausland**“ empfehlen. Sind wir doch früher nur in der Lage gewesen, polemisierend gegen dieselbe aufzutreten, da sie ihrerseits der Mission wie überhaupt der gesamten christlichen Weltanschauung in der oppositionellsten Weise gegenüberstand. Allein das hat sich seit einem Jahre sehr geändert. An Stelle des früheren Redakteurs, von Hellwald, ist Professor Ratzel in München getreten, und mit diesem Redaktionswechsel ist nicht bloß eine Beschränkung des Inhalts auf Länder- und Völkerkunde (also die vorher so viel Raum einnehmende und zur Vorkämpferin des extremsten Darwinismus gebrauchte Naturkunde beseitigt), sondern auch eine tiefgreifende Änderung der gesamten Grundrichtung der Zeitschrift vor sich gegangen. Der nun vollendet vorliegende erste Jahrgang unter der neuen Redaktion enthält nur noch selten etwas Anstößiges für einen mit fester Überzeugung in der christlichen Weltanschauung stehenden Mann; dagegen nimmt er gegen die Mission eine so wohlwollende Stellung ein wie zur Zeit keine andre unter den wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Eine ganze Reihe in ihrem Dienst stehender oder gestandener Männer hat die neue Redaktion sich zu Mitarbeitern gewonnen und wertvolle Aufsätze aus ihrer Feder gebracht, z. B.: „Felkins Uganda-Reise“; „Ein Tag in einem Battadorfe“; „Übersicht über die deutschen evangelischen Heidenmissionen“; „Zur Ethnographie der Battas auf Sumatra“; „Einige Bemerkungen über Ostgrönland und seine Bewohner“; „Mythologie der Hottentotten“; „David Livingstone“; „Aus dem Natur- und Völkerleben Südwest-Afrikas“ u. s. w. Neben der fortlaufend gegebenen gründlichen und meist sehr interessant gehaltenen Mitteilung der neusten Resultate der geographischen Forschung, auch mancher Missionsreisen, sind für den Missionsfreund von besonderem Werte u. a. folgende Aufsätze: „Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit“; „Über die Entwicklung der Kolonie Sierra Leona“; „Der Wettstreit um den Stanley Pool“; „Thomsons Reise nach dem oberen Rovuma“; „Auf Tongatabu, ein polynesisches Stimmungsbild“; „Die Buhren und die Engländer in Südafrika“; „Niederländische Kolonialpolitik“; „Zur Ethnologie Australiens“; „Die Goldküste und ihre Zukunft“; „Die Ägypter“; „Über afrikanische Reisetechnik“; „Die Fortschritte der Franzosen in Senegambien“ u. s. w. — Die wöchentlich in 20 Seiten gr. 4 erscheinende Zeitschrift ist freilich nicht gerade billig; sie kostet pro Quartal 7 Mk., ihre Anschaffung empfiehlt sich daher besonders für größere Lesezirkel.

Eine staatssocialistische Mission deutscher Zunge.

Beleuchtet von F. M. Zahn.

(Fortsetzung.)

Also auch bei diesem Begriff ist das übersehen, worauf es ankommt. Gehört die Mission organisch mit dem zusammen, womit der Verfasser sie verbinden will, damit sie nicht einseitig und isoliert sei? Ist die Mission ihrer Natur nach eine Sache der konservativen Partei, daß sie in „der modernen und zukünftigen Form des Konservatismus" agieren muß? Ist sie von Natur ein integrierender Teil des Staates, daß sie erst gedeiht, wenn sie innerhalb und in Verbindung mit Kolonien betrieben wird? Ist — allgemein genommen — die Religion, insbesondere die christliche Religion, die in der Mission sich ausbreiten will, der Art mit dem Staat verwandt, daß man es Organismus und nicht Mißgestaltung nennen muß, wenn die Mission eine staatssocialistische Aktion wird? Der Herr Verfasser hat diese Fragen gar nicht berührt, während er doch nur von hier aus einiges in der Mission verstehen konnte, was ihm jetzt allein durch die bei Missionsarbeitern herrschende Unkenntnis und Unklarheit in volkswirtschaftlicher Erkenntnis erklärlich wird. Und wo er die praktischen Schwierigkeiten der Sache nicht ganz übersehen kann, beseitigt er sie mit großer Naivität. Wenn nämlich die Mission in die überseeische Aktion des Staatssocialismus eingegliedert wird, so muß der Staat, oder doch die in ihm zu entscheiden haben, christlich sein, er muß glauben, daß seine Völker durch Christianisierung erzogen werden, er muß wünschen, daß dies geschieht. Er muß darüber klar sein, welche Konfession den Heiden gebracht werden, oder wie die verschiedenen Konfessionen zu einander gestellt werden sollen. Auf diese und ähnliche Erwägungen antwortet der Verfasser: „Eine solche Kultivations-Politik sollte sich rationeller Weise zur Erreichung ihrer Ziele, ebenso wie es England von jeher gethan, auf die vorhandenen und zum Teil florierenden Missions-Unternehmungen stützen. Allen derartigen Errungenschaften des britischen Volkes sind der Missionar und Kaufmann als Pioniere der Kultur vorangegangen. Ob die Mehrzahl der Staatsbürger . . . mit der Weltanschauung und mit den religiösen Überzeugungen der . . . Missionsgesellschaften übereinstimmt, sollte dabei ganz gleichgültig sein." Die Worte, die ich unterstrichen, sind prachtvoll. Sollte! wenn es nun aber nicht ist, was sein sollte?

wenn die Staaten es nun so machen, wie die ostindische Kompanie, daß sie den Missionar als Pionier gar nicht ins Land lassen oder wie die Holländer, daß sie von andern staatssocialistischen Missionsthaten zu schweigen, lieber den Islam als das Christentum verbreiten? Was der Herr Verfasser von historischen Thatsachen erwähnt, würde der geschichtlichen Wahrheit näher kommen, wenn es auf den Kopf gestellt würde. Die Missionsgeschichte ist reicher an Beispielen, daß sein „Sollte" nicht, als an Beispielen, daß es eingetreten ist. Mit dem gleichen „Sollte" kommt aber der Verfasser auch den Konfessionsunterschieden gegenüber. „Ein Zusammenarbeiten, sagt er, in friedlichem Wettstreit und in rationeller Arbeitsteilung sollte wahrlich leicht zu erzielen sein. Oder sollte man sich etwa noch am Ende des 19. Jahrhunderts nicht über die konfessionellen Standpunkte soweit erheben können, daß man sich sagt, das Gute und Wahre wird doch zuletzt siegen, auch ohne alles Zuthun individuell menschlicher Bestrebungen?" Das kann man schreiben nach dem vatikanischen Konzil, nach dem Kulturkampf, nach dem letzten Urteil Leo XIII. über protestantische Mission, nach der Entwicklung, die protestantische Gemeinschaften in den letzten Jahrzehnten genommen? Dem so wünschenswerten friedlichen Zusammenarbeiten der Konfessionen ist nichts so schädlich, als die gutmütige Geringschätzung der dem Kampf zu Grunde liegenden Differenzen, die keine Berufung auf das Ende des 19. Jahrhunderts aus der Welt schafft. Doch etwas ist noch schädlicher. In der Heimat hat der konfessionelle Streit vornehmlich Nahrung gezogen aus dem Verhältnis der Kirchen zum Staat. Die Mission zu einem staatssocialistischen Akte machen, sie aus ihrer Isolierung reißen und in die nationale, staatssocialistische Kulturerziehung der Naturvölker eingliedern, wer wüßte ein besseres Mittel um auch in der Mission den Kampf der Konfessionen wider einander, statt gegen das Heidentum zu entflammen?

Bei diesen Unklarheiten in Bestimmung wie Anwendung der Begriffe ist es für einen andern sehr schwer, zu thun, was der Verfasser versäumt hat, sich ein Bild von der neuen Missionsmethode zu machen. Nach wiederholten Versuchen, ein Ganzes herzustellen, um eine billige Kritik zu üben, gebe ich es auf. Dennoch glaube ich wenigstens die Hauptzüge angeben zu können. Für den Verfasser ist die Menschheit auf dem Wege zu dem Ziel, daß sie eine Gemeinschaft selbständiger und selbstverantwortlicher Menschen sei, in der jedes Individuum, Volk und jede Rasse mit allen andern in einem Verhältnis des Gebens und Nehmens steht. Dies Ziel war „vor Zeiten, wo selbst der gebildete Kulturmensch seinen Nächsten niemals weiter als in seiner eigenen Gesellschaftskaste oder doch in seinem

Volke suchte," nur wenig bekannt[1]); so weit es bekannt war, übernahm, z. B. in Rom und Israel, die Familie die Führung, während neuerdings der Staat die Erziehung übernimmt.[2]) Am weitesten ist sie in Europa fortgeschritten, und wenn auch noch viel hier zu thun überbleibt, so haben doch infolge dessen die europäischen Rassen „allen anderen gegenüber die Stellung des Familienhauptes und der Staatsgewalt."[3]) Zwar kommt diese Stellung nicht den Staatsgewalten, sondern den europäischen Völkern zu; es ist auch nicht nötig, daß die Staatsgewalt die Erziehung übt, sondern ein aus der Nation sich anderweitig herausbildendes Organ kann es auch (z. B. wohl eine Missionsgesellschaft), und wenn dann ein solches Organ „in der Gestalt einer konzentrierten Organisation" an den nicht europäischen Völkern arbeitet, so ist „eine solche Organisation an und für sich recht eigentlich ein Ausfluß der konservativen oder staatssocialistischen Richtung jeder ursprünglichen Kultur-Entwicklung."[4]) Verstehen wir jedoch recht, so zieht der Verfasser es vor, wenn der Staat selbst die Sache in die Hand nimmt, und da die „europäischen Völker", denen es eigentlich zukommt, noch kein gemeinsames Oberhaupt haben, so muß eben jeder einzelne Staat zugreifen. Der erste Artikel: „Nationale Missionsarbeit" ist wohl wesentlich zu dem Zweck geschrieben, die Missionsfreunde für die Bestrebungen zu gewinnen, welche darauf gerichtet sind, auch Deutschland an diesem staatssocialistischen Thun zu beteiligen d. h. ihm eine Kolonie zu verschaffen, die der Verfasser nach Afrika verlegt. Bei diesem

[1]) Die Mission hat ein ähnliches Ziel und durch sie ist dieses Ziel, um wenig zu sagen, schon seit 19 Jahrhunderten bekannt, von den gebildeten Israeliten durch ein Jahrtausend und mehr vor dem Missionsanfang zu schweigen.

[2]) Der Staatssocialismus, die staatliche Erziehung war in dem Gottesstaat Israel und in dem Rechtsstaat Rom und noch mehr in dem Weltreich Rom sehr anerkannt. Sparta war darin allerdings noch fortgeschrittener.

[3]) Daß providentiell ein Volk das andere erziehen soll und selbst durch unrechtes Thun erziehlich auf andere einwirkt, kann nur leugnen, wer an keine göttliche Weltregierung glaubt. Daß dagegen die europäischen Rassen allen andern gegenüber das Recht der Staatsgewalt haben sollten, ist eine unbegründete Behauptung. Die anderen Rassen lassen sich diese Usurpation auch mit Recht nicht gefallen. Wenn die Chinesen und Japanesen behaupten, sie seien ebenbürtig, und die christliche Moral verbiete, sie zu behandeln, wie europäische Rassen nicht behandelt zu sein wünschen, so stellt sich das natürliche Rechtsgefühl auf ihre Seite. Die Geschichte europäischer Kolonien ist eine Geschichte voller Greuel, die nicht zum wenigsten daher stammen, daß man ein Recht zu haben glaubte, wo keines zustand.

[4]) Warum dies konservativ und staatssocialistisch genannt wird, begreifen wir nicht besser, als daß die Negeremancipation so genannt würde. Die ist doch wenigstens durch staatliches Eingreifen geschehen.

Anfang der Missionsarbeit hat übrigens der Staat und ebenso bei der Fortführung außer den ideellen Interessen auch den „materiellen Vorteil“ der Nation zu bedenken. Das Missionsunternehmen ist nicht berechtigt, wenn kein materieller Vorteil der missionierenden Nation zuströmt. An den gegenwärtigen deutschen Missionsarbeiten hat denn auch der Verfasser auszusetzen, daß sie unproduktive Ausgaben machen, daß durch sie dem Vaterlande kein materieller Vorteil zukommt.[1])

Also die europäischen Völker oder die einzelnen Staaten oder ein in den Nationen sich bildendes Organ geht übers Meer zu den zu erziehenden Völkern. Am besten ist es, jeder Staat sucht sich eine gewinnbringende Kolonie aus, und in ihr treiben die Volksgenossen Mission. So sucht und findet Deutschland Deutsch-Guinea oder Äthiopien, und in ihm arbeiten die deutschen Missionare.[2]) Dies scheint das erste Stück der Organisation: Verbindung der Mission mit Kolonien eigener Nation. Eine nähere Eingliederung scheint der Verfasser noch nicht ins Auge gefaßt zu haben. Ein freundliches Verhältnis der Kolonialmacht zu den Missionsbestrebungen sollte aber, wie wir sahen, stattfinden und einige sonst in den Weg kommende Schwierigkeiten sollten eben auch nicht sein. Der Verfasser versichert, daß bei solcher Verbindung viel mehr Erfolg zu erwarten sei, als wenn man unter wilden, europäischer Oberhoheit entbehrenden Völkern arbeite,

---

[1]) Dafür arbeiten englische Missionare für uns. Doch was würde Paulus zu sagen haben, wenn man ihm solchen Vorwurf machte? In der Instruktion eines staatssocialistischen Missionars würde sich die Regel Jesu in der Missionsinstruktion vortrefflich machen: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. (Matth. 9, 8.)

[2]) Ehe dieser Plan für uns Deutsche ausgeführt wird, muß noch geraume Zeit verstreichen. Zunächst haben die entscheidenden Personen die Überzeugung zu gewinnen, daß es für uns vorteilhaft ist, eine Kolonie zu besitzen, sodann sich zu entscheiden, wo dieselbe sein soll. Wenn etwa der deutsche Denker und Dichter zu spät bei der Weltverteilung sich gemeldet haben sollte, so müßten wir sehen, ob wir durch gute Worte, Geld oder Gewalt einem anderen europäischen Volke seine staatssocialistische Arbeit abnehmen könnten. Pioniere könnten die deutschen Missionare nicht gut sein, denn in fast allen noch möglichen Fällen müßten die meisten, wenn nicht alle, ihre bisherigen Arbeiten aufgeben. Ich denke die protestantischen Missionen würden schon langsam vorgehen, denn Kopf und Herz müßte ihnen wehe thun, ehe sie es fertig gebracht, ihre bisherigen Arbeitsstätten zu verlassen. Die katholischen Deutschen würden noch langsamer sein. Soviel ich weiß, ist keine katholische Mission unter deutscher Leitung. Allein wäre das auch, so würden sie doch Bedenken tragen in deutsche Kolonien zu gehen. Die Jesuiten, welche durch den Kulturkampf zahlreich in die Mission getrieben, würden in deutschen Kolonien verboten sein, und bei dem Einfluß Preußens als Hauptmacht auch wohl die Kongregationen. Meiner Meinung nach „sollte“ das zwar am Ende des 19. Jahrhunderts nicht so sein, aber es ist so. Dieser Teil des Plans hat wohl gute Wege.

und daß erst die nationale Missions-Arbeit d. h. die Mission in Kolonien eigener Nation daheim und draußen die Sache in Flor bringen werde.[1])

Im übrigen ist die Ausbeute aus so großen Begriffen wie Organisation, Staatssocialismus, Nationalität nur sehr dürftig. So viel ich sehe, beschränkt sie sich darauf, daß die Notwendigkeit der Konzentration und der Erziehung durch Arbeit betont wird. Was die erstere betrifft, die ein wesentlicher Bestandteil organisierter Kulturarbeit sein soll, so lernen wir nicht, was denn eigentlich auf ein Centrum gesammelt werden soll. Wenn in einer Mission alle Thätigkeiten auf ein Ziel gerichtet würden, auf die Bekehrung oder die Bildung christlicher Charaktere, so würde man sagen dürfen, dies ist konzentrierte Arbeit. Oder wenn eine Mission alles andere beiseite ließ und, was an Kräften vorhanden ist, auf die Predigt, die Verkündigung der Wahrheit allein verwendete, so wäre auch das konzentrierte Arbeit. Der Verfasser scheint unter Konzentration hauptsächlich zu verstehen, daß die Mission ihre Kräfte nicht auf viele Orte verteilt, sondern an möglichst wenigen sammle. Hierin vertritt er grade die entgegengesetzte Ansicht, wie Livingstone. Dieser war bekanntlich auch für Organisation, aber er glaubte, grade diese würde verhüten, daß die Mission sich auf wenige Orte beschränke, und herbeiführen, daß die Heidenmassen von möglichst vielen Orten angefaßt vorbereitet werden für die Zukunft, in der erst die rechten Erfolge zu erwarten.[2])

[1]) Unorganisierte und darum weniger erfolgreiche Mission ist also am meisten Mission in einem vom europäischen Joche freien Heidenlande. Warum sind dem Verfasser Madagaskar und viele Inseln der Südsee, bekanntlich die Stätten der erfolgreichsten Missionen, nicht in den Sinn gekommen? Ein besserer Stand ist es nach dem Verfasser schon, wenn eine Mission in einer europäischen Kolonie betrieben wird, der beste, wenn Kolonialmacht und Mission einer Nation angehören. Wir bestreiten nicht, daß letzteres, wenn sonst alles stimmt, einige Vorteile gewährt. Allein kann man aus der Geschichte irgend wie beweisen, daß eine englische Mission in englischer Kolonie erfolgreicher arbeitet als eine deutsche, amerikanische, schwedische, oder holländische in holländischer Kolonie besser als deutsche? — Und glaubt der Verfasser ein Dutzend Missionare zu finden, die meinen, ein deutsches Regiment wäre für die Mission zuträglicher als ein englisches? Da müßte im Vaterlande doch vieles anders werden. — Dasselbe gilt in Bezug auf die Heimat. Ganz von selbst versteht sich, daß bei größerer Teilnahme Deutschlands am Weltverkehr das Missionsinteresse wachsen wird, aber doch nur ceteris paribus. Das Hauptgewicht liegt anderswo, wie ein Vergleich von Holland und England, der Binnenstadt Basel und der Seestadt Hamburg und andere Vergleiche zeigen.

[2]) Hier würde ich dem Rat des Herrn Herausgebers folgend sagen, die Wahrheit liegt in der Mitte, denn diese bestimmt sich nach den Verhältnissen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung, die physische Beschaffenheit des Landes, die politischen Verhältnisse, die geistige Empfänglichkeit des Volkes, der Stand der Missionsarbeit selbst und manches andere geben hier die Entscheidung und mit dem Worte Konzentration allein ist noch so

Der andere wesentliche Zug der organisierten Missionsarbeit ist, daß sie auf die Arbeit einen großen Nachdruck legt. Ohne Zweifel wird überall, wo Gottes Wort lauter verkündigt wird, das Bibelwort: „So jemand nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“ und ähnliche je nach Umständen zur Verwendung kommen. Doch genügt dies dem Verfasser nicht, er will die Arbeit als eigentliches Missionsmittel angewandt haben. Etwas leicht macht er sich die Sache, indem er sich selbst versichert, daß alle Sachverständigen mit ihm als „ganz unerläßliche Aufgabe“ der Mission die Erziehung des Naturmenschen zum Kulturmenschen anerkennen.[1]) Wie wir schon bemerkten, hat er die Frage, ob es Menschen giebt, die so aller Kultur bar sind, daß sie kultiviert werden müssen, ehe sie christianisiert

gut wie gar nichts gesagt. In West-Afrika z. B. verbietet schon das Klima eine Ausdehnung, wie sie in Südafrika möglich ist, weil es zu starker Besetzung der Stationen nötigt. Ich würde dort der vom Verfasser empfohlenen Konzentration sehr zustimmen und das Gegenteil für einen Fehler ansehen. Freilich müßte man immer noch festhalten, daß Fehler in der Mission sehr oft durch die Verhältnisse oder wie ich sage, durch die Regierung Gottes erzwungen werden, und daß diese göttliche Thorheit sich dann weiser und erfolgreicher zeigt, als unsre klugen Pläne. Ein gutes Beispiel rechter Konzentration und Ausdehnung zugleich scheint mir die Baseler Mission auf der Goldküste zu sein. Bis zum Jahre 1875 etwa hat sie auf einem Flächenraum, der nicht ganz so groß wie Elsaß-Lothringen sein wird, sieben Stationen gegründet und die jüngste Station war schon 10 Jahre alt. So war es ihr gelungen dies kleine Land mit einem Netz zu überziehen, daß mit den Stationen, Filialen, Außenstationen an 31 Orten Gemeinden, 1—10 % der Bevölkerung ihrer Wohnorte ausmachend, bestanden. Fast 3000 Christen bildeten so zahlreiche Agitationscentren im Lande mit einem Erfolge, der seitdem immer deutlicher zu Tage tritt. Erst dann, nach dem Asantekriege, ist die Baseler Mission aus dieser konzentrierten Stellung vorgedrungen, und ich meine, auch Dr. Hübbe-Schleiden würde diesem Vorgehen den Vorzug geben müssen vor dem der französischen Mission am Gabun, die 2000 Christen nur um einen Stationsort sammelte.

[1]) Ich hoffe, daß die Mehrzahl der Sachverständigen dieses Axiom als eine verhängnisvolle Verschiebung der Missionsaufgabe erkennen würde. Dr. Hübbe-Schleiden beruft sich auf Dr. Warneck, der diese Sache ein für allemal entschieden haben soll. Erfreulicherweise sagt aber dieser Zeuge das nicht aus, was Herr Dr. Hübbe-Schleiden wünscht. Wenn Dr. Warneck in seinem Buche (Seite 12) sagt: „die Kultur ist nicht der Hauptzweck der Mission“, könnte er allerdings veranlassen zu sagen, also doch ein „Nebenzweck“, allein wenn er fortfährt: „aber sie ist ihre notwendige Folge, eine Zugabe, ein Nebenwerk, ein von dem reichen Tisch des Evangeliums abfallender Erdensegen“ oder: „indem die Mission die Heiden zu Christen macht, macht sie sie auch erst recht zu Menschen und indem sie unter ihnen das Himmelreich pflanzt, pflanzt sie auch die Kultur,“ — so sagt er ganz korrekt und ich darf wohl sagen, evangelisch-orthodox, daß die Mission, indem sie das Ihre treibt, eo ipso kultiviert, daß ihr, wenn sie zuerst nach dem Reiche Gottes trachtet, alles andere zufällt, und bekennt sich nicht zu der unevangelischen Heterodoxie, daß der Mensch erst kultiviert werden müsse, ehe er christianisiert werden könne.

werden können, und die Vorfrage, wie viel Kultur als Minimum dasein muß, damit jemand Christ werden kann, nicht erörtert. Auch die Frage, keineswegs eine bloß theologische, was ein Christ sei, lehnt er ab zu beantworten. Nun, der Verfasser setzt also voraus, daß Kulturerziehung die Aufgabe der Mission, und da das einzige Mittel, sich irgend eine Errungenschaft der Kultur anzueignen, die Arbeit ist, so kann nur Erziehung durch und zur Arbeit den Naturmenschen zum Kulturmenschen machen und die Mission hat demgemäß das Erziehungsprincip der Arbeit anzuwenden.[1]) Allerdings giebt es einige wenige Naturvölker, bei denen diese Erziehung nicht nötig ist, da es genügt, ihnen einen Markt für ihre Produkte zu schaffen, um sie zu vermehrter Arbeit zu veranlassen. Dann ist es besser, dies geschieht durch die Missionen als auf dem Wege des gewöhnlichen Handels. Wie selten jedoch dies thunlich ist, wird ersichtlich durch die vielen bitteren Erfahrungen, welche bei solchen Versuchen auch von deutschen Missionsgesellschaften gemacht worden sind.[2]) In den meisten Fällen muß also Erziehung mit und zur Arbeit eintreten, wobei es sich jedoch nicht empfiehlt, die Arbeit des Handwerkers und Gewerbes anzuwenden, da diese schon zu viel Kultur voraussetzt. Wo diese Vorbedingungen nicht vorhanden — und sie „fehlen eben in jedem eigentlichen Naturlande"[3]) —, da ist der Ackerbau die Arbeit, in und zu der erzogen

---

[1]) Was über die Arbeit gesagt wird, ist im ganzen richtig, aber auch unbestritten; nötig ist freilich, daß Arbeit im weitesten Sinne des Wortes gefaßt werde, geistige Arbeit einschließend, und daß man nicht annehme, die Arbeit allein erziehe; es müssen zur Arbeit geistige Impulse kommen. Israel ist in Egypten, die Neger sind in der Sklaverei nur sehr wenig erzogen. Giebt es überhaupt ein Beispiel, daß ein Volk das andere, besonders „bewußtermaßen" durch und zur Arbeit erzogen hat? — Was der Verfasser in einer Anmerkung über den theologischen Ausdruck „geistliche Mittel der Kirche" sagt, die eigentlich „wirkende Ursachen" seien, ist in jeder Weise unrichtig. Mir ist nicht bekannt, daß „geistliche Mittel der Kirche" ein besonders geläufiger terminus technicus ist; vermutlich dachte der Verfasser an „Gnadenmittel".

[2]) Daß solche Versuche von außerdeutschen Missionsgesellschaften gemacht sind, ist mir nicht bekannt. In Deutschland, von der andersartigen Brüdergemeinde-Arbeit auf diesem Gebiet abgesehen, hat nur Basel und Barmen den Versuch einer Missionshandelsgesellschaft gemacht. Barmen hat ihn wieder aufgeben müssen; so viel ich davon weiß, liegen die Gründe aber nicht da, wo der Verfasser sie sucht. Basel hat gewiß auch bittere Erfahrungen gemacht, allein es hat reüssiert, insbesondere durch West-Afrika. Ich meinerseits halte diese Missionshandlungen aus anderen Gründen für ein Übel, für ein vielleicht zuweilen fast unvermeidliches.

[3]) In West-Afrika an vielen Orten z. B. auf der Sklavenküste fand die Mission das Handwerk schon vor; sie scheiden also wohl von dem Gebiet aus, für welche die Methode des Verfassers gelten soll. Unsre Missionare fanden im Evevolke außer dem Landmann und Händler, dem Fischer und Schiffer schon den Weber (alle die Thätig-

werden muß. Dabei hat die Mission die günstigste Gelegenheit durch Lehre und Beispiel geistig einzuwirken, zu erziehen, indem die ganze Lebensweise und Gewohnheit in sittlicher Weise gestaltet wird. Die Arbeit der Naturmenschen wird nun zunächst dadurch bezahlt, daß sie ihren Lebensunterhalt im weitesten Sinne des Wortes empfangen; später, wenn die Arbeit es verdient, bekommen sie Lohn, aber nicht in Geld, sondern in nützlichen Waren, und noch später Genossenschaftsanteile an dem Gewinne des Betriebs. Der Mangel an Kultur erlaubt die Hoffnung, daß in solch einem Naturlande eher, als unter den planlosen Kulturverhältnissen Europas, dies Ziel erreicht wird, und die Naturländer so die Kulturländer überholen und früher zu sehr hoher Form kulturellen Lebens kommen werden. Zugleich muß ein solches Missionsunternehmen — das „ist sicher" — „jedenfalls eher Überschüsse erzielen, als es Kosten verursacht."

Dieser letztere Vorteil ist so groß, daß man sich wundern müßte, wenn nicht auch bisher schon einigen Missionsarbeitern die Wahrheit aufgegangen wäre. Und das ist denn auch geschehen, nur daß freilich „noch meistens ein ziemlich dicker Schleier von Unklarheit und Unkenntnis" sie verhinderte, ganz hell zu sehen. Als erster Zeuge wird Henry Venn genannt, der Sekretär der Church Miss. Society. Derselbe vertrat, so werden wir unterrichtet, den Gedanken, die Mission habe die Naturvölker zu kultureller Selbständigkeit zu erziehen, und es sei deshalb vor allem „eine lokale selbständige Organisation jedes größeren Missionsbetriebes" notwendig. Speciell wies er darauf hin, die Produktivität der Länder „müsse durch den Kultureinfluß der Missionen in denselben gehoben werden." Den Anschauungen seiner Zeit gemäß blieb er jedoch dabei stehen, daß indirekte Anregung zur Arbeit gegeben werden müsse, zur Einsicht, daß direkte Organisation der Arbeit nötig sei, drang er nicht durch, so verständige Gedanken er auch sonst über den Handel hatte. — Der Verfasser ist sehr unglücklich in der Abhörung seiner Zeugen. H. Venn ist weit entfernt davon gewesen, solche Gedanken zu haben; nicht Befangenheit in zeitgemäßen volkswirtschaftlichen Irrtümern, sondern Einsicht in das Wesen der Mission hat ihn von dem Gedanken einer direkten Organisation der Arbeit bewahrt. Er hielt eben Kulturerziehung nicht für die Aufgabe der Mission, sondern sein Ziel war die Gründung einer einheimischen

---

leiten, welche aus Baumwolle ein Kleid machen, das Färben mit eingeschlossen), den Töpfer, den Schmied, und andere. Irgend etwas vom Handwerk, an das man anknüpfen könnte, wird wohl bei keinem Naturvolk fehlen, und für die eigentliche Mission ist das Bedürfnis, Handwerker zu haben, viel unmittelbarer als das den Landbau zu vervollkommnen.

Kirche, welche sich selbst unterhält, sich selbst regiert, sich selbst ausbreitet. Das ist es, was der Verfasser allzufrei: „lokale selbständige Organisation jedes größeren Missionsbetriebes" übersetzt. Was ihn auf die Kulturverhältnisse oder eigentlich Erwerbsverhältnisse brachte, waren nicht allgemeine Verhältnisse der sogen. Naturländer, sondern ganz bestimmte Zustände West-Afrikas, die ihn nötigten, die wirtschaftliche Lage sich näher anzusehen. Er fand dort den Sklavenhandel vor, welcher die Negervölker an größere Bedürfnisse gewöhnt, ihre Kauflust, oft nach sehr wenig heilsamer Ware, gesteigert, aber sie nicht angeregt hatte, ihre Kaufkraft durch vermehrte Arbeit und daraus resultierende vermehrte Produktion der Landeserzeugnisse zu stärken, sondern durch Sklavenkrieg und -raub ihre Kauflust sie befriedigen lehrte. Um diesen allerdings auch die Mission, weniger durch Mangel an Kultur, als durch Kriegsunruhen und anderes hemmenden Übelstand zu beseitigen, wünschte er neben der negativen Arbeit der Kriegsschiffe, die positive der Handelsschiffe einzuführen. Allein er war der Meinung, daß die Mission diese Aufgabe nicht habe, darum ging er nach Manchester und regte die Kaufleute dazu an, und dies indirekte Missionsinteresse, die humane Teilnahme an Afrikas Wohl veranlaßte ihn fortgehend, sich um diese Bewegung fördernd und abwehrend zu bekümmern; daß er die Mission nicht direkt beteiligt wissen wollte, dafür hatte er seine guten Gründe. Wenn jemand nicht wünschen sollte, daß die Schulen Sparkassen haben, so wird doch keiner ihm imputieren, er sei befangen in dem wirtschaftlichen Irrtum, Sparkassen seien schädlich; man wird annehmen, daß er andere Gründe habe. Nach diesen Gründen hätte Dr. Hübbe-Schleiden bei Henry Venn forschen sollen.

Schlimmer noch als H. Venn wird der zweite Hauptzeuge behandelt, der Negerbischof Crowther. Auch er hat Lichtblicke und würde wohl das Richtige getroffen haben, wenn er nicht „in den kleinbürgerlichen Wirtschaftsanschauungen seiner Zeit befangen" gewesen wäre. Nur so erklärt es sich, daß er „in jenen wildesten aller Naturländer im wesentlichen Industrie-Unternehmungen empfiehlt, daß er einen wahrhaft zimperlichen Respekt vor Geldinteressen zur Schau trägt, als ob jeder rentable Betrieb für Privatunternehmen anständig sei, für Missionen aber unerlaubt. So erzählt er z. B. in einem seiner Briefe, wie es seinen Bemühungen gelungen sei, die Baumwollenkultur in Abeokuta durch indirekte Anregung und gutes Beispiel einzuführen." Das sei gelungen. Der Bischof jedoch schreibt: „Wir sind dabei aber dem Worte treu geblieben, welches wir vorher gegeben hatten, als wir von interesselosen Kaufleuten gewarnt und verhöhnt wurden, daß wir die Eingeborenen einen Erwerb lehrten, der

sich nie bezahlt machen würde; damals erwiderten wir ihnen, „„daß wir dieses Unternehmen aufgeben würden, sobald es sich bezahlt machen sollte."" Das haben wir gethan, sobald es anfing für die Mission zu rentieren." Diese „komische naive Wirtschaftsanschauung" ist für die jüngste Generation unverständlich, und auch unter Berücksichtigung der Zeit der Unwissenheit kann man sich dieselbe nur erklären, wenn man annimmt, „Kapitalisten", von deren Almosen die Mission lebt, möchten wohl „stillschweigend oder ausdrücklich die Bedingung machen, daß ihre Beiträge nicht so verwendet werden dürfen, daß ihnen dadurch irgend ein persönlicher Vorteil entgehen könne."

So stellt Dr. Hübbe-Schleiden diesen Zeugen vor. Die letzte Vermutung ist nicht fein und konnte auch nur bei totaler Unkenntnis der Verhältnisse gemacht werden. Leider kann ich die Stelle nicht finden, wo Bischof Crowther erzählt, daß, wenn ich nicht irre, ein Kaufmann ihm eine Summe gab, um in Lagos und Abeokuta die Baumwollenkultur zu fördern. (Die andern Kaufleute dagegen waren non concerned, „interesselose" wie Dr. Hübbe-Schleiden übersetzt, keine Missionsfreunde.) Zu dem Zweck führte er Maschinen zur Reinigung der Baumwolle ein, was den „Kapitalisten" nur angenehm sein konnte, während es ihnen ganz gleichgültig sein mußte, ob Crowther oder die Eingeborenen das Geld verdienten. Die Mission verdiente überhaupt dabei nicht; es war ein Privatunternehmen Crowthers, der damals noch nicht Bischof war. Doch das nur nebenbei. Die ganze Darstellung ist nur möglich geworden durch einen argen Mißbrauch des vom Verfasser citierten Briefes von Crowther (Ch. M. Intelligencer 1871, S. 88 ff.). Dieser erinnert in diesem Briefe daran, daß der Wahlspruch der Nigerexpedition von 1841: das Evangelium und der Pflug nur zur Hälfte ausgeführt sei, das Evangelium sei im Lande, aber noch nicht der Pflug. Dieser sei nötig. Neun Zehntel der Bevölkerung am Niger seien Bauern, die das Land mit Brot versorgen („in diesen wildesten aller Naturländer"), allein sie könnten auch für den europäischen Markt arbeiten. Was gegenwärtig durch den Handel ausgeführt werde, vermehre nicht die landwirtschaftliche Produktion, denn der Elfenbeinhandel, ohnehin zum Aussterben bestimmt, das Sammeln des von selbst zufließenden Palmöls und der Sheabutter nötigen nicht zu vermehrter Bodenkultur, während Baumwollenpflanzung und anderes diese Wirkung hätten. Man fragt sich: Ist der Mann bei Sinnen, daß er nach dieser verständigen Beurteilung der Verhältnisse „in diesen wildesten aller Naturländer" „im wesentlichen Industrie-Unternehmungen" vorschlägt! Nun, er schlägt sie eben auch nicht vor. Er schreibt: „Wenn der ursprüngliche Wunsch, Afrika zu civilisieren

und evangelisieren nicht mit den edelsinnigen Philanthropen, die ihn zuerst gehegt, gestorben ist, so ist jetzt die allergünstigste Zeit, diese höchst wünschenswerten Ziele zu erreichen.“ Er hofft mit anderen Worten, daß heute noch Philanthropen leben, wie Herr Laird, die sich der Aufgabe annehmen, den „Pflug“ einzuführen und solche Musterfarmen wahrscheinlich, wie die nicht geglückte bei Lokoja war, versuchen. Allerdings glaubt er, daß auch die Mission dabei etwas thun solle. „Ich fühle, daß wir, als im Lande wohnende Missionare, mit unsrer geistlichen Arbeit eine „Industrial Institution“ in kleinem Maßstabe verbinden müssen, um unsre Jugend, die unsre Schulen verläßt, zu fleißiger Arbeit (in habits of industry) zu erziehen, damit sie sich selbst und dem Lande nachher nützlich werden.“ Das nennt Herr Dr. Hübbe-Schleiden: „Industrie-Unternehmungen“. Industrioūs und industrial hat eben eine weitere Bedeutung als „industriell“, in dem Institut konnten die Jungen unbeschadet des Namens sehr wohl Landbau lernen. Sie sollten, wie es an anderer Stelle heißt, in der Schule habits of industry lernen und in einer Industrial Institution „Handarbeit in irgend einer mechanical art“, zu welcher sie Fähigkeit zeigen. Ich glaube allerdings, Crowther dachte vornehmlich ans Handwerk, aber der ganze Zusammenhang, wie ich ihn darlegte, zeigt, daß es nichts als eine Karrikatur ist, die Herr Dr. Hübbe-Schleiden gezeichnet.

Eine der mechanical arts, die in diesem Institut gelernt werden sollten, ist ohne Zweifel die Kunst mit den cottongins umzugehen. Crowther hat nämlich bemerkt, daß die Eingeborenen so wenig Baumwolle pflanzen, weil ihnen die cottongins fehlen, und diese wünscht er einzuführen. Er glaubt, die Mission könne helfen sie einzuführen, und wenn sie dies gethan, habe sie ihren Dienst erfüllt. Daß dies am Niger gelingen werde, dafür beruft er sich auf seine Erfahrung in der Yorubamission. Die Schlußworte des Citats: „so bald es anfing für die Mission zu rentieren“ hat Dr. Hübbe-Schleiden unrichtig übersetzt. Es heißt: in dieser Mission; daß für die Mission etwas herauskomme, ist hier ganz irrelevant; daß in der Yorubamission sie rentiert habe, ist Beweis, daß es auch am Niger gelingen werde. Dort haben Kaufleute gesagt, es werde unprofitabel sein, und mit einigem Humor hat Crowther ihnen versprochen, so lange es unprofitabel sei, es selbst zu treiben, so wie es profitabel werde, den Eingeborenen es zu überlassen. Das Versprechen hat er halten können.

So ist also hier von „zimperlichem Respekt vor Geldinteressen,“ das Crowther „zur Schau tragen“ soll, gar keine Spur. Ich vermute allerdings, daß Crowther sonst nicht wünscht, die Mission ein rentables Ge-

schäft treiben zu sehen. Volkswirtschaftliche Anschauungen brauchen dabei gar nicht mitzusprechen, ebenso wenig wie beim Apostel Paulus. Dieser war der Meinung, daß ein Prediger Geld nehmen dürfe und ein Recht dazu habe, aber in Korinth nahm er es doch nicht, damit er dem Evangelium kein Hindernis bereite. Wenn nun in West-Afrika die Missionare, wie es in der That der Fall ist, erst durch viele Mühe, durch langes Leiden und Leben unter dem Volke das Vertrauen erwerben müssen, daß sie nicht wie die Kaufleute das Hab und Gut der Eingeborenen, sondern sie selbst suchen, ist es dann auch volkswirtschaftliche Unwissenheit, wenn sie nicht wünschen, daß die Mission rentable Geschäfte mache?

Doch kehren wir zu der Missionsmethode des Verfassers selbst zurück. Dieselbe würde, wie wir sahen, dahin führen, daß die Mission einen großen Landbetrieb übernimmt. Es ist nicht ersichtlich, ob, wenn ein solches Naturland einen freien Bauernstand besitzt, oder wenn eine gewisse Gemeinsamkeit des Grundbesitzes stattfindet, dies alles von der Mission revolutioniert werden soll, und alle in die Hörigkeit zurückgeführt werden müssen, daß sie für Kost und Logis, dann für Lohn in Waren, endlich für Genossenschafts-Anteile arbeiten. Auch wird nicht gesagt, ob die Mission später die Leute zu individueller Selbständigkeit und Freiheit entlassen wird, oder ob sie allmählich das ganze Land besetzen, eventuell expropriieren und für immer behalten soll. Letzteres scheint die Meinung. Wenigstens findet es nicht seinen Beifall, wenn ein Baseler Missionar das Missionsland verpachtet; Selbstbetrieb ist das richtige. Noch weniger gefällt ihm das Verfahren von Missionar Baker auf den Tongainseln. Die Mission im Besitz des Landes zieht aus der Bodenkultur die Mittel für die Mission, und die Leute merken es gar nicht; die isolierte Mission muß nach den Lehren der britischen Wirtschafts-Theorie die Mittel durch Steuern aufbringen und natürlich die Leute böse machen. Dadurch hat Baker „einer der tüchtigsten Missionare, die je in der Südsee gewirkt haben," „dadurch allein" hat er sich „unter Europäern wie unter Eingebornen die zahlreichsten und erbittertsten Gegner geschaffen."[1])

[1]) Es ist hier wie anderswo eine eigentümliche Art zu loben, die Herr Dr. H. Sch. hat. Hat derselbe wirklich eine solche Kenntnis der Südseemission, um sagen zu können, unter den vielen Missionaren, die in dieser ältesten der modernen Missionen gewirkt, sei der eine oder andere den tüchtigsten beizurechnen? Doch zur Sache. Ist Herr Dr. H. Schl. gewiß, daß Baker nur deshalb Feinde hat und daß er keine haben würde, wenn er statt Kirchensteuer zu erheben, das Land oder große Latifundien im Missionsbesitz hielte? Wenn er nur durch „den alten Herrn Johann Cesar Godeffroy" dies erfahren, so habe ich meine Bedenken. Ich lese, während ich dies schreibe, im Spektator eine Anzeige von Miß C. F. Gordon-Cummings Buch: A Lady's Cruise in a French

Es ist jedoch offenbar, daß dieser Plan nur ausführbar ist, wenn die Missionare Vollmachten besitzen, wie etwa seiner Zeit die ostindische Kompanie sie hatte, oder neuerdings die Kompanie für Nord-Ost-Borneo; sie müßten obrigkeitliche Rechte haben. Eigentlich liegt es ja in den Intentionen des Verfassers, daß der Staat die Mission treibe oder wenigstens ihr einen solchen Betrieb ermögliche. Denn wenn auch etwa die Naturmenschen freiwillig auf den Plan eingingen, so wäre die Gefahr vorhanden, daß andere Konkurrenten den Plan störten. Nicht ausgeschlossen wäre, daß die Konfessionen selbst einander Konkurrenz machten. Um möglichst viele Anhänger zu gewinnen, könnten sie es mit dem Ernst der Erziehung in und zur Arbeit, mit dem Ernst der sittlichen Gestaltung des Gemeinwesens leichter nehmen, könnten sie auf der ersten Stufe den Lebensunterhalt reichlicher geben, auf der zweiten mehr auf den Geschmack der Eingebornen sehen als auf die Nützlichkeit der Waren, mit denen sie bezahlen, und auf der dritten Stufe die Genossenschaftsanteile früher oder reichlicher geben. Eine könnte die andere überbieten, und schließlich bliebe nichts übrig, als daß der Staat eine Staatsreligion einführt und allein zuläßt zur Vermehrung der Religionsfreiheit. Leichter noch hätten

---

Man-of-War; in demselben wird von der „mighty anti-Christian firm of Godeffroy" geredet, die ihre Agenten instruiert: „Sie müssen nie weder in Wort noch That die Missionare unterstützen, sondern wo sie dieselben auch finden, benutzen Sie allen Ihren Einfluß bei den Eingebornen, sie zu hindern und fernzuhalten." Ich hoffe, daß das übertrieben ist, und vielleicht weiß auch Herr J. C. Godeffroy in Hamburg nichts von dem, was die Leiter der Firma an Ort und Stelle thun, aber es wird klar machen, daß die erbittertsten Gegner zuweilen andere Motive für ihre Gegnerschaft haben, als die aus falscher Wirtschaftslehre entstammen. Ich will nicht sagen, daß Baker und andere keine Fehlgriffe machen. Auch Sir A. Gordon hat in allerfeinster Weise angedeutet, daß die Missionare bei dieser Kirchensteuer, die eine freiwillige ist oder sein soll, leicht zuviel thun, indem ihre Bitte nach der Gewohnheit der Insulaner (er redet von Witi) als Befehl aufgefaßt wird. Allein es handelt sich hier viel weniger um die Mission, als um die Erhaltung der Landeskirche, und es fragt sich, ob es besser ist, daß die Kirche Grundbesitz hat oder daß sie von den Beiträgen ihrer Glieder lebt. Außer principiellen Gründen kommen hier lokale Verhältnisse in Betracht. Ferner würde hier wiederum zu unterscheiden sein, was einer jungen und was einer alten Kirche zuträglich ist. Bekanntlich hat die altchristliche junge Kirche ein paar Jahrhunderte ohne Grundbesitz und Vermögen aus der Hand in den Mund gelebt, und daß ihr inneres Leben, besonders ihre Missionskraft besser gediehen wäre bei großem Grundbesitz, wird schwerlich jemand behaupten. Die Schwierigkeit, daß eine junge Kirche sich selbst unterhalte, liegt übrigens ganz wo anders; sie liegt in der Stellung des einheimischen Pastorats, das je mehr es den Europäer überflüssig machen soll, um so mehr auch auf europäischer Kulturstufe stehen muß und dann nur schwer in die Kulturverhältnisse seiner Heimat, auch finanziell, hineinpassen will.

es die weltlichen Konkurrenten. Sie brauchten für die Mission keine Abgaben zu verdienen und könnten also billiger arbeiten. Sie wären imstande, den Naturmenschen in seiner Freiheit zu lassen, die er zu lieben pflegt; sie könnten ihn mit Geld bezahlen, so daß der Eingeborne sich eine Flasche Rum kauft, was er einer nützlichen Ware oft vorzieht u. s. w. u. s. w. Und der Plan der Arbeitserziehung wäre verdorben. Man begreift daher, daß der Verfasser ziemlich ausführlich eifert gegen die politische Auffassung, welche dem Staat den Eingriff in die socialen Verhältnisse verwehren will. Der Staat muß die Erziehung der Naturvölker zu seinem Monopol machen oder den Missionaren ein Monopol geben oder durch Gesetze den Missionsbetrieb schützen. Ob nicht „dadurch allein" die Mission die erbittertsten Gegner sich machen würde, ob unter diesen Verhältnissen eine Kolonie für das Mutterland auch nur annähernd so profitabel sein würde, wie Indien nach dem Verfasser für England ist, ob nicht vielleicht der „materielle Vorteil", der entscheidend ist, fehlen würde, und die Mission dann aufzugeben wäre, ob diese Idee überhaupt durchführbar, ob sie in unsrer Zeit durchführbar, das alles erörtert man am besten, wenn einmal dieses Zukunftsbild irgendwo in einem kleinen Eldorado ausgeführt sein wird.

Das wird der Plan des Verfassers im wesentlichen sein. Von einigen einzelnen Gedanken und Ratschlägen, die so nebenher laufen, hängt, wie mir scheint, nur einer mit der neuen Methode zusammen. Der Verfasser meint, daß sein Missionsbetrieb ein gefährliches Klima zum großen Teil unschädlich machen werde. Darin wird er — vielleicht nicht soviel, wie er erwartet, aber doch zum großen Teil — recht haben, wenigstens in Bezug auf die, welche den Arbeitsbetrieb leiten. Daß die eigentliche Missionsarbeit, die nicht beseitigt werden kann, davon nicht profitieren wird, habe ich schon gesagt. Die geistliche Arbeit — NB. nicht nur der Unterricht — die Spracharbeit, die Vorbereitung auf die Predigt, auf den Unterricht, wenn auch nur wenige Stunden, die Sorge um die Seelen der Heiden, wie der Christen, das Angelaufensein den ganzen Tag, die Bekümmernisse, die nicht ausbleiben, auch bei den Leitern der Arbeit, wenn sie es ernst nehmen, sie zehren, und je mehr Arbeiter, desto besser läßt sich diese Last verteilen, daß sie keine Überbürdung wird.

Auch sehr gut ist der Rat, obgleich er mit der Methode nichts zu thun hat, daß Anfänger in gefährlichem Klima nur sehr langsam in die Arbeit eintreten sollen. Sehr gut, wenn er nur immer ausführbar wäre. Beginnt eine Mission ihr Werk, so müssen es irgendwie Neulinge sein,

die arbeiten und auch nicht langsam arbeiten können. Kommt eine Epidemie oder ein Krieg und decimiert die Arbeiter, so wird man Neulinge einstellen müssen, die sich nicht schonen können, wie sie sollten, und die es trotz aller Belehrung auch nicht so verstehen. Das beste Mittel ist wiederum, wie ich in meinem Bericht es ausgesprochen, reichlich auszusenden, damit Neulinge Zeit haben sich einzuleben, damit Supernumerarii da sind, die beim Abgang der Alten eintreten können.

Ein dritter Rat dagegen scheint mir nicht nur keinen Zusammenhang mit den Ideen des Verfassers zu haben, sondern geradezu selbstmörderischer Art zu sein. „Die Gründung eines Deutsch-Äthiopien, das wäre recht eigentlich für unser Volk im weiteren Sinne des Wortes eine nationale Missionsarbeit,“ so schließt der erste Artikel. „Die jährlichen Missionsbeiträge des deutschen Volkes allein würden schon genügen, um einen festen, kulturellen und wirtschaftlichen Grund zu legen für den Aufbau eines Teuto-Guinea oder Deutsch-Äthiopien,“ so schließt der zweite. Also eine deutsche Kolonie, zwar nicht wohl, wie im Westen der Vereinigten Staaten, wo der Deutsche Handarbeit thut, sondern so, daß der Deutsche nur die Leitung hat. Ein paar Hundert Europäer werden doch wohl nötig sein, und nun kommt der Verfasser und empfiehlt das Cölibat!! Denn wenn die „Natur in den Tropen das Familienleben fast verbietet,“ so wird das für den Kolonisten wie für den Missionar gültig sein und „mit Aufwand von vielen Kosten und großem Luxus“ unter Umständen Gewächshauspflanzen zu ziehen, wird auch den Kolonisten nur ausnahmsweise gestattet sein. Ein Staat, nicht zufrieden mit der Rolle des Nachtwächters wird vielleicht diese naturwidrigen Ehen verbieten. Es ist wohl nicht pharisäisch zu sagen, daß dies bei den Missionaren noch weniger gefährlich sein möchte, als bei den Kolonisten. Was für ein Pestloch würde dies Deutsch-Guinea werden, wo die Natur die Ehe des Europäers mit seinesgleichen verbietet! Schon jetzt ist schlimm genug, was wir hören. Doch in einem Atem Guinea für eine deutsche Kolonie zu empfehlen und das Cölibat anzuraten, ist ein wenig stark.

Es wäre sehr unrecht, die schweren Lasten, die eine Ehe des Europäers mit einer Europäerin in jenen Ländern zu tragen hat, zu leugnen, und ich glaube sogar, daß der Verfasser einige der schwersten gar nicht genannt hat.[1]) Allein es giebt viele Lasten zu tragen, die nicht zu ver-

[1]) Andrerseits hat der Verfasser die Sache noch schlimmer dargestellt, als sie ist. Er teilt aus meinem Berichte mit, daß in unsrer Mission von den 52 dort geborenen

meiden sind. Viele Menschen müssen in Verhältnissen leben, welche physisch, materiell und geistig das eheliche Leben verkümmern und es giebt keine Hilfe, wenn man nicht, was schlimmer als keine Hilfe ist, thun will, nämlich verbieten ehelich zu werden. Wir bedürfen der europäischen Frau in der Mission mehr als einer Ackerbaukolonie; wir bedürfen sie um des Missionars willen, wie um der Heiden und Christen willen. Auch das in mancher Hinsicht verkümmerte christliche Familienleben grade des geistlichen Lehrers ist eine Thatpredigt. Der Verfasser behauptet freilich, das sei eine wunderschöne Theorie, erdacht von solchen, die nichts von den Verhältnissen kennen. Nun die Missionare werden etwas mehr von denselben kennen, als der Verfasser, der an zwei Orten kurze Zeit von außen die Sache angesehen. Ich weiß nicht, ob sie alle so denken, wie einer der unsrigen, der mir sagte, eine tüchtige Frau sei mehr wert, als zwei Missionare. Aber ich bin überzeugt, daß die überwiegende Mehrheit ihr Zeugnis gegen das des Verfassers stellen. Ich selbst könnte aus unserm kleinen Gebiet nicht Theorie sondern Thatsachen bringen. Wenn die Verhältnisse dieser Heidenländer es zuließen, daß der Missionar bei einem Ehepaar wie Aquila und Priscilla herbergten, würden vielleicht mehr da sein, die wie Paulus kein Weib mit sich führen. So lange dies nicht ist, wird es für den Missionar, wie die Mission meistens besser sein, daß er verheiratet ist.

Kindern „29 schon in den allerersten Wochen" gestorben seien, „andere später". In meinem Bericht stand: „von den 52 Kindern haben die Eltern 29 in frühester Jugend in Afrikas Erde betten müssen." „In frühester Jugend", das bedeutet vor vollendetem dritten Jahre — bis zum fünften Jahre sterben auch bei uns ein fünftel der Kinder — und Dr. H. Sch. übersetzt dies frei: „in den allerersten Wochen", um seine Lesart hinzuzufügen: „andere später". Das entspricht nicht den Thatsachen; 29 ist die Gesamtzahl. Er fährt dann fort: „Und der Gesundheitszustand der sehr wenigen überlebenden Kinder ist vermutlich noch weniger erfreulich, als der ihrer mit ihnen nach Europa zurückkehrenden Eltern." Nun, ich habe Kinder heimkehren sehen, die sehr starke Spuren des afrikanischen Klimas an sich trugen, aber auch solche, die ebenso gesund waren, als nur ein hier geborenes Kind. Die Zeit des Zahnens, bis zu welcher die Kinder oft ganz blühend sind, ist die gefährliche, da das Klimafieber dann zu den üblichen Schwierigkeiten hinzutritt. Von den überlebenden ist, so viel ich mich erinnere, in unserer Mission keines mehr gestorben, und die meisten haben sich ganz gut entwickelt. Wir haben schon zwei Frauen in unserer Mission, die von afrikanischen Missionaren abstammen, eine ist so eben in ihr Geburtsland zurückgekehrt, das Bild blühendster Gesundheit. Eine andere war in Indien geboren. Und die beiden älteren haben sich kräftiger erwiesen als viele andere. Die Baseler Mission hat viel mehr solcher Missionskinder unter ihren Männern und Frauen. Es ist nicht nötig, was ohnehin schwer ist, noch schwärzer darzustellen.

II.

Den Plan des Herrn Verfassers habe ich genügend besprochen und auch, was an wirklichen oder angeblichen historischen Belegen beigebracht ist, in Text und Anmerkungen behandelt. Allein die neue Methode ist noch mit einer formidablen Waffe versehen, mit einer Statistik, die in ihren verschiedenen Tabellen dafür sprechen soll, daß die neue Methode viel wirksamer sein werde, als die bisherige, da schon jetzt zahlenmäßig der Vorzug der am meisten seiner Methode entsprechenden Mission nachzuweisen sei. Herr Dr. Hübbe-Schleiden glaubt mit seinen Aufstellungen des Guten eher zu viel als zu wenig gethan zu haben, denn er warnt davor, dieselben nicht als „eine bloß wissenskrämerische Spielerei“ ansehen zu wollen. Wenn andere in der Gefahr standen, sie so zu beurteilen, ich nicht; vielmehr werfe ich diesen Aufstellungen vor, daß es ihnen an der eingehenden Genauigkeit fehlt, die erforderlich ist, wenn sie leisten sollen, was der Verfasser wünscht. Teils durch verschiedene Irrtümer des Herrn Verfassers, teils weil er wesentliche Punkte übersehen hat, vor allem aber durch den Stand der Statistik der protestantischen und noch mehr der römischen Mission steht es so, daß man auf Grund dieser Aufstellung und überhaupt irgend einer andern einstweilen den Wert oder Minderwert der einen und andern Methode zahlenmäßig nicht veranschaulichen kann. Da die Missionsstatistik üppig ins Kraut schießt, so ist es vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu sein. Es wird sich dann herausstellen, daß hier wie überall für Resultate, die aus statistischen Zahlen gezogen werden sollen, die Grundbedingung ist, daß diese Zahlen richtig und sicher seien, und daß auch dann eine nützliche Verwertung nur dem möglich ist, der das betreffende Gebiet auch sonst genügend kennt.

Herr Dr. Hübbe-Schleiden hat freilich den Angriff auf die stattliche Schar seiner Zahlen dadurch erschwert, daß er die Forderung aufstellt, seinen Angaben gegenüber, wo sie unrichtig sein sollten, „die positiv richtigen Zahlen authentisch nachzuweisen,“ widrigenfalls aber für überführt zu gelten. Das ist etwa so, wie wenn eine Kommission zur Einschätzung für die Einkommensteuer ihre Schätzung für richtig erklärt, bis der Geschätzte seine Bücher auflegt. Vom fiskalischen Standpunkt aus ist das ganz in der Ordnung, aber die Wissenschaft würde fragen, ob der Eingeschätzte nicht Gründe haben könnte, die zu hohe Schätzung lieber zu erdulden, als die Veröffentlichung seines wirklichen Vermögensstandes. Die römisch-katholische Mission — der jene Verwahrung des Verfassers insbesondere gilt — wird Gründe genug haben, keine Rechnung abzulegen und keine genaue Statistik zu geben. Besonders wenn man, was sie bekannt macht oder

gelegentlich in runden Zahlen in Bausch und Bogen angiebt, so zu ihrer Verherrlichung wendet, wie der Herr Verfasser, wird sie das gerne hingehen lassen. Wenn man dagegen, wie neuerdings nicht ganz nach meinem Geschmack geschehen ist, sagen würde: die römische Kirche thut nichts für die Mission, wir Protestanten geben viel mehr, so werden wir vielleicht erleben, daß sie mit größeren Summen herausrückt. Ich weiß, daß ich nichts weiß, ist in der That, wenn nicht die höchste Weisheit, so doch der Anfang gesunden Erkennens. Wir sind wirklich oft in der Lage zu bekennen, wir wissen noch nicht, und müssen uns dann begnügen, keine Schlüsse zu machen. Ich glaube übrigens auch genug positiv richtige Zahlen zu haben, um es entweder ganz gewiß oder doch überwiegend wahrscheinlich zu machen, daß die Zahlen des Herrn Verfassers in sich selbst unrichtig und auch falsch angewandt sind.

Sieht man sich die Rubriken der Statistik (1881. S. 398/9 und 484/5) näher an, so ist fast zu jeder eine Reihe von Zahlen zur Hand, die das Gebäude erschüttern. Die erste Rubrik giebt die Zahl der Stationen an. Der Verfasser glaubt nachweisen zu können, daß die Wirksamkeit um so größer, je mehr sie sich auf wenige Stationen konzentriert. Es ist zu bemerken, daß von allen den großen Erfordernissen der neuen Methode hier nur die Konzentration und zwar die lokale zum statistischen Ausdruck kommt; ob diese Missionen sonst organisiert sind oder nicht, muß man anders woher wissen, worüber später noch ein Wort. Allein auch in dieser Beschränkung ist es wesentlich, daß die verglichenen Zahlen der Stationen überall richtig sind, und daß „Station" immer das gleiche bedeutet. Wenn einer Mark mit einander vergleichen würde, und das eine Mal wären es Mark Banko und das andere Mal Mark Courant, so wäre seine Rechnung falsch. Im Vorbeigehen notieren wir, daß für Basel 9 Stationen angegeben sind, die im Entstehen begriffenen Stationen Begoro und Abetifi mitgezählt, für die römische Mission am Gabun dagegen nur 1 Station, obgleich damals schon eine zweite bestand und eine dritte im Entstehen war.[1]) Doch der Schwerpunkt liegt in Ceylon, wo der Vorteil der konzentrierten Mission am deutlichsten hervortritt. Die mitgeteilten Zahlen geben folgenden Satz:

39 protest. Missionare auf 119 Stationen sammlen 23134 Anhänger.
63 röm. „ „ 45 „ „ 174414 „

Über die Anhänger nachher. Was die Stationen betrifft, so gehören von den 119 protestantischen Stationen 62, also die Hälfte der wesleyanischen

[1]) Kath. Miss. 1878, Mainummer S. 108.

Mission, und die Specialtabelle für 1877 hat schon 72. Was bedeutet hier Station? Schon wenn man hört, daß für die 62, resp. 72 Stationen 13 resp. 15 europäische Missionare angegeben sind, für die 45 katholischen dagegen 63 europäische Missionare, muß man schließen, Station bedeute in beiden Missionen nicht dasselbe. Und so ist es in der That. So viel ich sehe, hat Dr. Hübbe-Schleiden in der ersten summarischen Statistik die Zahlen des Report für das 1. April 1876 endende Jahr genommen. Da sind von 62 Stationen 25 ohne minister, eingeborene oder europäische. Außerdem sind unter den Stationen mitgezählt, wenn an einem Ort zwei oder mehr Arbeitsstellen sind, so kommen auf Colomba, Lagalla, Morotto, Trincomalie je 2, auf Jaffna (Stadt) 4 Stationen. Die Specialstatistik ist die des Reports für den 1. April 1878. Da sind 30 Stationen ohne ordinierte Arbeiter. Als Stationen sind aufgezählt Orte, wo auch nur ein Katechist oder Lehrer oder Lokal-Preacher ist, und für dies Jahr findet sich eine Station, die von dem allen nichts hat und überhaupt in allen 17 Rubriken der wesleyanischen Statistik keine Zahlen. Der Begriff Station ist hier aufs weiteste ausgedehnt. Gilt das Gleiche von den 45 römischen Stationen? In den Jahrbüchern für B. d. Gl. 1879 VI, S. 52 ff. heißt es ausdrücklich „Stationen mit ständigen Priestern“ im Bistum Jaffna 24, während dasselbe 263 Kirchen zählt. Schon im Jahre 1849 gab der Bischof Caetano Antonio von Colomba an, daß in beiden Bistümern mehr als 300 Kirchen seien. (Bei Sir J. E. Tennet, Christianity in Ceylon. 1850. S. 115.) Wenn 1877 Colomba mit seinen 108378 Christen einigermaßen wie Jaffna besorgt ist, so muß man wenigstens 520 römische Kirchen in Ceylon annehmen. Es liegt auf der Hand, daß 45 Stationen einer Mission, die 520 Kirchen hat, und 72 Stationen einer Mission, die 78 chapels hat, unmöglich den Maßstab geben können für stärkere oder geringere Konzentration, und daß darum die aus diesen Zahlen gezogenen Schlüsse hinfällig sind.[1])

Dasselbe und anderes ist von der zweiten Rubrik zu sagen, welche die Missionare angiebt. Ein Fehler ist es, wenn für die Wesleyanische Mission in West-Afrika (S. 484 wie S. 398/9): 25 und 37 europäische Missionare angegeben sind. In dem Census vom 1. April 1876 sind

[1]) Auch die „Stationen“ der Wesleyaner in West-Afrika sind ganz etwas anderes, als die „Stationen“ der Baseler und der Church M. S. Es sind circuits, die übrigens jedes Jahr wechseln, so daß man nie aus vorige Jahre seine Berechnung erschließen kann. Freetown z. B. zählt für zwei „Stationen“, während Hastings sich mit 8 Stationen über 30 englische Meilen erstreckt und für den Herrn Verfasser nur als eine Station zählt.

allerdings 26 Missionare angegeben, aber wie der Bericht zu den einzelnen Missionen zeigt, sind davon nur 10 oder 9 Europäer. Und unter den 37 Missionaren vom 1. April 1878 sind wenigstens 25 Eingeborene; ob nicht mehr, lassen die Berichte nicht erkennen. Das ist ein bedeutender Unterschied; entweder müssen die eingeborenen Priester überall mitgezählt oder überall fortgelassen werden. Beides aber hat seine Schwierigkeiten. So ist es z. B. nicht zulässig, bei der Church Miss. Society die Eingeborenen nicht mit in Ansatz zu bringen, denn sie hatte schon in den Jahren, welche hier in Betracht kommen, die ganze Kirche von Sierra Leone bis auf eine Kirche und Schule den eingeborenen Pastoren übergeben, und ihre Mission am Niger war ganz von Negern geführt. Es ist darum ein falscher Ansatz nur die europäischen Missionare dieser Gesellschaft und doch andrerseits die Gesamtchristenzahl, auch die welche diese Missionare nicht mehr pflegen oder überhaupt nicht gesammelt haben, in Rechnung zu stellen. Andrerseits wäre es auch nicht richtig, die Eingeborenen nicht einzustellen, oder jene Christen in S. Leone und am Niger abzuziehen, denn daß eine Mission die Kirche und Missionsarbeit abgeben kann zum Selbstbetrieb ist ihre Frucht, die dann im Ansatz fehlt. Allerdings hat Herr Dr. Hübbe-Schleiden (S. 484) auch die „eingeborenen Priester“ nachgebracht, allein wenn dort für die Protest. Ep. Church 8 berechnet werden, so ist das ein Fehler. Die Church M. Soc. hat 28, wobei die Pastoren der native Church von S. Leone gar nicht mitgezählt sind, die überhaupt in der Statistik der Gesellschaft nicht mehr erscheinen. Wie kann man bei solchen Ungleichheiten einen mathematischen Satz zu formulieren wagen!

Eine andere Ungleichheit ist, daß der Begriff Missionar nicht gleichmäßig vom Verfasser gehandhabt ist. Unter die 34 europäischen Missionare der Baseler Gesellschaft, in denen übrigens auch der in Basel ausgebildete Neger David Asante steckt, sind alle nicht ordinierte Missionare gerechnet, 13 an der Zahl. Dazu gehören die Agenten der Baseler Missions-Handels-Gesellschaft, die ganz wie Missionare gehalten werden. Ohne deshalb diese Mitarbeiter irgendwie für unwichtig anzusehen, muß man doch fordern, daß eine solide Arbeit nun auch bei allen andern Missionaren die Laienbrüder mitzählt. Die Statistik der katholischen Missionare in West-Afrika, wie es scheint aus Jahrbüchern 1878 V, S. 43, giebt 53 Missionare. Dabei hat Herr Dr. Hübbe-Schleiden zunächst, wie ich glaube, ohne Recht, die beiden Bischöfe weggelassen. Sie sind meistens Missionare gewesen und arbeiten völlig mit. Doch wichtiger ist, daß die Laienbrüder fehlen. Ich könnte für die einzelnen afrikanischen Missionen hie und da

nachweisen, daß die Zahl viel größer ist, aber auch fürs Ganze kann ich es annähernd. Die Jahrbücher melden immer, welche Missionare hinausgehen; ob es von allen gemeldet wird, ist mir zweifelhaft, aber jedenfalls melden sie nicht mehr an, als thatsächlich ausgehen. Von 1864 bis 1877 zähle ich 127 Aussendungen; von 1843—1852 sind 74 ausgesandt, wie gelegentlich erwähnt wird. Leider fehlen mir die Jahrgänge 1853—1863, aber der Durchschnitt der mir von 1843—1880 bekannten 24 Jahre ist 9 Aussendungen pro Jahr, würde also für 1853—1863 noch 99 Aussendungen machen. Die katholische Mission hat also von 1843—1877 ausgesandt 300 Missionare. Von 124 ausgesandten Baseler Missionaren waren nach 50 Jahren 35 Missionare in Afrika oder 28 %. Ich lasse außer acht, daß der Unterschied von 50 Jahren bei Basel gegen 33 bei den römischen Missionen erlauben würde anzunehmen, daß noch kein so hoher Prozentsatz bei letzteren gestorben oder dienstuntüchtig geworden, auch berechne ich nicht, daß nach Meinung des Herrn Verfassers die römische Praxis ein Palliativ gegen das Klima ist und nehme nur denselben Satz, dann müssen 1874 wenigstens 84 römische Missionare in West-Afrika gewesen sein. Solange nicht „die positiv richtigen Zahlen authentisch nachgewiesen" oder andere gute Gegengründe beigebracht werden, können wir annehmen, meine Zahl kommt der Wahrheit näher, und auch die zweite Rubrik enthält also keine Zahlen, mit denen sich beweisen läßt, was bewiesen werden soll.[1])

Die beiden folgenden Rubriken, welche Schulen und Schüler angeben, können wir übergehen, da der Herr Verfasser durchaus keinen Gebrauch davon macht. Sein Horror vor den preußischen Schulen wird ihn daran verhindert haben. Sonst käme eine interessante Beleuchtung der Kultureinflüsse der organisierten und isolierten Mission zustande, wenn man auf Grund dieser Zahlen den Satz aufstellte:

---

[1]) Ich habe in den obigen Zahlen natürlich die Missionare nicht angegeben und mit berechnet, die in die Arbeit von Europa zurückkehren. Bei der Erwähnung dieser rückkehrenden Missionare sieht man auch, daß die Liste nicht vollständig. Doch auch wie sie ist, giebt sie Zahlen, die einem wegen der Missionsausgaben zu denken geben. Wenn z. B. 1877 22 neue Missionare und zwei Schwestern ausgesandt werden, zwei Missionare zurückkehren und doch wohl auch in diesem Jahre Missionare haben heimkehren müssen, so kann man, wenn man weiß, was das Billet vom englischen, resp. französischen Hafen nach West-Afrika kostet, sich eine kleine Rechnung machen, die es nicht geraten erscheinen läßt die angegebenen Ausgaben als die positiv richtigen Zahlen anzunehmen.

In West-Afrika kommen bei der organisierten (kath.) Mission

	auf 22591 Anhäng.	2355 Schul.	=	10,3 %,
bei der isoliert. (ev.) Mission auf	78506 „	18660 „	=	23,7 %,
oder in Ceylon org. Miss. auf	174414 „	14295 „	=	8,1 %,
bei der isolierten Mission auf	23134 „	31490 „	=	136,1 %.

Wir sind nicht der Meinung, daß die Kunst zu lesen der ganz richtige Gradmesser für den Kulturstand abgebe, allein man kann doch auch nicht sagen, daß je weniger lesen können, desto höher die Kultur sei, und daß je weniger eine Mission Schulbildung verbreite, desto wirksamer sei sie in kultureller Beziehung.

Dagegen müssen wir, ehe wir zu den beiden Rubriken übergehen, welche die Zahl der Christen bringen, zuvor noch etwas länger bei den letzten Rubriken verweilen, in welchen der Kostenaufwand der Mission mitgeteilt wird. Sehr mit Recht hat der Herr Verfasser neben den in den Rechnungen angeführten Ausgaben noch sonstige Ausgaben resp. Einnahmen hinzugezogen. Nur beruhen dieselben auf Schätzung, die teils positiv unrichtig, teils zu ungenau ist, um darauf etwas zu bauen. Keine Missionsgesellschaft giebt eine Rechnung, die ihre Einnahme und Ausgabe völlig darstellt; es ist ihnen mehr darum zu thun, ihren Gebern Rechenschaft abzulegen, als die Gesamtkosten des Betriebes darzulegen, und die Herrn Statistiker sollten etwas weniger voreilig sein. Aber was hinzu kommt, ist schwerlich bei Heller und Pfennig zu berechnen. So hat z. B. diese Statistik für die Baseler Gesellschaft 7741 M. als „sonstige Einnahme" eingestellt. Die Summe ist in der Rechnung angegeben, und Einkünfte von der Regierung, den Schulen ꝛc. bringen sie auf. Allein das ist natürlich nicht alles. Durchblättert man nur die Beilagen zu dem Jahresbericht, aus welchem die Zahl genommen ist, so liest man: die Gemeinde in Odumase restauriert das Kapellendach; der Wert des Materials wird auf 40 Pfd. Sterl. geschätzt. Die Gemeinde in Emmaus stellt die Mauren der Kapelle her; die in Ojarisa Mauren und Dach; in Ada baut ein Ältester ein Schulhaus von 36′ : 12′, die Gemeinde beginnt eine Kapelle von 69′ : 28′. Das sind Beispiele aus einem Jahre von dem, was die Gemeinden beitragen, und alle derartigen Beiträge mit Ausnahme von 982 Franken Schulgeldern sind nicht berechnet. Bei einem Vergleich würden sie die Kosten der Mission belasten müssen, andrerseits allerdings auch die Wirksamkeit der Mission illustrieren. Ein anderer Punkt ist die Berechnung der Bauten. Eine Gesellschaft wie die Baseler hat im Laufe der Jahre sehr bedeutende Summen an Bauten verwendet, deren Nutzen sie jetzt genießt. Es müßte wenigstens der Zins des angelegten

Kapitals verrechnet werden können, wenn ein billiger Vergleich mit anderen Missionen gemacht werden sollte, die noch zu bauen haben. In dem Jahre freilich, das der Verfasser heranzieht, baute die Gesellschaft auch. Es ist übersehen worden, daß Seite 146 ff. des Berichtes für 1876 noch eine Specialrechnung des Asante-Missions-Fonds sich findet, aus welchem die Ausgaben für den Anfang der Stationen Begoro und Abetifi mit 27 310 Franken in Rechnung gestellt, die „Missionsgelder" dieser Gesellschaft um fast 1/6 angeschwellt haben würden. — Das Bemerkte gilt noch mehr von der Church Miss. Society. Schon deren Rechnung zeigt, daß außer den in unsrer Statistik genannten Summen die Beiträge des Walter Jones Fund und des Henry Venn Native Church Fund in Betracht kommen und zwar für Ceylon wie für West-Afrika. Für letzteres ist auch noch der Fund des Bischof Crowther zu berechnen; was die Parent Committee zur Nigermission giebt, ist nur ein Beitrag. Endlich gehört hieher, daß die Native Church von S. Leone sich selbst unterhält, also gar nicht in Rechnung erscheint. Das alles ist außer dem zu Basel Bemerkten, was hier gleichfalls gilt, zu beachten. Nun hat allerdings der Verfasser für sonstige Einnahmen einen Posten eingesetzt, bei der Church Miss. Soc. mit 100000, bei den Wesleyanern sogar mit 150000 M. Aber welche Sicherheit bietet diese Schätzung? Ich kann nicht kontrollieren, woher der Verfasser die Sicherheit hat, in der Specialstatistik der Wesleyaner pro 1877 für West-Afrika an Lokaleinnahmen, Regierungszuschüssen und anderen bis auf die Schillinge die Summe zu nennen[1]) und für Ceylon noch genauer auf 14 144 Pfd. Sterl. 6 Sch. 9 P. sie zu fixieren. Die in den Missionsgebieten direkt für die Gesellschaft eingehenden eigentlichen Missionsgaben sind schon in der Rechnung der Parent Committee vereinnahmt und verausgabt. Für Ceylon finden sich einige Angaben, aber sie stimmen nicht mit den Angaben des Verfassers. Er giebt für Nordceylon als Lokaleinnahmen ꝛc. pro 1877: 6224. 15. 6; nach dem Bericht pro 1876 waren es 2362 Pfd. Sterl. 3. 05, 1876: 2501 Pfd. Sterl. 3. 5. 1877, wenn ich die diesmal nicht angegebenen Schulgelder von 1876 annehme: 4507 Pfd. Sterl. 18. und 1878: 4724 Pfd. Sterl.

[1]) In dem Report für April 1878 wird als „total sum raised in the district" der Goldküste 5018 Pfd. Sterl. 5 Sch. genannt. Davon gehen laut Rechnung ab 1004 Pfd. Sterl. 2 Sch. 2 P. als „auxiliary contributions," d. h. Beiträge an die Missions-Gesellschaft, die in den 5177 Pfd. Sterl. 13 Sch. 8 P. „Zuschüsse europäischer Missionsgelder" schon verrechnet sind, bleibt an Lokaleinnahmen: 4013 Pfd. Sterl. 2 Sch. 10 P. Dr. Hübbe-Schleiden hat 4952 Pfd. Sterl. 4 Sch. Woher die 939 Pfd. Sterl. 1 Sch. 2 P. kommen, ob so hoch sich die Regierungszuschüsse belaufen, weiß ich nicht.

19. 3, darunter die Verwilligung der Regierung mit 1615 Pfd. Sterl. 3. 3. Also ist die Schätzung von Dr. Hübbe-Schleiden um beinahe 1500 Pfd. Sterl. höher, während allerdings die Zuschüsse von der Heimat nicht 4034 Pfd. Sterl. 6, sondern 5194. 15. 7 betragen. Für Südceylon giebt Dr. Hübbe-Schleiden die heimatlichen Zuschüsse auf 2796 Pfd. Sterl. 6. 4 statt 7221 Pfd. Sterl. 12. 1 und die Lokaleinnahmen auf 7919 Pfd. Sterl. 11. 3 statt 4810 Pfd. Sterl. an. Die ganze Differenz ist freilich nicht so groß, indem Dr. Hübbe-Schleiden nur um 976 Pfd. Sterl. oder 19500 M. die Ausgabe zu gering annimmt, aber doch genügend um zu zeigen, wie unsicher diese Zahlen sind.

Ist es so schon bei den protestantischen Missionen, die doch Rechnung ablegen und durch zahllose Berichte sich hier und da kontrollieren lassen, wie kann man bei den römischen Missionen das Vertrauen haben, die rechten Zahlen zu besitzen, da sie keine Rechnung ablegen? Denn daß der Verein für Glaubens-Verbreitung jährlich angiebt, was er von seinen Mitteln den einzelnen Bischöfen, Vikaren und Präfekten für ihre Missionen zuwendet, kann man doch nicht Rechnungsablage nennen. Was unsre Statistik als „Missionsgelder" angiebt, für West-Afrika 133458 M.,[1]) für Ceylon 75000 M., ist nur der Beitrag dieses Vereins. Die katholische Mission hat aber noch viele andere Mittel, die unter die „Missionsgelder" gehören. Das hat auch der Verfasser erkannt und Rücksicht darauf genommen, allein ich glaube bei weitem nicht genügend. Da ist zunächst die Propaganda in Rom; wer weiß, wie viele Mittel sie auf die Mission verwendet? In der Encyklika Leo XIII. zu Gunsten des Vereins für Glaubens-Verbreitung vom 3. Dez. 1880[2]) heißt es von den verschiedenen Missionsvereinen: „Sie haben reiche Hilfsfrüchte hervorgebracht, unsrer Propaganda für die Ausbreitung des Glaubens bedeutenden Beistand geliehen, die Lasten zur Unterhaltung der Missionen mitgetragen." (Congregationi Nostrae de propag. fide haud mediocre attuleve subsidium, et levamen ad sustinenda missionum onera.) Zum zweiten kommen die Missions-Vereine, unter denen allerdings der Verein für Glaubens-Verbreitung, wie die Encyklika sagt, hervorragt, aber nur als der erste unter mehreren. Der Papst nennt am angeführten Ort, „den Verein für die Schulen des Orients", den Verein „von der Kindheit Jesu". In den Jahrbüchern

---

[1]) Durch einen Schreib- oder Druckfehler heißt es 153458 M. statt 133458, und in der folgenden Rubrik dafür 122557 statt 142557 M.

[2]) Jahrbücher 1881, I.

wird noch ein „Neger-Verein für Afrika" genannt.[1]) Ob das alle sind und wie viel sie aufbringen, weiß ich nicht. Allein ganz unbedeutend kann es nicht sein. Der Verein der hl. Kindheit hatte im Jahre 1879 eine Einnahme von 2026156 M.[2]) Zu den 6 Millionen Franken Einnahme des Vereins für Glaubens-Verbreitung aus demselben Jahre kommen also noch wenigstens 2 Millionen Franken, die dieser Kindheits-Verein sammelt, und es ist in jedem Fall viel zu wenig, wenn man 5 Millionen als Missionsaufwand der römischen Kirche angiebt. Daß dieser Kindheits-Verein, der sich besonders für losgekaufte Kinder interessiert, nur 50000 Franken, wie Dr. Hübbe-Schleiden annimmt, nach West-Afrika giebt, wage ich nicht zu behaupten noch zu leugnen. Doch ist er nur eine Quelle dieser zweiten Klasse. Drittens sind zu berücksichtigen die Missions-Orden oder Kongregationen. Die Statistik giebt dem Irrtum Vorschub, als ob die verglichenen Missionen alle der Kongregation vom hl. Geist und unbefleckten Herzen Mariä angehörten; dem ist nicht so. In Ceylon wird die Mission durch Benediktiner, durch Patres der Kongregation des hl. Philippus Neri und durch Oblaten Mariä betrieben, und in West-Afrika ist außer der Kongregation vom hl. Geist und unbefleckten (oder reinen) Herzen Mariä, die aus zwei Kongregationen zusammengeschmolzen ist, die „Afrikanische Mission von Lyon", der die Mission in Dahome (oder Benin) und neuerdings auf der Goldküste übergeben ist, thätig. Natürlich haben diese Kongregationen auch Mittel für sich selbst. Die „Afrikanische Mission von Lyon" hat außer ihrem Hause in Lyon Anstalten in England und in Spanien, wo Knaben aus der westafrikanischen Mission erzogen worden sind. Ob auch eine ähnliche Anstalt in Algier ihr gehört, ist mir nicht bekannt. Vielleicht erzieht der eifrige Missionsfreund, der Erzbischof von Algier, die Negerschüler auf seine Kosten. Ganz ohne Zweifel fließt durch diese Kongregationen eine dritte Quelle für die Mission und wohl nicht unbedeutender Art. Vielleicht ist als vierte Einnahmequelle zu nennen, oder fällt es noch unter Nr. 3, daß von diesen Missionen vermittelst persönlicher Beziehungen Sammlungen veranstaltet, Legate angenommen werden 2c. Man brauchte nicht auf dem Umschlag der Jahrbücher (1875, I.) zu lesen: „die Räte der Glaubensverbreitung bringen wieder in Erinnerung, daß der Zweck nicht erreicht wird, wenn sich jede Mission noch im besonderen, eine nach der anderen, unmittelbar selbst an die Mildthätigkeit der Gläubigen wendet" — um zu wissen, daß dies geschieht, und daß es trotz wiederholter Erinnerung doch geschieht. Zahl-

[1]) Bericht des Xaverius-Vereins für 1877 S. 4.
[2]) Kath. Miss. 1881. Kinderblatt S. 24.

reiche Spuren finden sich davon in den Berichten. Bischof Kobes kauft für 500 Franken, die ihm ohne besondere Bestimmung geschenkt, eine Statue der Maria, die 3—4000 Franken Wert haben soll. Spätere Tradition läßt sie von einer amerikanischen Mulattin ganz geschenkt werden.[1]) „Dank der hochherzigen Opferwilligkeit eines Elsäßers, des Herrn Herzog," können „die dringendsten Ausgaben bestritten werden" um Bischof Kobes Anstaltspläne auszuführen.[2]) In Joal brennt eine Kirche ab und „durch die werkthätige Liebe der Seelen in Europa konnte der Schaden wieder gut gemacht werden." Die abgebrannte Kapelle war auch schon durch die Freigebigkeit einer Person in Europa, die ein Legat von 5550 Franken gemacht, erbaut.[3]) So kann man in einem Jahrgang eine ganze Anzahl von Beispielen finden.[4]) Bei den protestantischen Missionen, wenigstens den deutschen, wird es Sitte oder Gesetz sein, daß solche Summen der Gesellschaft gegeben und von ihr verrechnet werden; bei der katholischen kommen zu dem, was die Propagation, was die Vereine, was die Kongregationen geben, noch diese Privatgaben hinzu, und von dem allen hat Dr. Hübbe-Schleiden unter „Missionsgeldern" nur den Beitrag eines Vereins und unter „sonstige Einnahme" nur einen mutmaßlichen Beitrag eines anderen Vereins berechnet. Es mag wohl sein, daß diese Privatsammlungen und -Gaben etwas von dem ansammeln, was in den Berichten „die eigenen Mittel der Mission" genannt wird. Die katholische Kirche ist zu weit von jenem „zimperlichen Respekt" vor dem Geldbesitz entfernt, als daß sie nicht für die verschiedenen Missionen auch an Ort und Stelle einiges Vermögen sollte gesammelt haben. Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände wird es nicht zuviel sein, wenn wir die Zahlen des Herrn Verfassers als ungenau abweisen.

Noch von anderer Seite her lassen sich, wie schon angedeutet, die Zahlen anfechten. Man braucht nur einige Posten für Aussendungen, Ausrüstungen, Erholungsreisen ꝛc. aufzustellen, um zu mutmaßen, daß die Mission mit den genannten Summen nicht auskommen kann. Ich kann es jedoch an einem Punkte so deutlich machen, daß es unwidersprechlich ist. Für Jaffna giebt nämlich Dr. Hübbe-Schleiden den Kostenaufwand alles in allem auf 78 055 M. (97 568 Franken) an. Nun wird in den Jahrbüchern (1879, VI. S. 55) gelegentlich mitgeteilt, daß in diesem Bistum 5 Waisenhäuser mit 350 Kindern bestehen, die pro Kopf jährlich 125 Franken

[1]) Jahrb. 1872, II. S. 31; 1876, III. S. 40.

[2]) Jahrb. 1876, II. S. 44. 48.

[3]) 1876, III. p. 31.

[4]) Siehe 1876, III. 40. 41.

kosten; das macht 35000 M. jährlich, und für die ganze übrige Mission bleiben 43055 M. übrig. Das Bistum hat nun 34 europäische Missionare und 17 europäische Schwestern; es wird kein Luxus sein, wenn man annimmt, daß alles in allem gerechnet jeder Europäer jährlich 1000 M. kostet in Ceylon, das würde 51000 M. machen, und mit dem Deficit von 7000 M. bestreitet dann diese Mission die Ausgaben für ihre 23 Stationen, 104 Schulen mit 6272 Schülern, ihr Knabenseminar mit 20, ihr Scholastikat mit 13 Zöglingen, ein Katechumenat, zwei Klöster von einheimischen Ordensfrauen, 263 Kirchen und eine Druckerei. Das ist unmöglich, auch wenn man die Summe für die Europäer um die Hälfte geringer annehmen wollte, gehts nicht. Zwar ist Colomba mit einer höheren Ausgabe bedacht (161382 M.), allein da es 25 Stationen, 30 Priester, 123 Schulen mit 10000 Schülern hat und 42000 Christen mehr zählt als Jaffna, so wird es genug zu thun haben, für sich auszukommen. Ohne imstande zu sein die positiv richtigen Zahlen zu geben, glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben, daß nicht einmal die protestantischen Missionskosten und noch viel weniger die römischen richtig angegeben sind, und dann darf man sie auch nicht brauchen, um Wert oder Unwert der verschiedenen Missionen daraus zu erweisen.

Vermutlich wird der Herr Verfasser den Zusammenbruch dieser Zahlenreihen, in welcher der Missionsaufwand dargestellt werden soll, mit Gleichmut tragen. Denn in Geldsachen hat er einen doppelten Standpunkt; zuweilen kann er davon reden, daß bei der gegenwärtigen Methode Geldnot entstehe und kein wirtschaftlicher Gewinn gemacht werde, und dann wieder sagen, die Missionssache sei keine Geldfrage. Wir sind mit letzterem ganz einverstanden; sollte es auch mehr kosten, die neue Methode wäre doch besser, wenn sie nur mehr ausrichtete. Da müssen denn den Ausschlag geben die Rubriken, in welchen die Mitglieder und Anhänger der verschiedenen Missionen aufgeführt werden. Wir können freilich unsere Verwunderung nicht unterdrücken, daß der Verfasser nicht ebenso wie die Schule, so auch die Kirche außer Rechnung gelassen. Ihm ist es um Kulturerziehung, um Arbeitsfähigkeit, um Selbständigkeit zu thun, wie kann dafür als Gradmesser dienen, daß so und so viel Christen gesammelt sind? Sind doch in den altchristlichen Ländern nach Jahrhunderten nur 5—10% zu kultureller Selbständigkeit gelangt! wer bürgt dafür, daß diese Christen der Missionen darin fortgeschritten? Wenn man eine Statistik aufstellen könnte, daß bei organisierter Mission die Landeskultur, Import und Export um so und so viel mehr, als bei isolierter Mission zugenommen, das wäre das rechte.

Allein der Verfasser hat das nicht gethan. Sein Schluß aus der Statistik lautet so: x Missionare auf y Stationen sammeln z Christen und xx Missionare auf yy Stationen sammeln zz Christen, und darnach bemißt sich der Wert der Mission. So bedenklich das ist, wir wollen es uns gefallen lassen, wenn nur sonst alles in Ordnung ist. Allein auch hier ist durch den Stand der Statistik und durch Fehler des Statistikers die Sache ganz verfehlt. Zunächst sind die „Anhänger“ in der 6. Rubrik gar nicht mit einander zu vergleichende Größen. Der Herr Verfasser hat schon selbst darauf aufmerksam gemacht, daß „Anhänger“ in der einen Mission und in der andern nicht gleichwertige Größen seien, allein leider ohne sich dadurch in seiner Sicherheit stören zu lassen. Die Verschiedenheiten sind aber noch viel größer, als der Verfasser annimmt. Sie sind nicht allein in konfessioneller Verschiedenheit des Urteils über das, was ein Christ ist, nicht nur in größerer oder geringerer Gewissenhaftigkeit des Statistikers begründet, sondern ausgesprochener Maßen wollen die verschiedenen Gesellschaften nicht das Gleiche ergeben. Die römische Mission, so viel ich sehe, meint getaufte Christen; die 22591 Christen in West-Afrika sind in der That getaufte. Das ist ganz gewiß bei der Baseler Mission. Die mit Recht gelobte Statistik derselben giebt genau die Getauften von christlichen Eltern, von Heiden, die Gestorbenen, die Weggezogenen und Zugezogenen, die Aufgenommenen und Ausgeschlossenen, und daraus ergiebt sich der wirkliche Stand der Gemeinde. Hier ist völlig sicher, was gemeint ist, während bei den Katholiken schon zweifelhaft sein mag, ob die Ausgeschlossenen nicht mitgezählt sind. Wieder anders ist es bei der Church Miss. Society. Sie zählt in dieser Zahl die Kinder der Getauften, wenn sie auch nicht getauft sind und die Taufkandidaten mit. Die letzteren allein würde bei den Baselern die Zahl um 190 erhöhen, die ersteren wahrscheinlich noch viel mehr. Endlich die Wesleyaner zählen in dieser Rubrik Attendants on Public Worship including members and Scholars. Der Wert eines solchen Census ist überhaupt sehr zweifelhaft, allein durchaus unzuläßig ist es, die also gewonnene Zahl mit den Christen der drei anderen oben genannten Missionen zu vergleichen. Die Baseler würden den Herrn Verfasser mit Recht etwas verwundert ansehen, wenn er ihnen sagte: Ihr 34 Missionare habt auf euren 9 Stationen nur 2934 Anhänger gesammelt, und die Wesleyaner haben in demselben Gebiet auf einer Station (siehe Akra im Report für April 1878, S. 158) 2000 Christen gesammelt. Und was sie thun würden, wenn die Lehre daran geknüpft würde: Eure Methode muß also fehlerhaft sein, möchte ich nicht sagen. Schon aus dieser Ungleichheit der Zahlen resultiert die Unmöglichkeit pro oder contra einen Beweis aus ihnen zu ziehen.

Eine andere Ungleichheit besteht darin, daß die Zahlen der protestantischen Missionen, soweit sie nicht auf Schätzung des Verfassers beruhen, kontrolliert werden können aus den jährlich sich wiederholenden Veröffentlichungen, die der römischen Missionen dagegen nur gelegentlich in Bausch und Bogen mitgeteilt sind. Bei den vielen Unwahrheiten, die römische Blätter über protestantische Mission bringen, haben wir keinen Grund ihnen eine sehr gewissenhafte Wahrheitsliebe zuzutrauen, doch wir wünschen auch nicht, ihnen vorzuwerfen, daß sie absichtlich unrichtige Zahlen angeben. Allein so lange nicht eine periodisch wiederkehrende Statistik uns zeigt, daß dort überhaupt regelmäßig Buch geführt wird, daß die Zahlen nicht auf Schätzung, sondern Zählung beruhen, nehmen wir die gelegentlichen Angaben ad acta, statistisch verwertbar sind sie uns nicht. In den Jahrbüchern wird z. B. im Text die Zahl der Christen von der Beninküste auf 7—8000 angegeben, eine beigegebene Tabelle nimmt die höchste Zahl 8000; Herr Dr. Hübbe-Schleiden denkt die Wahrheit liegt in der Mitte und setzt 7500 hin. Nun, 500 sind für einen mathematischen Satz bei solchen Zahlen keine Kleinigkeit. Man sagt nicht 7—8000 und setzt 8000, wenn man gezählt hat, oder wenn man will, daß bekannt werde, was man gezählt hat. Die Beninmission hat 4 Stationen, unter denen Lagos die Hauptstation ist. Nach dem amtlichen Census waren 1872 in Lagos 572 römische Katholiken. Sind die 3 andern Stationen gleich stark, so macht das für 1872: 2788 Christen. Seitdem sind sie gewachsen. Von der Gabunmission wird berichtet, auf einen Stand von 3000 Christen gekommen wachse sie nun jährlich um 300. Nehmen wir das gleiche Wachstum für Benin an, so macht das auf 5 Jahre 1500 und also 4288, wo unsere Statistik 7000 oder 7500 oder 8000 hat. Ein so auffallend kräftigeres Wachstum würde nicht unerwähnt geblieben sein, und ich ziehe vor, die Zahl von 7500 für unsicher zu halten.[1]) Die Sierra Leone Mission pro 1877 wird mit 3 Stationen auf 1200 Christen angegeben. Nach dem amtlichen Census vom 3. April 1881 waren in der ganzen Kolonie 369 Katholiken. Daß vier Jahre vorher 1200 Christen gesammelt gewesen sein sollten, unterliegt berechtigtem Zweifel.

Doch der Hauptvorwurf ist noch ein andrer. Selbst des Verfassers

[1]) Der Report der Wesleyaner pro April 1878 berichtet, daß die Katholiken in Porto Novo, einer der vier Stationen, nach 15jähriger Wirksamkeit noch keinen Heiden bekehrt hätten (cit. Rep. S. 156); es wird darum wohl unrichtig sein für diese Station 1872: 572 und 1877: 1042 römische Christen anzunehmen. Auch die 1872 noch nicht gegründete Station Ageur, eine andere der vier Stationen, wird trotz rapiden Wachstums 1877 nicht 1042 Glieder gezählt haben. (Jahrb. 1872. IV, S. 25 ff.)

eigne Statistik könnte ihm den Beweis liefern, daß seine Theorie durch dieselbe widerlegt wird. Er konfrontiert nämlich die wesleyanische und die katholische Mission in West-Afrika. Bliebe er dabei stehen, so würde sich folgender mathematischer Satz ergeben:

13 Missionare[1]) auf 24 Stationen sammeln 54322 Anhänger,
53 „ „ 18 „ „ 22591 „

Mit andern Worten, wenn man um 1/4 weniger konzentriert, so kann man mit 1/4 der bei stärkerer Konzentration angewandten Kräfte 2,4 mal so viel ausrichten, als konzentrierter Mission möglich ist. Oder 4 Missionare auf 4 Stationen wirken $2\frac{4}{10}$ mal so viel als 16 Missionare auf einer. Warum bleibt der Herr Verfasser bei diesem Resultat nicht stehen? Weil ihm bei dieser Gelegenheit einfällt, daß die Zahlen allein es nicht thun. Er bemerkt, der römischen Mission steht in englischen Kolonien Landsmannschaft und Konfessionsunterschied der herrschenden Macht, und in Senegambien der schwierige Islam entgegen. Sonne und Wind sind gegen sie. Ohne weitere Erörterung lassen wir es uns gefallen. So nehmen wir die Wesleyaner auf der Goldküste, wo sie nicht überall englische Kolonien haben und an einigen Orten den Islam, und die französischen Missionare am Gabun, die französisches Regiment und keinen Islam haben. Dann stellt es sich so:

isolierte Mission (Goldküste) 5 Missionare auf 13 Stat. 34783 Christen
organisierte Mission (Gabun) 8 „ „ 1 „ 2000 „

Die Sache wird immer schlimmer für die Theorie des Verfassers. Doch wir wollen sie nicht weiter verfolgen, denn wir halten es überhaupt für unmöglich, in dieser Weise aus Zahlen das Richtige zu schließen. Vielmehr wollen wir uns der Freude hingeben, daß hier die Not die Augen für die einfache und unentbehrliche Wahrheit geöffnet hat, daß bei richtiger Statistik noch andere Sachen als die nackten Zahlen zu beachten sind. Wenn auf einem Acker in der Geest und einem in der Marsch dieselbe Kultur angewandt würde, und ein Statistiker wollte nun aus dem Ertrag allein auf den Wert oder Unwert der angewandten Kultur schließen, oder wenn ein im Urwald urbar gemachtes Land mehr tragen würde als gedüngtes älteres Kulturland, und jemand wollte daraus auf den Unwert des Düngers schließen, so würde man der Umsicht seines Urteils kein Lob spenden. Was ist das für eine Statistik, die sich — wenn sie nicht grade in Not geraten — absolut nicht um die allerentscheidendsten Um-

[1]) Wie wir oben nachwiesen, ist die von der Statistik angegebene Zahl 37 unrichtig. Ob nicht statt 13 nur 11 europäische Missionare zu rechnen sind, ist nicht genau zu ersehen.

stände kümmert und frisch und munter mit ein paar unsicheren Zahlen unterm Fuß zu Schlußfolgerungen schreitet! Dem Herrn Verfasser hätte doch auffallen müssen, daß die römische Mission am Kongo in ein paar Jahren 800 Christen sammelt und die am Gabun über 30 Jahre alt nur 2091. Hätte er nachgefragt, so würde er erfahren haben, daß die Missionare am Kongo alte Christen gefunden haben, die am Gabun nicht. Es ist ihm nicht aufgefallen, warum die Missionen in Senegambien und am Gabun, beide gleichaltrig, beide nach derselben Methode betrieben, die eine nur 2091, die andere 6000 Anhänger sammelt. Bei sorgfältigerem Nachdenken würde er sich erinnert haben, daß in Senegambien die neuere Mission eine ältere wieder aufgenommen hat, am Gabun nicht. Daß die Beninküste, viel jünger als die beiden oben genannten, mit ihren 7—8000 Christen die älteren Schwestern überholt, bedürfte auch der Erklärung. Ich will nicht so boshaft sein, zu sagen, das kommt daher, daß diese Mission geworden ist wie unser eine und keine Arbeitserziehung hat. Ich will auch nicht fragen, ob die Kruzifixe, die katholische Missionare in Dahome aus älterer Zeit stammend als Fetische fanden, eine Metamorphose rückwärts in Zeichen römischer Frömmigkeit durchgemacht haben. Aber ich will erinnern, daß an wenigstens dreien von den vier Stationen dieser Beninmission sich „Portugiesen" befinden, Neger die in Brasilien katholisch geworden oder doch unter katholischem Einfluß gestanden haben — nach dem Census von 1872 waren in Lagos solcher Immigrants aus Brasilien und Kuba 1237 — und daß von ihnen sich die römischen Missionare dort rekrutieren in hervorragender Weise. Und aller dieser verschiedenen Umstände ungeachtet werden die Zahlen in einen Topf geworfen und das Plus oder Minus der Methode zugeschrieben!

Das alles hat dennoch in West-Afrika nicht geholfen. Die wesleyanische Mission allein schlägt dort die ganze römische Mission aus dem Felde. Darum ist Ceylon herbeigezogen, allein wiederum ohne jegliche Rücksicht auf die begleitenden Umstände. Man sollte denken, der Herr Verfasser hätte sich zunächst die Mühe gegeben, sich selbst und dann uns zu unterrichten, ob die katholische Mission in Ceylon, von anderen Kongregationen als die in West-Afrika betrieben, auch die von ihm gutgeheißene Methode befolge. Denn nur, wenn dies der Fall ist, hat der Vergleich irgend etwas zu bedeuten. Schon in West-Afrika ist das nicht überall der Fall; in Ceylon wahrscheinlich auch nicht. Insofern zur Organisation die Konzentration gehört, ist es jedenfalls nicht wie in Senegambien und am Gabun. Hier sind 21 Missionare auf 7 Stationen konzentriert; die 63 Missionare in Ceylon müßten darnach auf 21 Stationen arbeiten, sie

haben aber 45 Stationen, und die Zahl von wenigstens 500 Kirchen redet auch nicht von Konzentration. Das Vikariat von Jaffna mit seinen 26 Stationen erstreckt sich über einen Flächenraum von 25 000 Quadratmeilen, und Herr Bonjean sagt, er bedürfe für die 70 000 über diesen kolossalen Raum zerstreuten Christen 20 Missionare mehr, als er hat. Die andere Seite organisierter Mission ist Erziehung in und zur Arbeit; findet sie hier statt? In den Waisenhäusern wird, wie in allen protestantischen Waisenhäusern auch, die Arbeit ihre Stelle finden. Aber so wie in Senegambien und am Gabun wird es nicht geschehen. In den Berichten vom Gabun finde ich die Notiz, die Kinder der Freien verstünden sich nicht zur Feldarbeit, wie die unfreien Kinder, und müßten deshalb zu häuslichen Geschäften verwendet werden. Die Erziehung im Landbau genießen also nur die unfreien Kinder, d. h. entweder Kinder von Sklaven oder solche, auf welche die Missionare ein Pfand geliehen, resp. welche sie losgekauft haben. Dies alles ist in Ceylon durchs Gesetz verboten, und die katholische Mission dort, wie auch in Sierra Leone, auf der Beninküste und in der neuerdings auf der Goldküste begonnenen Arbeit wird sich in diesem Punkte von der protestantischen wenig unterscheiden. Sie mit protestantischen zu vergleichen, hat also für Herrn Dr. Hübbe-Schleiden gar keine Bedeutung.

Dagegen für die Protestanten bedeutet der Vergleich doch viel, wenn sie nicht etwa mit dem Herrn Verfasser sich trösten wollen, daß der römische Irrtum für gewisse Stufen der geistigen Entwicklung die heilsame Wahrheit sei. Denn die Zahlen in Ceylon stellen sich so:

39 Miss. auf 119 Stat. sammlen nur 23 134, wenn sie Protestanten sind
63 „ „ 45 „ „ 174 414, wenn sie Katholiken sind

oder wenn die Wesleyaner allein verglichen werden, so sammlen 15 Missionare auf 72 Stationen nur 13 518 Christen. Das lautet allerdings niederschlagend, allein man kann sich doch trösten. Zunächst hat der Statistiker durch einen Fehler die Zahl der Protestanten zu gering angegeben. In der allgemeinen Übersicht werden die Wesleyaner mit 10580 angegeben, in der Specialstatistik für Nordceylon mit 7500, für Südceylon mit 6018. Letzteres ist die im Report für 1. April 1878 angegebene Zahl. Dagegen sind dort und in zwei früheren Berichten für Nordceylon no returns. Dr. Hübbe-Schleiden hat 7500 eingesetzt, allein schon für 1. April 1875 hat der Bericht die Christen dieser Provinz mit 10590 angegeben, und sie werden seitdem wenigstens ebensoviel als in Südceylon das heißt um etwa 1000 gewachsen sein, so mußten statt 7500: 11 590 berechnet sein. Die Specialstatistik hat also 4000 Christen zu wenig. Die allgemeine

Statistik für 1875 hat auch 4000 Protestanten zu wenig, indem die Ch. Miss. Soc. laut Bericht 1000 weniger zählt, die wesleyanische 5000 mehr; statt 23134 sollten also 27134 Protestanten, statt 13518 Wesleyaner 17518 berechnet werden. Die Gesamtzahl der Protestanten wird aber bedeutend größer sein, denn nach dem Census von 1871 gab es Protestanten aller Denominationen 55649. Doch immerhin ist der Unterschied gegen die katholische Mission noch bedeutend genug. Allein der Statistiker hat ganz außer acht gelassen, daß diese katholische Mission von Xaverius im 16. Jahrhundert begonnen wurde. Freilich kamen dann die Holländer mit ihrer staatssocialistischen Mission und machten Katholiken und Heiden zu Protestanten. Doch als 1793 die Engländer ins Land kamen, fanden sich, wie die Jahrbücher berichten (1879, VI. S. 54), noch 50000 Katholiken vor. Der Druck hatte die Katholiken stark gemacht fest zu halten; während die Mußprotestanten massenhaft abfielen, als die Freiheit kam, traten die heimlichen Katholiken heraus. Schon für 1801 giebt Sir J. E. Tennt in dem citierten Buch eine viel höhere Zahl. Auch Protestanten blieben, aber sie sind in der Statistik nicht mitgerechnet, während jene Katholiken den Kern der 174000 bilden. Schon am 27. Mai 1806 wurden die Katholiken auf Ceylon durch Regulation of Government für frei in ihrer Religionsübung und zu allem berechtigt erklärt, und obgleich die jetzige Mission jüngeren Datums ist, hat doch die katholische Kirche ihre Freiheit benutzt. Für 1849 gab der Bischof Caetano Antonio die Glieder der katholischen Kirche auf 116000 an. Wenn diese nun nach dem Maß der sehr geringen Zunahme Frankreichs jährlich um 1 % zugenommen haben, so giebt das für 1875 ohne eine einzige Heidenbekehrung 150239, und die 174000 Katholiken der Statistik sind unter solchen Umständen nicht viel sondern wenig. Herr Bonjean in einem Briefe vom 11. Aug. 1879 berichtet, daß in seinem Vikariat (Jaffna) seit 1850 neben 12000 Bekehrungen 61000 Kinder christlicher Eltern getauft seien. Nach Verhältnis würde das für das zahlreichere Vikariat Colomba 100000 Kinder christlicher Eltern geben, und man kommt nach Abzug der Gestorbenen wieder darauf, daß allein durch den Zuwachs der Bevölkerung die Christen katholischen Bekenntnisses 1877 auf 150000 angewachsen sein mußten. Daß wenn erst eine Kirche nach tausenden und zehntausenden zählt, das Wachstum überhaupt andere Proportionen annimmt, braucht nicht noch besonders in Anschlag gebracht zu werden, um zu zeigen, daß die katholische Mission in Ceylon bei diesen besonderen Verhältnissen sich nicht eignet um mit den protestantischen verglichen zu werden. Das Urteil über die ganze Statistik des Verfassers

darf, ohne unbillig zu sein, dahin gehen, daß sie an und für sich nicht viel wert ist, und daß sie insbesondere völlig ungeeignet ist zu beweisen, was der Verfasser bewiesen zu haben wünscht.

Für kirchliche Arbeiten sind überhaupt Statistiken zwar auch, wenn sie sonst etwas taugen, nicht ohne Wert, aber nie entscheidend. Zeigt man ziffernmäßig, daß bei einer Missionsmethode große Scharen gewonnen werden, so kann der Gegner immer sagen, daß ihrer nur wenige sind, die auf dem schmalen Wege gehen. Gegen principielle Anschauungen kommt kein Zahlenbeweis auf, am wenigsten in Sachen des Glaubens, der auf die Ewigkeit rechnet. Wichtiger ist es darum auf die Principien einzugehen, und es ist sogar ganz unerläßlich. Es kann doch niemand das Recht haben aufzutreten und zu sagen: das verstehe ich unter Mission, und so oder so muß man sie treiben, ohne nachzuweisen, ob denn sein Missionsbegriff und Methode sich irgend wie mit der historischen Erscheinung der Mission und, was für uns Protestanten maßgebend ist, mit ihrem normativen Anfange verträgt. Der Herr Verfasser hat keinerlei derartige Versuche gemacht, vielmehr eine dahin schlagende Frage ausdrücklich abgewiesen. Ich will versuchen, möglichst kurz dieses Versäumnis gut zu machen.

Die christliche Mission stammt aus Israel, ihr Begründer ist Jesus, der, indem er sich als den Messias seinem Volke bezeugte, damit den Anspruch erhob, die Mission, welche seinem Volke gegeben war, zu erfüllen. Diese Mission war keine Kulturmission; das Volk Israel wußte, daß allen Menschen, ehe noch die Aussonderung ihres Volkes eintrat, die Kulturaufgabe, die Erde sich unterthan zu machen, übergeben sei; es hatte historisch erfahren, daß man außerhalb der Kreise des Volkes und der Kinder Gottes in der Kulturarbeit mehr geleistet habe, als innerhalb derselben. Seine eigene Aufgabe war eine religiöse. Es hielt sich berufen, den Schaden der Menschheit, den der in die erste Kulturstätte auf Erden eingedrungene Feind angestiftet, indem er die Menschen zur Sünde verführt und in den Tod gebracht, den Schaden, an dem alles Leben leidet, und den keine Arbeit wegnehmen kann, zu heilen. Allerdings war durch die Weissagung diesem Volke die Hoffnung gegeben, daß dieses Heil zunächst für Israel, dann durch dasselbe auch für andere Völker eine Umgestaltung und Erneuerung aller politischen, socialen und das Naturleben der Menschen berührenden Verhältnisse herbeiführen werde. Allein, wie nun der Messias kam, stellte sich eine Meinungsverschiedenheit heraus. Das Volk verlangte jene Umgestaltung seiner Verhältnisse, aber es weigerte sich, den Weg zu betreten, den der Messias als unerläßlich

forderte, den Weg der Sinnesänderung und des Glaubens an ihn. Nur so, erklärt er, sei die Heilung möglich, und als das Volk auf seinem Sinne verharrte, sagte er voraus, das Reich werde nicht bei ihnen bleiben. Ihr Haus werde ihnen verwüstet werden, und die Zeit der Erfüllung, welche sie erhofften, werde erst eintreten, wenn Israel bei seiner zweiten Wiederkunft den Messias willkommen heiße.

Israel hat für die Jetztzeit seinen Beruf verfehlt, und die in die Außenwelt wirkenden Folgen des vom Messias gebrachten Heiles werden erst in ihrer Fülle eintreten bei der Zukunft des Messias. Die Einzelnen, welche auf Jesu Weg eingehen, bilden jetzt die Gemeinde, wie Jesus sie im Gegensatz zu dem Volke nannte; die Kirche, wie wir sie nennen. Sie hat nicht die Gestalt der Volksgemeinschaft, schon deshalb nicht, weil sie in der Minorität ist und sich durch das Eingehen auf die Wege Jesu von der Volksgemeinschaft scheidet. Sie wird das Heil nur in der Gestalt besitzen und bewahren können, wie es möglich ist, so lange das von Gott berufene und erzogene Volk ferne bleibt. Jesus nannte diese Glieder der Gemeinde seine „Schüler“, und diesen Namen behalten die historischen Schriften des Neuen Testamentes bei. Erst als es sich herausstellte durch den Zutritt vieler Heiden, daß hier nicht eine neue jüdische Sekte sich bilde, kam der Name Christ auf, der im Neuen Testament noch ganz selten gebraucht, jetzt der übliche geworden ist. Jesus hatte nämlich scheidend seinen Schülern den Auftrag gegeben, andere zu Schülern zu werben und sich dabei nicht auf Israel zu beschränken, sondern an alle Völker zu wenden. Freilich als sie nun mit dem hl. Geist ausgerüstet diesen Auftrag gemäß besonderer Weisung unter ihrem eigenen Volk auszuführen begannen, schien doch Israel in Masse sich gewinnen zu lassen, und die Gemeinde nahm die Gestalt einer Volksgemeinde an. Allein sehr bald schlug die Gunst in Haß um, und eine Verfolgung zerstörte diese erste in israelitischen volksmäßigen Formen lebende Gemeinde, und grade die Zerstörung war der Anlaß, daß nun außerhalb Israels Schüler Jesu geworben und in Gemeinden gesammelt wurden. Einer der Hauptverfolger, insbesondere durch göttliches Eingreifen und schwere innere Arbeit gewandelt, wurde der Bahnbrecher auf den freieren Missionswegen, die seitdem von den Jüngern Jesu verfolgt sind, und die erst zu ihrem Ziele gekommen sein werden, wenn der Messias wieder erscheint.

Das ist, soweit es hieher gehört, der Anfang der Mission, und dem muß unter der nötigen Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse entsprechen, was heute in der Mission als richtig gelten soll. Aus diesem Anfang ergiebt sich, daß die Mission keine Kulturaufgabe, sondern eine

religiöse Aufgabe hat. Die Kulturarbeit ist eine allgemeine aller Menschen, die Missionsarbeit ist die Arbeit der Menschen, die zu Jesu Schülern sich haben machen lassen. Die Kulturarbeit ist die ältere, die Missionsarbeit ist die spätere, welche die Menschen schon in der Kulturarbeit begriffen findet.[1]) Sie setzt voraus, daß es keinen Menschen giebt ohne irgend eine Kultur, was ja auch in dem „Mehr oder Minder" liegt, mit welchem der Verfasser Natur- und Kulturmensch von einander scheidet. Die Mission setzt aber auch voraus, daß kein Kulturstand so gering ist, daß der Mensch nicht Christ werden könnte, ohne ihn zuvor ändern zu müssen. Die Hindernisse für das Christwerden liegen anderswo, und sie können sich ebensowohl durch die Formen hohen Kulturlebens als durch die niederen Kulturstandes verschärfen. Dem Hellenen kann seine Weisheit ein ebenso großes Hindernis sein, als dem Papua seine geistige Stumpfheit. Insbesondere der Apostel Paulus hat es aufs lebhafteste bestritten, daß der Hellene erst der religiösen Kultur des Juden, oder der Barbar der geistigen Kultur des Hellenen, oder der Scythe der Gesittung des Barbaren, oder der Sklave der Selbständigkeit des Freien teilhaftig werden müsse, ehe er Christ werden könne, und hat es als einen Angriff auf die Grundlagen seines Missionsberufes, ja eine Grundversündigung gegen das Evangelium aufgefaßt, wenn man ein Jota daran ändere. Hier war er unerbittlich, und auch ein Engel vom Himmel würde seinem Anathema nicht entgehen, wenn er anderes verkündigte.

Allerdings bringt das Christentum auch für die Kulturentwicklung des Menschen eine Förderung, wie es denn überhaupt alles befruchtet und hebt. Die Arbeit allein erzieht den Menschen nicht für eine höhere Kulturstufe, wenn nicht von anderswoher bewegende Kräfte kommen. Israel in der ägyptischen Arbeitsschule war in seiner geistigen Entwicklung gesunken; die Negersklaven sind durch die Arbeit ebensosehr degradiert. Die Arbeit kann vielleicht zu der technischen Tüchtigkeit, welche die Kulturarbeit erfordert und zur Gewöhnung der Arbeit erziehen, aber kulturell kommen die Einzelnen wie die Völker nur vorwärts, wenn sie höhere Bedürfnisse empfangen und die sittliche Kraft, um derselben willen zu arbeiten. Das mächtigste Agens in der Kulturentwicklung ist der Hunger, und je höhere Ziele ein Volk hat, desto mehr Antrieb, durch Arbeit sie zu erreichen. Hier liegt der Schade, um deswillen sog. Naturvölker zurückgeblieben, resp. zurückgegangen sind, es fehlen ihnen die Antriebe zur höheren Arbeit. Das Christentum bringt die gewaltigste Anregung, weil es das höchste Lebens-

[1]) Ich rede hier von Kultur in dem Sinne, wie der Verfasser, daß die religiöse Entwicklung nicht mit einbegriffen ist.

ziel den Herzen einpflanzt und zugleich die sittliche Kraft verleiht, alles an die Erreichung des Zieles zu setzen. Der Arbeitslehrer kann um seinen Erfolg betrogen werden, wenn irgend ein Ereignis den Zwang der Arbeit aufhebt. Der Evangelist pflanzt einen Lebenskeim, der von sich selbst die vorhandene Kultur in neue und höhere Formen treibt. Der Arbeitslehrer, wenn er bewußt und planvoll thut, was noch nie geschehen ist, ein Volk niederer Kultur zu höherer zu erziehen, läuft Gefahr, eine künstliche, ungesunde Entwicklung herbeizuführen. Der Evangelist kann sicher sein, daß aus dem neuen religiösen Leben unter den Bedingungen, die überall die Kulturentwicklung bestimmen, für jede Zeit und jedes Volk und Land das entsprechende Kulturleben sich entwickelt. Um so machtvoller und gesunder wird diese Einwirkung sein, je freier der Evangelist sich von Verbindung der Missionsarbeit mit bestimmter Kulturarbeit halten kann. Je mehr der Heide, er sei Naturmensch oder Kulturmensch, versteht, daß der Missionar nicht darum gekommen ist, damit er wie der Weiße esse, trinke, sich kleide, wohne, das Feld bestelle ꝛc. ꝛc., sondern damit er ein Christ werde, desto besser erreicht der Missionar sein Ziel, und desto gesunder ist seine Einwirkung auf die Kulturentwicklung.

Nur in dieser Freiheit von den Fragen des Kulturlebens und den socialen und politischen Formen menschlicher Gemeinschaft kann das Christentum sein, was es sein will. Universal-Religion, die wahre Religion für alle Menschen an allen Orten der Erde und zu allen Zeiten. Jede Forderung einer bestimmten Kulturform, wie sie im Grunde den Ausgangspunkt der Missionsanschauung des Verfassers bildet, bringt die Gefahr nahe, daß die Universalität des Christentums gefährdet wird. Zu Jüngern Jesu die Menschen zu machen, das ist der Missionsberuf, und das kann sie überall und immer. Darum kann man allerdings der Frage in Sachen der Mission nicht aus dem Wege gehen, was ein Christ oder ein Schüler Jesu sei. Der Herr Verfasser hat versucht, die Frage unerörtert zu lassen, allein nur mit halbem Erfolg. Denn wenn er nach diesem Entschluß, nicht den Begriff „Christ“ zu erörtern fortfährt: „der eine mag wohl jeden Menschen für einen Christen erklären, der sich zu allen Dogmen seiner christlichen Konfession bekennt, getauft ist und sich zur Kirche und ihren Sakramenten hält; ein andrer aber wird vielleicht mehr verlangen, so vor allem aktive Bethätigung einer lebendigen Nächstenliebe und das dazu nötige Verständnis für die materiellen und ideellen Bedürfnisse der Mitmenschen, einen weiten Blick und ein reiches Herz, das nur eigene Geistesarbeit und eigene Lebenserfahrung dem Menschen geben können“ — so verrät er deutlich, daß er nicht die eine, sondern die

andere zweite Ansicht vom Christen hat. Die Erklärungen haben aber beide keinen Wert für das, warum es sich hier handelt. Die erste würde vielleicht genügen, wenn man ganz formaliter den Christen bezeichnen wollte; die andere sagt viel Schönes, was auch bei dem Christen, wenn er sich normal entwickelt und zumal wenn er zu dem einen und anderen, wie z. B. einem Verständnis für die „materiellen und ideellen Bedürfnisse der Mitmenschen", einem „weiten Blick", angelegt ist, sich zur rechten Zeit einstellen wird, allein sie sagt nicht, was das Wesen des Christen ausmacht. Ein Christ ist, soweit es jetzt hier in Betracht kommt, ein Mensch, der durch das Evangelium sich hat zum Jünger Jesu werden lassen. Das Evangelium ist freilich auch eine Lehrverkündigung, insofern es Gottes Gedanken kund giebt, aber es ist vielmehr die Verkündigung des Heiles Gottes, welches dieser in Jesu zustande gebracht hat. Zum Christwerden gehören daher wesentlich die beiden Stücke, menschlicherseits die Buße und der Glaube, welche das Heil aufnehmen, göttlicherseits das Heil, d. i. Vergebung der Sünden, Begabung mit einem neuen Leben der Gemeinschaft mit Gott in dem hl. Geist. Und durch die Gnadenmittel, d. i. durch Wort und Sakrament, kann überall beides, bußfertiger Glaube und das Heil bei den Menschen gewirkt werden. Was das erste Stück betrifft, so können allerdings Buße und Glaube sehr verschiedene Formen haben; wenn man will, kann man auch sagen, daß der Kulturstand, besonders der Stand geistiger Kultur, gewisse psychologische Feinheiten bedingt. Insbesondere hat diese Bewegung des menschlichen Gewissens dort andere Formen, wo schon das Christentum das Gewissen beeinflußt hat, als da, wo das Gewissen unter dem Einfluß einer langen Entwicklungsgeschichte verdunkelt ist. Allein das konstitutive Moment von Buße und Glauben ist auf allen Stufen geistlicher Entwicklung dasselbe, und es giebt keinen Menschen, der unfähig wäre, durch das Evangelium diese Bewegung des Gemütes in sich wirken zu lassen. Wenn die Mission bei tiefstehenden oder auch hochstehenden Völkern oft lange auf diese Bewegung warten muß, so ist nicht der Kulturstand daran schuld. Sondern abgesehen von den unberechenbaren Geheimnissen des menschlichen Willens hat dies seinen Grund entweder in der Mission, die noch nicht die Sprache gefunden hat, welche den anonymen Punkt trifft, welcher bei diesem Volk oder Individuum berührt sein muß, oder in den Völkern und Individuen hat es seinen Grund, die wegen mangelhafter Erkenntnis im Evangelium noch nicht die Wahrheit gefunden haben, die grade sie in Bewegung setzen wird. Und ebenso ist es mit dem Heil. Gott ist bereit es überall zu geben, aber es entfaltet sich sehr verschieden je nach der

geistigen Vorgeschichte der Einzelnen und Individuen. Es tritt anders in die Erscheinung bei einem religiös erzogenen Juden, als bei einem Hellenen; anders bei einem Heiden, der Christ wird, als bei einem Christenkinde, das zu lebendigem Christentum erwacht. Allein das konstitutive Moment ist überall dasselbe; es ist überall das Geschenk eines vom Bann der Sünde befreiten Lebens mit Gott in Glaube, Liebe und Hoffnung. Auch ist durchaus nicht anzunehmen, daß mit der feineren Ausgestaltung dieses neuen Lebens auch die intensive Kraft dieses Lebens sich steigert. Christ sein schließt eine Abwendung des Menschen von seinem bisherigen Wesen und eine Versetzung in ein neues göttliches Leben in sich, und das eine wie das andere ist auf jeder Kulturstufe ebenso nötig, wie möglich.

Indem es so möglich ist, unter allen Völkern Jünger Jesu zu sammeln, kann die Mission, ohne zunächst auf die Kultur ihre Arbeit zu richten, doch den bedeutendsten Hebel für die Kulturentwicklung einsetzen. Indem sie die Menschen bewegt von der Sünde abzutreten und ein neues von göttlichen Kräften bewegtes Leben ihnen einpflanzt, setzt es einen Keim, der auch kulturell die allergrößeste Bedeutung hat. Ganz von selbst treibt dieser Keim, und es wäre von allergrößestem Interesse, dieser so zu sagen unbewußten und ungeschulten Kulturentwicklung zusehen zu können. Sie einigermaßen darzustellen, dazu fehlen uns meiner Meinung nach noch die Mittel. In unserm Missionsgebiet haben sich in den letzten Jahren an zwei Orten kleine Haufen von Christen, die auf den Baseler Stationen Christen geworden, niedergelassen. In ihre alte Heimat zurückgekehrt, haben sie auf Anregung des neuen eingepflanzten Lebens sich angebaut, wie kein Eweneger es that. Ihre Häuser unterscheiden sich von den Häusern ihrer heidnischen Landsleute. An einem anderen Orte hat ein Christ in seinem Gehöfte Bäume gepflanzt, weil der Christenglaube ihn von dem Aberglauben befreit hat, daß er sterben müsse, wenn der von ihm gepflanzte Baum ausgehe. Derselbe Mann hatte — ich darf diesen charakteristischen Zug wohl mitteilen — als er den Besuch der Frau des Missionars erwartete, für diese eine bestimmte Lokalität erbaut, welche europäischer Sitte besser entsprach, als die Publicität der Negersitte in diesem Stück. Motu proprio hatte der neue Christensinn ihn Feinheit der Sitte gelehrt. Solche Züge ließen sich von Kundigen, wenn erst die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wahrscheinlich zu tausenden beibringen, und ich gestehe, sie haben für mich kulturell mehr zu bedeuten, als eine Missionsform, in der Naturmenschen zu Genossenschaftsanteilen erzogen sind. Wenigstens so lange halte ich sie für wertvoller, als ich

nicht sehe, daß diese organisch Erzogenen, etwa acht Tagereisen von der Musterform entfernt, motu proprio eine Reformation des landesüblichen Schlendrians vornehmen.

Damit ist nicht gesagt, daß der Mission der Kulturstand und die durch das Christentum angeregte Kulturbewegung gleichgültig sei. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß die Mission diese Bewegung mit Teilnahme verfolgen wird. Zunächst wäre es ganz unnatürlich, wenn der Missionar nicht das Verlangen hätte, mit der Kenntnis zu helfen, die er als Glied eines höher stehenden Volkes hat. Da die Kultur traditionell ist, und nicht jeder wieder ab ovo anfängt, wird die Mission gerne den Ungeübten Handreichung thun. Dabei mag es ihm freilich leicht so geschehen, wie dem Missionar auf Magomero, von dem Rowley erzählt. In dem Wunsch, den auf der Station gesammelten Kindern die Mannigfaltigkeit europäischer Kinderspiele zu geben, machte er einen Luftvogel, der leider nicht gelang. Als er einen der Knaben fragte, ob die Kinder in seiner Heimat Ähnliches hätten, antwortete dieser trocken: Jawohl, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Luftvögel wirklich fliegen. Die Mission wird sich aber hüten müssen, in den Dingen zu helfen, welche der Naturmensch, wenigstens in Anbetracht der bestehenden Verhältnisse, jetzt und auf lange Zeit besser versteht, als der Kulturmensch. Im übrigen wird sie sich kaum dem entziehen können, wenigstens teilnehmend der Bewegung zu folgen.

Ein zweiter Grund für diese Teilnahme ist, daß, wie schon bemerkt, die von Gott abgewendete Gesinnung ihre Spuren der Kulturentwicklung aufgedrückt und Formen geschaffen hat, welche dem Eingang des Evangeliums hinderlich sind. Übrigens, um das nochmals zu erwähnen, bietet nicht nur niedrige Kultur solche Befestigungen, hinter welchen sich die Unwilligkeit zu Buße und Glaube verschanzt, sondern hohe Kultur ebensosehr, wenn nicht mehr. Auch in christlichen Ländern höchster Kultur finden sich solche Hindernisse. Man braucht nur an das Fabrikwesen zu erinnern, oder aus der nichtchristlichen Welt Polygamie, Kaste, Sklaverei zu nennen, um auf das, was gemeint ist, aufmerksam zu machen. Es würde wiederum Unnatur sein, wenn die Mission nicht freudig eine Reformation begrüßen und, soviel an ihr ist, sie fördern würde.

(Schluß folgt.)

Die südafrikanischen Missionsschulen auf der Anklagebank.

Von Dr. Schreiber.

Südafrika, an sich schon eines der wichtigsten Missionsfelder, verdient grade jetzt, wo bei uns die Forderung, daß auch Deutschland Kolonien haben müsse, immer lauter erhoben wird, unsre Beachtung, nämlich um uns zu zeigen, wie außerordentlich schwierig bei allen Kolonisations-Unternehmungen die Frage wegen des Verhältnisses zu den Eingebornen ist und bleibt. Es giebt in Südafrika einen großen Komplex von Kolonien, die, seitdem England dort festen Fuß gefaßt, im ganzen sich einer den Eingebornen sehr wohlgesinnten Regierung zu erfreuen gehabt haben, und wo zu gleicher Zeit die Mission in einer großen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit ihre Kräfte hat entfalten können und trotzdem ist das Verhältnis zwischen Weißen und Farbigen im ganzen ein äußerst gespanntes. Eine Ausgleichung und Versöhnung der beiderseitigen Interessen erscheint jetzt noch eben so unerreichbar wie vor 60 Jahren und die Geschichte wird auch wohl noch weiterhin Konflikte und Kriege zu verzeichnen haben, in denen sich jene Spannung Luft macht, und die fast ohne Ausnahme mit der Zertrümmerung eines Stammes endigen.

Unter Missionsleuten dürfte wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß in erster Linie eben die Mission berufen ist, diese Spannung, die in Südafrika noch durch den anderweitigen Gegensatz zwischen Englisch und Holländisch schwierig gemacht wird, zu beseitigen, und wenn ihr das bis jetzt noch so wenig gelungen ist, so muß sie sich fragen, in wie weit die Schuld etwa an ihr selbst liege, womit keineswegs gesagt sein soll, daß nicht die Hauptschuld wo anders zu suchen sei. Das wichtigste Hilfsmittel, welches der Mission zu diesem Zweck zu Gebote steht, ist die Schule, und eben deswegen sind die Verhandlungen, welche am 10. Oktober v. J. auf der Synode der holl.-ref. Kirche der Kapstadt zu Somerset geführt wurden, von allgemeinem Interesse. Es handelte sich dort um einen Vorwurf gegen die Missionsschulen und zwar um einen Vorwurf, der keineswegs von der Mission feindlich gesinnten Leuten erhoben wurde. Allerdings muß man zum richtigen Verständnis der Sachlage hinzufügen, daß in letzter Zeit sowohl in den Zeitungen als auch in öffentlichen Versammlungen unter den Holländern am Kap schon mehrfach Stimmen gegen die Missionsschulen und namentlich gegen die ihnen von seiten der Regierung gewährten Unterstützungen laut geworden sind. Man verlangte, daß diese Unterstützung nur noch den Schulen für weiße Kinder zugewandt, die Kinder der Farbigen dagegen statt in die Schule an die Arbeit geschickt werden sollten. Denn, so lautete das charakteristische Argument, unsere Vorfahren in Deutschland und Holland haben auch erst jahrhunderte lang als Leibeigene arbeiten müssen und haben keine Schulbildung genossen, warum sollen es jetzt diese farbigen Kinder gleich so viel besser und bequemer haben?

Die holländisch-reformierte Kirche am Kap hat schon seit einiger Zeit mehr Aufmerksamkeit und Kraft auf die Mission verwandt und hat für ihre verschiedenen Missionsstationen einen eigenen Inspektor angestellt. Dieser Missionsinspektor C. Z. J. de Beer erstattete nun über das, was er auf den Missionsstationen gefunden, der Synode Bericht und sagte in demselben unter anderem: „Das Vorurteil gegen die Mission hier zu Lande ist nicht gering; man hat an dem Charakter und an dem Leben derjenigen, die durch die Missionsarbeit aus Heiden zu Christen gemacht worden sind, sehr viel auszusetzen. Bauern, von denen man einen Beitrag für das Missionswerk erbittet, beklagen sich darüber, daß sie, obwohl dicht bei einer Missionsstation wohnend, doch keine Arbeiter von dort bekommen können und infolge dessen ihre eigenen Kinder aus der Schule halten

müssen, damit sie ihnen in der Feldarbeit helfen. Fast in allen Gemeinden höre man darüber klagen, daß die Mission, trotz alles Religions- und anderen Unterrichtes, den sie erteilt, es doch nicht fertig bringen könne, die unter ihrem Einfluß stehenden Eingebornen zu arbeitsamen, sparsamen, brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen."

Dieser Bericht rief eine sehr erregte Debatte hervor. Zunächst erwiderte Dr. Neethling von Stellenbosch, man habe ihm versichert, daß man doch weiter komme mit solchen Farbigen, die Schulunterricht genossen hätten, als mit den andern. Es sei ein teuflischer Gedanke zu meinen, daß die Mission die Farbigen schlechter, statt besser mache. Demgegenüber bemerkte ein Laien-Ältester, daß ja natürlich aller auf Gottes Wort gegründeter Unterricht Tugend und Bildung fördern müsse, aber er glaube, daß auf vielen Missionsstationen der Unterricht nicht in der richtigen Weise erteilt werde. Man betone nicht genug die Pflicht zur Arbeit. Die Kinder der Farbigen würden durch die Schule von der Arbeit entwöhnt und dann heiße es nachher: Wir sind nicht gewohnt, zu arbeiten. Bei aller Achtung vor den Missionaren könne er dieselben doch keineswegs für unfehlbar ansehen; sie faßten die Sachen zuweilen verkehrt an. In ähnlichem Sinne äußerte sich auch ein Pastor (Dr. Beck). Die Mission machte die Losung: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu sehr zu der ihren, statt die verschiedenen Stände nach Gebühr zu berücksichtigen und die Jugend zur Arbeit anzutreiben. Die Missionare müßten die Farbigen lehren, daß sie auch hier auf Erden Pflichten zu erfüllen hätten, daß sie arbeiten müßten. Statt dessen gingen nun die Kinder der Farbigen zur Schule und außerdem auf den Spielplatz, und die Kinder der weißen Bauern müßten arbeiten. Er habe noch keine unverschämteren Menschen kennen gelernt als farbige gewesene Schulkinder. Ebenso erzählte ein anderer Pastor (Dr. Strasheim). Der Widerwille gegen die Mission beruhe u. a. darauf, daß an manchen Orten die Farbigen Unterricht genössen, der für die Kinder der holländischen Bauern unerreichbar sei. Man fordere von dem Bauer Geld für die Mission, aber wenn dann Erntezeit sei und er zur Schule ginge, um sich dort Arbeiter zu holen, dann heiße es, die Kinder dürften dem Unterricht nicht entzogen werden und so müsse er seine eigenen Kinder auf das Erntefeld und hinter den Pflug schicken. Dr. Neethling hatte die Resolution vorgeschlagen: „Diese Versammlung drückt ihr Bedauern aus über die Abneigung, die bei manchen Gliedern der Gemeinden gegen die Mission besteht. Sie erklärt solche Abneigung für unbegründet und mit dem Worte Gottes in Widerstreit. Sie spricht den Wunsch aus, daß im Bereich der Synode alles geschehe, was zur Beförderung des Missionswerkes dienen kann," blieb aber mit dieser Resolution ganz bedeutend in der Minorität, trotzdem oder vielleicht auch weil er sich zu der Behauptung verstieg, die ganze Geschichte rühre nur daher, weil man die Sklaverei gern wieder einführen möchte.

Diese Verhandlungen haben nun, wie sich leicht denken läßt, vielfältige und sehr verschiedenartige Meinungsäußerungen in den Blättern wach gerufen, in denen sich noch manches zutreffende und beherzigenswerte Wort findet. Im „Zuid-Afrikaan" heißt es u. a.: „Es wäre viel richtiger, wenn Dr. Neethling anerkennen wollte, daß jene Klagen in der That nicht ganz unbegründet sind, und dann mit dahin arbeitete, den Übelständen abzuhelfen. Ist es nicht unverkennbar, daß in Südafrika ganz falsche Vorstellungen über die Würde oder vielmehr über das Unwürdige der Handarbeit verbreitet sind? Der südafrikanische Weiße meint gewöhnlich, daß es für ihn als solchen eine Erniedrigung sei, sich als Tagelöhner zu verdingen. Ebenso ist bei den Farbigen die gewöhnliche Ansicht die, daß Hände-Arbeit nichts anders als ein Zeichen der Unter-

achtung unter den Weißen sei. Kommt der Farbige in die Schule und lernt dort, daß Weiße und Farbige von einem abstammen, daß im Himmelreich kein Unterschied zwischen beiden ist, und lernt er dann weiter ein klein wenig von den Künsten und Wissenschaften, die früher als ein besonderer Vorzug der Weißen galten, nämlich Lesen und Schreiben und andere Büchergelehrsamkeit, dann kommt er leicht in die Versuchung zu glauben, der Unterschied von Stand und Farbe habe auch in dieser Welt schon aufgehört zu bestehen und er müßte nun auch dieser neu entdeckten Gleichheit gemäß leben, nämlich so, daß er alle Höflichkeit außer acht lasse und alle Arbeit mit der Hand entweder ganz von sich weise oder dieselbe doch nur mit Murren thue. Daher kommt es, daß so viel Mißstimmung oder Vorurteil gegen die Missionsschulen und Missionsstationen erzeugt wird. Die Meinung von Dr. Beck und seinen Gesinnungsgenossen geht nun dahin, daß man gegen dieses Übel dadurch am besten Vorsorge treffen könne, wenn sowohl in der Schule als auf der Kanzel die Würde der Arbeit als eine uns von Gott gesetzte Pflicht gehörig in Erinnerung gebracht und in den Vordergrund gestellt wird. Die Missionsstationen müssen Erziehungsanstalten sein nicht allein für das zukünftige, sondern auch für dieses Leben, und es ist für die Aussichten eines Menschen in der andern Welt kein Schade, wenn er auch in dieser Welt ein nützliches Glied gewesen. Es wäre wohl der Mühe wert, daß unsere Missions-Komiteen genau untersuchten, in wie weit die Missionseinrichtungen unserer Kirche diesen Forderungen entsprechen."

Zum Schluß noch einige Bemerkungen, welche Missionar H. J. Willemsen zur Sache gemacht hat. Nachdem er auf den Zeitgeist überhaupt hingewiesen und daß ganz ähnliche oder gar noch schlimmere Klagen der Herren und Meister und Arbeitgeber über ihre Untergebenen auch in Europa sich an allen Enden hören ließen, die auch dort gewiß zum Teil in Einseitigkeiten der Schulen und Erziehung ihren Grund hätten, fährt er folgendermaßen fort:

„Wie steht es nun bei uns mit den meisten Missionsschulen? Ich meine, ich kann hier auf Grund von Erfahrung sprechen, denn ich habe viele Schulen für eingeborne Kinder besucht und ich muß sagen, der Religionsunterricht und die Erziehung werden in denselben in der traurigsten Weise vernachlässigt. Das bloße Aufsagen der zehn Gebote, des Vaterunsers und des Glaubensbekenntnisses kann man doch keine christliche Erziehung nennen. Für die Bildung des christlichen Charakters geschieht so zu sagen nichts. Ich weiß es aus Erfahrung, daß die Bekämpfung der Untugenden, als da sind Lügen, Betrug, Diebstahl, Fluchen, Faulheit, Leichtsinn, die Hauptaufgabe eines Schullehrers an einer Missionsschule ist, und wenn er hierauf seine ganze Aufmerksamkeit richtet, dann wird ihm für den wissenschaftlichen Unterricht kaum noch Zeit genug überbleiben. Nun legen aber die meisten Missionsschulen das Hauptgewicht auf die Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen, und auf die Hauptsache, auf die Pflege des inwendigen Menschen wird wenig Gewicht gelegt. Die Regierung giebt einem jeden Lehrer, der fünf Jahre lang treu gearbeitet hat, eine Belohnung, aber es hat mir nie glücken wollen, dieselbe zu erlangen, weil nach der Aussage des Inspektors meine Schule den bestimmten Anforderungen nicht entsprach. Warum aber habe ich niemals darnach getrachtet, diesen Anforderungen zu entsprechen? Weil mir die religiöse Erziehung der Kinder der Eingebornen wichtiger zu sein schien als ihnen die Köpfe mit allerlei Wissen zu füllen, von dem sie nachher entweder gar keinen oder nur einen verkehrten Gebrauch machen können. Den farbigen Kindern dieselbe Ausbildung zu geben, wie den Kindern der höheren Stände, das halte ich für eine eben so gefährliche wie unpassende Sache, die zum Unheil für unser ganzes Gemeinwesen ausschlagen muß. Man kann sich kaum einen Begriff machen

von der Gemeinheit und Bosheit mancher farbigen Kinder, die auf unsern Missionsschulen aufgenommen werden. Mein Streben ist immer dahin gegangen, solches durch das Wort Gottes, und wo das nicht half, auch mit andern Zuchtmitteln zu bekämpfen. Geschieht das aber nicht, sondern richtet man die Aufmerksamkeit nur auf ihre Verstandesentwicklung, dann wird man ein Geschlecht groß ziehen, das in der Gottlosigkeit ausgelernt ist und zu einer Pest und Geißel des Gemeinwesens werden muß.

Es ist also ganz verkehrt die Forderung aufzustellen, die Missionsschulen müßten geschlossen werden; nein, man gestalte sie um und mache aus ihnen statt bloßer Lehranstalten Erziehungsanstalten. Das giebt natürlich für die Männer und Frauen, welche an unsern Missionsschulen arbeiten eine viel schwierigere Aufgabe, aber die Früchte davon werden auch nicht ausbleiben. Ich glaube, daß es eine der heiligsten Pflichten unsrer Kirche ist, gute christliche Lehrer für unsere Missionsschulen heranzubilden." —

Nachwort des Herausgebers.

Gewiß liegt in der Art der Anklage, wie sie der letztgenannte Zeuge zu der seinigen macht, viel Wahrheit. Wenn schon in unsern heimischen Verhältnissen das Vollstopfen mit viel unverdautem und unnützem Wissen vom Übel ist, so muß das noch viel mehr der Fall sein, wenn in den Missionsschulen so unpädagogisch gehandelt werden sollte. Also man begnüge sich in ihnen mit der nötigsten Elementarbildung und erziehe fürs praktische Leben. Aber auf der andern Seite schaut aus den seitens der Kolonisten erhobenen Vorwürfen doch zu sehr der nackte Egoismus heraus, als daß man ihre Kritik für gerecht erkennen könnte. Auch darf man nicht vergessen, daß die Eingebornen genug Drangsal von den Einwanderern erfahren haben. Die Kolonisten trifft jedenfalls ein größeres Maß der Schuld als die Missionsschulen, wenn es noch nicht gelungen ist, die Eingebornen zu tüchtigen Arbeitern zu erziehen.

Statistische Missionsrundschau.

Zur Einleitung der diesjährigen Rundschauen gebe ich eine übersichtliche statistische Zusammenstellung, von der ich hoffe, daß sie den Lesern nicht unwillkommen, auch daß sie nicht „zu sehr ins Kraut geschossen" sein wird. Ich teile vollkommen die Bedenken Zahns gegen voreilige Schlüsse aus den missionsstatistischen Tabellen, zumal dieselben — wie unser verehrter Mitarbeiter in dieser Nummer an konkreten Beispielen so anschaulich gemacht — wenigstens zur Zeit sehr unvollkommen sind und nicht gleichheitlich rechnen. Dennoch werden wir die Tabellen nicht entbehren können, noch entbehren wollen und jedenfalls wird man nach 30, 50, 100 Jahren sich sehr freuen, sie zu besitzen und dann vielleicht für die Mühe dankbarer sein, die ihre Aufstellung gekostet, als heute.

Was die vorliegende Arbeit betrifft, so beruht sie fast durchgehends — einige amerikanische Missionen ausgenommen — auf ganz selbständigen Ermittlungen des Herausgebers. Zwei neuere amerikanische Werke: Dobbins, A foreign Missionary Manual und Dorchester, The Problem of Religious Progress geben, trotz der mit großem Fleiß gesammelten Zahlenfülle, so wenig gesichtete und zuverlässige Daten, daß ich absolut keinen Gebrauch von ihnen machen konnte. Ich muß also für die mitgeteilten Zahlen die Verantwortung auf mich nehmen und bitte von vornherein um freundliche Nachsicht, wenn Kundigere auch in ihnen Ungenauigkeiten entdecken werden. Bei dem heutigen Stande der statistischen Missionsberichterstattung sind dieselben leider unvermeidbar.

Im wesentlichen enthalten die gegebenen Tabellen den Bestand des Rechnungsjahres 1881. Aber auch diese Grenze hat nicht durchgehends festgehalten werden können, teils

weil die verschiedenen Gesellschaften an verschiedenen Terminen ihre Rechnungsjahre abschließen, teils weil nicht sämtliche Berichte gerade für den genannten Jahresabschluß zu erlangen waren. Für das Ganze wird es aber nicht viel ausmachen, daß hier einmal die Zahlen pro 1880 dort bis weit in 1882 hinein gegeben sind.

Die Schwierigkeiten, welche die Missionsstatistik bietet, wie die Grundsätze, nach denen wir sie handhaben, sind in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen worden und brauchen jetzt nicht wiederholt zu werden. Wohl aber richte ich die Bitte nochmals an die Leitungen der Missions-Gesellschaften, vornehmlich der außerdeutschen, neben den members oder Kommunikanten, doch die Zahl der Getauften als stehende Rubrik in ihre Statistik einzuführen, damit wenigstens ein gleichheitlicher Rechnungsmodus vorhanden sei, der einen einigermaßen sichern Anhalt gewährt. Der unbestimmte Begriff: „Christen", wie er heute in der Missionsstatistik gebraucht wird, gewährt der bloßen Schätzung jedenfalls einen zu weiten Spielraum.

In der Angabe der Missionare sind auch die Laienmissionare mit einbegriffen, da sich die Scheidung zwischen ordinierten und nicht ordinierten nicht durchgehends festhalten ließ; freilich kann dann wieder hier oder da die angegebene Zahl zu klein sein. Auch bei allen übrigen Angaben habe ich mich vor zu hohen Ziffern sorgfältig in acht genommen, so daß wahrscheinlich die Gesamtsumme in Wirklichkeit eine höhere sein wird, als meine Tabellen sie angeben.

I. Britische Missions-Gesellschaften.

Name der Gesellschaft.	Missionare.	Kommunikanten.	Christen.	Einnahme.
1) Church Miss. Soc.	253	36 236	179 359	4 240 000 M.
2) Soc. for the Prop. of the Gospel	? 250	? 26 000	? 110 000	2 699 580 „
3) Universities M.	? 34	? 200	1 100	239 480 „
4) Melanesian M.	? 8	? 100	? 500	? 100 000 „
5) Oxford and Cambridge M.	? 6	—	—	? 60 000 „
6) South American M. S.	? 4	? 35	? 180	150 000 „
7) Moslem M. S.	?	?	?	? 18 000 „
8) London M. S. (Indep.)	142	99 382	343 404	2 320 242 „
9) Baptist M. S.	95	38 400	? 70 000	1 047 336 „
10) General Baptist M. S.	8	1 148	2 966	162 324 „
11) Wesl. Meth. M. S.	? 480	? 120 000	? 400 000	3 035 954 „
12) Welsh Calv. Meth. S.	5	? 1 200	3 400	? 50 000 „
13) Primitive Meth. M. S.	6	294	? 900	? 52 000 „
14) Unit. Meth. Free Ch.'s For. M.	16	? 5 000	? 15 000	? 100 000 „
15) Meth. New Connex. F. M.	5	1 091	2 500	? 90 000 „
16) Presb. Ch. in England F. M.	23	2 570	? 7 000	240 000 „
17) Irisch Presb. F. M.	11	1 675	? 4 000	? 85 000 „
18) Friends' For. M.	? 17	3 754	? 9 000	? 263 760 „
19) China Inland M. (indenom.)	72	1 300	? 2 500	188 720 „
20) Livingstone Inland M.	14	—	—	70 000 „
21) Versch. Miss.-Hilfsgesellschaften	—	—	—	? 800 000 „
22) Selbständige Frauen-M.-Vereine	—	—	—	? 600 000 „
23) Church of Scotland F. M.	27	375	955	456 760 „
24) Free Ch. of Scotland F. M.	87	4 271	? 12 000	1 330 660 „
25) Unit. Presbyt. Ch. F. M.	52	10 215	? 25 000	728 040 „
26) Medical Miss. Assoc.	—	—	—	? 100 000 „
Sa.: 23 selbständige Miss.-Gesellsch.	1615	353 266	1 189 764	19 197 856 M.

II. Amerikanische Missions-Gesellschaften.[1])

Name der Gesellschaft.	Missionare.	Kommunikanten.	Christen.	Einnahme.
1) Am. Board of Comm. For. M. Congreg.	159	26 000	? 80 000	2 764 000 M.
2) Am. Miss. Association	8	? 300	? 1 500	? 100 000 „
3) Am. Baptist M. Union	181	44 283	? 115 000	1 412 700 „
4) Freewill Bapt. F. M.	6	545	? 1 500	65 200 „
5) South Bapt. For. M.	5	640	? 2 000	184 000 „
6) Seventh Day Bapt. F. M.	1	30	? 80	16 000 „
7) Bapt. Ch. of Canada	5	638	? 1 800	52 000 „
8) F. M. of the Presbyt Ch. in U. S. of Am. (North)	110	8 500	? 25 000	1 890 000 „
9) F. M. of the Presb. Ch. (South)	5	? 100	? 250	? 60 000 „
10) F. M. of the Unit. Presb. Ch. (North)	18	1 378	? 4 500	261 000 „
11) Cumberland Presb. Ch.	7	750	? 2 000	? 27 000 „
12) Presb. Ch. in Canada	15	? 1000	? 2 500	183 000 „
13) Reformed (Dutch) Ch. in Am.	16	2 625	? 8 000	232 700 „
14) Reformed Ch. in U. S. Am.	3	—	—	28 000 „
15) Meth. Episc. Ch. (North)	80	8 500	? 25 000	? 1 000 000 „
16) Meth. Ep. Ch. (South)	9	? 6 000	? 18 000	280 000 „
17) Meth. Ch. of Canada	37	? 4 000	? 12 000	? 200 000 „
18) Prot. Ep. Ch. in the U. S. A.	16	1347	? 4 500	400 000 „
19) Calv. Meth. F. M.	7	433	? 1 200	? 80 000 „
20) Evang. Association	3	37	? 100	? 30 000 „
21) General-Synode (luth.)	5	2 300	? 7 000	80 000 „
22) General-Konzil	4	216	? 600	30 000 „
23) Versch. kl. Gesellsch. erst im Entst.	6	—	—	? 150 000 „
24) Selbständige Frauen-Vereine	—	—	—	? 800 000 „
25) Hilfs-Gesellschaften	—	—	—	? 200 000 „
Sa.: 22 selbständige Miss.-Gesellsch.	701	109 617	312 530	10 025 600 M.

[1]) Der Miss. Herald (1882 S. 583) bringt eine tabellarische Übersicht über die Missions-Gesellschaften der Vereinigten Staaten, die in einigen Fällen nicht unerheblich von der meinigen differiert, mich aber nicht bewegen kann, ihre Zahlen zu acceptieren. So ist z. B. die Ziffer der Kommunikanten der Bapt. Miss. Union mit 94 879, die der Meth. Ep. Ch. North mit 28 127 und die der Presb. Ch. North mit 16 484 entschieden viel zu hoch angegeben. Die Gesamtsumme der Kommunikanten soll nach dieser Zusammenstellung 172 672 betragen — ein Irrtum, der vermutlich auf schwankende statistische Principien zurückzuführen ist.

Bei der Schwierigkeit, das authentische Quellenmaterial aus Amerika zu erhalten und der Menge kleiner denominationeller Gesellschaften ist es aber wahrscheinlich, daß meine Statistik noch ziemlich unvollkommen ist und in Wirklichkeit die Ziffern höher zu stehen kommen.

III. Deutsche Missions-Gesellschaften.[1])

Name der Gesellschaft.	Missionare.	Kommunikanten.	Getaufte.	Einnahme. Mark
1) Brüdergemeinde	141	25 968	76 646	386 259
2) Basel	104	7 028	14 561	724 452
3) Berlin I	60	5 202	11 775	284 790
4) Barmen	69	c. 8 000	c. 23 000	317 867
5) Bremen	11	c. 250	c. 700	83 889
6) Leipzig	21	c. 6 500	12 273	245 084
7) Berlin II	19	10 614	c. 32 000	157 326
8) Hermannsburg	c. 90	c. 3 500	7 828	266 222
9) Chrischona	2	—	?	c. 10 000
10) Breklum	2	—	—	c. 35 000
11) Chin. Frauen-Verein	1	—	?	22 483
Summa	520	67 062	178 783	2 515 372

IV. Die übrigen kontinentalen Missions-Gesellschaften

kann ich zur Zeit nur summarisch registrieren, die specielle Angabe soll später folgen.

V. Gesamtübersicht.

Länder.	M.-Gesellsch.	Missionare.	Kommunikanten.	Christen.	Einnahme. Mark
Großbritannien	23	1615	353 266	1 189 764	19 197 000
Nordamerika	22	701	109 617	312 530	10 025 000
Deutschland u. Schweiz	11	520	67 062	178 783	2 535 000
Der übrige europ. Kontinent	16	114	c. 44 000	c. 191 000	1 140 000
Gesamter Protestantism.	72	2950	573 945	1 872 077	32 897 000

---

[1]) Bezüglich derselben erlaube ich mir auf meinen eingehenden Aufsatz: „Die deutschen evangelischen Heidenmissionen" I und II in der „Kirchlichen Monatsschrift" 1. Jahrg. Nr. X u. 2. Jahrg. Nr. III zu verweisen. — Man darf die Einnahmen der deutschen Missions-Gesellschaften wohl noch um einige Zehntausend Mark höher berechnen, da der „Frauen-Verein für christl. Bildung im Morgenlande", der „Jerusalems-Verein" und die „Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt" hier außer Rechnung gelassen worden sind. — Bezüglich der Brüder-Gemeinde bemerke ich noch, daß die Gesamtkosten für ihre ausgedehnten Missionen keineswegs durch die hier angegebene Einnahme gedeckt werden. Die Gesamtausgabe beläuft sich vielmehr auf über eine Million Mark, wovon mehr als 600 000 Mark durch Handel und Gewerbe auf der Mission selbst aufgebracht werden.

VI. Übersicht über die Missionsgebiete.[1])

I. Amerika:

1) Grönland und Labrador	10 300	
2) Nordamerikan. Indianer	130 000	
3) Westindien	407 800	
4) Central- und Südamerika	140 000	
		688 100

II. Südsee:

1) Polynesien	220 000	
2) Mikronesien	8 000	
3) Melanesien	15 000	
4) Neuseeland	20 000	
5) Australien	1 000	
		264 000

III. Asien:

1) Indischer Archipel	150 000	
2) Gesamt-Indien	500 000	
3) China	60 000	
4) Japan	9 000	
5) Vorderasien	35 000	
		754 000

IV. Afrika:

1) Nordafrika	1 500	
2) Westafrika	100 000	
3) Südafrika	190 000	
4) Ostafrika	1 100	
5) Afrikanische Inseln	285 000	
		577 600
Gesamtsumme der Christen:		**2 283 700**

[1]) Diese Tabelle ergiebt allerdings eine weit höhere Zahl der „Christen“ als die Gesamtübersicht sub Nr. V — teils weil sie eine Anzahl selbständiger heidenchristlicher Gemeinden in sich aufgenommen hat, die in den Berichten der Missionsgesellschaften nicht mehr aufgeführt sind, teils weil ihre Angaben noch auf andere Quellen sich stützen, welche die oft sehr lückenhafte Statistik der Reports ergänzen, teils endlich weil es eine Reihe unabhängiger Missionen giebt, die mit den aufgezählten heimischen M.-GG. in keiner Verbindung stehen. Dennoch vermute ich, daß auf mehr als einem Gebiete auch diese Angaben hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Zur apologetischen Bedeutung der Heidenmission.

Vom Herausgeber.

Einleitung.

Principielle Bedeutung der Heidenmission für die Apologie des Christentums.

Nicht das ist die hier gestellte Aufgabe: die Heidenmission zu verteidigen gegenüber den mancherlei Angriffen, Vorurteilen und Mißverständnissen, denen sie noch immer ausgesetzt ist; es handelt sich vielmehr um den Nachweis, daß die Heidenmission selbst eine Verteidigung des Christentums ist; also nicht um eine Apologie, die der Mission gilt, sondern um eine Apologie, die sie führt. Gelingt es davon zu überzeugen, daß die Heidenmission wirklich eine Apologie des Christentums ist, so ist indirekt damit natürlich auch eine Apologie der Mission geführt; immerhin sind das aber zwei verschiedene Dinge, vor deren Verwechselung man sich hüten muß.[1] —

Von dem großen Heidenapostel Paulus an, seit den Tagen Justins, Tertullians und Augustins, wie in der Zeit des Hugo Grotius und Pascal bis zur Gegenwart, kurz, so lange es eine christliche Apologetik giebt, hat man aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums eins der stärksten Argumente zur Verteidigung desselben entnommen. Was St. Johannes seiner Zeit in kühner Parrhesie als Prophet aussprach: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat,“ das liegt als eine größtenteils bereits erfüllte Thatsache der Geschichte heute vor unsern Augen. Es wird immer eine der glaubenstärkendsten Betrachtungen bleiben, dem Christentum auf seinem siegreichen Gange durch die Weltgeschichte nachzugehen.

Nun ist allerdings die Thatsache der Ausbreitung einer Religion an sich noch kein Beweis für die Wahrheit derselben. Auch der Irrtum breitet sich aus; auch andre Religionen, vor allen der Buddhismus und der Mohammedanismus haben missioniert und zwar mit Erfolg. Soll die Thatsache der Ausbreitung einer Religion wirklich eine Apologie

[1] Belegende Fußnoten lasse ich, um keinen zu großen Raum in Anspruch zu nehmen, weg. Event. soll das hier nur skizzenhaft behandelte Thema später eine gründlichere selbständige Bearbeitung finden. Unterdes kommen vielleicht die jetzt gegebenen Aphorismen manchem nicht ganz unwillkommen.

derselben werden, so muß sie nicht nur als das notwendige Ergebnis ihrer innersten Wesensnatur sich darstellen, sondern auch den Geisteserweis führen, daß sie wirklich in Kraft ihres Lehr- und Lebensgehaltes geschehen ist und religiöse Befriedigung, sittliche Erneuerung und geistige Erhebung als ihre Frucht bewirkt hat.

Was den ersten Punkt betrifft, so liegt sofort auf der Hand, daß das Christentum diesen Beweis auf überzeugende Art zu führen vermag, denn seine Ausbreitung beruht nicht auf zufälligen günstigen Umständen, sondern auf einer ganz bestimmten Anordnung seines Stifters und ist die notwendige Konsequenz seiner Grund- und Wesensgedanken. Es unterliegt allerdings kaum einem Zweifel, daß auch Buddha schon selbst eine Art Missionsbefehl gegeben und an eine weite Verbreitung seiner Religion gedacht hat, obgleich eine eigentliche Organisation der buddhistischen Mission erst am Ende des großen Konzils zu Pataliputra (246 v. Chr.), also erst ca. 300 oder nach andrer Berechnung 230 Jahre nach Buddhas Tode ins Werk gesetzt worden ist. Und ganz bekannt ist, daß Mohammed aufs energischste die Gewinnung andrer Völker für den Islam gewollt hat. Allein der Missionsbefehl Christi prägt doch in viel bestimmterer und principiellerer Weise dem Christentum den Charakter der Weltreligion auf als die viel unbestimmteren Anordnungen Buddhas und Mohammeds ihren Religionen. Mit runden klaren Worten hat Christus nicht bloß geboten, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, sondern auch in zuversichtlicher Gewißheit erwartet, daß das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnis wirklich gepredigt werden wird, und hat von dieser Thatsache seine Wiederkunft und die Vollendung seines Reiches in Herrlichkeit abhängig gemacht. Erfüllte sich also die zuversichtliche Erwartung Christi von der Ausführung seines Missionsbefehls nicht, so hätte er sich offenbar in einem Irrtume befunden und die absolute Wahrheit des Christentums, speciell der Glaube an die Wiederkunft und die Vollendung des Reiches wäre in Zweifel gezogen. Wird dagegen der Missionsbefehl Christi von Jahrhundert zu Jahrhundert buchstäblicher erfüllt und einem Volke der Erde nach dem andern das Evangelium in zeugniskräftiger Weise verkündigt, so ist das offenbar ein sehr starkes Argument für die Glaubwürdigkeit Jesu, die Gewißheit seines prophetischen Worts und damit für die Wahrheit des Christentums überhaupt. So wird schon die bloße Thatsache, daß wir fort und fort Mission treiben und der Missionstrieb immer wieder lebendig wird, wenn er auch vorübergehend einmal eingeschlafen

ist, eine Apologie des Christentums, denn diese Thatsache ist Erfüllung der bestimmten Erwartung Jesu. Da weder bei Buddha noch bei Mohammed eine solche bestimmte Erwartung vorliegt, so kann auch aus der Thatsache, daß ihre Religionen bis heute missionieren, ein solcher Schluß für sie nicht gezogen werden.

Die durch Christus befohlene und von ihm erwartete Predigt seines Evangeliums unter allen Völkern ist nun aber keineswegs etwas Willkürliches, sondern sie ergiebt sich mit innerer Notwendigkeit aus dem Anspruche, den das Christentum erhebt: die absolute Religion zu sein. Christus hat sich schlechthin als den Weg, die Wahrheit und das Leben bezeichnet, bestimmt erklärt, daß niemand zum Vater komme ohne denn durch ihn, und aufs unzweideutigste die Seligkeit jedes Menschen von dem Glauben an seine Person abhängig gemacht. Da Gott nun will, daß allen Menschen wirklich geholfen werde und doch nur in Christo das Heil und kein anderer Mittler den Menschen gegeben ist, so muß das Christentum seinem innersten Wesen nach Welt- d. h. Missionsreligion sein. Wäre oder vielmehr würde es das nicht je länger je mehr, so müßte auch sein Anspruch: die absolute Religion zu sein, als ein unberechtigter bezeichnet werden. Umgekehrt: erweist sich das Christentum fortgehend als Missionsreligion und zeigt Thatsache auf Thatsache, daß es für die Völker der verschiedensten Zeitalter, Zonen und Bildungsgrade gleich geeignet ist, so ist das offenbar ein immer vollkommnerer Induktionsbeweis, daß es auch die absolute Religion ist.

Allerdings beanspruchen auch die andern Religionen, besonders die missionierenden, daß sie die Wahrheit besitzen. Aber teils begründen sie diesen Anspruch nicht in so tiefer und principieller Weise, wie das Christentum es thut, teils erheben sie ihn auch gar nicht so ausschließlich wie dieses. Weder der Buddhismus noch der Mohammedanismus erklärt sich mit der kategorischen Entschiedenheit wie das Christentum als den einzigen Weg zur Seligkeit für die gesamte Menschheit. Beide haben daher eine wirkliche Weltmission auch gar nicht ins Auge gefaßt. Der Buddhismus, obgleich er mehrere Jahrhunderte älter ist als das Christentum, ist doch mit seiner Mission über bestimmte Teile Asiens nicht hinausgekommen und der Mohammedanismus hat sich wohl mit seinen Kriegsheeren, aber nicht mit einer eigentlichen Mission in das Herz Europas gewagt, Amerikas und des Nordostens Asiens ganz zu geschweigen. Der Gedanke an eine ausgedehnte und organisierte buddhistische oder mohammedanische Mission in den heutigen christlichen Kulturländern liegt

den Anhängern jener Religionen ganz fern, und gesetzt, daß er gefaßt würde, so würde er bei uns nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Noch weniger kommt ein solcher Gedanke den Anhängern andrer Religionen, die sich gemeiniglich damit begnügen, ihre Religion als für sie, die andern als für andre Völker passend zu erklären. Wenn dagegen das Christentum in Wahrheit Weltmission treibt, keinen Erdteil, keine Nation, keine Religion von der Verkündigung des Evangelii ausschließt, die rohsten wie die civilisiertesten Völker grundsätzlich für seinen Glauben zu gewinnen sucht, so liefert es auch praktisch den Beweis, daß es unter den Religionen der Erde die absolute zu sein im Ernst beansprucht.

Freilich vollständig wird dieser Beweis erst erbracht sein, wenn die Erwartung Jesu von der Einführung aller Völker in seine Jüngerschaft thatsächlich in Erfüllung gegangen sein wird. Wie steht es heut mit dieser Erwartung? Welches ist der numerische Bestand des Christentums? Die Statistik giebt uns zur Antwort, daß die Zahl aller Christen in der Gegenwart sich auf mindestens 400 Millionen beläuft. Vergleichen wir diesen numerischen Bestand des Christentums mit dem andrer Religionen, so stellt sich heraus, daß nur der des Buddhismus mit ihm in Konkurrenz treten kann. Während man die Anhänger des Islam auf ca. 190, die des Hinduismus auf ca. 180, die der verschiedensten Formen des rohsten Heidentums auf etwa ebenso viele Millionen berechnet, beträgt nach der üblichen Schätzung die Summe aller Buddhisten ca. 400 Millionen. Freilich ist diese Zahl viel weniger statistisch sicher als die der Anhänger des Christentums, welche wenigstens annähernd auf Zuverlässigkeit Anspruch machen darf. Bei der Schwierigkeit einer konfessionellen Statistik in noch ziemlich unbekannten Ländern und der eigentümlichen Religionsmengerei, welche speciell in China, wo der Buddhismus sehr weit verbreitet ist, sich findet, beruht die obige Schätzung auf ziemlicher Willkür, und ich meinerseits bin überzeugt, daß sie viel zu hoch gegriffen ist, wie neuerdings auch Oberländer die Zahl der Buddhisten auf 335 Millionen reduziert. Stellt diese statistische Vergleichung das Christentum auch heute noch nicht ganz zweifellos als die zahlreichste aller Religionen der Gegenwart hin, so dürfen wir doch mit Zuversichtlichkeit annehmen, daß es vielleicht schon nach einer Generation numerisch das entschiedene Übergewicht haben wird. Allein so günstig dieses statistische Ergebnis auch scheint, absolute Beweiskraft für den Charakter des Christentums als Weltreligion hat es an sich noch keineswegs. Nach den neusten Berechnungen beläuft sich nämlich die Gesamtbevölkerung der Erde auf ca. 1433 Millionen; es sind

also immer erst etwas mehr als 30 Prozent der Menschheit heute für das Christentum gewonnen. Hätte mit diesem numerischen Ergebnis das Christentum seine Welteroberungskraft erschöpft, so stünde es allerdings als die Hauptreligion der Erde da, aber als die absolute Religion hätte es sich nicht erwiesen.

Muß es auf diesen Beweis verzichten? Mit nichten; das Christentum treibt ja Mission auch in der Gegenwart und zwar eine Mission, die an Energie, systematischer Organisation und Umfang ihres Gebiets alle frühere Missionsthätigkeit weit überflügelt, in der That eine Weltmission, die es darauf anlegt, das Reich Christi unter allen Völkern zu pflanzen. Wenn — abgesehen von der sehr bedeutenden Missionsthätigkeit der katholischen Kirche — heut 72 selbständige Missions-Gesellschaften, die alle Nationen und Denominationen der protestantischen Christenheit repräsentieren, ca. 3000 männliche Missionare in fast alle heut bekannten und zugänglichen Länder der Erde zur Verkündigung des Evangelii entsandt haben, so führt diese Thatsache den unwiderleglichen Beweis, daß die Ausbreitung des Christentums noch keineswegs ihre Grenze erreicht hat, sondern mit Aufbietung aller Kraft noch immer fortgesetzt wird. Die Mission als die fortgehende aggressive, erobernde Thätigkeit des Christentums, ist also die thatsächliche Apologie seiner Tendenz zur Weltreligion, also seines Universalismus, seiner Absolutheit. Ohne die Mission wäre diese Apologie unführbar.

Nun ist allerdings das numerische Ergebnis der gegenwärtigen Mission noch ein relativ geringes; es beträgt in runder Summe $2^1/_4$ Million Heidenchristen. Allein die Arbeitszeit der gegenwärtigen Mission ist auch noch eine verhältnismäßig kurze und die früheren Missionsperioden zeigen, daß in der gleichen Zeit der numerische Missionserfolg relativ auch nicht größer gewesen. Selbstverständlich hat der Anfangserfolg die größten Schwierigkeiten zu überwinden und die Geschichte beweist, daß er progressionsmäßig wächst mit den Generationen. Das heutige Ergebnis ist daher als der Same zukünftiger Ernten zu betrachten, wie es denn schon heute weit über den statistischen Nachweis hinausgeht. Jedenfalls sind die gegenwärtigen $2^1/_4$ Millionen Heidenchristen ein reelles Angeld und Unterpfand, daß auch die moderne Mission mit Erfolg arbeitet und berechtigen sie zu dem Schlusse, daß der Fortgang und Ausgang der heutigen Missionsperiode ein ähnlich siegreicher sein werde, wie es der der vergangenen Missionsperioden thatsächlich gewesen ist.

Nur dürfen wir unsre Erwartungen nicht in unbiblischer Weise überspannen. Daß alle einzelnen Menschen das in Christo erschienene Heil wirklich ergreifen und am Ende dieser Weltzeit (also vor der Wiederkunft Christi) zu Einer Friedens- und Herrlichkeitsgemeinde vereinigt werden — das ist eine Schwärmerei, die an dem prophetischen Wort der Schrift keinen Anhalt hat. Was unser Herr befohlen und verheißen hat, ist nur das: alle Völker zu seinen Jüngern zu machen durch Taufe und Lehre; in zeugniskräftiger Weise in alle Nationen hinein die Predigt vom Reich erschallen zu lassen, so daß alle Kreatur sie hören kann; die Völker als solche zu christianisieren, so daß sie alle — τὸ πλήρωμα τῶν ἐθνῶν — irgendwie unter die königliche Herrschaft Jesu kommen. Nach den ganz bestimmten Vorhersagungen des Herrn werden die Majoritäten in allen diesen Völkern sich innerlich dem Regimente Jesu nicht unterwerfen, viele werden es auch äußerlich nicht einmal thun; aber alle werden in eine christliche Atmosphäre gestellt, so daß niemand eine Entschuldigung hat, wenn er nicht selig wird, und zuletzt nur noch Christentum und Religionslosigkeit sich gegenüber steht. Das ist das Missionsziel; noch ist es nicht erreicht, aber es wird erreicht werden in der ganzen Welt, so gewiß und in ähnlicher Weise wie es in den bereits christianisierten Völkern schon erreicht ist.

Aber auch ehe die christliche Mission ihr Endziel wirklich erreicht, ist sie eine Apologie des Christentums. Schon der bis jetzt zurückgelegte Weg auf das vorgesteckte Ziel hin ist ein Geisteserweis der Wahrheit und Kraft des Evangelii. Er beweist nämlich ein dreifaches:

1) die geistige Superiorität des Christentums über alle andern Religionen der Erde, wo immer diese mit jenem zusammentreffen;

2) die Gotteskraft des Evangelii durch die gesamte Geschichte der Pflanzung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern;

3) die göttliche Wahrheit unsers Glaubens durch Thatsachen, welche eine Apologie der Grundlehren desselben sind.

Wenn wir von einem Beweise reden, den die Geschichte der Heidenmission führen soll, so meinen wir das natürlich nicht in dem Sinne, als liege in ihm eine zwingende Überzeugungskraft für jeden, der nicht glaubt. Der Gott, der den Glaubensweg zum Heilsweg gemacht hat, kann unmöglich an die Stelle des Glaubens irgendwo den mathematischen Beweis treten lassen. Es ist durch das Wesen des Glaubens bedingt, daß es einen solchen Beweis nicht geben kann, der das Glauben selbst überflüssig machte. Es kann diesen Beweis auch darum nicht geben, weil der Glaube

eine Sache des Herzens ist und durch den Willen bestimmt wird. Der Glaube trägt vielmehr seinen Beweis in sich selbst und sein Inhalt kann nur dem feste Gewißheit sein, der eben glaubt. Diese Paradoxie mag als eine Thorheit erscheinen, aber sie ist eine ebenso göttliche Wahrheit, wie es eine göttliche Weisheit ist, daß das zuversichtliche Zeugnis des Glaubens eine weit größere Kraft der Überzeugung auf den Unglauben übt als die vollendetste apologetische Kunst. Welchen Wert hat dann aber der apologetische Beweis? So weit ich sehe, einen doppelten, nämlich den eines pädagogischen Versuchs und den einer Glaubensrechtfertigung. Als Pädagogie kann der apologetische Beweis ebenso eine Glaubensstütze sein für die Schwachgläubigen wie eine Glaubensbrücke für die Ungläubigen. Als Glaubensrechtfertigung kann er der ungläubigen Welt ihre Entschuldigungen zerstören und wenigstens das hochmütige Vorurteil widerlegen, als sei der Glaube eine Unvernunft und hätten wir keine guten Gründe ihn als Wahrheit zu verteidigen. In diesem Sinne treibt auch Jesus, treibt auch Paulus Apologetik und wenn wir auf einem bestimmt begrenzten Gebiete das gleiche zu thun versuchen, so dürfen wir uns kühnlich auf das Wort berufen: „Wo nicht — so glaubet mir doch um der Werke willen."

Damit wir nicht Fleisch für unsern Arm halten, bleibt der apologetische Beweis auch an sich immer etwas Unvollkommenes und zwar nicht bloß der logische, psychologische und ethische, sondern selbst der historische. Was den letzteren betrifft, der uns heute allein angeht, so können wir weder durch die Thatsachen, auf die wir uns berufen, noch durch die Schlüsse, die wir aus diesen Thatsachen ziehen, einen absoluten Beweis des Glaubens führen. Den Thatsachen, die wir als Glaubensbeweis verwerten, gehen immer andre Thatsachen nebenher, die dem Unglauben als Stütze dienen. Noch mehr: die Thatsachen, die wir als Glaubensbeweis verwerten, tragen selten eine ideale Gestalt, sondern sind meist mit viel menschlicher Schwachheit behaftet. Wie überhaupt das Christentum im Leben seiner Bekenner mehr oder weniger der Herrlichkeit ermangelt, die es nach dem Schriftideale haben sollte, so tragen auch die apologetischen Thatsachen der Missionsgeschichte eine oft sehr menschliche Knechtsgestalt, die es schwer macht, aus ihr die göttliche Kraft zu erweisen. Ja selbst wo dieser Beweis evident erscheint, kann er der Überzeugungskraft entbehren. Hat doch selbst Christus durch sein ideales Leben und seine beweismächtigen Werke seine Gegner nicht überführt. Konnte man die Thatsachen selbst nicht leugnen, so gab man ihnen einen Er-

klärungsgrund, der ihnen ihre Beweiskraft nahm. Auf ähnliche Weise kann man auch die überzeugungsgewaltigsten Thatsachen der Missionsgeschichte entkräften und zwar um so mehr, als in Wirklichkeit neben der Verkündigung der göttlichen Wahrheit noch manche andre Faktoren zur Ausbreitung des Evangelii und zur geistigen und sittlichen Hebung der heidnischen Nationen mitgewirkt haben und noch mitwirken. Wollten wir blind genug sein, alle diese Umstände zu übersehen, und nur die für uns günstigen Momente in Rechnung stellen, so würden wir wohl einen billigen apologetischen Scheinbeweis führen können, der vielleicht den Unkundigen blendet, aber schwerlich den Kundigen überzeugt. Je nüchterner wir die Grenzen des apologetischen Beweises respektieren und je maßvoller wir vor jeder Übertreibung uns hüten, desto mehr dürfen wir hoffen, überzeugend zu reden.

Die Mission am oberen Niger.

Von Pastor Ranke in Lübeck.

Der Stromlauf des Niger und seines Nebenflusses, des Tschadda oder Binue, bildet nächst dem Kongo die wichtigste Wasserstraße zur Erreichung der im Innern von Afrika lebenden Negerstämme. Vornehmlich den Bemühungen des trefflichen schwarzen Bischofs Samuel Crowther ist es zu danken, daß seit Ende der fünfziger Jahre eine Anzahl von schwarzen Boten des Evangeliums diese Straße entlang gezogen sind und eine Reihe von Missionsstationen an derselben gegründet haben. Zur Beaufsichtigung und Förderung eines Teils des dortigen Missionswerkes ist vor etwa zwei Jahren der schwarze Missionar Henry Johnson, der bis dahin in erfolgreicher Weise in Lagos thätig gewesen war, von der Church M.-S. als Archidiakonus installiert worden und hat mit ebensoviel Umsicht wie Energie seine Aufgabe in Angriff genommen. Sein erster Bericht über die Zeit von Ende Dezember 1881 bis April 1882 findet sich im Septemberheft des Ch. M. Intelligencer 1882. Demselben sind die nachfolgenden Mitteilungen entnommen.

Das Gebiet, in welchem Johnson seine Thätigkeit zu üben hat, heißt die „Diöcese des oberen Niger“ und umfaßt die Stationen: Osamare, Onitscha, Asaba, Alenso, Lokoja (Lokodscha), Gbebe und Kipo Hill. Die 4 ersten, südlicher gelegenen, werden sonst wohl auch im Gegensatz zu den drei letzten die Stationen des „mittleren Niger“ genannt.

Wir beginnen, indem wir an die Reihenfolge des Berichtes uns anschließen, mit der ältesten unter diesen Stationen

Onitscha.

Als Bischof Crowther 1857 von Handelsagenten begleitet den Niger hinauffuhr, um geeignete Plätze für Missionsniederlassungen ausfindig zu machen, ergab sich, daß alles Land an beiden Ufern des Flusses von der Nun-Mündung 170 (englische) Meilen stromaufwärts in der Regenzeit Überschwemmungen unterworfen ist, durch die es für mehrere Monate im Jahre in einen Fieberluft aushauchenden Sumpf verwandelt wird. Onitscha war der erste hochgelegene Platz, den man antraf, — hier beschloß der Bischof Halt zu machen, obwohl seine kaufmännischen Begleiter sich aufs entschiedenste dagegen aussprachen. Onitscha, so meinten diese, könne niemals ein Mittelpunkt für den (in jener Gegend besonders bedeutenden) Handel mit Palmöl werden; man sehe ja keine Palmbäume in der Umgebung der Stadt. Als jedoch Crowther fest bei seinem Entschlusse beharrte und seinen Begleitern anheimstellte, wenn es ihnen so beliebe, sich an einem anderen, für ihre Zwecke geeigneter scheinenden Ort niederzulassen, fügten sie sich wenn auch nur mit Widerstreben. Bald aber kam an den Tag, daß Crowthers Wahl auch für den Handel eine äußerst glückliche gewesen war. Onitscha hat im Laufe der Jahre unter sämtlichen Plätzen im Öldistrikt die leitende Stellung gewonnen und behauptet seine Überlegenheit bis auf den heutigen Tag.

Die Bewohner von Onitscha gehören dem Ibostamme an. Ihr Äußeres ist so abschreckend wie möglich, sie färben ihre Augenbraunen weiß, bemalen ihr Gesicht mit phantastischen Zeichen und entstellen ihren Leib durch tiefe Einschnitte. Dieser äußeren Erscheinung entspricht ihr sittlicher Zustand. Sie sind von Natur wilde, leidenschaftliche Menschen, die in der Erregung die brutalsten Verbrechen begehen können, ohne hernach Reue zu empfinden. Ja mitunter rühmen sie sich sogar ihrer Schandthaten. So rief einst einer dieser Wilden im Wortwechsel seinem Gegner zu: „Das sagst du mir? Ich habe seiner Zeit 6 Männer erschlagen. Wie viel du?" Die Bewohner von Onitscha gehen stets bewaffnet mit Dolch und Flinte, keiner traut dem andern. Denn da niemand sich scheut, Unrecht zu thun, muß er auch unablässig fürchten, Unrecht zu leiden. Der König, obwohl ein Tyrann, läßt alles gehen, wie es eben geht. Verachtung der gesetzlichen Autoritäten ist an der Tagesordnung, ja man kann sagen: „jeder ist sich selbst Gesetz." Besonders schwierig war unter solchen Ver-

hältnissen anfangs die Lage der fremden Handelsagenten. Wurde es ihnen doch fast unmöglich gemacht, gegen einen Eingebornen Gerechtigkeit zu erlangen. Appellierten sie in einem Streitfall an den König oder einen Häuptling, so hieß das, zu der erlittenen Unbill auch noch Geldverlust auf sich nehmen. Denn ob im Recht oder im Unrecht, jedenfalls mußte der Fremde eine schöne Summe bezahlen. Bestraft aber wurde ein Eingeborner nicht leicht wegen eines oibo (Fremden). War dagegen ein Mann von Onitscha durch einen Handelsagenten beleidigt worden, so legte er, um sich zu rächen, Beschlag auf die Person oder den Besitz des ersten besten Kollegen seines Beleidigers und gab seinen Gefangenen oder sein Pfand nicht eher wieder heraus, als bis er ein hohes Lösegeld empfangen hatte. So ging es eine Reihe von Jahren. Immer frecher benahmen sich die freilich oft genug provocierten Eingebornen gegen die fremden Anwohner, bis zuletzt die Strafe über sie hereinbrach. Im Jahre 1879 fuhr auf Befehl eines englischen Konsuls ein Kanonenboot den Niger hinauf, legte sich vor Onitscha und bombardierte die Stadt bis zur völligen Zerstörung. Dieses Ereignis bildete, wie es scheint, einen Wendepunkt in der politischen und religiösen Geschichte dieses Landes.

Die Missionsstation wurde nach der Zerstörung von Onitscha nach Asaba verlegt. Doch nicht alle eingebornen Christen verließen ihren Heimatsort. Einige blieben zurück, kamen, als das Bombardement vorüber war, aus Wäldern und Gebüschen, in die sie sich versteckt hatten, hervor und bauten gleich ihren heidnischen Verwandten ihre Häuser wieder auf. Die Kirche stand noch, wenn auch als halbe Ruine — Thüren, Fenster und Bänke waren in der allgemeinen Verwirrung, die dem Zerstörungswerke vorausging, gestohlen worden. Hier versammelte sich allsonntäglich des Häuflein der Christen von Onitscha zum Gottesdienst; ein früherer Schulknabe las die Gebete und erklärte, so gut er eben konnte, einen Abschnitt aus der Bibel. Dabei blieb es ein Jahr lang. Nur wenige fielen während dieser Prüfungszeit ab, weitaus die meisten blieben treu. Endlich bekam die verwaiste Herde auch wieder einen Hirten, zuerst einen Herrn Perry, der aber bald schwer krank nach Sierra Leone ging, um dort zu sterben, dann seit 1881 den früheren Katechisten von Iyawo R. A. Fyne, durch dessen Thätigkeit seitdem unter Gottes Beistand diese Station einen unerwarteten Aufschwung genommen hat.

Neben den gewöhnlichen Gottesdiensten in der Kirche begann Fyne auch im Hofe des Königs zu predigen. Er wollte auf diese Weise der schwarzen Majestät Gelegenheit verschaffen, doch auch etwas vom Evan-

geläum zu hören. Denn nach einem thörichten Landesgesetz darf der arme Fürst nur einmal im Jahre außerhalb seines Hofes gesehen werden. Diese Gottesdienste waren oft sehr gut besucht, mitunter besser als die in der Kirche, es kam vor, daß sich an 500 Personen zusammenfanden. Leider aber beschränkte sich Fyne nicht darauf, die Botschaft von der in Christo geoffenbarten göttlichen Liebe zu verkünden. Vielmehr eiferte er von vornherein in seinen Predigten in unvorsichtiger Weise gegen die heidnischen Landesbräuche, sprach gegen die Sitte, Menschenopfer zu bringen, Zwillingskinder zu töten, angeblichen Zauberern den Giftbecher (des Oraschi) zu reichen u. s. w. und provocierte dadurch vielfache Unterbrechungen von seiten des Königs. Zuletzt erklärte dieser geradezu, Fyne dürfe die Gottesdienste auf seinem Hofe nur dann fortsetzen, wenn er sich der Bedingung unterwerfe, allein über diejenigen Gegenstände, welche der König ihm vorschreiben werde, zu predigen. Darauf ging der Katechist natürlich nicht ein, und so hörten diese Gottesdienste, nachdem sie einige Monate lang regelmäßig abgehalten worden waren, bedauerlicher Weise wieder auf.

Am 10. Oktober 1881 machten Bischof Crowther, Archidiakonus Johnson und Katechist Fyne einen offiziellen Besuch beim Könige. Fünf Oberhäuptlinge waren zugegen. Der Empfang war wie immer ein sehr freundlicher. Crowther erbat Hilfe zum Wiederaufbau der Kirche. „Der König möge den Gegenstand mit seinen Häuptlingen beraten und dann in die Subskriptionsliste als Erster seinen Namen und Beitrag einzeichnen, damit so das Unternehmen der Kirchenrestauration eine Art von nationaler Sanktion erhalte.“ Natürlich machte der König zunächst Einwendungen, „er sei so arm, und sein ganzes Volk habe sich von dem Unglück im Jahre 1879 noch nicht erholt.“ Schließlich zog er sich mit seinen Häuptlingen zu einer geheimen Beratung zurück. Das Ergebnis war, daß er um Aufschub bat. Er gab zu, daß die Mission ein Segen für sein Land sei, bemerkte auch, er wisse die Ausdauer der Missionare wohl zu schätzen, die, als alle anderen ihn verlassen, ihm ihre Treue bewahrt hätten. Aber für jetzt sei er nun eben einmal noch nicht imstande, etwas für die Kirche zu thun; man möge ihm ein Jahr oder zwei Frist gewähren u. s. w. Übrigens war Crowther auch mit diesem Erfolge nicht unzufrieden. Erfreulicher ist, daß die Christen von Onitscha nicht auf das Vorangehen ihres Königs warteten, sondern schon jetzt Beiträge zur Restauration der Kirche leisteten. Drei oder vier große Fässer werden von ihnen nach und nach mit Palmöl angefüllt. Der Ertrag soll für den Kirchbau verwendet zu werden.

Bei jener Audienz sprach der Bischof auch noch über einige schlimme Landesbräuche und sagte dem König, es sei nun endlich Zeit, dieselben abzuschaffen. Der König gab die Wahrheit des Gesagten zu, erklärte jedoch zum 101. Male, es sei ihm unmöglich, Sitten, die sich von seinen Vätern her auf ihn vererbt hätten, aufzuheben. Am wenigsten wollte er auf dasjenige hören, was gegen den Brauch des Gottesurteils durch deu Giftbecher gesprochen ward. „Niemals, niemals," so sagte er, und sein ganzes Wesen schien sich bei diesen Worten zum Widerstande zu erheben, „niemals werde ich diesen Brauch aufgeben; er ist mein Landgut (farm)." Es beruht nämlich auf diesem Brauche ein Teil seiner Einkünfte. Denn der König empfängt eine Gebühr von jedem, der einem andern den Giftbecher will reichen lassen. So geht der Brauch noch im Schwange. Wenn einer seinen Nachbar haßt und nicht weiß, wie er sich an ihm rächen soll, so darf er ihn nur der Zauberei beschuldigen. Die Last des Gegenbeweises liegt dem Angeklagten ob, und dieser kann seine Schuldlosigkeit nur glaubhaft machen, indem er das übliche Gottesurteil auf sich nimmt, d. h. den Giftbecher trinkt. Meistens ist der Tod die Folge. Johnson war Zeuge einer Gerichtsverhandlung, bei welcher ein Sohn seine eigene Mutter als Zauberin anklagte und den Giftbecher zu trinken zwang, worauf dieselbe alsbald den Geist aufgab.

Am 27. Oktober wurde der Tag, an welchem nach zwölfmonatlicher Unterbrechung das Evangelium zuerst wieder in Onitscha gepredigt worden war, feierlich begangen. Eine kirchliche Versammlung fand statt von Crowther geleitet, die um ½10 Uhr vorm. begann und drei Stunden währte. Man hatte die Kirche geschmückt; Palmzweige waren an hölzerne Pfeiler gebunden und Guirlanden von Immergrün hingen an den Fenstern herab. Mehr als 300 Personen waren anwesend, darunter nicht wenige, die nie zuvor die Kirche betreten. Von verschiedenen Gemeindegliedern, die man hiezu aufgefordert hatte, wurden Ansprachen gehalten. Die meisten Redner erinnerten an die traurigen Ereignisse des Jahres 1879 und wiesen nach, wie sich in dem Strafgerichte von damals und in der späterhin erfolgten Wiederaufnahme des Missionswerkes allenthalben der Finger Gottes offenbart habe. U. a. sprach auch der Mann, der sich einst an jenen Beleidigungen beteiligt hatte, durch die das Maß der Schuld gefüllt und Onitscha der Zerstörung preisgegeben worden war. Er hatte sich selbst der Gerechtigkeit gestellt und war erst wieder freigelassen worden, nachdem er an Bord des oben erwähnten Kriegsschiffes eine tüchtige Tracht Peitschenhiebe empfangen hatte. Seitdem war eine

völlige Umwandlung mit ihm vorgegangen. Jetzt trat er auf, um sowohl im allgemeinen als auch insbesondere in Bezug auf seine eigene Person die Vorsehung Gottes zu preisen. Der Eindruck, den diese Versammlung auf alle Anwesenden machte, war ein höchst erfreulicher. Ein frugales Festmahl, für welches ein Ochse, ein Schaf und mehrere Hühner geschlachtet worden, beschloß die Feier.

Archidiakonus Johnson, der an der Seite Crowthers das schöne Gedenkfest mit begangen hatte, fühlte sich durch die dabei gemachten Erfahrungen ermutigt, das Heidentum in Onitscha noch entschiedener, als dies bisher geschehen war, anzugreifen. Am 8. November versammelte er die Kommunikanten und konfirmierten Gemeindeglieder der Gemeinde, im ganzen etwa 200, in der Kirche, hielt eine Ansprache an sie und legte ihnen seinen Plan bezüglich der in Zukunft unter den Heiden zu übenden Thätigkeit vor. In engerem Kreise wurden sodann unter der Leitung von Johnson und Fyne 36 „volle Kirchenglieder“ erwählt und nach den 9 Distrikten der Stadt in 9 Gruppen von je 4 Personen (2 Männer und 2 Frauen) geteilt. Die Pflicht dieser „Distriktsbesucher“ ist, in die ihnen zugewiesenen Distrikte zu gehen, wenn immer möglich während der Woche, besonders aber am Sonntag Morgen, um mit den Heiden über (die göttliche Heilsbotschaft) zu reden und sie zum Besuche des Gotteshauses zu ermahnen. Einmal im Monat versammeln sich die „Distriktsbesucher“ im Hause des Geistlichen, machen ihm Mitteilung über besondere Schwierigkeiten oder interessante Erfahrungen und beraten sich mit ihm wegen ihres weiteren Vorgehens. — Als alles gehörig geordnet war, begannen diese 36 Christen in Gottes Namen ihr Werk. Schon am nächsten Sonntag zeigte sich der Erfolg ihrer Bemühungen. Statt der sonst durchschnittlich anwesenden 300 kamen 621. Wieder einen Sonntag später warens über 700 und so fort bis Weihnachten, wo Johnson vor 1100 Personen die Festpredigt hielt.

„Es ist“, so schreibt er, „niemals leicht, ein tausend Menschen in einem Gebäude unterzubringen, welches nur auf 500 berechnet ist. Der Raum um den Abendmahlstisch war besetzt, und ich war auf allen Seiten umdrängt von solchen, die Platz zu finden suchten. Die Sakristei war gefüllt. Die Leute saßen auf den Stufen des Lesepultes und der Kanzel. Ein provisorischer Schuppen außerhalb der Kirche war gedrängt voll. Selbst als schon die Predigt vorüber war, kamen noch einzelne. Ein hocherfreulicher Anblick! Trotz des Geklingels der Zierraten an ihren Füßen, trotz des fast unaufhörlichen Geflüsters war ich froh, so viele an einem Tage wie Weihnachten versammelt zu sehen, um die wundervolle Geschichte der erlösenden Liebe zu hören. Und, was das beste ist, diese Bewegung ist nicht eine Sache von vergänglicher Natur. Im Monat

Dezember hatte Herr Fyne die Freude, täglich in sein Buch die Namen neuer Taufbewerber einzutragen.“

Von Bedeutung ist auch die Thatsache, daß besonders viele junge Leute von der Bewegung sich haben ergreifen lassen, ferner daß keineswegs nur Sklaven, sondern auch Freigeborne in großer Anzahl zum Eintritt in die Gemeinde entschlossen sind.

Zum Beweise für die stille und doch zweifellose Einwirkung des Evangeliums in Onitscha führen wir noch einige Beispiele an.

Zwei feindliche Häuptlinge, die jahrelang einer nach des andern Blute gedürstet hatten, versöhnten sich endlich mit einander. Und obwohl sie noch Heiden waren, hielten sie es dennoch für ihre Pflicht, zusammen — zur Kirche zu gehen und öffentlich Gott Dank dafür zu sagen, daß er sie während der Zeit ihrer Feindschaft am Leben erhalten und ihr Gemüt zuletzt darauf gerichtet, Frieden zu schließen.

Unter den Christen ist es allgemeine Sitte, zu einem kurzen Gebet in die Kirche zu treten, wenn sie zu Markte gehen, oder von da nach Hause zurückkehren. Junge und Alte legen offenbar Wert auf diese Sitte. Johnson befand sich einmal in der Sakristei, als er hörte, daß jemand in die Kirche eintrat. Er sah leise hinaus und erblickte zwei Frauen im Gebete begriffen. Als sie ihr Gebet beendet hatten, verließen sie die Kirche, nahmen ihre Körbe wieder auf und gingen ihres Weges.

Mehr negativen Charakter trägt folgende Thatsache. Vor wenigen Jahren wurde noch öffentlich der Brauch geübt, daß zur Sühnung der Sünden des Landes ein Mensch zwei (englische) Meilen weit von der Stadt zum Flusse geschleift und dort ertränkt ward. Der Henker, der dabei zu fungieren pflegte, war ein widerwärtiger entsetzlicher Mensch. Das letzte Mal, als derselbe seines Amtes wartete, hatte man ein armes kleines Mädchen zum Opfer erlesen. Trotzdem, daß sie einen so weiten Weg geschleift worden war, lebte sie noch, als man am Ufer ankam und versuchte sogar, mit ihrem Henker zu ringen, während dieser sie in die Tiefe stoßen wollte. Da zerschmetterte der Unmensch mit wiederholten starken Schlägen das Haupt der Kleinen und versenkte hierauf den Leichnam in die Fluten des Stromes. Letztes Jahr wurde der Brauch insgeheim ausgeübt, vielleicht zur Nachtzeit. Dieses Jahr ist gar nicht mehr davon die Rede gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß das schreckliche Sühnopfer ganz unterbleibt.

„Ein allgemeines Erwachen,“ so urteilt Johnson, „findet in Onitscha statt. Das Christentum beweist, daß es der alten Religion weit überlegen ist. Die Heiden sehen

es mit Staunen, fühlen sich aber machtlos, den Strom der Begeisterung zu hemmen. Und während sie so stehen, zieht das Christentum Vorteil aus ihrer Verwirrung und benützt die Zeit, um sich in der Zuneigung seiner Freunde zu befestigen und sammelt Kräfte zum Widerstand gegen seine Feinde, wenn diese als Verteidiger des alten Glaubens den letzten verzweifelten Versuch machen werden, das Feld zu behaupten. Ich bitte alle Gotteskinder, Gott anzurufen, daß, was auch geschehen mag, keine ernsten Rückfälle unter denen vorkommen, die sich jetzt als Anhänger des Christentums bekannt haben."

Nur anderthalb (englische) Meilen oberhalb Onitscha, gleichfalls auf beherrschender Höhe aber auf der entgegengesetzten (rechten) Seite des Stromes, liegt die Stadt

Asaba.

Das Missionswerk wurde hier 1874 in Angriff genommen. Als Missionare sind J. Spencer und E. Phillips zu nennen.

Die äußere Erscheinung der Bewohner von Asaba ist eine völlig andere als die der Leute von Onitscha. Man fühlt alsbald, daß man sich inmitten einer freien Bevölkerung befindet. Unbewaffnet geht jeder seinen Geschäften nach in dem Bewußtsein, daß um ihn her Friede herrscht und er keine Belästigung zu fürchten braucht. Der Kontrast erstreckt sich bis auf den Zustand der Stadt selbst. Während man in Onitscha allenthalben in der Stadt Weiden und anderes Gebüsch frei wuchern läßt zum Schutze für den Fall der täglich erwarteten Gefahr, wird dagegen Asaba skrupulös rein gehalten. Die Straßen sind breit und wohl geebnet, schöne Spaziergänge ziehen sich rings um die Stadt her. Kurz Asaba ist ein angenehmer, erfreulicher Aufenthalt, um so mehr als auch die Luft, die man da einatmet, als gesund bezeichnet werden darf. Wenn nur der moralische Zustand der Bewohner ein besserer wäre, als er leider bis jetzt noch ist!

Die Regierungsgeschäfte besorgt in Asaba ein Rat von 500 Männern, welche sämtlich den Königstitel führen. Bei dem Amtsantritt sowie bei dem Begräbnis eines jeden dieser „500 Könige" bringt man Menschenopfer. Bischof Crowther und Konsul Hewitt sind umsonst dagegen aufgetreten. Zuletzt hat auch noch Kapitän Mc. Intosh von der „vereinigten afrikanischen Gesellschaft" sein bestes gethan, den blutigen Brauch abzuschaffen. Er drang in die „Könige", Ochsen an die Stelle der Menschen zu setzen, indem er ihnen vorhielt, wie sehr die übliche Vergeudung von Menschenleben die Größe und das Ansehen ihrer Nation gefährde. Sie versprachen, wie gewöhnlich, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen, doch ist es bis jetzt zu keinem entscheidenden Beschlusse gekommen. Bei den

älteren und erfahreneren „Königen" scheint eine gewisse Neigung zum Nachgeben vorhanden zu sein, namentlich einer ist unter ihnen, der sich in diesem Punkte entschieden auf die Seite der Fremden gestellt und sogar erklärt hat, bei seinem Begräbnis solle einst der Brauch nicht mehr ausgeübt werden. Dagegen sind die jüngeren „Könige" konservativ und fest entschlossen, die von den Vätern überlieferten Traditionen aufrecht zu erhalten. Gegenwärtig befinden sich die letzteren noch in der Mehrheit. Aber es ist wohl möglich, daß sich das Verhältnis auch einmal umkehrt.

Im Dezember 1881 ereignete sich ein interessanter Fall. Ein „König" war gestorben und seine Verwandten forderten, er solle mit den herkömmlichen Ehren bestattet werden d. h. es sollten drei Menschen als Opfer bluten, um dem Verstorbenen in der jenseitigen Welt als Sklaven dienen zu können. Sein Sohn und Erbe jedoch war, wie es scheint, nicht geneigt, dem altheidnischen Brauche zu genügen. Er ging nach Onitscha, um dort die nötigen Sklaven anzukaufen, kehrte aber nach einiger Zeit allein zurück. Die Verwandten drangen in ihn, er solle noch einmal nach Onitscha gehen, er dürfe ja doch nicht der erste sein, der seinen Vater bestatte, ohne Menschenblut über sein Grab zu sprengen. Da erwiderte er: „Ich bin meines Vaters Sohn, und es ist meine Pflicht, meinen Vater zu begraben. Ihr alle seid nur entfernte Verwandte. Ich sage, ich kann keine Sklaven zu kaufen bekommen, um sie zu opfern. Geht und tötet, wen ihr wollt — ich habe nichts damit zu thun." So standen die Dinge am 26. Dezember. Der „König" war schon 8 Tage tot, und die Verwesung war bereits eingetreten. Aber man erlaubte dem Sohne nicht, ihn zu begraben, ehe Menschenblut geflossen. Über den Ausgang der Sache hatte Johnson, als er seinen Bericht verfaßte, noch keine Nachricht erhalten.

„Das Werk in Asaba," so schreibt er, „trägt schon nicht mehr den Charakter eines Experiments. Das beweist der Besuch der Gottesdienste am Sonntagmorgen, zu welchem durchschnittlich 100 Personen sich einstellen. Es wird ein großer Fortschritt sein, wenn erst eine ordentliche Kirche gebaut sein wird, wo die Christen, auch abgesehen von den bestimmten Versammlungszeiten, sich für einige Minuten zurückziehen können, um mit ihrem Gott Gemeinschaft zu pflegen. Die Listen weisen 29 Namen von Taufbewerbern auf und 18 von solchen, die für die Teilnahme am heiligen Abendmahl vorbereitet werden."

Alenso.

Diese Station stand während des letzten Jahres verwaist. Der Missionar, welcher früher daselbst gewirkt hatte, J. Buck, war bereits 1880 zur Stärkung seiner erschütterten Gesundheit nach Sierra Leone ge-

gangen. Hierauf war die geistliche Versorgung des Platzes dem vorgenannten Missionar Spencer von Asaba übertragen worden. Dieser aber hatte nicht lange darnach, ohne Bucks Rückkehr abzuwarten, um seine Entlassung gebeten.

Am 14. Dezember 1881 ging Johnson nach Alenso, um darüber klar zu werden, was dort etwa würde zu machen sein. Er besuchte den König, wurde freundlich von demselben empfangen und hatte eine längere Unterredung mit ihm. Der König beklagte sich darüber, daß die Missionare und Kaufleute ihn und sein Volk verlassen hätten. Johnson betonte in seiner Erwiderung den Unterschied zwischen den Kaufleuten und Missionaren und erklärte, die letzteren hätten Alenso keineswegs aufgegeben. Es fehle ihnen aber bis jetzt an einer passenden Persönlichkeit, die hierher gesendet werden könnte. Schließlich fragte er, ob er am Sonntag wiederkommen und nach fünfmonatlicher Unterbrechung endlich wieder einmal einen Gottesdienst halten dürfe. Der König schien über dieses Anerbieten sehr erfreut und ging bereitwillig darauf ein. Als aber Johnson am folgenden Sonntag wirklich wiederkam, fand er, daß alles Volk zum Fischen gegangen war, und daß der König, wie er selbst erklärte, den Tag vergessen hatte! Doch gelang es schließlich nichtsdestoweniger eine Versammlung von 40 Personen zusammenzubringen. Und das erschien als kein ungünstiger Erfolg, da früher die durchschnittliche Zahl der Kirchenbesucher nur etwa 30 betragen hatte.

Johnson beschreibt Alenso als eine Stadt, die ganz in Götzendienst versunken ist. Während der vorerwähnten Unterredung „starrte ein kolossales scheußliches Götzenbild dem König ins Angesicht." Allenthalben in der Stadt findet man Götzenbilder und Götzenhaine, so daß man den Eindruck gewinnt, man habe es hier mit einer ungewöhnlich religiösen Bevölkerung zu thun. „Sollen wir," fragt Johnson im Hinblick darauf, „ein solches Land verlassen?" und verneint dann diese Frage aufs allerbestimmteste. Schließlich bemerkt er, daß die Einwohnerzahl sich auf 1200 beläuft, wozu noch drei Dörfer kommen, die nur wenige (englische) Meilen von der Stadt entfernt liegen.

Osamare.

Die Einwohnerzahl dieser Stadt beträgt 5—6000. Die Missionsstation wurde 1872 gegründet. Seitdem sind 10 Erwachsene und 5 Kinder getauft worden, während 29 Personen sich im Vorbereitungsunterricht (für die Taufe) befinden. Bei den Gottesdiensten stellen sich

durchschnittlich 80—100 Zuhörer ein, die Sonntagsschule wird von 35, die Werktagsschule von 12 Kindern besucht. Der Missionar, welcher auf dieser Station seit der Zeit ihrer Gründung thätig ist und dabei treulich von seiner Frau unterstützt wird, heißt During.

Osamare ist einer von den Orten, welche den jährlichen Überschwemmungen des Niger ausgesetzt sind. 6 oder 8 Wochen im Jahre ist es unmöglich anders als im Kanoe auch nur von einem Hause zum andern zu gelangen. Das neue Missionshaus steht erst kurze Zeit. Es ist auf Pfählen erbaut und deshalb außer Gefahr, unter Wasser gesetzt zu werden, wie dies bei dem alten Missionshause mehrfach vorgekommen war. Die Gegend von Osamare ist in der trockenen Jahreszeit durchaus nicht unschön. Das Ufer des Flusses ist dann weithin mit weißem Sande bedeckt und bietet eine angenehme Promenade, die von der städtischen Bevölkerung fleißig benutzt wird. Desto schlimmer sieht es hier aus, wenn gegen das Ende der Regenzeit die Überschwemmung ihre Höhe überschritten hat, und die Wasser abzulaufen beginnen. Ein mächtiger Sumpf verbreitet sich dann hinter dem Missionsgehöfte, aus dem sich durch die Einwirkung der Sonne, die mit all ihrer Glut auf den zurückgebliebenen Schlamm herabstrahlt, die gefährlichsten Fieber-Miasmen entwickeln. Zu solcher Zeit (am 20. Oktober 1881) besuchte Johnson mit Bischof Crowther die Station und wanderte mit ihm vom Missionshause nach der Kirche hinüber. „Wir waren," so berichtet er, „auf diesem Wege gezwungen, abwechselnd durch schwarzen dicken Schlamm und schlüpfrige Wassertümpel zu waten. Man mußte sehr wohl acht geben, wohin man den Fuß setzte, um nicht der Länge nach zu Boden zu stürzen. Als wir glücklich auf der anderen Seite anlangten, war das Aussehen unserer Kleider derart, daß ich es nicht zu beschreiben wage."

Die Häuptlinge von Osamare kümmern sich noch wenig um das Evangelium. Sie kommen zur Kirche, wenn sie meinen, es sei Aussicht, nach der Predigt Geschenke zu erhalten. Sonst sind sie gleichgültig. Es giebt einen Häupling im Orte, der einst durch eine Pulverexplosion schwere Brandwunden davon getragen hatte. Missionar During, der ihn treulich während seiner Krankheit verpflegte, erhielt von ihm das Versprechen, er wolle, wenn es mit ihm besser würde, anfangen, die Kirche zu besuchen. Doch als er nun wirklich wieder hergestellt war und der Missionar ihn an sein Versprechen erinnerte, antwortete er, er werde kommen, aber nur, wenn During ihm zuvor drei Fässer voll Rum zum Geschenke mache. Dieser Mensch kann als ein Muster der ganzen Gattung gelten. Sie verstehen

nichts anderes als um Geschenke zu betteln, ja sie wagen es, Geschenke, die man ihnen reicht, zurückzuweisen, wenn sie ihnen nicht groß genug erscheinen.

Man kann sich denken, wie schwer unter einem solchen Volke Missionar Durings Stellung ist. Johnson rühmt denselben aufs höchste und sagt von ihm, daß er die Schwachheiten und Unarten der Bevölkerung mit exemplarischer Geduld ertrage und sich bemühe ihr durch seinen Wandel die Züge des praktischen Christentums vorzuführen. „Die Aussaat," so sagt er, „wird gemacht, die Ernte kann rasch genug folgen — gerade wie es in diesen äquatorialen Gegenden beim Landbau der Fall ist."

Zusammenfassend bemerkt Johnson über die 4 Stationen „am mittleren Niger": „Vor allem bedürfen wir Männer. Durch den Tod des einen, den Rücktritt des andern sind die Reihen sehr dünn geworden. Es stehen einige Thüren offen, die zum Teil glänzende Aussichten gewähren, und durch die ich mit Freuden eintreten würde, — wenn nur die alten Stationen schon in der rechten Verfassung wären." Am stärksten macht sich der Mangel an Schullehrern fühlbar vornehmlich in Onitscha, wo 60 Kinder durch Missionar Fyne und seine Frau, die bei ihrer großen sonstigen Arbeitsbelastung wenig Zeit hierfür übrig haben, nur einen äußerst notdürftigen Unterricht erhalten. Auch an Kirchen mangelt es. Auf jeder der 4 Stationen sollte eine Kirche gebaut werden.

Unter den weiter nördlich liegenden Stationen am „oberen Niger" nimmt

Lokoja (Lokodscha)

die leitende Stelle ein. Hier hat Johnson seinen eigentlichen Wohnsitz. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer des Kworra an einer Stelle, welche einen herrlichen Blick auf die Vereinigung des Stromes mit dem Tschadda (Binue) darbietet. Die Missionsstation wurde 1860 durch Dr. Baikie, den ersten Konsul am Niger, gegründet und besetzt und 5 Jahre später von der „kirchlichen Missionsgesellschaft" übernommen. Mit Ausnahme von Sierra Leone umschließt wohl kein anderer Ort in Westafrika eine so gemischte Bevölkerung. Es wohnen zwar nur 1500 Menschen da, wozu noch etwa 500 gerechnet werden können, die vorübergehend in der Stadt verweilen. Gleichwohl hört man nicht weniger als 15 verschiedene Sprachen auf den Straßen. Da sind Nupas, Hausas, Yorubas, Igbiras, Igalas, Kakandas, Bunus, Gbaris, Afòs, Kukurukus, Fulas, Apas, Mitschis, Bassakomis und Igbirahimas, lauter Vertreter großer Völkerschaften in der Nähe und in der Ferne. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß

durch ihre Bekehrung zum Christentum vielleicht einst, wenn sie selbst oder ihre Kinder in die alte Heimat übersiedeln, auch auf die Stämme, denen sie angehören, ein segensreicher Einfluß geübt werden kann. Für den Augenblick dagegen erweist sich jene Mannigfaltigkeit der Sprachen in Lokoja nur als ein großes Hindernis des dortigen Missionswerkes.

In der ersten Zeit, nachdem die Niederlassung gegründet worden war, gab es unter ihren Bewohnern nur eine Sprache, die Sprache der Hausas. Für die Hausas hatte nämlich der erste englische Konsul eine entschiedene Vorliebe und erlaubte deshalb, den Angehörigen keines anderen Stammes sich mit ihnen zu vermischen. Die freien Nupas und Yorubas, die nach Lokoja kamen, durften hier nicht einmal über Nacht verweilen. Damals konnte man gehen, wohin man wollte, und hörte nur die Hausa-Sprache. Wohl fand man Personen von verschiedenen andern Stämmen, insbesondere unter denen, welche aus der Sklaverei befreit worden waren. Aber bei diesen wurde der tägliche Gebrauch ihrer heimischen Dialekte sorgfältig unterdrückt; auch sie mußten sich gewöhnen die herrschende Sprache zu reden.

Doch solch ein Zustand ließ sich auf die Dauer nicht aufrecht halten. Sobald die feste Hand, welche denselben geschaffen hatte, hinweggenommen war, kehrten die Dinge zu ihrem natürlichen Verlaufe zurück. Die Nachfolger des Dr. Baikie hatten keine Vorliebe für irgend einen einzelnen Stamm und hießen alle willkommen, die sich in Lokoja niederlassen wollten. Und da man die Stadt als zu England gehörig ansah, wie denn in der That die Tyrannei der eingebornen Fürsten sich in ihr nicht geltend machen kann, so wurde sie bald zu einem Asyl für die verschiedensten Stämme und Sprachen, bis jene Vielsprachigkeit erreicht war, die wir oben geschildert haben.

Unter den Christen sind manche Einwanderer aus Sierra Leone und Lagos, die schon getauft waren, ehe sie nach Lokoja kamen. Rechnet man hiezu noch die Beamten der Handlungsfirmen, so bleibt nur ein kleiner Rest von solchen, welche durch die Predigt des Evangeliums in Lokoja selbst bekehrt worden sind. Auf dem harten und unfruchtbaren Boden dieser Station hat die 17jährige treue Arbeit der Missionare nur wenig ausgerichtet. Der durchschnittliche Kirchenbesuch im Jahre 1881 betrug 75 bei den Vormittags- und 52 bei den Nachmittagsgottesdiensten. Die Gemeinde zählt 43 Kommunikanten, während 18 Taufbewerber sich im Vorbereitungsunterricht befinden.

Der moralische und geistliche Zustand der Gemeinde befindet sich keineswegs auf hoher Stufe. Johnson klagt, daß im allgemeinen Gleichgültigkeit unter den Christen herrsche, daß, namentlich von den Eingewanderten, die religiösen Pflichten abgemacht werden, als käme es nur auf die äußere Leistung an, daß Ausschluß aus der vollen Kirchengliedschaft nichts Seltenes sei.

„Bei vielen," sagt er, „ist nicht Widerstandskraft genug gegenüber dem starken Strome des Lasters, der außerhalb der Gemeinde fließt. Lokoja zeichnet sich durch die äußerste Verworfenheit und Unsittlichkeit seiner Bewohner aus. Die 15 Stämme, welche sich hier mischen, haben keineswegs ihre besten Repräsentanten hierher gesandt. Jeder Stamm ist durch irgend ein besondres Laster berüchtigt. Indem nun all diese verschiedenen Elemente sich vereinigten und aufeinander wirkten, entstand in moralischer Hinsicht eine Art von Verwesungsatmosphäre."

Besonders schlimm wirkt auch das Beispiel der in Lokoja wohnenden weißen Namenchristen. Diese pflegen, wenn sie an den Niger kommen, die Befriedigung ihrer fleischlichen Lüste als eine der ersten und wichtigsten Sorgen anzusehen. Zusammenleben mit Maitressen ist bei ihnen an der Tagesordnung. Es liegt auf der Hand, wie sehr dadurch das Werk der Missionare erschwert wird. Denn sie kämpfen ja nicht nur gegen Heidentum und Mohammedanismus, sondern zugleich gegen das schändliche Leben von Leuten, welche Christen heißen und gleichwohl die Lehre des Evangeliums in den Augen derjenigen, welche durch die Mission zurechtgebracht werden sollen, mit ihrem Wandel Lügen strafen. So ist es denn kein Wunder, daß bis jetzt von den Mohammedanern noch kein einziger, von den Heiden nur eine ganz kleine Zahl in die Scheunen des Reiches Gottes eingeerntet werden konnte.

Johnson, der während der Zeit vom Juli bis Dezember 1881, wie wir aus früheren Notizen bereits wissen, seine Diöcese bereiste, gewann erst seit Januar 1882 einen genauen Einblick in die Verhältnisse von Lokoja. Er that seitdem, was in seinen Kräften stand, um auf eine Besserung hinzuwirken. Unmittelbar nach Schluß der „Gebetswoche", am 9. Januar, rief er die Kommunikanten der Gemeinde zusammen und erzählte ihnen von dem, was in den letzten Monaten des vergangenen Jahres in Onitscha geschehen war. Er sprach von dem Eifer der Mitglieder jener Gemeinde, von den verschiedenen Mitteln, die man angewandt, von dem Erfolge, den man unter Gottes Beistand erzielt habe. Dann verbreitete er sich über den moralischen und religiösen Zustand der umwohnenden Heiden und Mohammedaner und machte es den Anwesenden zur Pflicht, sie aufzusuchen und hereinzunötigen, auf daß Gottes Haus

voll werde. Als er geendet hatte, erhob sich der angesehenste Mann in der Gemeinde zu einer Erwiderung. Er gab den Rat, durch Verteilung kleiner Geschenke die Leute zur Kirche zu locken, — nur auf diesem Wege dürfe man Erfolge zu erzielen hoffen. Alle übrigen schienen diesem Vorschlag beizustimmen. Man kann sich denken, was Johnson dabei empfand. „Ich wußte nicht," sagt er, „sollte ich zornig werden oder weinen. Doch that ich keins von beiden, sondern sprach nur ernst und bestimmt den Entschluß aus, nie auch nur einen Pfennig (eigentlich: eine Muschel, cowry) zu dem genannten Zwecke auszugeben. Ich war so voll von dem Gegenstand, daß ich denselben mehrere Sonntage hindurch als Thema für meine Predigten benutzte, und ich läutete darüber mit allen Glocken, bis ich dessen sicher war, ich sei verstanden worden."

Die Neigung, kleine Geschenke zu erwarten, ist in Lokoja tief eingewurzelt. Ihr Ursprung geht auf die Zeit der Gründung und ersten Besetzung dieses Platzes zurück. Es war die Praxis der Konsuln, höchstwahrscheinlich auf Grund von Instruktionen, die sie von England aus erhalten hatten, den Ansiedlern „Rationen" zu geben. Speicher wurden erbaut und mit allen Arten von Produkten angefüllt. An jedem Morgen erschienen dann sämtliche Familien und empfingen die vorgeschriebene Unterstützung. Statt die Leute freigebig mit Saatkorn zu versehen und sie zum Anbau des Landes zu ermutigen, verführte man sie durch dieses korrumpierende System „väterlicher Nachsicht" zur äußersten Trägheit. Die fruchtbarsten Felder sind in der Nähe von Lokoja umsonst zu haben; nichtsdestoweniger ist die Stadt, was den Unterhalt ihrer Bewohner anlangt, noch immer von den Getreidelieferungen der Basas abhängig, die auf der andern Seite des Flusses wohnen.

Unter den Stämmen des Niger-Delta ist die Meinung verbreitet, die Königin von England habe dem Bischof Crowther eine Menge Geld zur Verteilung an die Eingebornen übergeben, und es sei deshalb unverantwortlich, daß er die letzteren zwinge, die Ausgaben für ihre Schulen u. s. w. selbst zu bestreiten. Auch bei den Christen von Lokoja regen sich, vornehmlich wohl infolge der früher von den englischen Konsuln geübten Praxis Gedanken ganz ähnlicher Art. In Krankheitsfällen kommen die Gemeindeglieder, als ob dies etwas ganz Selbstverständliches wäre, zu dem Missionar, um sich Arzenei von ihm geben zu lassen, und fühlen sich höchlich gekränkt, wenn ihre Wünsche nicht in dem Maße, wie sie es erwarten, befriedigt werden. Soll jemand von ihren Verwandten als Sklave verkauft werden, so gehen sie gleichfalls den Missionar um Hilfe an, und wenn dieser erklärt, er sei außer stande, die Summe zu bezahlen, so rächen sie sich an ihm dadurch, daß sie nicht mehr zur Kirche oder Bibelstunde

(Klasse) kommen. Es kann jedenfalls nur gebilligt werden, daß Johnson im Hinblick auf diese Sachlage es sich von vornherein bei seiner Thätigkeit in Lokoja zum Grundsatze machte, nur notorisch Arme zu unterstützen und niemals durch unvorsichtiges und unterschiedsloses Geben den Schein auf sich zu laden, als ob er jemanden durch Bestechung fürs Christentum gewinnen wolle.

Seit Anfang des Jahres 1881 ist infolge der treuen Bemühungen Johnsons unter Gottes Beistand eine Wendung zum Bessern innerhalb der Gemeinde eingetreten. Während der Passionswoche wurden täglich Gottesdienste gehalten, die für die Verhältnisse sehr gut besucht waren und, wie es schien, gesegneten Eindruck machten. Am Karfreitag war die Kirche so gefüllt, wie nie zuvor, — man zählte 211 Zuhörer. Fast ebensoviele kamen am Ostersonntag. Beide Male erfreuten die Versammelten den Prediger durch die innige Teilnahme und das lebhafte Interesse für die Botschaft von dem Gekreuzigten und Auferstandenen, welches sich in ihrem Verhalten kund gab.

Die Gemeinde ist jetzt in 6 sogenannte „Klassen“ geteilt worden, als deren Leiter ein Mann und 5 Frauen fungieren. Die Namen der Gemeindeglieder werden in ein Buch geschrieben, in welches regelmäßige Notizen über den Kirchenbesuch eingetragen werden. Am ersten Montag in jedem Monat findet eine Versammlung der „Klassenleiter“ statt. Sie beten zusammen und prüfen hierauf jene Register, um über den etwaigen Fortschritt oder Rückschritt ins reine zu kommen. Jeder „Klassenleiter“ ist verpflichtet, darauf zu achten, ob alle „Klassenmitglieder“ in der Kirche sind und im Falle ihrer Abwesenheit nach der Ursache zu fragen und dem Geistlichen Bericht darüber zu erstatten. Ebenso ist es die Aufgabe eines jeden, nach Vermehrung der „Klassenmitglieder“ durch neue Aufnahmen zu streben. Diese Einrichtung hat sich als überaus nutzbringend erwiesen. Abgesehen davon, daß durch sie die Herbeiziehung der Fernstehenden erleichtert und befördert wird, hat sie auch dazu gedient, der Gemeinde ein ihr zuvor fremdes Gefühl der Zusammengehörigkeit und gemeinschaftlichen Verantwortlichkeit einzupflanzen.

Eine von den 6 „Klassen“, die durch die Zahl und den Ernst ihrer Glieder sich auszeichnet, wird von der Frau des Lehrers geleitet. Einmal traf es sich, daß eins von den Mitgliedern dieser „Klasse“ unter dem Druck schwerer häuslicher Trübsal der „Klassenversammlung“ fern geblieben war. Da kam der Leiterin ein guter Gedanke. Statt die „Klasse“ wie gewöhnlich im Missionsgehöfte zu halten, forderte sie die Anwesenden auf, mit

ihr nach dem Hause ihrer leidtragenden Schwester zu gehen. Hier wurde nun eine passende Bibelstelle gelesen und erklärt und hierauf ein Gebet gesprochen, welches insbesondere auf jene Frau und ihren Kummer Bezug nahm. In demselben Gehöfte wohnten viele Heiden, die noch nie in ihrem Leben in der Kirche gewesen waren. Diese waren durch das, was sie sahen und hörten, tief ergriffen. Ein halbes Dutzend von ihnen gehört seitdem zu den regelmäßigen Besuchern des christlichen Gottesdienstes.

Ein zweiter besonders erfreulicher Erfolg ist die Wiedergewinnung eines Weibes aus dem Egba-Stamm, die vor 6 Jahren von Abbeokuta als Christin nach Lokoja gekommen, hier aber ins krasseste Heidentum zurückgesunken war.

„Bis zum letztvergangenen Februar," schreibt Johnson, „konnte man sie sehen, wie sie vor Götzenbildern kniete, Opfer schlachtete, am Altar Blut ausgoß, ja mit Opferblut dieselbe Stirn entstellte, die einst mit dem Kreuze war bezeichnet worden. Sprach man mit ihr, so pflegte sie den Faden der Rede aufzunehmen und fortzuführen und zeigte so, daß, was man ihr sagen wollte, nichts Neues für sie war. Lange Zeit drang man umsonst in sie, zur Kirche zu kommen, sie hatte die mannigfaltigsten Entschuldigungen. Endlich am 26. Februar (1882) wagte sie es doch, und seitdem nahm sie regelmäßig und, so viel man sehen konnte, voll Andacht an den Gottesdiensten teil. Keiner von uns zweifelt mehr an ihrem Ernst und ihrer Aufrichtigkeit. Früher hatte sie die Gewohnheit, zu Kauf und Verkauf zu gehen, wenn die Markttage auf einen Sonntag fielen. Jetzt thut sie das nicht mehr. Erwägt man die lokalen Verhältnisse, so findet man, daß das in der That keine kleine Selbstverleugnung ist. Diese Frau ist in dem Kreise ihrer Verwandten und Bekannten eine höchst einflußreiche Persönlichkeit. Durch ihre Vermittelung haben wir viele neue Zuhörer für unsere Gottesdienste gewonnen."

Die sonntägliche Predigt hält Johnson in 4 Sprachen. Er trägt jeden Abschnitt zuerst englisch vor und übersetzt ihn dann selbst in die Yoruba-Sprache, während andere die Übersetzung in die Nupe- und Hausa-Sprache besorgen. Jede Predigt dauert infolge dessen mindestens anderthalb Stunden. „Doch danach," schreibt Johnson, „fragen wir nicht, wenn nur die Leute einen Vorteil davon haben. Der Glaube kommt aus der Predigt, und es würde ja nichts nützen, zur Kirche einzuladen, wenn dort in einer Sprache geredet würde, die niemand versteht." Aus eben diesem Grunde bemüht sich Johnson auch eine Übersetzung der englischen Liturgie in die Nupe-Sprache zustande zu bringen. Für die Hausas möchte er sogar, so bald ihre Anzahl sich hinreichend gemehrt haben wird, eine eigene Kapelle bauen. Er glaubt dies insbesondere auch dem Andenken des Missionar Schön schuldig zu sein, dessen „Hausabücher" (gedruckte Übersetzungen in der Hausa-Sprache) bis jetzt noch unbenützt geblieben sind. Für die Bunus besteht bereits ein besonderes gottesdienstliches Lokal. Doch

hat die Gemeinde, die sich hier versammelt, teils durch Todesfälle, teils durch Auswanderung ihrer Glieder stark abgenommen.

Die Schule wurde 1881 durchschnittlich von 30 Kindern besucht. Der Lehrer, Obadjah Thomas, arbeitet mit großem Eifer. Doch sind die Erfolge bisher noch ziemlich unbedeutend.

Den Mohammedanern in Lokoja, die meist dem Hausa-Stamme angehören, widmet Johnson warmes Interesse. Mit einigen von ihnen hat er persönlich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Er hält die Hoffnung fest, späterhin auch ihnen das Evangelium nahe bringen zu können.

Gbebe.

Die Stadt Gbebe liegt nicht weit von Lokoja auf dem linken Ufer des Tschadda an der Stelle, wo dieser Fluß in den Kworra einmündet. Die Station wurde zum ersten Male 1858 besetzt, zunächst nur durch drei „Schriftleser", die aber nicht ohne Erfolg 7 Jahre lang arbeiteten, bis ihnen Missionar Paul zu Hilfe kam. Nun entstand eine kleine Kapelle, die am Sonntag durchschnittlich von 60 Personen besucht ward; auch eine, freilich nur schwach und unregelmäßig frequentierte Schule wurde eingerichtet. Im Jahre 1862 erfolgten die ersten Taufen — die ersten im ganzen Niger-Distrikt. Bis 1864 betrug die Zahl der Getauften 25. Schon konnte ein Teil derselben zur Konfirmation und zur Abendmahlsfeier zugelassen werden. Kurz, alles befand sich in fröhlichem Gedeihen, — als durch den Tod des Königs Amaboko, der die Mission ins Land gerufen, die größte Verwirrung ausbrach, aus der sich schließlich ein langdauernder Krieg zwischen den beiden Kronbewerbern Akaja und Abaje entwickelte. Während dieses Krieges ging die Station ein, und erst, nachdem Akaja gesiegt hatte und Friede geschlossen war (1876), konnte man daran denken, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. So wurde denn 1879 P. J. Williams, der früher Katechist in Lokoja gewesen war, hierher gesendet. Er fand die freundlichste Aufnahme, auch wurden ihm vom König zum Bau einer Kirche und eines Missionshauses ein großes und treffliches Grundstück angewiesen. Und seine Arbeit hat sich in den verflossenen drei Jahren reichlich gelohnt.

Am 19. Februar 1882 taufte Johnson auf dieser Station 5 Erwachsene, 3 Männer und 2 Frauen, die Erstlinge seit der Wiederaufnahme der Missionsarbeit.

„Von den zwei getauften Frauen," so berichtet er, „ist eine nahe mit der königlichen Familie verwandt. Jedermann bezeugt ihr seine Ehrerbietung, wenn sie vorüber-

geht und grüßt sie mit einem Titel, der nur den Angehörigen des königlichen Hauses beigelegt wird. Kaum war bekannt geworden, daß sie getauft werden sollte, als ihre Tante, die sie einst aufgezogen hatte, und andere Verwandte sich zum Widerstande erhoben. Sie hatten verschiedene Zusammenkünfte mit ihr, bei welchen sie ihren Schritt aufs nachdrücklichste mißbilligten und sie auf jede Weise zurückzuschrecken suchten. Insbesondere riefen sie das Gedächtnis der Verstorbenen an, — es sei unkindlich und pietätlos, so sagten sie, wenn sie für ihre Ahnen keine Speisen mehr opfern wollte. Als sie mit milden Worten nichts ausrichteten, gingen sie zu Drohungen, und als auch diese vergeblich waren, zu Thränen über. Aber Yimo blieb unerschütterlich. Selbst als ich den Rat gab, sie noch für eine Zeit lang zurückzustellen, damit sie nicht Verfolgungen und Mißhandlungen ausgesetzt sei, weigerte sie sich darauf einzugehen; sie war entschlossen, komme, was da wolle, die Taufe zu empfangen. Ich ließ nun die stärksten Widersacher herbeirufen und bat sie, vor mir ihre Klagen vorzubringen. Ich hörte mit Geduld ihren Ausführungen zu und lobte sie, als sie geendet hatten, für den Ernst, mit dem sie für ihre Überzeugung einträten. Dann aber zeigte ich ihnen auch die Verkehrtheit ihres Vorgehens und sagte ihnen zuletzt mit großem Nachdruck, sie würden vor Gott dafür verantwortlich sein, wenn ihre Verwandte, die er nach seiner Gnade zu seinem himmlischen Lichte bringen wolle, in der Finsternis festgehalten werde. Zu meiner Überraschung gaben sie nun mit einem Male allen Widerstand auf und baten sogar, ich sollte sie selbst an dem und dem Ort und zu der und der Stunde taufen. Es war komisch anzusehen, wie sie ihre Bitte vorbrachten. Zuerst überzeugten sie sich, daß die Thüre wohl verschlossen und kein Horcher in der Nähe sei. Dann offenbarten sie mir ihren Wunsch im Flüsterton und stellten dabei die Bedingung, daß die Taufe insgeheim vollzogen werden solle. Ich antwortete, das sei unmöglich; es könne ja auch nichts nützen, jemanden zu taufen, der nicht bereit sei, offen seinen Glauben an Christum zu bekennen. Doch forderte ich sie auf, regelmäßig zum Unterricht zu kommen und versprach ihnen, daß ich, wenn es erst wirklich so weit sei, sie gerne taufen würde. Als man der Yimo sagte, aller Widerstand habe nun ein Ende, freute sie sich darüber, ließ aber wohl durchfühlen, daß sie, wäre es nötig gewesen, auch der stärksten Gewalt Trotz geboten haben würde. Das zweite Weib, Yimos Dienerin, sprach sich sogar noch entschiedener aus. Sie äußerte, auch wenn man ihr drohe, sie zu töten, werde sie sich zuerst taufen lassen und dann fröhlich sterben. Nie hat mir eine Taufe von Erwachsenen mehr Freude gemacht als diese. Viele kamen, die Handlung mit anzusehen, darunter ein Häuptling Atabije, der mutmaßliche Thronerbe, ein Bruder der Yimo. Auch er hatte vorher an dem Schritte seiner Schwester Anstoß genommen. Doch war es mir nicht schwer geworden, seine Befürchtungen zu zerstreuen. Die 5 Getauften kommen seitdem regelmäßig in die wöchentlichen Unterrichtsstunden, in denen sie für die Konfirmation und den Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitet werden. — Der christliche Name der Prinzessin Yimo ist Sarah Christiana. Ihre Dienerin heißt Hagar."

Am 28. April 1882 starb König Akaja. Vor Ablauf von 2 Jahren (bis zum dritten Gedächtnistag des Todes des Verstorbenen) darf kein neuer König designiert werden. Einer der Häuptlinge hält so lange die Ordnung in der Stadt aufrecht. Niemand darf in der Zwischenzeit von dem Tode des Königs reden, — „er ist sehr krank", sagen seine Unter-

thanen. Erst wenn der Nachfolger durch den König von Idda eingesetzt worden ist, ist es loyal, den König Akaja als „verstorben" zu bezeichnen. Unter den Kronbewerbern scheint der vorhin genannte Atabije am meisten Aussicht zu haben. Johnson nennt denselben einen „offenen Anhänger des Christentums" und hofft, daß die Predigt des Evangeliums, wenn er wirklich zur Herrschaft gelange, rasche Fortschritte machen werde.

Hinter Gbebe liegt eine reiche fruchtbare Gegend mit zahlreicher Bevölkerung. Nach Yimaha, Loko und Binue kann man zu Lande, nach Idda und Onitscha auf dem Niger gelangen. Es würde von hoher Bedeutung sein, wenn sich an einem so wichtigen Knotenpunkte eine lebenskräftige Christengemeinde bildete.

Kipo Hill.

Dies ist der am weitesten vorgeschobene Missions-Posten am Niger. Die Lage ist gleichfalls überaus günstig. Kipo Hill liegt nämlich so, daß man die wichtigsten Städte in der Nachbarschaft, vor allem Bida, die Residenz des Königs Umoru, leicht erreichen kann. Dagegen sind die Erfolge bis jetzt noch gering. Taufen scheinen überhaupt noch nicht vorgekommen zu sein. Die Zahl der Kirchenbesucher beträgt in Kipo selbst, sowie in den zwei benachbarten Dörfern Katscha und Rogumo durchschnittlich gegen 50. Die Schule wird nur von 9 Kindern besucht. Das ist nach beinahe sechsjähriger Arbeit — die Station wurde 1876 gegründet — allerdings nur wenig.

Johnson findet die Ursache, gewiß mit Recht, darin, daß hier die Bevölkerung größtenteils mohammedanisch ist.

„Ich bin überzeugt," so schreibt er, „daß wir, je weiter wir ins Innere vordringen, um so länger werden auf Übertritte warten müssen. Man muß im Gedächtnis behalten, daß es keineswegs leicht ist, Mohammedaner von ihrem Glauben zu dem unsrigen herüberzuziehen. Wir gehen mit der größten Vorsicht vorwärts, um dem Volke und seinen Häuptlingen Vertrauen einzuflößen. Es scheint mir dankenswert und erfreulich genug, daß wir schon jetzt die offene Freundschaft des regierenden Königs von Bida besitzen, der, so viel ich sehe, ein sehr wackerer, edelsinniger Mann ist."

Von dieser Freundschaft hat Missionar Paul, der jetzt in Kipo Hill thätig ist, in letzter Zeit einen besonders schlagenden Beweis empfangen. Es hatte sich eine Empörung gegen den König Umoru gebildet und mehrere Monate vergingen, ehe dieselbe niedergeworfen werden konnte. Während dieser prüfungsreichen Zeit, in der die Rebellen die größten Frevel begingen und das Land allenthalben unsicher machten, that der König alles, um den Missionar seiner Teilnahme und seines Schutzes zu versichern.

Einmal schickte er ihm zwei Gesandte mit der Botschaft, „er solle doch ja nicht daran denken, die Station zu verlassen. Würde er jemals sich genötigt sehen, wegen mangelnder Sicherheit dies zu thun, dann möge er nur den Schluß machen, daß es keinen König mehr im Lande gebe, und daß Bida zerstört sei."

So weit die Mitteilungen aus Johnsons erstem Berichte. Ein beinahe gleichzeitig eingetroffener, vom 2. Mai 1882 datierter Brief bringt noch eine höchst interessante Nachricht aus Gbebe.

„Missionar Williams," so heißt es in diesem Briefe, „nahm eben die von ihm in die Igbira-Sprache übersetzte Liturgie mit mir durch, als die Nachricht vom Tode des Königs Akaja bei uns (in Lokoja) eintraf. Unverzüglich kehrte Williams auf seine Station zurück, fand aber, daß schon vor seiner Ankunft die Menschenopfer begonnen hatten. Ein Mann war getötet worden, dessen Blut man angewendet hatte, um die Geräte, welche der König gewöhnlich im Gebrauch gehabt, wie Tassen, Kalabassen u. s. w. damit zu waschen. Die Sklaven Akajas waren alle geflohen und hatten sich hierhin und dorthin versteckt, weil sie wohl wußten, daß sie nach alter Sitte ihren Herrn ins Jenseits würden begleiten müssen. Nur eine junge Sklavin aus dem Ibo-Stamme, die der König seine „Göttin" genannt hatte, war bei dem Leichnam geblieben, — sie mußte, das war ihr selbst ebenso klar wie allen andern, das Hauptopfer bei dem Leichenbegängnis werden. Herr Williams aber bot, unterstützt von zwei eingebornen Handelsagenten, alles auf, um dieses und jedes weitere Menschenopfer zu verhindern. Um kurz zu sein — nach vielen Verhandlungen gelang es ihnen, die Zustimmung der Häuptlinge für ihr Ansuchen zu erlangen. Als Unterpfand für die Erfüllung des gegebenen Wortes lieferten letztere das junge Weib den drei Männern aus. — Sie befindet sich jetzt in unserem Missionsgehöfte unter der Aufsicht von Frau Williams. An ihrer Statt wurde eine weiße Ziege getötet und deren Blut zu den gewöhnlichen Ceremonien verwendet. Das Erstaunen des Volkes über diesen Schritt war grenzenlos. War es nicht unerhört, daß das Leichenbegängnis eines Königs ohne Menschenopfer stattfand? Viele schüttelten darüber die Köpfe, als wollten sie sagen, man befinde sich auf einer schlimmen Bahn, wenn aus Rücksicht auf die Annasaras (Christen) die alten Bräuche unbeachtet blieben. Ich bin drüben gewesen, um den beiden hervorragendsten Häuptlingen ein kleines Geschenk zu überreichen und ihnen für das, was sie gethan, Dank zu sagen." —

Das lautet in der That alles sehr hoffnungsvoll, und wir begreifen es, daß Johnson für diesen seinen Missionsdistrikt dringend um Verstärkung bittet, da doch offenbar die Zahl von zwei (!) ordinierten Geistlichen bei weitem nicht ausreiche, und daß er zugleich an alle Christen die Aufforderung richtet, für das fernere Gedeihen der Mission am oberen Niger treulich Fürbitte zu thun. Möchte letzteres auch von unseren Lesern beherzigt werden. Gustav Adolfs Wort: „Je mehr Gebet, je mehr Siege" gilt auch heute noch. Und welcher Christ wäre nicht verpflichtet, zur Erfüllung des Wunsches, mit welchem die Redaktion des Ch. M. J. ihre

Mitteilungen schließt, an seinem Teile mitzuhelfen! „Die Annasaras," so sagt sie, „deren wachsender Einfluß dem Volke von Ebebe so verwunderlich erscheint, tragen einen Namen, der nur die mohammedanische Umformung des Namens Nazarener ist. Gott lasse den Tag bald erscheinen, da die Mohammedaner" — und, fügen wir hinzu, die Heiden — „am Niger den Ausruf des Kaisers Julianus wiederholen: Nazarener, du hast gesiegt!"

Eine staatssocialistische Mission deutscher Zunge.

Beleuchtet von F. M. Zahn.

(Schluß.)

Der dritte und Hauptgrund des Interesses an der Kultur ist noch nicht erwähnt. Die Mission will nicht nur einzelne Menschen zu Jüngern Jesu werben, sondern indem sie dies thut, will sie eine Gemeinde, eine Kirche gründen. Es ist eine Eigentümlichkeit der christlichen Religion, wodurch sie sich von allen anderen Religionen unterscheidet, daß in ihrem Glaubensbekenntnis der Satz steht: Ich glaube an eine Kirche. Das ist nicht eine Volksgemeinschaft religiöser Art, wie sie Israel bildete, vielmehr ist der biblische Ausdruck wie die Sache entstanden, weil und als Israel sich weigerte, seinen Messias anzuerkennen. Es ist aber auch keine Schule, wie andere Religionen bilden, sondern eine Lebensgemeinschaft der Jünger Jesu untereinander und mit ihrem Haupte. Dieser Gemeinde hat Jesus Unüberwindlichkeit verheißen; sie soll sein Werk vollenden, bis er kommt, sein Reich aufzurichten. Obgleich die eine Form dieser Kirchengemeinschaft vor der anderen Vorzüge haben mag, ist keine Form der Kirche wesentlich. Wo nur zwei oder drei im Namen Jesu versammelt sind, da ist eine Kirche. Insofern ist die Formel, welche man neuerdings mehrfach gebraucht, um das Ziel der Mission zu bezeichnen, eine sich selbst unterhaltende, sich selbst regierende und ausbreitende Kirche, ungenügend. Das könnte schon gesagt werden, wenn zwei oder drei unter einem Volk zur Jüngerschaft gesammelt sind, das kann vielleicht nicht gesagt werden, wenn ein stattlicher Kirchenbau zustande gebracht ist. Aber der richtige Gedanke liegt dem Ausdruck zu Grunde, daß die Mission in jedem Lande die Kirche pflanzen will, welche nun Jesu Werk aufnimmt und weiter trägt. Das Hauptmittel, welches der Gemeinde hiezu gegeben ist, besteht

in dem Wort. Wie einst von Israel, so gilt von ihr jetzt: Das Wort ist ihr anvertraut, und daß sie dies Wort bewahren und weiter ausbreiten könne, das ist ein Ziel der Missionsarbeit. Da das Wort in der Form des Schriftwortes bewahrt wird, kann keine Gemeinde ihrer Aufgabe vollkommen gerecht werden, ohne Gelehrsamkeit, ohne Buchweisheit. Diese Aufgabe legt darum der Mission eine Kulturarbeit auf, mannigfaltiger Art. Nur eins brauche ich zu nennen, die Schularbeit. Ein Heide braucht nicht lesen zu können, um Christ zu sein; er braucht nicht lesen zu können, um mit andern eine Gemeinde zu bilden oder das lebendige, mündliche Wort andern zu bringen. Allein, soll die Gemeinde in einem heidnischen Volke zur Selbständigkeit gelangen, dann bedarf sie der Kunst zu lesen, und die Mission ist damit in eine große, vielverzweigte Kulturarbeit gestellt.

So viel Veranlassung ist darum der Mission gegeben, direkte und indirekte, der Kultur ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie wird sich dabei zu hüten haben, daß nicht durch diese Aufmerksamkeit ihrer Arbeit eine schiefe Richtung gegeben wird und sie die Heiden wie die jungen Christen auf die falsche Vorstellung bringt, daß etwa irgend eine Kulturform (auch nicht die Schulbildung) wesentlich sei zum Christ sein, daß es nicht vielmehr ganz allein auf Buße und Glaube und die Gabe des hl. Geistes ankommt. Je mehr die Mission auf diese Aufgabe ihre Kraft konzentrieren kann, desto glücklicher ist sie situiert. Sie wird nur übernehmen, was sie durchaus nicht lassen kann; sie wird Sorge tragen, daß, wenn sie etwas davon übernimmt, es möglichst verstanden wird, daß diese Aufgabe nicht ihre eigentliche Arbeit ist, und sie wird dankbar sein, wenn andre übernehmen, was sie gerne geschehen sähe, aber doch nicht eigentlich zu thun berufen ist. In dieser Enthaltsamkeit wird sie vielfach unterstützt. Schon daß in den Ländern, welche hier in Betracht kommen, meistens der Missionar genötigt ist, für sich selbst, und bei evangelischen Missionen für seine Familie die Existenzbedingungen zu schaffen, ein Haus, das er bewohnen kann, einen Garten 2c., die ihm selbst dienen, bietet sich ungesucht das Mittel, auch kulturell einzuwirken. Selbst hier ist es nicht immer selbstverständlich, daß der Heide nicht glaubt, der Missionar sei eigentlich gekommen, um für sich zu bauen, zn ernten u. s. w., allein es läßt sich doch klar machen, daß dies alles nur geschieht, damit er unter dem fremden Volke Gottes Wort treiben könne. Eine fernere Hilfe ist, daß der Missionar selten allein kommt. Die Christen glauben, daß der, welcher sie gesandt hat, alle Völker in seine Jüngerschaft zu sammeln, alle Gewalt

hat im Himmel und auf Erden, daß er das Weltregiment hat. Wie es sich ohne ihr Zuthun unter göttlicher Regierung begeben hat, daß der Kaiser Augustus regierte, als Christus geboren war, so glauben sie, daß die Fäden der Weltregierung nicht planlos durcheinander laufen, sondern von der Hand ihres Herrn so geleitet werden, daß seine Sache gefördert wird. Diesen Glauben bestätigt die Erfahrung, daß allerdings der Mission voraufgehend oder nachfolgend Kulturmächte verschiedenster Art eintreten, die das leisten, was die Mission in ihrem eigenen Interesse gethan zu sehen wünscht. Ebensowenig wie das römische Reich in seiner Ausbreitung nur förderlich für den Gang des Evangeliums war, oder aus den über den Erdkreis zerstreuten Synagogen für die apostolische Mission keine Hindernisse kamen, kann man heute von den über die Welt sich ergießenden Kulturmächten behaupten, daß sie nur förderlich, niemals hinderlich sind. Allein die Christenheit vertraut, daß keine Macht die Kirche vernichten oder ihr Werk aufhalten werde, und sie kann dies Vertrauen mit um so reinerem Gewissen hegen, je mehr sie sich selbst auf das beschränkt, was ihr anvertraut und befohlen ist.

Auch diesen feindlichen Kräften gegenüber hat sie Mittel der Bekämpfung, ihre eigenen Mittel, und die soll sie anwenden. Die älteste der protestantischen Missions-Gesellschaften, die für Ausbreitung des Evangeliums, ist zunächst aus dem Gedanken entstanden, für die Christen in überseeischen Ländern zu sorgen, erst in zweiter Linie galt ihre Arbeit den Heiden. Über ihre Lösung dieser Aufgabe zu urteilen, ist hier nicht der Ort, allein der Gedanke ist sehr richtig, daß es ein wesentliches Interesse der Kirche ist, die Christen in Heidenlanden zu bekehren. Damit bleibt sie in ihrem Berufe, und nichts, gar nichts, keine Organisation kann so viel dafür thun, daß die Mission durch die einströmenden Kulturträger nicht gehindert, sondern gefördert wird, als die Bekehrung dieser selbst. Ohne dieselbe bleiben sie ein Hindernis, mag man noch so schöne Pläne haben, mit ihr werden sie eine Förderung. Sind die Christen in Wahrheit Christen, dann wird unter ihnen die Humanität oder Philanthropie erwachen, welche der Mission vieles abnimmt, was sie vielleicht von der Not gedrungen übernommen hat, und ihr Freiheit gegeben, ihre Kräfte auf ihre eigenste Arbeit zu konzentrieren. In der alten Christenheit, wie in den zu erobernden Heidenländern, ist die Kirche Jesu am wirksamsten, wenn sie nicht in ein fremdes Amt greift. Ihre Achillesferse ist, wo sie in die Weltgeschäfte sich einläßt. Sie ist unüberwindlich und erobert nach Gottes Rat die Welt, wenn sie ihres Herren Wort bewahrt: Mein Reich

ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden kämpfen, und wie man in der Sprache unsrer Tage sagen muß, staatssocialistische Kulturmission treiben und anderes. Aber nun ist mein Reich nicht von dannen.

Die zweite Konferenz javanischer Missionare.

Von P. van Wyk, luth. Pastor in Enkhuyzen.

Wir werden uns wohl nicht irren, wenn wir auch bei den auswärtigen Missionsfreunden ein Interesse voraussetzen für den ostindischen Archipel. Die schönen Inseln, die großen Völker, und besonders die reichen Schätze, welche von dort nach den Niederlanden geflossen, haben schon manchen im Auslande vergessen machen, daß geschrieben steht: Laß dich nicht gelüsten! — Sollte nicht der Christ eine heiligere Sehnsucht haben, nicht auf betendem Herzen die Frage tragen: Wann wird dies herrliche Inselreich für Jesum Christum erobert sein? — Besonders die deutschen Missionsfreunde müssen sich dazu bewogen fühlen. Haben doch die deutschen Brüder der holländischen Christenheit treulich bei der Arbeit geholfen, ja, sie sind ihr vielfach mit beschämendem Beispiel vorangegangen. In der Minahassa, auf Neu-Guinea waren es Deutsche, welche die ersten Sämannsarbeiten verrichteten, und auch jetzt machen deutsche Brüder die Hälfte aller europäischen Missionare in Niederländisch-Ostindien aus. Unter diesen Umständen dürfen wir wohl wie von der ersten [1]) so auch jetzt von der zweiten Konferenz javanischer Missionare hier einiges mitteilen. Wohl hat Java gerade am wenigsten deutsche Missionsarbeiter gesehen, es ist aber zu beachten, was ein Kenner der Archipel-Mission wie Dr. A. Schreiber schon hervorhob, „daß in dem holländischen Kolonial-System, welches ja für unsere ganze Mission die Voraussetzung ist, Java den Mittelpunkt nicht nur, sondern die ganz überwiegende Hauptsache bildet, von der alle sogenannten buitenbezittingen in jeder Weise abhängig sind, ein Verhältnis, dem auch wir uns in unserer Mission nicht ganz entziehen können, so daß auch wir mancherlei Beziehungen mit Java von jeher gehabt haben, wenn wir dort auch keine Mission treiben.“ [2])

Die Herausgabe der Konferenzverhandlungen hat sich ziemlich verspätet. Im August 1881 wurde die Konferenz gehalten, das Vorwort ist datiert vom Juli 1882. Das wird wohl daher kommen, daß der Druck in Semàrang stattgefunden hat, während der Verfasser, Missionar Verhoeven in Ost-Java wohnt. [3])

Es versteht sich von selbst, daß wir aus dem Inhalt des 241 Seiten starken Buches

---

[1]) Allg. Miss.-Zeitschrift, 1881, S. 330.

[2]) Berichte der Rheinischen Miss.-Gesellschaft, 1882, S. 165.

[3]) De tweede Zendings-Conferentie te Batavia. Gedrukt by G. C. T. van Dorp u. Co. Semàrang, 1882.

nur das Hauptsächlichste kurz mitteilen können. Der eigenen Bemerkungen enthalten wir uns fast durchgehends.

Der Konferenz wohnten bei sechs Missionare vom Niederländischen Missions-Verein, zwei vom Niederländisch-Reformierten Verein, einer vom Java-Komitee, zwei von der separiert-reformierten Kirche, einer vom taufgesinnten Missions-Verein, einer von der Niederländischen Missions-Gesellschaft, der sich aber wieder zurückzog, ein Missionar, der außer Verbindung mit einer Gesellschaft arbeitet, der Direktor und Sub-Direktor des Seminars in Depok, ein Feldprediger und zwölf Laien, welche zum Teil als Vertreter von christlichen Vereinen anwesend waren. Die Festpredigt am Freitag abend 19. August wurde gehalten von Missionar Zegers über Jesaia 62, 10, während am Samstag den 20. die Brüder bei einem öffentlichen Examen im Seminar zu Depok an den Fortschritten und dem Gesang der Zöglinge sich freuten.

Am Montag wurde die Versammlung gehalten, worin das Bundesgesetz festgestellt werden sollte. Eine ziemliche Diskussion entwickelte sich über die Frage nach dem Bekenntnisstand des Bundes. Im Konzepte hieß es: „Niemand wird als Mitglied angenommen als wer bekennet, daß Jesus Christus sein Gott und Heiland ist." Zwei entgegengesetzte Überzeugungen wurden hierüber laut, die eine von Missionar Kruyt, von der Niederländischen Missions-Gesellschaft, der statt des Wortes Gott das Wort Herr angenommen wünschte, die andre vom Präses des Java-Komitees, der den Artikel in dieser Fassung zu lesen vorschlug: „Nur diejenigen, welche Jesum Christum bekennen als Gott und Heiland, mit Unterschreibung der 12 Artikel des allgemeinen christlichen Glaubens,[1]) können als Mitglieder dieses Missionsbundes aufgenommen werden." Missionar Kruyt wünschte eine Formel, welche niemand ausschloß und meinte, daß ein Missionar ausschließlich Christum und keine Dogmen zu predigen habe. „Haben wir ihnen Christus gebracht, dann können die Völker selbst ihre Dogmen machen." — Das Ende der ziemlich langen Diskussion war, daß die Fassung des Herrn Keuchenius angenommen wurde; mit Kruyt stimmte nur ein Laienmitglied, das nachher erklärte persönlich keine Beschwerde gegen das angenommene Bekenntnis zu haben, sondern der freieren Fassung den Vorzug zu geben, „weil die Intoleranz unter den Christen schon groß genug sei." Kruyt aber erklärte, nach der Abstimmung sich dem Bunde entziehen zu müssen.

Das muß für die Brüder auf beiden Seiten ein schmerzlicher Augenblick gewesen sein. Der Vorsitzende sprach sein lebhaftes Bedauern aus über den Entschluß des Missionar Kruyt. „Muß aber, fügte er hinzu, die Mitarbeit einiger Brüder erkauft werden um das Opfer des Bekenntnisses der wahren Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, dann sagen wir lieber, sei es auch mit betrübtem Herzen: Gehet! — Wir wünschen zu vereinigen, aber nicht das Heterogene!"

Man hat es beklagt, daß man auch hier einer Formel wegen sich getrennt hat. Wir werden die That unserer Brüder nicht weitläufig verteidigen. Eines aber stehet uns fest: Ein Bund, in dem für alle Richtungen Platz wäre, wie Kruyt es wünschte, wäre ungezweifelt, vielleicht nach ganz kurzer Zeit, auseinander gefallen. Wenn man schon in den Grundprincipien einander gegenüber steht, wenn das Ziel, welches man sich stellt, ein ganz verschiedenes ist, wie kann es da zu einer fruchtbaren Beratung

[1]) Das Apostolikum wird bekanntlich vielfach in 12 Artikel geteilt.

kommen? Wir sagen nicht, daß dieser Unterschied schon bei Kruyt sich würde in dieser Weise geltend machen. Er ließ sich überhaupt über sein eigenes Bekenntnis nicht aus,[1]) aber wenn sein Vorschlag durchgegangen wäre, hätten auch Leute den Eingang in den Bund fordern können, deren Principien mit den evangelischen Missionsgedanken im schneidendsten Widerspruch stehen. Das hat sich bald darauf deutlich herausgestellt, als Missionar Wiersma seine, wie wir übrigens gern glauben, wohlgemeinten Missionsvorschläge machte.[2])

Das erste Referat hielt Missionar Haag in Batavia über die Frage: Wie kann man am besten mit den Eingebornen in Berührung kommen, um ihnen das Evangelium zu predigen? Welche Mittel darf man dazu als erlaubt ansehen und können allgemeine Regeln dafür festgestellt werden?

Der Ref. empfahl: a) Hausbesuch in den Kampongs (Dörfern); b) Evangelisationsarbeit unter den Indo-Europäern; c) Schulehalten; d) die Einübung der lokalen Volkssprache; e) die Aussendung eingeborner Helfer; f) die Ausharrung im Gebete.

Die Diskussion hatte, wie zu erwarten war, kein festes Resultat. Wir heben aus ihr hervor, daß die Missionare von den Schulen wenig Erfolg gesehen hatten; man erkannte ihre Unentbehrlichkeit an, aber weder die Kinder noch die Eltern hatte man dadurch gewinnen können. Der Rat, eingeborne Schullehrer anzustellen, fand entschiedenen Widerspruch. Der vielerfahrene Missionar Janß war noch nie einem Eingebornen begegnet, der gut unterrichten konnte. Als Helfer, als Katecheten aber wurde ihnen sehr große Nützlichkeit und viel Einfluß zugeschrieben und es wurde insbesondere hingewiesen auf die guten Erfolge der Mission des Herrn Anthink, der mit vielen Helfern arbeitete und den Mut hatte diesen Helfern zu erlauben, die heil. Taufe zu erteilen.[3])

---

[1]) „Als Christ, sagte er, habe ich auch meine Dogmen, als Missionar predige ich nur den Heiland." S. 55.

[2]) Nach der Einverleibung der Minahassischen Missionsgemeinden in die indische Staatskirche hat Herr Wiersma den Titel: Hilfsprediger bekommen. Seine Vorschläge machte er im Blatte des niederländischen Protestantenvereins: De Hervorming, vom 21. Jan. 1882. Als Arbeitsfeld möchte er englisch Indien erwählen, natürlich des Brahma Samadsch wegen, dem ja europäische Gründlichkeit und Ernst recht not thun. Als Missionare sollten „moderne" Theologen und Ärzte ausgehen, und nicht als Feinde sondern als Freunde der neuen brahmaistischen Partei auftreten, er meinte, es wäre selbst kein Verlust, wenn sie sich in ihn aufnehmen ließen. Wenn keine solche Männer sich finden ließen, um unter ihren arischen Brüdern den Idealismus zu predigen, so müßten Missionare ausgebildet werden, und zwar auf der Universität, nicht in einem Missionshause; das koste viel Geld und mache mehr oder weniger linkische Menschen. Herr Wiersma ist also dem Missionshause in Rotterdam, wo er selbst ausgebildet wurde, nicht sehr dankbar! Auf seine Vorschläge aber folgte allgemeines Schütteln des Kopfes.

[3]) Mr. (Dr. jur.) F. L. Anthing, früher Vicepräsident des hohen Gerichtshofes in Batavia, hat sich seit 1869 gänzlich der Mission gewidmet, für welche er besonders durch die Ausbildung eingeborner Katecheten arbeitet. In dem Büchlein, das er über seine Arbeit herausgegeben hat (Mededeelingen omtrent de Evangelisatie in het Westelyke gedeelte van Java, door Mr. F. L. Anthing, Amsterdam, Höveker u.

Auch der Segen der Arbeit unter den Indo-Europäern, als dem Verbindungsglied zwischen den europäischen Missionaren und den Eingebornen, wurde mit großem Nachdruck betont, und der Hausbesuch als sehr nützlich gerühmt, wenn der Missionar sich in den Kampongs mitten unter den Eingebornen niedersetzte.

Am Mittwoch, den 24. August, wurde eine mehr specielle Frage behandelt, nämlich: Evangelisierung durch Bodenkultur oder Desastiftung. Der Referent, der greise taufgesinnte Missionar Janß, hat schon vor einigen Jahren in einer Broschüre auf diese Sache hingewiesen, man hat sich aber nicht daran gewagt des großen Kapitals wegen, welches dazu benötigt sein würde. Jetzt hat sein Sohn, mit Hilfe holländischer Freunde, in kleinerem Maßstabe angefangen den Gedanken seines Vaters auszuführen, und es war also natürlich, daß auch die Konferenz sich hierauf einließ.

Eine Desa entsteht, wenn ein Europäer von der Regierung wüsten Boden pachtet und darauf Eingeborne zur Wohnung zuläßt. Er teilt dann einem jeden sein eigenes Grundstück zu und hat das Recht, alle Verordnungen und Bestimmungen zu treffen, welche er will, wenn sie nur mit den bestehenden Landesgesetzen nicht in Widerstreit kommen. Hier und da sind schon durch besondere Umstände auch christliche Desas entstanden, und gerade diese Missionsposten sind viel fruchtbarer als die andern (Modjö-Warnö, Wonoredjo). Die Vorteile derselben setzte der Referent also aus einander: Der Missionar wohnt mitten unter seinen Desaleuten und hat sie täglich unter seinem Einfluß. Er regelt selbst alles, so daß der Einfluß der Hauptleute und Priester so viel wie möglich beschränkt wird. Kirche und Schule sind in unmittelbarer Nähe und die Christen können durch die Aufnahmebedingungen zu einem treuen Gebrauch derselben verpflichtet werden, während dieses Beispiel auch die Nicht-Christen heranziehen kann. Daß ein Kern von Christen den Anfang machen muß, versteht sich von selbst.

Die Verhandlungen bezogen sich vornehmlich auf die finanzielle Seite der Frage. Der erste oder zweite, so meinte einer der Brüder, der die Probe wagte, würde wohl das nötige Kapital zur Anlegung sammeln können, aber am Ende würde das aufhören. Könnte man nicht bei den Eingebornen anhalten, daß sie für eigene Rechnung Grundstücke von der Regierung pachteten und sich also zu Christendörfern vereinigten, wo dann der europäische Missionar oder ein Helfer sich stationieren könnte? Bruder Janß antwortete hierauf, daß doch der Missionar, nur wenn er Eigentümer ist, die Eingebornen unter seiner Leitung haben kann, einer Leitung, welche für die äußern Interessen (Straßen-Brückenbau u. s. w.) eben so nötig sei, als für die sittlichen und religiösen. Wenn der Missionar nicht das Recht hätte den Eintritt zu verweigern, könnten allerlei Unannehmlichkeiten entstehen, wie er an dem Beispiel von Wonoredjo zeigte. — Eine andere Frage war diese: Die taufgesinnte Missionsgesellschaft hatte sich geweigert, die Kulturunternehmung ihres Missionars auf ihren Namen anfangen zu lassen, was auch eine Verantwortlichkeit mitbringen würde, welche Missionsgesellschaften überhaupt nicht gerne auf sich nehmen. Bruder Janß nimmt also selbst diese Verantwortung auf sich. — Was verbürgt nun aber, daß nicht er selbst, sondern vielleicht etwaige Erben die Sache ganz zu ihrem Nutzen ausbeuten werden? — Am besten, meinte man, wäre es wohl,

---

Zoon), läßt er sich über seine konfessionelle Stellung nicht aus. Man sagt aber, daß er seitdem zu den Irvingianern übergetreten und von ihnen mit einem ihrer Ämter betraut worden ist.

wenn eine Gesellschaft zur Verfolgung dieses Zweckes sich bildete, ungefähr wie die hier und da bestehenden Handelsgesellschaften. Diese Meinung wurde auch am Schluß von der Versammlung als die ihrige anerkannt.

Principielle Bedenken wurden von den Brüdern nicht geltend gemacht. Einer von ihnen verlas, was von Pastor Merens in Utrecht auf der Jahresversammlung des Utrechter Missionsvereins war bemerkt worden.[1]) Derselbe hatte ein vierfaches Bedenken gegen Missionsdörfer. Die Mission muß den Sauerteig des Evangelii nicht isolieren, sondern ins Mehl werfen; die Individuen dürfen nicht zu Fremden in ihrem eigenen Volksleben gemacht werden; das Christentum steht so hoch, daß es ein Recht hat sich die Volkseigentümlichkeiten anzueignen; je mehr die Mission dies unterläßt, desto weiter werden wir vom Ziele unserer Arbeit, eine einheimische Volkskirche zu begründen, abgeführt, und wir laufen am Ende Gefahr, statt eines leuchtenden Beispieles ein Zerrbild zu bekommen. Fünf Mittel hatte Pastor Merens genannt um diesen Gefahren vorzubeugen: Das Christendorf muß so nahe wie möglich bei andern bewohnten Orten gestiftet werden, die mit dem Christentume nicht streitenden Sitten des Volkes müssen festgehalten, gemischte Ehen zugelassen werden, wenn die Frau versprechen will sich der christlichen Sitte zu unterwerfen, und in Predigt und Unterricht ist die Volkssprache anzuwenden.

Der Eindruck, den diese Bedenken machten, war kein sehr tiefer. Die Bewohner des Dorfes, so meinte man, würden ja dem Verkehr mit der Außenwelt nicht entzogen werden *können*; um den Sauerteig ins Mehl werfen zu können, müßte man doch erst Sauerteig haben, und zu einem Sauerteig könnte man die eingebornen Christen nicht machen, wenn man sie nicht den in Holland nicht genug gekannten *heillosen* Einflüssen der indischen Gesellschaft entziehen könnte.

Dies letzte lassen wir dahingestellt. Auch Th. Jellinghaus, der mit der Anlegung von Missionsdörfern gar nicht einverstanden ist, gesteht, daß „in einzelnen Fällen sich kein anderer Ausweg der Hilfe zeigen mag.“[2]) Derselbe weist aber[3]) auf eine andere Gefahr hin, welche auf der Konferenz nicht berücksichtigt wurde, an die man also wohl gar nicht gedacht hat, die Gefahr, daß das Verhältnis zwischen dem Missionar und seinen Christen ein sehr unangenehmes werden kann. Derselbe kann zu ihnen in die Stelle geraten „teils eines Pastors, teils eines Rettungshausvaters, teils eines Armenhausdirektors, teils eines Arbeitgebers.“ „Das Lohnverhältnis zwischen Mission und eingebornen Christen bringt (nach Jellinghaus' Erfahrungen) bald Mißhelligkeiten und bittere Gefühle gegen die Missionare, von denen sich die Christen zu wenig unterstützt und lieblos und herrschsüchtig behandelt glauben, hervor.“ Der eingeborne Prediger Chatterjea in Englisch-Indien sagte auf der Missionskonferenz in Allehabad unter anderm folgendes: „Diese Abhängigkeit der Christen von den Missionaren in irdischen Dingen hat einen bedeutenden Teil der Zeit und Kraft des Missionars absorbiert, die sonst in Predigen und Lehren besser angewendet werden könne. — Diese irdischen Beziehungen der Missionare zu den Christen in der gegenwärtigen Gestalt haben zum großen Teil das Wachstum eines männlichen und unabhängigen Christentums ver-

---

[1]) Vgl. Berichten van de Utrechtsche Zendingsvereeniging, 1881, S. 94.

[2]) Vgl. Allg. Miss.-Zeitschrift, 1876, S. 19.

[3]) A. a. O. S. 17.

hindert. Da ist nicht die Lebenskraft, das Selbstvertrauen, die inwohnende Frische in den indischen Gemeinden, die alle ihre Freunde so sehr ersehnen. Und was mag der Grund davon sein? Mag es nicht teilweise daher kommen, daß die Missionare sie zu sehr unter Vormundschaft gehalten und zu einem freien, ungehinderten Wachstum ihnen keine Möglichkeit gegeben haben?" [1])

Mit dem Wunsche, daß jede zehn Jahre die Resultate der Unternehmung eingehend erörtert werden sollten, schloß die Konferenz ihre Beratung über diese Sache.

Das nächstfolgende Referat war vom Konferenzpräses, Missionar Albers, und versuchte, eine Antwort zu geben auf die doppelte Frage: Ist die Aussendung von Missionsärzten erwünscht und in welcher Weise würden dieselben am fruchtbarsten wirken können? —

Wird für die kranke Bevölkerung Javas gesorgt? — so fragte er und beleuchtete diese Frage durch Mitteilungen aus demjenigen, was er in seiner eigenen Umgebung gesehen hatte. In den Preanger-Regentschaften, wo ungefähr eine Million Menschen wohnen, sind zwei europäische Ärzte und einige wenige eingeborne Hilfsärzte, die beiden Civilärzte sind aber nicht für die eingeborenen Kranken da, sondern um die Prostituierten und die Kuhpockenimpfung zu beaufsichtigen und für die unteren Klassen der Beamten.

Während also von dieser Seite für die eingebornen Kranken so gut wie nichts gethan werden kann, sind auch die Hospitäler, welche die Regierung hier und da hat bauen lassen, von wenig Nutzen. Haarsträubende Mitteilungen machte der Referent über ihre unsinnige Einrichtung und die Gewissenlosigkeit der Aufseher. Die Regierung steht eben ratlos da gegenüber der großen Not; unglaubliche Geldsummen werden von ihr, besonders wenn epidemische Krankheiten herrschen, ausgegeben, aber ihr fehlen die Kräfte um sie richtig zu verwenden. Hier sollte die christliche Liebe eintreten und Missionsärzte aussenden. Dieselben müßten Vorsteher eines Hospitals sein, ein Hilfspersonal haben, am liebsten aus ausgebildeten Diakonissen bestehend, und besonders ihre Kräfte der Ausbildung von eingebornen Hilfsärzten widmen. Die Regierung, meinte Referent, würde dies gewiß gerne sehen, und die Eingebornen würden erkennen, was uneigennützige christliche Barmherzigkeit ist. Auch jetzt widmen die Europäer vielfach ihren kranken Bedienten große Sorgfalt, aber die Eingebornen fühlen und sprechen es offen aus, daß es nicht aus Liebe geschieht, sondern weil man sie nicht entbehren kann. Auch die ärztliche Hilfe der Missionare sehen sie sehr oft, vielleicht nicht ganz ohne Grund, nur als ein Mittel an, um sie für das Christentum zu gewinnen. Deshalb sollte man im Hospital keine Propaganda zu machen suchen, es soll nicht neutral sein, Christus soll daselbst angerufen und gepredigt werden, aber es muß den Patienten freigelassen werden daran teilzunehmen; man soll Barmherzigkeit beweisen an Dankbaren und Undankbaren.

Nach diesem Referate folgte eine lebhafte Diskussion, welche aber keine neuen Gesichtspunkte an den Tag brachte. Die Aussendung von Missionsärzten fanden alle Anwesenden höchst wünschenswert, man meinte aber, und wir fürchten mit Recht, daß die holländischen Missionsgesellschaften weder die nötigen Geldmittel, noch, und dies wiegt schwerer, die geeigneten Persönlichkeiten finden würden.

In der Nachmittagsversammlung sprach Missionar Haag über den Nutzen der

---

[1]) A. a. O. S. 19 f.

Sonntagsschule in der Mission. Derselbe, Stadtmissionar in Batavia, leite eine Sonntagsschule für europäische Kinder und meinte, daß eine solche auch für mohammedanische Kinder sehr gesegnet wirken könnte. Der freiere Ton, die anziehende Weihnachtsfeier und die kleinen Geschenke würden vielleicht Kinder anziehen, welche die christliche Tagesschule nicht besuchen. Die Brüder waren meistenteils seiner Meinung nicht. Für europäische Kinder, so urteilte man, solle auch der Missionar, wenn er kann, getrost Sonntagsschule halten, für die Kinder der eingebornen Christen sei die christliche Tagesschule genug, und daß von einer Sonntagsschule die mohammedanischen Kinder angezogen werden sollten, dies kam den Brüdern sehr unwahrscheinlich vor.

Es scheint also, daß man noch gar nicht den Versuch gemacht hat. Daß die Sonntagsschulen, wenn auch nur für die Kinder der eingebornen Christen ganz unnütz sein sollten, das ist doch etwas viel gesagt; besonders wenn man dadurch auch eingebornen Kräften eine erste Anregung zu christlicher Arbeit geben könnte, würde sie doch jedenfalls nicht nutzlos sein. Der Baseler Jahresbericht von 1878 spricht sich über die Sonntagsschule in Kalikut sehr befriedigt aus. „Eine andere schöne Einrichtung, so heißt es daselbst, S. 59, ist die Sonntagsschule von Bruder Ostermeier, die jeden Sonntag nachmittag vier Lehrer, eine Lehrerin und 60 bis 80 Kinder in sich vereinigt. Es ist eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Lust die Kinder nicht nur diese Schule besuchen, sondern auch ihre Bibelsprüche auswendig lernen. Die Kinder unserer Gemeinde werden dadurch schon von früher Jugend auch tiefer in die heilige Schrift hineingeführt, und erhalten auf ihrem Lebensweg eine gediegene Bibelkenntnis, und eine Fülle von Kernsprüchen, wie sie zu Hause, oder vielleicht auch in der Schule sich nie aneignen können.“

Am Abend wurde in freier Unterredung die Frage besprochen: wie der Gottesdienst für eingeborne Christen sollte eingerichtet werden. Kurze, klare, einfache Predigten, so meinten alle. Einige fügten hinzu, daß besonders für den indischen Volkscharakter mehr Liturgisches not thue!

„Ist Verbreitung von christlichen Schriften unter den Eingebornen möglich und erwünscht?“ — so lautete die Frage, welche Missionar Albers am Freitag morgen zu beantworten suchte. Er that es in der ihm eigenen klaren, überzeugenden Weise, und die versammelten Brüder konnten ihm aus eigener Erfahrung nur beistimmen. Allgemein war die Überzeugung, daß die Verbreitung von christlichen Schriften vorläufig wenig Frucht verspräche, weil die Eingebornen entweder nicht lesen können, oder nicht lesen wollen, oder, wenn sie auch wohl lesen, als Mohammedaner die christlichen Schriften als eine Ansteckung fliehen. Mehr Nutzen erwartete man von guten Bildern[1]) und meinte, daß durch dieselben mehr Lust am Lesen erweckt werden sollte. Zugleich aber wurde auch anerkannt, wie notwendig es sei für die Missionsschulen und die eingebornen Christen gute christliche Schriften zu geben, wozu auch der Bund als solcher nach Kräften beizutragen beschloß.

Das letzte Referat wurde gehalten von Missionar Haag und zwar über die Stiftung einer Missionarswitwenkasse. Daß für die Missionarswitwen

---

[1]) Derselbe Gedanke ist auch auf der allgemeinen Missions-Konferenz zu Bremen 1876 ausgesprochen. Daselbst wurde eine Kommission erwählt, um über die Darstellung einer solchen Bilderbibel zu beraten. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1876, Beilage S. 25.)

gesorgt werden soll, das setzte er als anerkannt voraus. Zwar wird von etlichen Missionsvereinen und von barmherzigen christlichen Freunden für dieselben gesorgt, aber das gilt nicht von allen und es giebt Missionarswitwen, deren Los wirklich traurig ist. Selbst aber, wenn für sie gesorgt wird, dann muß es ihnen doch angenehmer sein aus einer Kasse unterstützt zu werden, zu welcher sie und ihr Mann früher selbst beigetragen haben, als daß z. B. in den Zeitungen um Liebesgaben für sie gebettelt werden muß. Hiezu kommt noch, daß der Missionar viel freudiger sich seiner Arbeit hingeben kann, wenn er weiß, daß er seine Frau nicht ganz unversorgt hinterläßt. Mit praktischen Ratschlägen, die aber sehr allgemein gehalten waren, schloß der Referent.

Bei der nachfolgenden Diskussion wurde von mehr als einer Seite behauptet, daß die Missionsvereine verpflichtet sind, für die Witwen ihrer Missionare zu sorgen. Die Missionare geben ja alles was sie haben, Gaben und Kräfte, Leib und Leben, Weib und Kind, in den Dienst ihrer Gesellschaft, die Frauen sind außerdem auch Missionare, und thun unter Umständen mehr Nutzen, als der Missionar selbst. — Auch wurde erzählt, wie die verschiedenen Gesellschaften für ihre Missionarswitwen sorgen, resp. nicht sorgen: In der separiert-reformierten Kirche gilt das Princip, daß die Gemeinden für die Witwen ihrer Diener (also auch ihrer Missionare) zu sorgen haben. Das Java-Komitee, der taufgesinnte Verein sichern den Witwen die freie Rückkehr ins Vaterland, dies thun auch der Niederländisch-Reformierte Verein und der Niederländische Missions-Verein (Rotterdam II), welche zugleich für die ersten Lebensbedürfnisse so gut wie möglich Sorge tragen. Harte Klagen wurden über den Utrechter Verein geführt. Eine Verantwortung dieserseits ist noch nicht veröffentlicht. Uns will es fast scheinen, daß hier ein Mißverständnis sich eingestellt hat. Die Niederländische Missions-Gesellschaft (Rotterdam I) endlich giebt ihren Missionarswitwen einen festen Gehalt aus einer Kasse, wozu die Missionare und die Missionskasse beitragen. Dies fand den Beifall der Versammlung und es wurde ein Komitee ernannt, welche sich an die verschiedenen in Niederländisch-Indien [1]) arbeitenden Missionsvereine wenden wird mit der Bitte Bestimmungen zu treffen, wodurch die Zukunft der Missionars-Witwen und Kinder gesichert wird, wozu die Missionare gerne das ihrige beitragen werden. Wenn dieser Versuch fehlschlagen sollte, wird das Komitee einen Entwurf machen, für die Errichtung einer Kasse durch die Missionare selbst.

Die Versammlung wurde hierauf vom Vorsitzenden mit einem warmen Worte geschlossen, nachdem noch als Wahlspruch des Bundes Joh. 11, 40 gewählt war.

Am Sonntag abend, 28. August, hielt Missionar Zegers noch eine öffentliche Schlußpredigt, wieder über Joh. 62, 10, und feierten die versammelten 21 Brüder gemeinschaftlich das heil. Abendmahl.

---

[1]) In ganz Niederländisch-Indien, obgleich der Bund selbst auf Java und Madura beschränkt ist. Auch anderwärts haben Missionare denselben Wunsch geäußert, z. B. auch die Barmer, weil die Rheinische Missions-Gesellschaft wohl für die Witwen ihrer Missionare sorgt, aber nur soweit die Kasse es zuläßt (S. 195).

Literatur-Bericht.

1) **Plath**: „Evangelistik“ (Theorie und Geschichte der äußeren Mission). Sep.-Abdruck aus dem „Handbuch der theologischen Wissenschaften“ (Nördlingen, Beck, 1883). Mit großer Spannung hat Schreiber dieses der hier angezeigten Arbeit entgegengesehen, aber zu seiner Überraschung etwas ganz anderes in ihr gefunden als er erwartet, nämlich statt eines Systems der Missionswissenschaft nur eine Charakteristik der verschiedenen Missionsperioden mit specieller Berücksichtigung der Methode jeder derselben. Selbst wenn die von dem Verfasser in Klammern beigefügte Exegese: „Theorie und Geschichte der äußern Mission“ seine Auffassung des Begriffs: „Evangelistik“ enthält, so leistet die vorliegende Arbeit nicht, was ihr Titel besagt, denn sie bringt wohl Grundlinien einer „Geschichte (nicht der Theorie sondern) der Methode“ aber keineswegs eine selbständige Theorie der Mission. Hätte der Verfasser seiner Arbeit die ihrem Inhalt entsprechende Bezeichnung gegeben, so hätte die Exegese korrekt heißen müssen: „Grundlinien einer Geschichte der Mission und ihrer Methode.“ Schwerlich dürfte aber eine solche Definition des Begriffs „Evangelistik“ auf die Zustimmung der Sachverständigen rechnen dürfen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß eine Geschichte der Mission überhaupt nicht in eine „Evangelistik“ und daß eine Geschichte ihrer Methode nur in die Einleitung derselben gehört. So wenig man etwa eine Geschichte der Predigt Homiletik oder eine Dogmengeschichte Dogmatik nennt, ebenso wenig kann eine Geschichte der Missionsmethode „Evangelistik“ heißen. Je neuer und ungeklärter der Begriff „Evangelistik“ ist, desto mehr war es die Pflicht des Verfassers sich eingehend mit der Begriffsbestimmung u. s. w. zu beschäftigen; aber was der erste Abschnitt, der die durch seinen Inhalt nicht gerechtfertigte Überschrift trägt: „Begriff, Inhalt und Einteilung der Missionswissenschaft“ — in dieser Beziehung leistet, dürfte doch schwerlich als ausreichend zu bezeichnen sein. Im allgemeinen wird man wohl auf Zustimmung rechnen können, wenn man Evangelistik als „Theorie der Mission“ oder als „System der Missionswissenschaft“ oder am einfachsten als Missionslehre“ definiert. Mir persönlich will der Name „Evangelistik“ als zutreffender Ausdruck für die Sache, um welche es sich handelt, überhaupt nicht konvenieren; denn er bezeichnet nur einen Teil des Ganzen in ganz ähnlicher Weise, wie die Homiletik nur einen Teil der praktischen Theologie bildet. Jedenfalls müßte eine „Evangelistik“ als „Theorie der Evangeliumsverkündigung unter nichtchristlichen Völkern“ behandelt werden; und eine solche Theorie ist die vorliegende Arbeit eben nicht.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in wenn auch noch so flüchtigen Strichen ein „System der Missionswissenschaft“ oder — wie ich sagen möchte: eine Missionslehre zu skizzieren; aber so viel ist klar, daß in einem solchen System und zwar gliedlich geordnet, eingehende Erörterungen nicht fehlen dürfen, z. B. über das Wesen des Heidentums, über das Christentum als Missionsreligion, über Zweck und Ziel der Missionsaufgabe, über das Verhältnis von Kirche und Mission, über den heimatlichen Missionsbetrieb, über die Rückwirkungen der Mission wie über ihre apologetische Bedeutung, über die Beziehungen zwischen Mission und Kultur, über die Stellung zu den großen socialen Fragen der Völker, unter denen das Christentum gepflanzt wird, über Bibelübersetzung, Schule, Presse, Erziehung der eingebornen Christen zur Selbständigkeit

und dergl. — Fragen, die in der vorliegenden Arbeit teils gar nicht behandelt, teils nur gestreift, teils nur als Fragen aufgeworfen sind.

Freilich gegen alle diese Ausstellungen kann der Verfasser sich darauf berufen, daß sie in einem andern Begriffe von Evangelistik wurzeln als der seinige ist. Auch ist es, was wir nicht wissen, wohl möglich, daß seine Arbeit, was ihre Gesamtauffassung und besonders ihren überraschend knappen Umfang (nur 44 Seiten) betrifft, durch ihre Einfügung in das „Handbuch der theologischen Wissenschaften“ beeinflußt worden ist. Im letzteren Falle hätte ihr nur ein andrer Titel gegeben werden sollen. Nehmen wir die Arbeit als das was sie wirklich ist, als „Grundlinien zu einer Geschichte der Mission und ihrer Methode,“ so liefert sie im ganzen einen instruktiven Überblick über die Gesamtmissionsentwickelung und enthält, was wir mit Vergnügen konstatieren, im einzelnen viele schöne Gedanken und treffende Wahrheiten, obgleich nur wenig solche Beiträge, welche unsre Erkenntnis des qu. Zweiges der Missionswissenschaft positiv fördern.

Als eine solche Förderung kann beispielsweise wenigstens unsrerseits die der Gesamtdisponierung dieser „Evangelistik“ zu Grunde liegende Einteilung der Missionsgeschichte in 5 Perioden nicht betrachtet werden. Denn es ist geschichtlich nicht gerechtfertigt mit dem „Auftreten des Islam und der Reformation“ je eine neue Missionsperiode zu beginnen. Was den ersteren betrifft, so widerlegt der Verfasser in dem dieser Periode gewidmeten Abschnitt (8) durch seine eigne Darstellung, daß die in die betreffende Zeit fallenden großen Missionen durch das Auftreten des Islam wesentlich beeinflußt seien. Man kann in der christlichen Missionsgeschichte dieses Auftreten höchstens zu einer Subdivision innerhalb der mittelalterlichen Missionsperiode benutzen. Eine so wichtige Grenzscheide in der christl. Kirchengeschichte ferner die Reformation bildet — in der christlichen Missionsgeschichte ist sie — wenigstens unmittelbar — nicht von periodischer Bedeutung, selbst abgesehen davon, daß die evangelische Kirche noch Jahrhunderte brauchte, bis sie eine Missionskirche wurde, denn die römischen Missionen jener Zeit sind thatsächlich durch die großen Entdeckungen und Kolonialeroberungen der Portugiesen und Spanier ins Leben gerufen und erst später mag der Gedanke: die durch die Reformation in Europa erlittenen Verluste durch eine Propaganda unter den Heiden auszugleichen, die römische Kirche zur Inangriffnahme ihrer Missionen mitgeleitet haben. Will man die römischen Missionen jener Zeit durchaus als eine eigne Periode in der Missionsgeschichte darstellen, was sie trotz ihres Umfangs inhaltlich nicht wert sind, so muß man dieselbe jedenfalls von der Entdeckung Amerikas datieren; die römische Kirche selbst würde dagegen entschieden Protest einlegen, die Reformation als Einschnitt zu bezeichnen.

Wenig durchsichtig ist uns auch das Princip, nach welchem die Literaturangaben gemacht worden sind. Während wiederholt wenig einschlägige und teilweis veraltete Schriften genannt sind (z. B. von Lasaulx, Pertz, J. Grimm, von Hammer, Mol, Münter, Ostertag, Niekamp), fehlen neuere und weit wichtigere Werke, deren die vorliegende Arbeit wie sie ist unbedingt gedenken mußte z. B. Anderson: Foreign Missions; Somerville: Lectures on missions and Evangelism; Buß: die christliche Mission; die Biographieen von Duff, Wilson, Venn, und vor allen die Reports der allg. Missionskonferenzen zu Allahabad, Bangalur, Shanghai, Liverpool, London, die weit wichtiger sind als die Verhandlungen der Bremer Konferenz; Neander: Apostolisches

Zeitalter; Tschirner: Fall des Heidentums; Keim: Rom und das Christentum; Hausrath: Neutestamentliche Zeitgeschichte; Friedländer: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine; Neanders und Herzogs Kirchengeschichte; Burckhardt: die Zeit Konstantins des Großen; Dehio: Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen ꝛc. Bezüglich der neueren Mission fehlen sogar Grundemanns vierbändiges Hauptwerk, Gunderts unerläßliches Nachschlagebuch, Christliebs gegenwärtiger Stand, Kalkars Missionsgeschichte, Warneck: Mission und Kultur u. s. w. — der englischen Hauptwerke, der einschlägigen religionsgeschichtlichen Literatur, sowie einer Reihe wichtiger Aufsätze in den Missionszeitschriften, welche Bausteine zur Missionstheorie liefern, ganz zu geschweigen.

Auf Einzelnheiten, die wir zu bemängeln hätten, z. B. S. 157[1]) die doch etwas bedenklich gelobte Missionsmethode Gregors; S. 168 die inkorrekte Zurückführung der Einführung afrik. Sklaven nach Westindien auf Las Casas — denn dieser ist doch wohl gemeint —; S. 170 die mißverständliche Gruppierung der protest. Missionen um die Konferenzen in Bremen und London u. a. m. — wollen wir uns nicht einlassen, da dieselben für das Ganze wenig belangreich sind. Aber ein anderes möchten wir noch bemerken, was wenigstens uns in der Lektüre nicht unbedeutend stört, das ist die nicht selten schwülstige Redeform für oft sehr einfache Sachen. Wir greifen das erste beste Beispiel heraus S. 156 zu Anfang des 7. Abschnitts: „Mit dem Namen der mittelalterlichen Missionsmethode bezeichnet man wissenschaftlich diejenige Form der Verbreitung des Reiches Gottes unter Heiden und Juden, welche in mannigfacher Abirrung von dem apostolischen Urbilde eine Fülle unidealer Momente nach den verschiedensten Richtungen hin zeigt, vornehmlich aus der Entartung resultierend, in welche allgemach die Kirche im ganzen zu geraten begann, allerdings noch ausgestattet mit mehrerem, was den Keim christlichen Lebens enthielt und dadurch befähigte, daß die getauften Katechumenen einen höheren religiös-sittlichen Standort erreichten, als den sie bisher eingenommen hatten." Man muß einen solchen Satz zweimal lesen um ordentlich zu verstehen, was gemeint ist. Warum denn seinen Lesern das Verständnis so erschweren, zumal wenn es sich um eine so einfache und bekannte Wahrheit handelt?

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, der nach dem Titel der vorliegenden Schrift in Frage steht, glaubten wir uns umsomehr zu einer eingehenden sachlichen Kritik, so schwer sie uns persönlich auch geworden ist, verpflichtet, als diese Schrift unsres Wissens der erste Versuch in der deutschen Literatur ist, der den Namen „Evangelistik" trägt. Bei aller Anerkennung des von dem Verfasser Geleisteten müssen wir doch dagegen Protest einlegen, daß der durch seine Behandlung der Sache unrichtig gestellte Begriff der „Evangelistik" bei uns sich einbürgere.

2) **Thompson**: Moravian Missions. Twelve lectures (New-York, Ch. Scribners Sons. 1882. S. 516). Auch eine Jubiläumsgabe an die Brüdergemeinde zu ihrer vorjährigen Festfeier und zwar eine ebenso gediegene wie interessant geschriebene. Der Verfasser, einer der wenigen Kenner deutscher Missionsarbeit und deutscher Missionsliteratur unter den Missionsfreunden englischer Zunge, hat nicht nur ein gründliches Studium dem von ihm behandelten Gegenstande gewidmet, sondern auch zur Bearbeitung desselben eine warme Liebe mitgebracht, sodaß sein Buch unter den

---

[1]) Die Paginierung ist aus dem „Handbuch" beibehalten!

Jubiläumsschriften einen Ehrenplatz im doppelten Sinne des Worts einnimmt. Entstanden ist die Schrift aus Vorlesungen, welche der Verfasser an dem theol. Seminar zu Andover und der theol. Abteilung der Bostoner Universität gehalten. Allerdings darf der Leser keine neuen Aufschlüsse über die alte Mission der Brüdergemeinde in Thompsons Werke erwarten, aber weil es eine hübsche Gesamtübersicht und zwar vom amerikanischen Standpunkte aus gewährt, so empfehlen wir seine Lektüre allen denjenigen unsrer Leser, die ein leichtes englisches Buch bewältigen können.

3) **Frick**: „Geschichten und Bilder aus der Mission." Drittes Heft (Halle, Waisenhausbuchhandlung 1883). „Wenn irgend eine Volksmissionsschrift die weiteste Verbreitung verdient, so ist es diese. Schön ausgestattet, mit prächtigen bunten Illustrationen und Holzschnitten versehen, volkstümlich geschrieben, der Preis aufs billigste (à Heft nur 25 Pf.) gestellt — entsprechen sie allen an eine solche Schrift zu stellenden Anforderungen. Das vorliegende (dritte) Heft enthält außer einem kurzen Einleitungswort: „Warum treiben wir Mission?" 2 Aufsätze: „Das Evangelium auf den Laguneninseln" von Dr. Grundemann (mit buntem Bild) und: „Johannes Jänicke" von Dr. Wangemann (mit Porträt). Die beiden früheren Hefte haben folgenden Inhalt: „Komm und sieh. Ein Wort der Einladung als Einleitung." „August Hermann Francke, der Waisenvater von Halle, auch ein Vater der evangelischen Heidenmission" (mit Porträt). „Metlakatla, eine Hütte Gottes bei den roten Indianern" (mit buntem Bild). — „Sage den Kindern Israel, daß sie ziehen." „Eine neue Mission am Kongo" (mit buntem Bild). „Der Graf Zinzendorf und die Heidenmission" (mit Porträt). — Die Schrift wird am besten direkt von der Waisenhausbuchhandlung in Halle bezogen und gewährt dieselbe bei Entnahme einer größeren Zahl von Exemplaren einen Rabatt von 20%, durch welchen etwaige Kosten bei der Verbreitung gedeckt werden können.

4) **Warneck**: „Die Heidenmission eine Großmacht in Knechtsgestalt" (Halle a. S., Julius Fricke. 1883). Dritte im Auftrage der „Missionskonferenz in der Provinz Sachsen" herausgegebene Flugschrift, gleichfalls zum Preise von nur 25 Pf. (100 Exp. vom Verleger bezogen für 20 M.). Diese Flugschriften (I.: „Die christl. Mission. Ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart." II.: „Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert?) sind mehr für die gebildeteren Volkskreise bestimmt, unter denen die Mission bis auf den heutigen Tag mit den meisten Vorurteilen zu kämpfen hat. Weder mit diesen Flugschriften noch mit den „Geschichten und Bildern aus der Mission" wird ein buchhändlerisches Geschäft gemacht. Der etwaige Reinertrag fließt unverkürzt in die Kassen verschiedener Missionsgesellschaften. Die Herausgabe ist einzig durch das Bedürfnis veranlaßt, gute Missionsschriften in die verschiedenen Kreise des Volks zu bringen, um durch dieselben den Missionssinn zu beleben. Dazu ist aber die Mithilfe der Missionsfreunde unentbehrlich. Wer gern für die Mission nicht bloß etwas geben, sondern auch werben möchte, der beteilige sich an der Verbreitung der genannten Schriften. Sie sind auf Massenabsatz berechnet.

5) **Weitbrecht**: „Dr. David Livingstone, der Missionar und Reisende" (Stuttgart, Steinkopf, 1874. 75 Pf.). Eine für die Jugend verfaßte und recht anziehend geschriebene Biographie des berühmten Missionspioniers und Erforschers Afrikas

mit deren nachträglicher Empfehlung für Volksbibliotheken wir eine frühere Versäumnis gut machen.

6. J. Thomson: Expedition nach den Seen von Centralafrika in den Jahren 1878 bis 1880." (Deutsche Ausgabe, Jena, Costenoble. 1882.)

Die Lektüre dieses interessanten Buches erweckte in uns den Wunsch, die Ausbeute, welche es für die Mission liefert, in einem selbständigen Aufsatze zur Kenntnis unsrer Leser zu bringen. Leider gestattet der bereits mit anderm Stoff für die nächsten Monate vollständig okkupierte Raum die Ausführung fürs erste nicht. Allein aufgeschoben soll nicht aufgehoben sein. Vorläufig nur so viel, daß die Thomsonsche Reisebeschreibung, trotz der manchmal etwas jugendlichen Expektorationen des Verfassers, nicht nur eine Fülle geographischen und ethnographischen Materials enthält, welches für den Missionsfreund von bedeutendem Werte ist, sondern auch über die Missionsthätigkeit so viele günstige Urteile fällt, daß man sie als einen Beitrag zu ihrer Apologie bezeichnen kann. Ihre Lektüre sei also hiermit bestens empfohlen.

7) Sumner: „Reisetage im heiligen Land." Aus dem Englischen. Mit Holzschnitten (Stuttgart, Steinkopf 1882. 2,80 M.). Eine recht niedliche Reisebeschreibung von Damenhand, die uns im Fluge durch Ägypten, Palästina und Syrien nach Athen und Konstantinopel führt, allerdings ohne den Kundigen mit neuen Kenntnissen zu bereichern, dafür aber durch frische Lebensbilder eine sehr angenehme Unterhaltung bietet.

8) Größler: „Die Einführung des Christentums in die nordthüringischen Gaue Friesenfeld und Hassengau" als Neujahrsblatt von der historischen Kommission der Provinz Sachsen herausgegeben (Halle, Pfeffer, 1883. 1 M.). Eine auf sehr umfassenden und sorgfältigen Detailforschungen beruhende Specialstudie, von der wir wünschten, daß sie zu vielen ähnlichen Arbeiten Anregung geben möchte. Durch fleißige Erforschung der Volkssage, der Ortsnamen, der Kirchenheiligen im Zusammenhange mit sonstigen zerstreuten historischen Notizen macht es der auf diesem Gebiete auch durch andre Arbeiten als kundig bewährte Verfasser höchst wahrscheinlich, daß die durch die Thätigkeit des Bonifatius[1]) verursachte Wellenbewegung sich bis in die genannten nordthüringischen Gaue (etwa um Eisleben herum) erstreckt habe und besonders der h. Wigbert an der Christianisierung derselben beteiligt gewesen sei. Freilich, was das für die Lokalinteressenten höchst wertvolle Schriftchen bietet, geht nicht über die Sammlung und Untersuchung einzelner Ruinensteine hinaus; man möchte nun aber auch diese Steine wieder ineinander gefügt und die Ruine restauriert und belebt sehen. Arbeiten dieser Art, die so mühsam sind, sollten nun durch eine Scheffelsche oder Freitagsche Feder zu wirklichen Lebensbildern gestaltet und so auch für weitere Kreise fruchtbar gemacht werden.

9) Eppler: „Blätter und Blüten vom Lebensbaume." Gedichte (Bern, Wyß, 1881). Der Herausgeber fühlt sich als Recensent poetischer Erzeugnisse sehr

---

[1]) Nach neueren Untersuchungen ist der Name Bonifatius zu schreiben; er enthält also „nicht etwa eine anmaßende Selbstbespiegelung des Mannes, als habe er sich schon vor vollbrachter Arbeit als den geistlichen Wohlthäter der von ihm zu bekehrenden heidnischen Deutschen bezeichnen wollen, sondern nur eine allerdings etwas sonderbare Übersetzung des angelsächsischen Namens Winfrith ins Lateinische, zusammengesetzt aus bonum und fatum = qui bono fato fruitur, = der Gewinner des Friedens oder eines glücklichen Loses = der Glückliche."

wenig im sichern Fahrwasser, weshalb er sich auch auf eine Besprechung des dichterischen Werts der vorliegenden Liedersammlung nicht einzulassen wagt. Der Grund, warum er sie dieses Orts zur Anzeige bringt, ist der, daß sie auch eine Rubrik: „Zur Mission“ (9 Lieder) enthalten, welche seitens der Freunde des Missionslieds Beachtung verdient.

10) **Bock:** „Unter den Kannibalen auf Borneo.“ Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Aus dem Englischen. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und einer Karte von Borneo (Jena, Costenoble. 1882. 21 M.) Was diesem prächtig ausgestatteten Buche seinen besonderen Wert verleiht, das sind die beigegebenen Farbendrucktafeln, welche, weil sie in ungeschminkter Treue die Personen und Sachen darstellen, einen ethnologischen Anschauungsunterricht erteilen, der mindestens ebenso lehrreich ist als die fesselnden Beschreibungen, die den Text bilden. Allerdings ist es nur ein relativ kleiner (der südöstliche) Teil Borneos und ein noch kleinerer Teil Sumatras (die Umgebung von Padang), durch welchen uns der Verfasser führt, auch haben wir es in seinem Buche keineswegs ausschließlich mit den Kannibalen zu thun — ein nicht unbedeutender Teil desselben ist dem Sultanat Kutei gewidmet; aber wir haben ein durch und durch originales Werk vor uns, dessen Erscheinen um so dankbarer zu begrüßen ist, als es uns ein in der deutschen ethnologischen Literatur bislang wenig behandeltes Gebiet erschließt und mit einer Anschaulichkeit und Frische geschrieben ist, welche das Studium zu einer ebenso unterrichtenden wie anziehenden Lektüre macht. Da wir beabsichtigen in einer der nächsten Nummern einige Auszüge zu bringen, so gehen wir jetzt auf den Inhalt nicht näher ein und bemerken nur, daß der Reisende leider das von seiner Route etwas westlich abgelegene Gebiet der Rheinischen Mission nicht besucht hat. Nur in Bandjermasin ist er gewesen, doch scheint die dasige kleine dajackische Christengemeinde seiner Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Jedenfalls ist das Buch ein neuer Thatsachenbeweis dafür, daß viel Finsternis die Erde bedeckt und daß die christliche Mission auf Borneo noch ein großes Arbeitsfeld hat.

11) **Lansdell:** „Durch Sibirien. Eine Reise vom Ural nach dem stillen Ocean.“ Aus dem Englischen. Mit 43 — meist recht guten — Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. 2 Bände (Jena, Costenoble. 1882. 16 M.). — Auch dieses Buch verdient vollkommen die Aufmerksamkeit, welche es in England, wo schnell eine zweite Auflage erschien, und auch in Deutschland bereits gefunden. Es ist kein professioneller Reisender, der uns dieses wertvolle Werk geschenkt hat, sondern ein Geistlicher, der aus freiem Liebesantrieb seine großen Ferienreisen benutzt, um die Gefängnisse und Strafanstalten der verschiedensten Länder Europas zu besuchen und die Bewohner derselben mit guter christlicher Literatur zu versorgen. Um solche innere Missionsarbeit zu thun, machte er auch eine Riesentour durch Sibirien von Kasan bis Nikolajewsk resp. Wladiwostok, von wo aus er über Japan und Amerika nach England zurückkehrte. Aus diesem Reisezweck ergiebt sich als ein Hauptinhalt des Buchs die Schilderung des sibirischen Verbannungs- und Gefängniswesens — eine sehr instruktive Partie, durch welche viele falsche Vorstellungen über und landläufige Vorurteile gegen dasselbe gründlich berichtigt, resp. beseitigt werden. Aber der Reisende giebt weit mehr. Er beschränkt sich überhaupt nicht auf die Mitteilung persönlicher Erlebnisse, sondern stellt in übersichtlicher und lehrreicher Weise alles zusammen, was er auf Grund umfassender Quellenstudien und privater Erkundigungen über das verschrieene Land in allen

möglichen Beziehungen, geographischen, ethnographischen, historischen, socialen, wirtschaftlichen, kirchlichen hat in Erfahrung bringen können und liefert uns so eine Arbeit, die als ein klassisches Werk über Sibirien betrachtet werden muß. Selbstverständlich widmet er den russisch-kirchlichen Verhältnissen wie den russischen Missionen specielle Aufmerksamkeit. So z. B. erfahren wir, daß es unter den Buräten 9 Missionsdistrikte mit ca. 40 (nach einer andern Angabe 68) Arbeitern giebt und daß im Jahre 1878 in der Diöcese von Irkutsk ca. 1100, unter allen heidnischen Stämmen in ganz Sibirien 5000 Taufen stattgefunden (besonders II. S. 133 ff.). Wenn es unser Raum gestattet, möchten wir auch aus Lansdells fesselndem Buche über die uns speciell interessierenden Partieen (die sibirischen Heiden und deren Christianisierung) später weitere Mitteilungen machen; unterdes empfehlen wir seine Lektüre aufs angelegentlichste.

12) **Daniel**: „Illustriertes kleineres Handbuch der Geographie." 2 Bde. Auszug aus dem vierbändigen Werke (Leipzig, Fues Verlag. 1882. 1. Bd. 7,20 M.). Es ist heute wahrlich kein Mangel an geographischen Handbüchern, aber Daniel bleibt doch Daniel. Es mag sein, daß alte Vorliebe unser Urteil ein wenig gefangen hält, weil wir uns in dem Buche wie in einem lieben bekannten Hause befinden; aber es ist deshalb keineswegs ein ungerechtfertigtes Vorurteil, wenn wir dem alten Daniel unter seinen neueren Konkurrenten immer noch den Ehrenplatz anweisen. Seine Geographiebehandlung erscheint uns als die frischeste und lebendigste Methode und wird niemals veralten. Immer versteht der alte Meister unser Interesse zu fesseln und auf jedem Punkte der Erde, auf den er uns führt, macht er uns heimisch. Bezüglich der Illustrationen können wir uns allerdings nicht ganz so anerkennend aussprechen wie über den Text, der ja freilich die Hauptsache bleibt. Es sind ja unter ihnen eine stattliche Anzahl instruktiver Veranschaulichungen, aber auch manche teils veralteter, teils nichtssagender, teils geradezu irreleitender Bilder. Eine kritische Sichtung der Illustrationen bei einer zweiten Auflage würde den Wert des Werkes bedeutend erhöhen. Sehr anerkennenswert und empfehlend gerade für die Missionskreise ist, daß zwar nicht durchgehend aber doch oft der Mission gedacht ist; nur ist leider vieles, was über dieselbe gesagt wird, längst überholt und nicht mehr zutreffend. In dieser Richtung scheinen die Fortsetzer des Werkes die Danielschen Anfänge nicht oder wenigstens nicht gründlich und umfassend genug verfolgt zu haben. Wenn es der Verlagshandlung gefiele bei einer neuen Ausgabe einen sachkundigen Missionsmann zur Mitarbeit an den betreffenden Partien heranzuziehen, so würde das Buch zugleich als eine gediegene Missionsgeographie auf die wärmste Empfehlung Anspruch haben.

13) **Oppel** und **Ludwig**: „Ferd. Hirts geographische Bildertafeln. Eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der Geographie, insonderheit zu denen von Ernst von Seidlitz. Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Momente aus der Völkerkunde und Kulturgeschichte" (2 Teile. I. Allg. Erdkunde mit 324 Holzschnitten und kartographischen Darstellungen. II. Typische Landschaften mit 172 Holzschnitten auf 28 Tafeln (Breslau, Hirt, 1881 und 82. Einfach geb. 5,50 M.). Wir haben den Titel in seiner ganzen Länge ausgeschrieben, weil er den Zweck dieser Bildertafeln vollkommen klar legt. Es ist ohne Zweifel ein pädagogisch richtiger Gedanke, neben den Karten Veranschaulichungsmittel dieser Art in den erdkundlichen Unter-

nicht einzuführen und weiß Schreiber dieses aus Erfahrung, wie sehr durch diese Mittel der Unterricht belebt und zu einer Freude der Schüler gemacht wird. Freilich, es will uns scheinen, daß man mit den Bildern auch Maß halten und nur wirklich charakteristische Darstellungen (z. B. keine oder nur selten Städtebilder) bringen soll, die sich unverlierbar einprägen. Auch müssen die Bilder, die man im öffentlichen Schulunterricht benutzen will, groß und recht deutlich sein. Was die vorliegende Sammlung betrifft, so enthält sie viele recht schöne und charakteristische Darstellungen, aber wir glauben, daß die Sammlung ohne Schaden reichlich um 1/4 gekürzt und dafür noch eine Reihe ansprechender Typen aus der Völkerkunde resp. aus der Missionsgeschichte hätte gegeben werden können. Beispielsweise verweisen wir auf die bunten Illustrationen zu den bis jetzt erschienenen 3 Heften der „Geschichten und Bilder aus der Mission," die besonders im doppelt vergrößerten Maßstabe eine würdige Stelle in geogr. Bildertafeln einnehmen würden. Bilder dieser Art haben den großen Vorzug die Erde zu beleben und die belebte Erde belebt die Erdkunde am meisten. Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf den doppelten Gewinn einer Verbindung des erdkundlichen Unterrichts mit der Mission nachdrücklich hinzuweisen: die Geographie wird durch dieselbe belebt und die Mission den Schülern nahe gebracht.

Im Anschluß an die hiermit bestens empfohlenen Bildertafeln ist seitens derselben Verlagshandlung ein großes Tableau: „Die Hauptformen der Erdoberfläche" herausgegeben, welches als Schulwandkarte benutzt ein sehr nützliches Lehrmittel darbietet. Nur raten wir, dasselbe sofort aufziehen und mit Rollen versehen zu lassen, weil das Papier reißt.

14) **Geistbeck**: „Bilder aus der Völkerkunde." Mit 36 erläuternden Illustrationen (Breslau, Hirt, 1883. 3 M.). Ein handliches Kompendium für solche, welche eine kurze orientierende Übersicht über das genannte Gebiet wünschen. Fachleuten bringt es nichts Neues, aber als Handbuch bietet es eine lehrreiche Lektüre. In 14 Kapiteln handelt der Verfasser von dem Geistes- und Gefühlsleben der Völker, ihrer Sprache und Schrift, den Nahrungs- und Genußmitteln, den Wohnungen, dem Handel und Verkehr, dem geselligen, dem Ehe- und Familienleben, der Trauer und dem Totenkult, den Rechts- und Staatsverhältnissen, der Moralität und den Religionen. Das letztere Kapitel hätte vielleicht etwas ausführlicher sein können. Wohlthuend ist es, in runden klaren Worten das Christentum als Offenbarungs- und Weltreligion dargestellt zu finden.

15) **Martius**: „Die innere Mission, ihre Bedeutung und ihr Wesen, ihr Verhältnis zu Kirche und Staat (Gütersloh, Bertelsmann, 1882. 2 M.) und

16) „Die innere Mission in Berlin. Übersicht der dem Werke der innern Mission dienenden Anstalten und Vereine für das Jahr 1881 zusammengestellt" (Berlin, Schulze, 2 M. 1883). — Werke dieser Art sind besonders lehrreich als eine Apologie der Thatsachen für solche Gegner der Heidenmission, deren Losung ist: „Das Hemd ist uns näher als der Rock." Denn sie zeigen, daß über dem Rock das Hemd nicht vergessen wird. Das zweite dieser Hefte ist allerdings wesentlich eine etwas trockene Zusammenstellung, aber es überrascht doch durch die Fülle der innern Missionsarbeit, welche in der Hauptstadt des deutschen Reiches gethan wird. Die Arbeit von Martius bietet eine weit fesselndere Lektüre; bei einer zweiten Auflage möchten wir ihr aber eine vollkommnere und umfassendere Statistik wünschen, damit das Buch eine vollständige

Übersicht über die Leistungen Deutschlands auf dem gesamten Gebiete der innern Mission gebe.

17) Nachdem von **D. Christliebs** bekannter Schrift: „Der gegenwärtige Stand der evang. Heidenmission“ neben einer französischen Übersetzung eine englische bis 1881 schon drei Auflagen erlebte, und eine hievon unabhängige englisch-amerikanische ebensoviele, hat im vorigen Sommer Rev. W. Hastie, Direktor der schottisch staatskirchlichen General Assemblys Institution in Kalkutta, der zu spät von jenen Übersetzungen Kunde erhielt, seine eigene, etwas freier dem Text folgende mit einigen Zugaben in Indien veröffentlicht (Protestant Missions to the heathen. A General Survey of their recent progress and present state throughout the world, Calcutta, Thacker Spink and Co. 1882), die das Buch für englische Missionskreise in Heidenländern, zumal in Indien, noch brauchbarer machen. Diese Zugaben enthalten teils statistische Tabellen des Gesamtstands der protest. Missionen im J. 1880 und speciell der protest. Missionen in Indien für den Zeitraum von 1871 bis 1880, teils eine Bibliographie der wichtigsten protest. Missionsliteratur und ihrer Hilfswissenschaften. Da die erste Auflage dieser dritten englischen Übersetzung von Missionsfreunden der schottischen Staatskirche in Europa und Indien, die zweite noch im Sommer folgende von der Church Miss. Society in Indien ganz in Beschlag genommen wurde, so mußte wenige Monate nach Erscheinen der ersten schon die dritte Auflage (also im ganzen die neunte englische) im Herbst in Kalkutta ausgegeben werden, — gewiß ein erfreuliches Zeichen von dem Wachstum des Missionsinteresses auch in Indien.

18) **Hermens**: „Unser religiöses Nationalgut“ (Gotha, Perthes, 1882, 3 Mk.) Eine schöne Zusammenstellung geistvoller Zeugnisse über die Grundartikel unsrers christl. Glaubens seitens namhafter deutscher Männer aus allerlei Stand — als Mahnung an das deutsche Volk: „Halte was du hast.“ Auch die Mission ist nicht vergessen.

Zur apologetischen Bedeutung der Heidenmission.

Vom Herausgeber.

I.

Die Mission eine praktische Religionsvergleichung.

Soll das Christentum als die Religion der Wahrheit erwiesen werden, so muß es mit den übrigen Religionen, besonders mit denen, welche gleichfalls im Besitz der Wahrheit zu sein beanspruchen, den Kampf aufnehmen und aus diesem Kampfe vor aller Welt erkennbar als Sieger hervorgehen. Diese Prüfung ist aber ohne die Mission unmöglich, denn nur diese bringt das Christentum mit den andern Religionen zusammen und giebt zur Messung der gegenseitigen Kräfte Gelegenheit. Zwar Doktrinäre könnten gegen diese Behauptung einwenden, man brauche zu solcher gegenseitigen Kraft- und Wahrheitsmessung die Mission keineswegs; die Wissenschaft sei mindestens ebenso geeignet dazu. Nun haben wir heutzutage allerdings eine vergleichende Religionswissenschaft; allein abgesehen davon, daß diese Wissenschaft ihre Hauptanregung und ihr zuverlässigstes Material der Mission verdankt, und daß sie doch noch sehr in den Kinderschuhen steckt, ja eigentlich noch in den Windeln liegt, so hat sie auch wesentlich nur ein pathologisches Religionsinteresse. Selbst angenommen, daß die vergleichende Religionswissenschaft wirklich nur in den Händen solcher Männer läge, die religiöses Interesse und Verständnis besitzen,[1]) und daß sie sich von der Idealisierung nichtchristlicher Religionen frei hielte, also selbst unter der Voraussetzung solider Arbeit und religiösen Wahrheitsdurstes wäre sie zu der von uns verlangten Apologie des Christentums dennoch untauglich. Gewiß hat Max Müller recht, wenn er schreibt: „Von all den großen Vorteilen, die uns das Studium fremder Religionen gewährt, ist der größte gewiß der, daß wir unsre eigne nur um so mehr würdigen lernen," während er entschieden übertreibt, wenn er behauptet: „Die Religionswissenschaft allein kann dem Christentum zum erstenmal seine rechte Stelle unter den Religionen der Menschheit anweisen" — denn dazu kommt sie doch wohl ein wenig zu spät. Die Religionswissenschaft ist eine Vergleichung der Reli-

---

[1]) Man sollte denken, dies sei eine selbstverständliche Forderung; denn wer keinen Kunstsinn besitzt, wird nie eine Kunstgeschichte, und wer kein philosophisches Verständnis hat, nie eine Geschichte der Philosophie schreiben. Aber über Religion und Religionsgeschichte schreibt mancher, dem das religiöse Verständnis fehlt.

gionen auf der Studierstube und in den Köpfen der Gelehrten, und bekanntlich sind die Dinge in Wirklichkeit nicht immer so wie sie sich in diesen Köpfen spiegeln. Aber wenn sie sich auch richtig spiegeln, so hat die bloße wissenschaftliche Operation doch immer nur theoretischen Wert. Es ist ja ganz in der Ordnung, wenn in neueren wissenschaftlich-apologetischen Werken diese theoretische Religionsvergleichung einen bedeutenden Raum einnimmt; allein thatsächlich wird durch dieselbe an der Stellung der verglichenen Religionen zu einander nicht das mindeste geändert. Die Mission dagegen ist eine praktische Religionsvergleichung auf dem Schlachtfelde selbst. Es ist ein ganz ander Ding, die militärischen Streitkräfte der europäischen Nationen in einem wissenschaftlichen strategischen Werke mit einander zu vergleichen, als wenn diese Streitkräfte auf den Schlachtfeldern sich messen. Hier entscheidet sich die Überlegenheit. So stellt die Mission stets zwei Religionen wie zwei persönliche Kämpfer Auge in Auge sich gegenüber. Diese beiden Religionen messen sich nun nicht bloß literarisch, theoretisch, dogmatisch, sondern sie setzen Kraft gegen Kraft, und wo das reelle Leben ist, da ist der Sieg. Es kann wohl sein, daß auf der Seite der nichtchristlichen Religion vorerst die größere dialektische Gewandtheit ist — indes nicht diese, sondern die reelle Gotteskraft, die in der Religion selbst liegt und im Leben sich kundthut, entscheidet über die Superiorität. Die Frage nach der Superiorität des Christentums über die andern Religionen ist also eine ganz eminent praktische, sie wird durch keine Wissenschaft, auch nicht durch die der Religionsvergleichung, sondern durch die Mission entschieden. Natürlich führt die Mission diesen Kampf auch dogmatisch, indem sie Lehre gegen Lehre stellt, polemisiert und apologetisiert; aber der Sieg der christlichen Lehre wird zuletzt durch das Leben entschieden, das ihr immanent ist. Daher kann es auch nicht meine Aufgabe sein, der Reihe nach die Glaubens- und Sittenlehre der nichtchristlichen Religionen gegen die der christlichen auf die Wagschale zu legen, also eine theoretische Religionsvergleichung anzustellen. Ich habe mich auf die Thatsachen zu beschränken, durch welche die Mission die Superiorität des Christentums über die übrigen Religionen realiter dokumentiert.

Ein Blick in die Geschichte zeigt uns nun sofort, daß durch seine Mission das Christentum den Kampf mit allen Hauptreligionen der Erde thatsächlich aufgenommen hat. Eine ganze Anzahl dieser Religionen hat es bereits so überwunden, daß sie nicht mehr existieren, andre ringen unter seinen Angriffen um ihr Dasein, mit andern hat der Wettstreit erst begonnen.

Die erste Religion, mit welcher das junge Christentum zusammentraf,

war die jüdische, aus der es selbst hervorgegangen und als dessen Erfüllung es sich bezeichnet. Obgleich nun eine viel größere Anzahl Juden, als man gemeiniglich annimmt, in den apostolischen Gemeinden sich fanden, so besteht doch das Judentum nicht bloß noch immer fort, sondern auch die alte bittre Feindschaft desselben gegen das Evangelium Christi ist noch vorhanden, wie die Gegenwart uns wieder recht überzeugend erinnert. Die meisten und die innerlich tiefgehendsten Übertritte aus dem Judentum haben zweifellos in der apostolischen Zeit stattgefunden; seitdem haben sich die Juden, trotzdem sie zum großen Teil mitten in der Christenheit leben, gegen das Evangelium viel unempfänglicher bewiesen. So wäre also unsere Apologie gleich an der Schwelle der Missionsgeschichte mißlungen? Sie wäre es, wenn wir nicht eine doppelte Schriftaussage hätten, die dieses Rätsel uns erklärt, nämlich erstens, daß die Feindschaft der Juden gegen das Evangelium Christi ein Gericht der Verstockung ist, und zweitens, daß auch für Israel noch die Zeit seiner Bekehrung kommen wird, aber erst nachdem die Heidenmission ihre Aufgabe gelöst hat. In den tiefsinnigen religionsphilosophischen Lineamenten, welche Paulus Römer 9—11 skizziert, sehen wir, daß Gott einen merkwürdigen Umweg mit seinem auserwählten Volke geht, und wie seine geduldige Gnade gerade an diesem von Natur so fleischlich gesinnten und widerstrebenden Volke den Triumph feiern will, zuletzt auch die unliebenswürdigste Halsstarrigkeit zu überwinden. Die Juden, die sich für die ersten halten, müssen die letzten werden. Gottes Meisterpädagogie wandelt endlich ihre Selbstgerechtigkeit in Demut, wenn sie sehen müssen, daß die „Fülle der Heiden eingegangen" ist und sie nur allein noch außerhalb des Heiles stehen. Dann wird auch Israel als Volk das Heil für sich annehmen, das von ihm gekommen ist. Man sollte doch endlich aufhören diese durch den ganzen Zusammenhang wie durch den natürlichen Wortsinn klare Paulinische Prophetie durch eine auf Vorurteilen beruhende spiritualisierende Kunstexegese ihres eigentlichen Inhaltes zu entleeren, zumal man dadurch auch der christlichen Apologetik einen sehr schlechten Dienst thut. Noch existiert Israel als eigenartiges Volk trotz seiner Zerstreuung durch die ganze Welt, die als Gericht über dasselbe gekommen ist; noch steht dieses Volk unter dem andern Gerichte der Verstockung, daß es das Heil Christi beharrlich verschmäht. Aber in beiden wird die Schrift erfüllet und — die Fülle der Heiden ist noch nicht eingegangen. So ist es auch Israel gegenüber die Heidenmission, welche die Apologie des Christentums führt. Indem wir gerade in der Gegenwart so energisch Heidenmission treiben und ein Heidenvolk nach dem andern dem Heile

in Christo zuführen, machen wir den geweissagten Eingang der Fülle der Heiden immer mehr zu einer Thatsache der Geschichte und damit auch die einstige Bekehrung Israels als eine solche immer glaubwürdiger.

Ist aber das Judentum auch heute noch als Religion vorhanden, so wird doch kein Mensch behaupten, daß es sich etwa als dem Christentum überlegen bewiesen habe. Im Gegenteil: durch das Christentum ist es längst gerichtet. Nachdem die Erfüllung gekommen, mußten die Vorbilder fallen und die Schatten tote Buchstaben werden, als man sie festhielt, trotzdem das Wesen da war. Weil das Judentum in Christo nicht seine Erfüllung sah, so geriet es in einen Prozeß der Auflösung, den es durch den andern der Verknöcherung zu paralysieren sucht. Das moderne Reformjudentum ist überhaupt kein Judentum mehr, es wird je länger je mehr vulgärer Rationalismus oder ordinärer Unglaube und teilt mit dem alten Judentum nur den Haß gegen den Gekreuzigten. Das orthodoxe Judentum aber ist ein verdorreter Feigenbaum. Soweit man auch die Geschichte durchgeht — es sind keine belebenden Heilseinflüsse zu entdecken, die, seitdem es als Gegensatz zum Christentum existiert, von ihm auf die Welt ausgegangen wären, und selbst enthusiastischen Philosemiten soll es doch schwer werden, viel Segen nachzuweisen, den die christlichen oder nichtchristlichen Völker von dem unter sie zerstreuten Israel empfangen hätten. Es mögen unter den orthodoxen Juden manche edle, fromme Gestalten sich finden — die Religion selbst, die sie vertreten, ist eine geistlich tote. Das Christentum hat sie innerlich thatsächlich überwunden.

Die **heidnischen Religionen des klassischen Altertums** waren, als das junge Christentum mit ihnen in den Kampf auf Leben und Tod eintrat, bereits sehr durcheinander und mit vielen orientalischen Elementen vermischt, so daß in ihrer ursprünglichen Originalität eigentlich keine mehr existierte. Dennoch beruht die landläufige Annahme von der Abgelebtheit dieser Religionen und einer allgemeinen religiösen Indifferenz oder gar völliger Irreligiosität unter den heidnischen Zeitgenossen der Apostel und ihrer Nachfolger auf einem geschichtlichen Irrtume, wie z. B. Friedländer in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine“ überzeugend nachweist. Thatsächlich war das gesamte öffentliche und sociale Leben noch so vom religiösen Geiste des Heidentums getragen und von den religiösen Gebräuchen desselben durchwoben, daß es fast unmöglich schien, das Heidentum zu beseitigen ohne den ganzen gesellschaftlichen Bestand, ja ohne das Reich selbst in die Gefahr des Zusammensturzes zu bringen. In den

mittleren und niederen Volksschichten war der religiöse Glaube eine, wenn auch meist nur traditionell gewohnheitsmäßige, doch immer noch sehr respektable Macht, und wo er in den höheren Kreisen, was übrigens auch keineswegs allgemein der Fall, dem Skepticismus oder dem völligen Unglauben gewichen war, da war eine mannigfach gestaltige Philosophie an seine Stelle getreten, die dem Christentum vielleicht noch heftigeren Widerstand entgegensetzte, als der eigentliche heidnische Glaube. Die Waffen, mit welchen gegenseitig der Kampf geführt wurde, waren besonders anfänglich sehr ungleich. Auf heidnischer Seite die Leidenschaften und Verleumdungen des erregten Volks, die Gewaltmittel des feindlichen Staates, die Pamphlete der Satiriker, die Dialektik der Philosophen — auf der andern die einfache Verkündigung des Wortes vom Kreuz, die, wenn auch nicht ideale, doch aufrichtige Bethätigung des christlichen Glaubens in allerlei Werken der Liebe und ein geduldiges Martyrtum. Und doch unterlagen nicht bloß die heidnischen Religionen, sondern auch die heidnischen Philosophieen und zwar hat weder erst Konstantin diese Niederlage durch weltliche Machtmittel herbeigeführt, noch Julian durch die Zusammenraffung aller der heidnischen Religion und Wissenschaft zu Gebote stehenden geistigen Reaktionsmittel sie rückgängig machen können. Die geistige Superiorität des Christentums über die gesamten religiösen Mächte der antik klassischen Welt war nach einem dreihundertjährigen Kampfe vollständig entschieden, und zwar nicht auf dem Wege theoretischer Fehde, sondern praktischer Lebenskonkurrenz. Gewiß waren heidnische Elemente genug zurückgeblieben und erhielten sich auch noch lange in der christlichen Kirche; aber das war durch den thatsächlichen Sieg des Evangelii außer Zweifel gestellt, daß das klassische Altertum bei allem vortrefflichen, das es geleistet, einen religiösen Glauben nicht zu produzieren vermocht, der dem Christentum gegenüber sich als Wahrheit und Leben behaupten konnte. Desgleichen waren auch die Vermittlungen und Reformationen, welche das Heidentum versuchte, um gegen die sieghafte Wahrheit des Christentums sich zu retten, der Eklekticismus, den es erzeugte, besonders der Neoplatonismus, in welchem das beste, was esoterische und exoterische Religion, was Philosophie und Theosophie des Occidents wie des Orients produziert, mit gewissen christlichen Ideen einheitlich zusammengefaßt wurde, auch diese vermittelnden Bestrebungen waren nicht imstande, die alte Religion zu halten, geschweige sie neu zu beleben. Ebensowenig gelang es den anderseitigen Versöhnungsversuchen zwischen Christentum und Judentum, Christentum und Heidentum, Christentum und Parsismus: nämlich dem Ebionitismus, Gnosticismus und Manichäismus die ein-

fältige Wahrheit des Evangelii zu verdunkeln und als einen Ersatz für dieselbe sich zu behaupten. Also nicht nur alle Angriffs-, sondern auch alle Verteidigungs-, Reformations- und Vermittlungsversuche des alten Heidentums schlugen gründlich fehl und setzten die Ohnmacht desselben aller Welt erkennbar vor Augen, so daß in unwiderleglicher Weise die apostolische und nachapostolische Mission durch die Erweisung der geistigen Superiorität des Christentums über die Religionen der altklassischen Welt eine glänzende Apologie des Evangelii geführt hat.

In der mittelalterlichen Mission findet nun der erste große Hauptzusammenstoß des Christentums mit den **Naturreligionen barbarischer Völker** statt. Diese Religionen standen im großen und ganzen noch in ihrer originalen Intaktheit und Kraft, als die Mission ihren Angriff auf sie begann, obgleich durch die mannigfache Berührung mit Rom und später Konstantinopel und durch die Völkerwanderung auch bereits ein Eindringen fremder Elemente und damit eine Zersetzung in Gang gekommen war. So tief auch kulturell die damals noch heidnischen europäischen Völkerstämme unter den Römern, Griechen, Ägyptern und den von ihrer Kultur beeinflußten bereits christianisierten Nationen standen, so waren ihre Religionen doch keineswegs eine bloß papierne Festung. Im Gegenteil: die religiösen Ideen, die sie beseelten, und die sittlichen Begriffe, die ihnen innewohnten, waren — besonders bei den Germanen — vielfach edler und reiner als in den Religionen der altklassischen Kulturvölker. Wenn auch zweifellos Tacitus mit einer gewissen Rousseauschen Naturschwärmerei unsre heidnischen Vorfahren etwas idealisiert, um seinen demoralisierten Landsleuten einen desto beschämenderen Spiegel vorzuhalten, so dürfte doch so viel der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechen, daß der tiefere religiöse Ernst, jedenfalls die größere praktische Sittlichkeit bei den sogenannten Barbaren zu finden war. Lag in dieser Thatsache einerseits eine gewisse Präparation dieser Völker für das Christentum, welche die Mission unter ihnen erleichterte, so war mit ihr andrerseits auch ein Widerstand gesetzt, der dem, welcher von der altklassischen Bildung ausging, wohl nicht viel nachstand.

Dazu befand sich die damalige Mission in einer viel ungünstigeren Position als die des apostolischen Zeitalters, und zwar in doppelter Beziehung: erstens weil das Christentum, von dem sie getragen war und das sie pflanzte, vielfach recht veräußerlicht und verunreinigt war und darum nicht mit seiner ganzen originalen Kraft auf den Kampfplatz trat. Und zweitens weil dieses veräußerlichte Christentum zu seiner Ausbreitung auch Waffen weltlicher Ritterschaft nicht verschmähte und darum

sich dem Vorwurfe aussetzte, es verdanke seinen Sieg der weltlichen Gewalt. So viel Berechtigung man nun auch leider diesem Vorwurfe zugestehen muß, so wäre es doch eine Entstellung der Geschichte, wollte man die Siege der mittelalterlichen Mission ausschließlich auf Rechnung der vielfach mit ihr verbundenen Weltmacht setzen. Abgesehen davon, daß für diese Allianz das Evangelium selbst nicht verantwortlich gemacht werden darf, da es dieselbe grundsätzlich verbietet, so lag doch ohne Zweifel der den Sieg entscheidende Faktor in den — wenn immerhin geschwächten und spärlichen, so doch thatsächlich vorhandenen — inneren Wahrheits- und Lebensmächten, welche auch die mittelalterliche Mission den heidnischen Religionen ihrer Zeit entgegensetzte. Entsprechend dem dürftigen Maße dieser geistlichen Mächte ging auch die innerliche Überwindung des Heidentums dürftig und langsam vor sich, aber sie erfolgte doch, wie nicht bloß die mittelalterliche christliche Kunst und der großartige Opfersinn, sondern auch die religiöse Zucht und die allgemein verbreitete Ehrfurcht vor dem Heiligen beweist, ganz zu geschweigen der innigen und sinnigen Mystik, die in kleineren Kreisen sich fand. Freilich zu einer vollen Entfaltung der evangelischen Wahrheit kam es erst in der Reformation; aber daß diese möglich war und eine so große Bewegung der Geister bewirken konnte, ist doch abermals Beweis, daß das Christentum besonders in der germanischen Welt tiefe Wurzeln mußte geschlagen haben. So sehen wir, daß selbst eine von den eigentlichen Lebens- und Wahrheitsmächten des Evangelii so dürftig getragene Mission wie die mittelalterliche dennoch über ein sehr naturkräftiges Heidentum den Sieg davon trägt und in ihrer Art also eine ebenso mächtige Apologie des Christentums führt wie die apostolische.

Mit dem endlichen Siege der mittelalterlichen Mission war die Superiorität des Christentums über sämtliche heidnische Religionen Europas außer Zweifel gesetzt und der Beweis geführt, daß es eine für civilisierte wie uncivilisierte Nationen gleich geeignete Religion sei, also sein Universalismus im Princip durch große weltgeschichtliche Thatsachen bereits dargethan.

Der dritte große Zusammenstoß des Christentums ist der mit dem **Mohammedanismus** und in diesem Kampfe scheint es die Probe nicht bestanden zu haben, denn vor dem Ansturme des Islam sind die christlichen Kirchen des westlichen Asiens, des nördlichen Afrikas und teilweise des östlichen Europas zusammengebrochen und bis heute für das Evangelium noch nicht wiedergewonnen. Allein diese Thatsache verliert den Hauptteil ihrer Beweiskraft, wenn man in Gegenrechnung setzt, daß jene zusammenbrechenden Kirchen sehr wenig Geist und Leben des Christentums

repräsentierten und der Mohammedanismus mit Feuer und Schwert missionierte. In beschränkterer Weise hatte das ja freilich auch die mittelalterliche Mission gethan, aber si duo idem faciunt non est idem. Die mannigfache Vermischung der mittelalterlichen Mission mit der Eroberungspolitik stand im Widerspruch mit den Grundsätzen des Evangelii, die Gewaltmission des Islam dagegen mit den seinigen im Einklang. Wenn der Mohammedanismus bis auf den heutigen Tag in der mechanischsten Weise und mit dem Schwert missioniert, so entspricht das seiner innersten Natur und geschieht, weil es also befohlen ist, also principiell. Man kann daher auch den Sieg des Islam über eine andre Religion unmöglich als einen Beweis seiner geistigen Überlegenheit und damit seines religiösen Wahrheitsgehalts betrachten. Der Mohammedanismus ist bis auf den heutigen Tag mehr eine politische Macht als eine Religion, darum unterdrückt er, aber er siegt nicht. Allerdings ist die Zahl seiner Anhänger noch immer eine große und der religiöse Fanatismus in der Majorität derselben noch ziemlich ungebrochen, aber ein auch nur flüchtiger Blick in die Zustände der mohammedanischen Länder stellt der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Islam ein unwiderlegliches Armutszeugnis aus. Während das Christentum, wie der zweite Teil unsrer Untersuchung darthun wird, den weltgeschichtlichen Beweis einer ihm immanenten lebendigmachenden Gotteskraft liefert, hat der Islam — eine kurze Blütezeit der Wissenschafts- und Kunstförderung abgerechnet — die von ihm beherrschten Völker weder sittlich noch geistig zu heben vermocht; es ist in seinem Herrschaftsgebiete fast überall, auch kulturell, vielmehr abwärts als aufwärts gegangen. Der Fäulnisprozeß, der heute in der Türkei wie in Ägypten im Gange ist, läßt sich durch keine Kunstmittel mehr inhibieren und die übrigen mohammedanischen Länder, Nordindien höchstens ausgenommen, muß man wenigstens unter die halbbarbarischen rechnen.

In der Gegenwart hat nun die christliche Mission den Kampf mit dem Islam im Ernst noch nicht aufgenommen; es ist höchstens hier und da zu kleinen Vorpostengefechten gekommen. Der Grund dafür liegt nicht bloß in der rohen äußeren Gewalt, mit welcher der Mohammedanismus bis heute dem Christentum den Eingang in sein Gebiet wehrt und den Übertritt zu demselben — meist mit dem Tode — straft. Denn blutige Verfolgung allein hat weder in der alten noch in der neuen Zeit die Pflanzung der christlichen Kirche zu hindern vermocht; sondern vielleicht noch mehr in der fanatischen Abneigung der großen Mehrheit der Anhänger des Propheten gegen den christlichen Glauben, welche bis auf den heutigen

Tag genährt wird durch die Degeneration desselben, die ihnen in den Resten der geistlich toten orientalischen Kirchen beständig vor Augen gestellt wird. In diesen degenerierten Kirchen hat daher die evangelische Mission zunächst eingesetzt und zwar in den vorderasiatischen und europäischen nicht ohne Erfolg, während zu den afrikanischen die Thüre noch wenig geöffnet ist. Die Superiorität des Protestantismus über die verknöcherten, Bilder anbetenden christlichen Kirchenreste des Orients wird schon jetzt seitens der Mohammedaner vielfach anerkannt. Wenn nun, was doch in nicht allzu ferner Zukunft mit Sicherheit erwartet werden darf, der Zusammenbruch der türkischen Macht eintritt, so ist wieder das Ziel eines jener göttlichen Präparationswege erreicht, das die Schrift mit den Worten bezeichnet: „Die Zeit ist erfüllet." Alle Zeichen deuten darauf hin, daß die Stunde für die mohammedanische Mission nahe ist, und irre ich nicht, so rüstet man sich im Missionslager bereits auf den Feldzug, für welchen die Stationen innerhalb der orientalischen Kirchen die providentiellen Ausgangspunkte bilden werden. Ohne Zweifel steht ein zäher Widerstand, vielleicht ein blutiger Gegenstoß bevor; traditionelles Vorurteil und fleischliche Gesunkenheit werden den Siegesgang des Evangelii sehr verlangsamen; aber weil ohne allen Zweifel der Islam in diesem Kampfe dem Evangelio eine ebenbürtige Geistes- und Lebensmacht nicht entgegenzustellen vermag, so kann schon jetzt seine Niederlage als eine unausbleibliche betrachtet werden.

Mit diesen Bemerkungen sind wir bereits in die Geschichte der Mission der Gegenwart eingetreten. Der apostolischen und mittelalterlichen Mission gegenüber befinden wir uns in dieser mit unserm apologetischen Beweise allerdings in einer ziemlich ungünstigen Position, da wir es heute nur auf wenigen Punkten des Missionsgebiets mit einer bereits abgeschlossenen Arbeit zu thun haben. Fast überall ist die Schlacht erst eröffnet, der Sieg des Christentums aber noch nicht thatsächlich erkämpft. Allein — wie schon früher angedeutet wurde — ist schon das von großer Bedeutung, daß die Schlacht und zwar auf der ganzen Linie wirklich eröffnet ist, daß auch in unserm Jahrhundert das Christentum allen noch übrigen heidnischen Religionen, denen der sog. Kulturvölker wie denen der sog. Naturvölker mit dem Anspruch, sie zu überwinden, entgegentritt. Durch ihr bloßes Dasein widerlegt die ausgedehnte heutige Mission sowohl die Behauptung, daß das Christentum heute auf seinen Anspruch, Weltreligion zu sein, verzichten müsse, da es nur die Religion eines Teiles der Menschheit geblieben, als die andre, daß es eine erobernde Macht nur vor alters gewesen, heute aber nach dem Verluste seiner Expansivkraft ein überwundener Standpunkt zu werden anfange.

Die Mission der Gegenwart faßt insofern die der beiden früheren Missionsperioden in sich zusammen, als sie ihren Angriff ebensogut richtet auf die Religionen der relativ gebildeten Nationen, welche eine religiöse Literatur besitzen, wie auf die der ungebildeten, denen geschriebene Religionsquellen fast durchgehends fehlen. In zwei andern Punkten ist die Ähnlichkeit besonders mit der apostolischen Mission unverkennbar: erstens, daß die heutige Mission ihren Kampf mit rein geistigen Waffen führt, und zweitens, daß die heidnischen Religionen der Gegenwart sowohl infolge der eignen Gesunkenheit wie der mannigfachsten fremden Einflüsse sich mehr oder weniger einem Zustande der Zersetzung, ja der Selbstauflösung nähern, der wie die Bahnung der Missionswege das Siegel providentieller Missionspräparation trägt.

Wenden wir uns nun zunächst zu denjenigen bedeutenden Religionen, welche *schriftliche Urkunden* aufzuweisen haben: dem *Brahmanismus*, *Buddhismus* und — wenn wir diesen eine Religion nennen dürfen — dem *Konfutianismus*; den *Parsismus*, der heute nur noch ca. 105000 Anhänger zählt, also bereits auf dem Aussterbeetat steht, dürfen wir hier füglich übergehen. Auch das ist offenbar eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß im Laufe der letzten 60 Jahre die kanonischen Bücher dieser Religionen: nämlich der *Veda*, das *Tripitaka* und die *konfutianische Literatur*, uns zugänglich geworden sind. Freilich wenn man, wie es zum Teil von den Vertretern der Religionswissenschaft geschieht, die in Rede stehenden Religionen nur auf grund dieser alten kanonischen Schriften darstellt und noch dazu aus diesen Schriften nur die *Lichtpunkte* zusammenstellt, so bewegt man sich in sehr idealistischen Sphären, wie u. a. der im indischen Missionsdienst ergraute, vor einigen Jahren zum Missionsbischof ernannte gelehrte Dr. Caldwell Max Müller gegenüber schlagend bewiesen hat. Die *Mission* hat es aber nicht mit diesen enthusiastischen Religionsabstraktionen zu thun, welche europäische Gelehrte aus jahrtausend alten Urkunden sich konstruieren, sondern mit den *thatsächlichen Religionserscheinungen*, die ihr heute in praxi entgegentreten. In Wirklichkeit sieht der Brahmanismus, Buddhismus und auch der Konfutianismus ganz anders aus als die Bilder, welche viele religionswissenschaftliche Schriften von ihnen gezeichnet haben. Allerdings entspricht ja auch das Christentum in praxi dem Ideale nicht, welches seine heiligen Schriften von ihm aufstellen. Aber diese heiligen Schriften halten wir uns doch fortgehend als ideales Vorbild vor, wir machen bis in die Gegenwart von ihnen praktischen Gebrauch, sie dienen unserm religiösen Leben als Regulator, sie sind der Gesundbrunnen,

in welchem die Christenheit sich immer wieder erneut. Die brahmanistischen und buddhistischen alten Religionsbücher dagegen haben wesentlich nur antiquarischen Wert, es gehen keine Wiedergeburtskräfte von ihnen aus. Diese Literatur ist ein Leichnam, den die Wissenschaft seziert, und selbst das begeistertste Studium derselben wird nicht vermögen, sie zu einem Belebungsmittel der entarteten Religionen zu machen, deren Urkunden man sie nennt. Den urkundlichen Beweis liefert diese Literatur allerdings, daß innerhalb der brahmanistischen und buddhistischen Religionssphäre die religiöse Entwicklung keine Aufwärts-, sondern eine Abwärtsbewegung durchgemacht hat — eine Thatsache, die die nüchternen Religionsforscher je länger je mehr auch bei den sog. Naturvölkern anerkennen müssen. Es liegt eine seltsame Ironie auf die Untrüglichkeit der glaubensfeindlichen Wissenschaft in dem Selbstwiderspruche, daß, während auf der einen Seite die Fanatiker der Evolutionstheorie aus dem heutigen Zustande der sog. Naturvölker die ursprüngliche Gestalt der Religion mit Sicherheit herauskonstruieren, die Enthusiasten der Veda- und Tripitakaliteratur dagegen zu zeigen sich bemühen, daß diese alten Religionen dem Christentum fast gleich gewertet seien, und weniger einer Bekehrung zu diesem als nur einer Reformation auf grund ihrer eignen herrlichen kanonischen Schriften bedürfen.

Eine Reformation ist nun allerdings innerhalb des **Brahmanismus** in Indien thatsächlich bereits im Gange, aber sie ist weniger durch die idealen Gedanken der alten religiösen Literatur als durch die Berührung mit dem Christentum angeregt. Ich meine die unter dem Namen **Brahmo Samadsch** bekannte religiöse Bewegung, welche den Polytheismus und Pantheismus, obgleich den letzteren nicht so energisch verwirft, und eine Art rationalistischen Deismus darstellt. Allerdings berufen sich die Brahmoisten vielfach auf die alte Vedaliteratur, aber wesentlich nur, um zu zeigen, daß gewisse christliche Ideen auch schon in dieser enthalten seien. In ihrem weiteren Fortgange hat aber die Bewegung immer mehr durch direkte Herübernahme christlicher Wahrheitsgedanken sich als eine indirekte Frucht der evangelischen Mission bewiesen. Nun ist allerdings die Zahl der erklärten Anhänger des Brahmo Samadsch weder sehr groß, noch wird durch dieselben die christliche Mission direkt gefördert; allein jedenfalls ist das bloße Dasein dieser Reformbewegung ein bedeutsames Zeichen der Schwäche, welcher der Hinduismus dem Christentum gegenüber sich bewußt ist und eine Anerkennung der geistigen Superiorität des letzteren. In der ersten Missionsperiode traten ähnliche Reformversuche des Heidentums erst viel später hervor; wenn sie sich in Indien schon heute zeigen,

nachdem die evangelische Mission — abgesehen von der dänisch-halleschen Pionierarbeit — erst ca. 60—70 Jahre mit einiger Energie dort ihr Werk treibt, so dürfen wir, bei aller Anerkennung, daß dazu auch die unabhängig von der Mission importierte abendländische Bildung beigetragen, in dieser Thatsache den Beweis erblicken, daß die moderne Mission mindestens in gleichmäßiger Weise die religiöse Überlegenheit des Christentums dem heutigen Brahmanismus fühlbar macht, wie die älteste Mission mit dem altklassischen Heidentum das gethan. Daß aber der Brahmo Samadsch ebensowenig den Brahmanismus, wie z. B. der Neoplatonismus die alten Religionen und Philosophieen, zu beleben und sich selbst als Ersatz für das Christentum zu legitimieren vermag, — obgleich er eitel genug ist, sich als new dispensation und als „die Religion und Kirche der Zukunft Indiens“ zu bezeichnen — das beweist die weitere Thatsache, daß er bereits vielfach in sich gespalten, auf dem Wege der Selbstauflösung begriffen und der Herrschaft der Phrase und des Ceremoniells immer mehr verfallen ist, so daß man seine Vertreter schon heute mit Recht als miserable comforters bezeichnet.

Der Brahmo Samadsch ist aber weder der erste noch der einzige Reformversuch des Brahmanismus. So wurde — um nur ein Beispiel anzuführen — schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts im Pandschab durch den Stifter des Sikhismus, Nanak, unter mohammedanischer Anregung der Hinduismus durch Verwerfung des Götzendienstes, der Ceremonien und der Kaste jedoch mehr in pantheistischer als monotheistischer Richtung zu reinigen gesucht und dieser Versuch fand viel Anklang. Noch heute giebt es mehr als eine Million Sikhs. Und was ist das Resultat dieser Bewegung? Einer ihrer gründlichsten Kenner, der Herausgeber ihrer kanonischen Urkunde, des Adi Granth, Trumpp, schließt sein neustes Werk über „die Religion der Sikhs“ mit den Worten: „Auch diese mißlungene reformatorische Bewegung zeigt wieder aufs deutlichste, daß aus dem alten pantheistischen Hinduismus heraus kein Heil für die Auferstehung jenes wackeren und tapferen Volkes zu erwarten ist.“ Die Kraft des Sikhismus ist dahin; während die einen seiner Anhänger wieder zum Hinduismus zurückkehren, wenden sich die andern, an ihrer Spitze der frühere Maharadscha Dhalip Singh, dem aufstrebenden Christentum zu. Und so wird es jeder Reformbewegung gehen: sie wird die Unfähigkeit des Brahmanismus sich selbst zu erneuen thatsächlich beweisen und dem Christentum nur die Wege zu seinem endlichen Siege bahnen.

Ein Zeugnis für die Anerkennung der geistigen Überlegenheit des Christentums ist die fernere Thatsache, daß die Zahl der gebildeten Hin-

dus immer größer wird, welche im Ernst gar nicht mehr an den Sieg ihrer Religion glauben, da der mythologische Inhalt derselben schon vor dem elementaren Schulwissen als Nonsens sich erweist. Die eigentliche Stärke des heutigen Brahmanismus ist nicht sein religiöser Gehalt, sondern die Kaste. Gewiß muß man sich hüten, die traditionell gewordenen und nicht einmal immer kritisch unanfechtbaren Aussprüche einzelner in dieser Richtung zu generalisieren. Der Brahmanismus ist noch keine jetzt schon auf dem Aussterbeetat stehende Religion. Die großen Massen des Volks hangen ihm noch mit der ganzen Zähigkeit der traditionellen Gewohnheit an, wenngleich hier und da die Menge der Festpilger sich verringert haben mag, und die Kaste ist eine eherne Fessel, in der höchstens einige Ringe an-, kaum einer durchgefeilt ist. Dennoch ist der Brahmanismus von heute schon ein wesentlich anderer als der vor 70 Jahren. Sind auch die Übertritte aus den höchsten Kasten numerisch noch gering, so ist durch eine respektable Anzahl der Bann doch gebrochen, als ob es eine Unmöglichkeit sei, daß ein Brahmane ein Christ werden könne. Und das ist schon ein großer Sieg, wenn man die Schwierigkeiten kennt, die einer Brahmanenbekehrung entgegenstehen, und sich an die Sicherheit erinnert, mit welcher zu Anfang des Jahrhunderts die absolute Erfolglosigkeit der indischen Mission geweissagt wurde. Heut muß man es doch wenigstens als möglich gelten lassen, daß das Christentum den Brahmanismus überwindet. Nach 100 Jahren, ja vielleicht schon eher, wird man es als wahrscheinlich und nach aber 100 Jahren als sicher bezeichnen. Ein so gründlicher Kenner auch des heutigen Brahmanismus, wie der Sanskritprofessor Monier Williams, erklärt in seinem neusten Buche über den „Hinduismus" ausdrücklich, daß „die alte Burg desselben an allen vier Flanken wanke. Das Christentum breite sich immer weiter aus und schlage immer tiefere Wurzeln. Es wende sich direkt an das Herz und entspreche genau den Bedürfnissen der Massen des Volkes in Indien." Ohne Zweifel liegt in dem indischen Pantheismus, der Gott in allen Dingen und alle Dinge in Gott zu sehen sucht, eine nicht geringe religiöse Macht. Aber es ist unmöglich, daß sich eine Religion auf der Nebelhöhe des Pantheismus hält, sie teilt sich stets in zwei Ströme: in Polytheismus bei den ungebildeten, in Atheismus bei den gebildeten Klassen. Tritt nun die Zeit ein, wo der Polytheismus sich auch vor den Massen als unhaltbar erweist, und diese Zeit muß kommen, so kann heute, speciell in Indien, keine andre Religion an seine Stelle treten als das Christentum, denn thatsächlich hat weder der Buddhismus noch der Mohammedanismus bis jetzt diese Stelle auszufüllen vermocht, obgleich

der eine über 2000, der andre ca. 1000 Jahre dazu Zeit gehabt. Der reine Atheismus kann aber niemals Volksreligion werden, wie das Beispiel des Buddhismus schlagend beweist, der nicht bloß durch die Vergötterung seines Stifters und der übrigen Buddhas, sondern auch durch seine Personifikation abstrakter Begriffe und seinen ausgebildeten Bilder- und Reliquiendienst überall zum puren Polytheismus entartet ist. Kein Volk, zumal wenn es so tief religiös angelegt ist wie das indische, kann mit dem Atheismus bestehen; es kann viele einzelne atheistische Individuen, aber keine atheistische Volksgemeinschaft geben. Nun wird allerdings durch den mit dem Evangelio zugleich eindringenden Unglauben, der in Indien besonders unter dem Einflusse der religionslosen höheren Schulbildung bereits in weiteren Kreisen der oberen Klassen Fuß gefaßt hat, dem Atheismus mächtig in die Hände gearbeitet. Wie in Japan so haben auch in Indien mit dem heidnischen Aberglauben nicht wenige allen religiösen Glauben überhaupt verloren. In dieser Beziehung leidet die moderne Mission an einem sie sehr erschwerenden Übelstande, der in keiner der früheren Missionsperioden vorhanden war: daß ungläubige Namenchristen darauf ausgehen, die Heiden an der Wahrheit des christlichen Glaubens irre zu machen. Dennoch wird der Atheismus nicht das Volk gewinnen; er wird einzelne Burgen behaupten und in Indien wie überall das letzte Refugium derer bilden, die sich ihre eigne Religion machen. Da aber der Atheismus nichts anderes ist als die Bankerotterklärung der religiösen Selbstfabrikation, so muß gerade er, wie der Schluß unserer Beweisführung darthun wird, zur Apologie des Christentums werden.

In den ca. 70 Jahren ihrer Thätigkeit hat nun die evangelische Mission auf dem praktischen Lebensgebiete bereits eine solche Fülle von Auswirkungen des christlichen Geistes in Indien gezeitigt, daß die Inferiorität des Brahmanismus gegenüber dem Evangelio Christi schon heute thatsächlich erwiesen ist. Was hat im Laufe der Jahrtausende der Hinduismus zur religiösen, sittlichen und geistigen Hebung seiner Anhänger gethan? Er hat eine poetisch-philosophische Literatur und eine auf kleine Kreise beschränkte einseitige Gelehrsamkeit erzeugt, einige Kunstdenkmäler geschaffen und ein religiöses und sociales Ceremoniell eingeführt, das durch den verknöchernden Bann, den es auf das Volk gelegt, den Segen der Zucht, den es ausgeübt, mehr als paralysiert hat. Das Volk als ganzes ist unter der Herrschaft des Brahmanismus weder sittlich noch geistig gefördert worden, es ist mit ihm vielmehr bergab gegangen. Wir nennen Indien ein Kulturland und in seiner alten Geschichte hat es auch ein Recht

auf diesen Namen. Allein das Indien der Gegenwart, wenn man es betrachtet ohne die vom christlichen Abendland ausgeübten Einflüsse, bietet nur den Anblick von Kulturruinen. Ist das kein Zeugnis wider den Brahmanismus? Auch das Christentum hat seine Zeiten des Verfalls und des geistigen und sittlichen Rückganges; aber in seinen kanonischen Schriften besitzt es „Worte des ewigen Lebens", welche es immer wieder erneuen. Der Brahmanismus hat doch auch kanonische Schriften und es steht manch schönes Wort darin — warum haben sie sich nicht als einen gleichen Gesundbrunnen erwiesen? Ist der Schluß unberechtigt, daß ihnen die Wiedergeburtskraft fehlt?

Was hat dagegen das Christentum gethan während der kurzen Zeit seiner Ausbreitung in Indien? „Es hat," wie der bekannte indobritische Regierungsbericht sagt, „dem verknöcherten Leben der unter der englischen Herrschaft stehenden Völker neue Kraft eingehaucht und sie zu besseren Menschen und besseren Bürgern gemacht. Es hat dem Volk im ganzen neue Begriffe beigebracht nicht nur in rein religiösen Fragen, sondern auch über die Natur des Bösen, die Aufgabe des Gesetzes, die Motive, nach welchen das menschliche Verhalten sich regeln soll. Unmerklich wird namentlich das jüngere Geschlecht mit einem höheren sittlichen Maßstab vertraut, der ihm nicht nur durch den öffentlichen Unterricht sondern auch durch die Millionen der über das Land verbreiteten Druckschriften dargeboten wird." Allein durch seine mehr als 4000 Volksschulen, durch welche es zugleich der Schulthätigkeit der Regierung die fruchtbarste Anregung gegeben, hat es in wenigen Jahrzehnten zur geistigen Hebung des indischen Volks mehr geleistet als der Brahmanismus in Jahrtausenden. Und die Mission hat Indien mehr als Bildung gebracht: sie hat, um nur einige ihrer Wirkungen zu nennen, die Befreiung des weiblichen Geschlechts in Angriff genommen, hat eine ausgedehnte Armen- und Waisenpflege ins Leben gerufen, hat in den Hungerjahren an hunderttausenden Barmherzigkeit geübt, hat den verachteten Klassen den Weg zu einer menschenwürdigeren socialen Stellung gebahnt, kurz, sie hat Thaten der Hebung, Heilung und Erbarmung vollbracht, die — so sehr sie auch heute noch im Verhältnis zu dem ungeheuren Volksganzen und seiner Erneuerung wie bloße Tröpflein am Eimer erscheinen — die absolute Unfähigkeit einer Konkurrenz des Brahmanismus mit dem Christentum schon jetzt außer Zweifel gesetzt haben und im weiteren Fortgange der Mission immer überzeugender zu Tage treten lassen werden. Das brahmanistische Heidentum ist in noch viel größerem Umfange als Uhlhorn an dem altklassischen so überzeugend nachgewiesen, „eine Welt ohne Liebe." Ich idealisiere

das praktische Christentum keineswegs, welches den Heiden vor die Augen gestellt wird; seine Mängel sind mir zu wohl bekannt. Gewiß tragen unsre heutigen Missionare und erst recht ihre Gemeinden aus den Heiden auch den Liebesschatz des Evangelii „in irdenen Gefäßen"; aber das ist gewißlich wahr: ein Abglanz der Herrlichkeit jener Liebe ruhet auf ihnen, die in Christo leibhaftig erschien und deren Wahlspruch war: „mich jammert des Volkes." So unvollkommen auch und spärlich vielleicht die „Früchte des Geistes" erscheinen mögen — der junge ins Heidenland gepflanzte Baum des Christentums trägt sie wirklich; die Heiden sehen: Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glauben, Sanftmut, Keuschheit. Abgesehen von der dem geoffenbarten Wahrheitsworte immanenten Lebensmacht liegt in dieser praktischen Liebesoffenbarung die eigentlich siegreiche Kraft des Christentums, der auf die Dauer kein Heidentum widersteht, weil es keine ebenbürtige Macht ihr entgegenzusetzen hat.

Wir kommen jetzt zum **Buddhismus**, der ohne Zweifel dem Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen, an religiösem und sittlichen Werte weit überlegen ist. Nicht durch den Atheismus, den er an Stelle des Pantheismus und Polytheismus setzte; denn — wie schon angedeutet — ist dieser Atheismus, der der großen Menge der buddhistischen Gläubigen auch wohl niemals eigentlich zum Bewußtsein gekommen, thatsächlich wieder in Polytheismus übergegangen. Die Macht des Buddhismus liegt vielmehr in seinem Pessimismus. Ganz unleugbar ist der buddhistische Pessimismus aus einem wirklichen barmherzigen Mitleiden mit dem menschlichen Elend hervorgegangen und darauf beruht zu einem großen Teil die Sympathie, welche er bei Millionen gefunden. Dazu stellt dieser Pessimismus in dem Vorbilde und in der Lehre des Buddha wirklich eine Erlösung in Aussicht; diese Erlösung ist freilich eine Selbsterlösung und sie besteht zuletzt in dem Eingehen in das Nirwana, d. h. in der Vernichtung, eine Auffassung, die freilich im Laufe der Zeit einer viel sinnlicheren Vorstellung gewichen ist. Im Gruude ist also der Buddhismus die Religion der Trostlosigkeit; aber — so überraschend das auch klingen mag — gerade hierin liegt seine Stärke. Dieselben Ursachen, welche heute die Philosophie des Pessimismus bei uns so populär gemacht, haben die Religion des Pessimismus in weiten Gebieten Asiens einst populär gemacht. Das menschliche Herz ist zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen das gleiche; es belügt sich, indem es die Betrachtung des Übels mit dem Trost gegen dasselbe verwechselt und schließlich in der Vernichtung der Existenz die Erlösung sieht. Gewiß enthielt

die Lehre des Buddha viele ideale Gedanken und ethische Wahrheiten; aber sie sind nur das Gemeingut sehr weniger geworden und unter dem Schutt des geistlosesten und mechanischsten Ceremoniells in praxi völlig begraben. Jede Selbsterlösungsreligion steigt von ihrer vermeintlich idealen Höhe sehr bald herab und stellt eine Reihe immer bequemerer rein äußerlicher Ceremonien und Werke auf, durch deren bloß mechanische Abmachung der Mensch sich das Heil erwirbt. Auf diesen abschüssigen Weg geriet der Buddhismus sehr bald und niemals ist eine energische, das Volk erneuernde Reformation dieser immer mehr entartenden Religion auch nur versucht worden. Und warum nicht? Weil die Abwärtsbewegung auf einem Naturgesetze beruht, das seine Wurzel in dem principiellen Fehler der Selbsterlösung hat. Das ist die durch die ganze Religionsgeschichte hindurchgehende göttliche Ironie, daß die dem menschlichen Stolze so schmeichelnde Selbsterlösung überall zur tiefsten Degradation führt. Gerade die Hauptburgen des Buddhismus, vor allem Tibet, wo er am unvermischtesten mit fremden Elementen im unbestrittenen Besitz der Herrschaft sich befindet, stehen religiös, sittlich und kulturell auf einer sehr niedrigen Stufe. Das weite Gebiet, welches heute der Buddhismus beherrscht, ist ein großer Totenacker, und darüber kann kein Zweifel sein, daß die buddhistische Religion die Kraft nicht besitzt, die Totengebeine lebendig zu machen.

Wird das Christentum diese Kraft haben? Im Glauben antworten wir unbedingt: ja; den geschichtlichen Beweis aber haben wir erst von der Zukunft zu erwarten. Bis jetzt ist die Mission mit dem Buddhismus wesentlich nur in Ceylon und Japan ernstlicher zusammengetroffen; denn den kleinen tibetanischen Vorposten der Brüdergemeinde im West-Hamalaya, sowie die mancherlei Berührungen in Barma, Siam und China kann man kaum als einen eigentlichen Kampf gegen den Buddhismus bezeichnen. Was Ceylon betrifft, so gehört von den dortigen ca. 36000 Heidenchristen die Mehrzahl den brahmanischen Tamulen an. Die buddhistischen Singhalesen zeigen sich im ganzen noch sehr wenig empfänglich, obgleich es nicht mehr so schlimm aussieht, wie Graul seiner Zeit (1855) es schilderte, der den dortigen Buddhismus zugänglich nannte „wie der Friedhof zugänglich ist.“ In den letzten Jahrzehnten hat die Apathie vielfach einem Angriffe auf das Christentum Platz gemacht. Aber charakteristischerweise werden die Waffen nicht den eignen heiligen Schriften, sondern dem Arsenal der europäischen Freigeisterei entnommen, wie wir ganz das Gleiche in Japan finden — immerhin ein Beweis, daß der Buddhismus sich selbst nicht die Kraft zutraut, es mit dem Christentum aufzunehmen.

Auch in Japan kann — schon wegen der Kürze der Missionszeit — von einem eigentlichen Siege über den Buddhismus noch keine Rede sein. Aber an Anzeichen fehlt es hier nicht, welche das Schwächegefühl desselben viel deutlicher als in Ceylon dokumentieren. Und zwar nicht nur gegenüber der europäischen — leider meist vom Unglauben getragenen — Bildung, vor welcher die Mythologie des Buddhismus ebenso unhaltbar wird wie die des Brahmanismus, und mit der viele buddhistische Priester sich brüsten, welche offen erklären, keinen Glauben an die Wahrheit ihrer Religion mehr zu besitzen. Auch die Wahrheit des Evangelii bedroht den japanischen Buddhismus ernstlich in seiner Existenz. Daher der immer systematischer aufgenommene Kampf gegen das Christentum durch Presse und Predigt, sowie die mannigfachen Versuche einer Reformation desselben in Lehre und Leben. Die religiöse Frage steht in Japan bereits auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion, obgleich es übertrieben ist, wenn feindliche Buddhisten, um Gewaltmaßregeln gegen das Christentum zu provocieren, schreiben: „es verbreite sich wie das Feuer auf einer Steppe.“ Bereits nehmen die Zeitungen für die christliche Bewegung Partei, ja ganz neuerdings thut dies sogar der Nitschi Nitschi Schimbun, die im Dienst der Regierung stehende Zeitung von Tokio, welche u. a. das Drängen auf gewaltsame Unterdrückung des Christentums mit der Erklärung beantwortet: „Das Bestehen oder Nichtbestehen einer Religion hängt lediglich von ihrem inneren Wahrheitsgehalt ab, nicht von äußeren Umständen. Keine menschliche Macht kann daran etwas ändern. Ist der Buddhismus der Hauptsache nach wahr, so wird er, wenn auch eine Zeit lang von der ausländischen Religion verdunkelt, schließlich doch glänzend vor aller Welt bestehen. Enthält aber das Christentum mehr Wahrheit, so wird der Buddhismus, indem er gegen diese ankämpft, nur seinen eignen Untergang beschleunigen.“ Das Missionsgebiet, auf welchem die geistige Superiorität des Christentums auch über den Buddhismus sich zuerst thatsächlich erkennbar machen wird, ist jedenfalls Japan. Freilich auch hier, wie in Indien, ist mit dem alten Heidentum des Aberglaubens zugleich das neue des Unglaubens zu bekämpfen. „Unter den Gebildeten hat,“ wie einer der buddhistischen Reformatoren erklärte, „das Christentum weit weniger den Buddhismus oder Sintoismus zu bekämpfen, als vielmehr die — importierte — ungläubige Philosophie, durch welche der Buddhismus wie das Christentum gleichermaßen bedroht sind.“ — „Nicht in den großen Städten,“ setzte er dann hinzu, „aber in manchen ländlichen Bezirken Japans mag das Christentum noch große Fortschritte machen, denn es ist leicht, und viele sind müde, müde, müde und

werden es gern annehmen." Ein charakteristischer Ausspruch voll Hoffnung für den, der die königlichen Wege des Gottes versteht, der sein Reich von unten nach oben baut und mit der Gewinnung der Mühseligen und Beladenen überall seine Siegeswege eröffnet.

Wie mit dem Buddhismus, so hat auch mit dem **Konfutianismus** der Kampf kaum begonnen. Wahrscheinlich wird auch dieser in Japan früher überwunden als in seiner Heimat China. Der Konfutianismus, der allerdings mehr bloßer utilitarischer Moralismus als Religion ist, bildet keineswegs die einzige Religion der Chinesen. Es ist durchaus irrig, die Chinesen als ein irreligiöses Volk zu bezeichnen. Dieser bis auf den heutigen Tag weit verbreiteten Annahme widerspricht schon die Thatsache, daß der trockene konfutianische Moralismus dem Volke von Anfang an nicht genügt hat, daß er nicht nur, um populär zu werden, den Ahnendienst in sich aufnehmen, sondern es sich auch gefallen lassen mußte, daß der Taoismus und der Buddhismus ihm ergänzend zur Seite traten. Abgesehen von Japan, wo ein ähnliches Neben- und Ineinander von Sintoismus, Buddhismus und Konfutianismus stattfand, ist China heute wohl das einzige Land, in welchem drei ziemlich verschiedene Religionen, die den Moralismus, Mysticismus und Pessimismus repräsentieren, in der Weise friedlich nebeneinander bestehen, daß viele zu allen dreien zugleich sich bekennen. Auf der einen Seite ist diese uns fast unverständliche Thatsache allerdings Beweis, daß der Begriff der Religion als einer den ganzen Menschen beanspruchenden geistlichen Wahrheitsmacht den Chinesen ein fremder ist; auf der andern Seite thut sie unwiderleglich dar, daß der Konfutianismus für sich allein die religiösen Ansprüche nicht befriedigt. Die Erzählung von der Gesandtschaft des chinesischen Kaisers Ming-ti nach Indien im Jahre 61 n. Chr., um von dort ein Bild des Buddha, einen buddhistischen Priester und ein heiliges Buch zu holen, mutet uns fast an wie die Geschichte von den Weisen aus Morgenland. Kann zu seiner Zeit nicht ein ähnliches Verlangen dem Christentum entgegengebracht werden? Schon heute würde der Annahme desselben in China kaum ein wesentliches Hindernis entgegenstehen, wenn es sich damit begnügen wollte, als vierte Religion gleichberechtigt neben den drei bereits bestehenden zu gelten und wenn es nicht die Religion der gehaßten Fremden wäre.

Obgleich nun jede der drei in China geltenden Religionen, die eine mehr als die andre, entartet und gegenwärtig das Land voll groben Götzendienstes und argen heidnischen Aberglaubens ist, so ist doch hier eine derartige sittliche und geistige Degradation nicht eingetreten, wie sie die

brahmanistischen und buddhistischen Religionsgebiete aufweisen. China hat allerdings in seiner Kultur keine wesentlichen Forschritte gemacht und kann in dieser Beziehung mit den christianisierten Ländern keinen Vergleich aushalten, aber es hat doch bis auf den heutigen Tag eine gewisse Kulturhöhe behauptet und an allgemeiner Moralität mag es unter den Heidenvölkern einen der ersten, wenn nicht den ersten Platz einnehmen. Man wird nicht anders können, als diese Thatsache in einen ursächlichen Zusammenhang mit der chinesischen Religion, besonders dem Konfutianismus, zu setzen, der wesentlich das sociale Leben beherrscht.

Es liegt nun auf der Hand, daß — ganz abgesehen von den großen sonstigen Hindernissen der evangelischen Mission in China — dem Konfutianismus gegenüber es ihr ganz besonders schwer sein muß, die geistige Superiorität des Christentums zu erweisen, da derselbe sich nicht bloß auf eine ganz von ihm getragene Wissenschaft und Kultur, durch ihn gehaltene politische und sociale Macht und aus ihm geflossene traditionelle Moralität berufen, sondern auch darauf hinweisen kann, daß er durch seine religiöse Toleranz gegen die übrigen im Reiche geltenden Religionen dem religiösen Bedürfnis volle Befriedigung gewähre. Man wird also — wenn noch dazu die Kürze der Missionszeit, die Schwierigkeit der Sprache und des gegenseitigen Verständnisses, der Ahnendienst, die Wind- und Wasserlehre, der Nationalstolz, der Fremdenhaß, das Opiumärgernis gebührend in Rechnung gesetzt werden — großartige Siege der Mission in China schon heute noch gar nicht erwarten können. Trotz der ca. 60000 evang. Christen, die es heute im Reiche der Mitte geben mag, befindet sich unsre dortige Missionsarbeit noch ganz im Anfangsstadium. Dennoch fehlt es auch hier nicht an Beweisen für die praktische Anerkennung der geistigen Superiorität des Christentums. Man ahmt nicht nur aus oppositionellen Gründen die Predigt- und Schulthätigkeit der Missionare sowie ihre Wohlthätigkeit nach, man anerkennt auch ausdrücklich die Selbstlosigkeit der in den Hungerjahren gegen tausende geübten Barmherzigkeit, wie der durch die ärztliche Mission dem Volke erwiesenen Wohlthaten. Gerade auch in China wird die praktische Liebesbethätigung des Christentums die Konkurrenzunfähigkeit des bloßen utilitarischen Moralismus je länger je mehr außer Zweifel setzen und das Mittel werden, welches das Herz der Chinesen öffnet für den Wahrheitsgehalt des Evangelii, für das sie bis heute noch weniger Verständnis besitzen, als bei uns für ihre Philosophie gefunden wird.

Bezüglich des Sieges des Christentums über die Hauptreligionen der heidnischen Völkermassen Asiens stellt uns der heutige Stand der Mission also noch nicht vor vollendete Thatsachen. Aber unser Glaube an

diesen Sieg wird unterstützt nicht bloß durch die jährlich wachsende Zahl der Übertritte zum Christentum und die sich beständig mehrenden Thatbeweise für die überlegene Geistesmacht desselben, sondern auch durch den gewiß nüchternen Schluß, daß der heutige Brahmanismus, Buddhismus und Konfutianismus auf die Dauer ebensowenig Widerstand zu leisten vermögen werden als die polytheistischen, pantheistischen und moralistischen Religionen und Philosophieen des klassischen Altertums ihn zu leisten vermocht.

Und nun noch ein Blick auf die **literaturlosen Religionen der sog. Naturvölker.** Diese Völker bilden bekanntlich nicht bloß den größten sondern auch den fruchtbarsten Teil des heutigen Missionsgebietes. Auf den Südseeinseln, in Südafrika, in Madagaskar, auf verschiedenen Gebieten des indischen Archipels, in Vorder- und Hinterindien bei den Dämonendienst treibenden Ureinwohnern, der Neger Westindiens und Nordamerikas ganz zu geschweigen, hat die heutige Mission dem rohen Heidentum die Axt bereits in einer solchen Weise an die Wurzel gelegt, daß hier mehr dort weniger seine Überwindung als eine vollendete Thatsache betrachtet werden darf. Natürlich haben diese literatur- und systemlosen Religionen nicht die Resistenzkraft wie der Brahmanismus, Buddhismus und Konfutianismus und über ihre Inferiorität gegenüber dem Christentum kann a priori kein Zweifel sein. Aber gerade bei den Anhängern dieser tiefstgehendsten Religionen wird die eigentliche Schwierigkeit am klarsten erkennbar, welche der Annahme des Christentums entgegensteht. Es handelt sich nämlich nicht bloß darum von der Überlegenheit der christlichen Lehrwahrheit verstandesmäßig zu überzeugen; diese Überführung ist bei den wilden Völkern, wenn sie einmal gefaßt haben, um was es sich handelt, so schwer nicht — sondern darauf kommt es an, daß an Stelle der altheidnischen Unsitte die christliche Sitte tritt. Der Haupterklärungsgrund für die manchen überraschenden Erfolge der mohammedanischen Mission im indischen Archipel wie in Afrika liegt darin, daß der Islam sich mit der Annahme gewisser Gebetsformeln und rein äußerlicher Gebräuche begnügt, die traditionelle Sitte aber bei seinen Konvertiten unangefochten läßt, so daß das heidnische Unwesen, Zauberei, Despotie, Polygamie, Sklaverei u. dergl. vor wie nach fortbesteht. Die christliche Mission dagegen begnügt sich nicht mit einem äußerlichen, selbst nicht mit einem bloß verstandesmäßig überzeugungsvollen Glaubenswechsel, sondern verlangt eine mit diesem in Einklang stehende Lebensänderung; sie bringt eine Dogmatik, die durch und durch Ethik ist, faßt also principiell mit der Einführung des Christentums auch die sittliche und

geistige Hebung des betreffenden Volkes ins Auge. Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit der Mission überall, ganz speciell auch bei den wilden Völkern, deren Religion viel weniger in einer ausgeprägten dogmatischen Lehre als in traditionellen heidnischen Sitten und Gebräuchen besteht. Wenn nun die neuere Mission trotz ihrer verhältnismäßig kurzen Arbeitszeit uns z. B. in Polynesien und Madagaskar, andrer Gebiete nicht zu gedenken, vor die auch von ihreu Gegnern nicht bestreitbare Thatsache stellt, daß sie durch die Bekehrung von hunderttausenden zum Christentum diese heidnischen Sitten und Gebräuche zu beseitigen und durch christliche zu ersetzen — ich will nur sagen — angefangen hat, so ist doch der Beweis geliefert, daß sie das Christentum als siegreiche Macht auch über die Naturreligionen der heutigen Barbaren legitimiert hat. Einer andern Macht als der christlichen Mission wäre diese Lebensänderung unmöglich gewesen.

Aber diese Thatsache liefert noch einen andern Beweis von großer Tragweite. Während bezüglich der sog. Kulturvölker die Gegner der christlichen Mission die Behauptung aufstellten, sie stünden zu hoch, als daß das Christentum ihnen annehmbar gemacht werden könnte, erklärten sie bezüglich der wilden Völker, sie stünden zu niedrig, als daß sie fähig wären zu der geistigen Höhe des Christentums sich zu erheben. Lassen wir den Selbstwiderspruch ganz auf sich beruhen, der in diesem von der Missionsfeindschaft eingegebenen Urteile über das Christentum liegt — die Thatsachen widerlegen die eine wie die andre Behauptung. Wie es heute allgemein auch der nicht gläubigen Wissenschaft als feststehend gilt, daß kein Volk ohne Religion existiert, so ist durch die Mission der Gegenwart bereits der Beweis geliefert und wird in Zukunft immer überzeugender geliefert werden, daß auch das tiefststehende Volk für das Evangelium Christi gewonnen werden kann. Ich will jetzt nicht wieder auf die Polynesier und die Madagassen exemplifizieren, nicht einmal auf die Hottentotten, die Indianer, die Melanesier, oder die Neger und die mit ihnen gleichstehenden Völker verweisen, sondern an die australischen Papus und die südamerikanischen Feuerländer erinnern, aus denen die geduldige Missionstreue eine wenigstens kleine Anzahl respektabler Christen gewonnen hat. Bezüglich der ersteren kann ich mich auf die nüchterne, erst kürzlich erschienene Schrift Schneiders über „die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Australien,“ bezüglich der letzteren auf die Autorität Darwins berufen, der die Bekehrung und Civilisierung eines Feuerländers für ein größeres Ereignis unsres Jahrhunderts als die japanische Kulturrevolution erklärt hat. Ist es der Mission aber thatsächlich gelungen, auch aus den

gesunkensten Volksstämmen bis jetzt wenigstens hunderte für das Christentum zu gewinnen, so ist der Induktionsbeweis für die Qualifikation des Christentums zur Universalreligion durch Thatsachen so gut als erbracht anzusehen.

Von gewisser Seite weist man nun aber auf die absolut unbestreitbaren Missionserfolge unter den wilden Völkern mit einer gewissen Verächtlichkeit hin, indem man sagt: daran gerade erkenne man die geistige Niedrigkeit des von der heutigen Mission vertretenen christlichen Standpunktes, daß sie wesentlich nur unter kulturlosen Völkern etwas bedeutendes ausgerichtet. Einer der wohlwollendsten freiprotestantischen Kritiker, welcher sich zum Organ dieses landläufigen Geredes macht, Buß, erlaubt sich auf Grund desselben sogar den bescheidenen Vorschlag, daß die bisherige Mission sich von jetzt ab wesentlich auf die weniger kultivierten oder kulturlosen Völker und Bevölkerungsschichten, als vorzugsweise für diese geeignet, beschränke; während der von ihm angepriesenen — notabene zur Zeit aber noch ungebornen — Mission der freiprotestantischen Weltanschauung die Kulturvölker und die gebildeten Stände als ihre Domäne überlassen werden sollen. Diese Teilung, setzt er mit einem gewissen vornehmen Mitleiden hinzu, werde „die Begünstiger des herrschenden Missionswesens allerdings unangenehm berühren," aber sie sei doch zu sehr in der Thatsache begründet, daß auch in der Heimat das pietistische resp. orthodoxe Christentum nur „auf die untern und untersten Schichten der Gesellschaft sich angewiesen" sehe, während „die gebildeten Klassen überall zu freieren Anschauungen über das Christentum hinneigen." Da der genannte Missionstheoretiker diesen Rat im Ernst und guter Meinung giebt, so enthalte ich mich jeder satirischen Antwort und bemerke nur: laßt uns erst Thaten sehn. Wenn der „freie Protestantismus" Indien, Japan und besonders China zu Christo wirklich bekehrt haben wird, so wollen wir bei Afrika bleiben. Doch das in Parenthese. Für jeden Sachverständigen erscheint es als ein auf Unkenntnis der realen Verhältnisse ruhendes Vorurteil, in der Überwindung des rohen Heidentums und der geistigen und sittlichen Hebung der wilden Völker eine geringere Siegesmacht des Evangelii zu erkennen als in der Bekehrung der Kulturmenschen. Wo hat das Christentum in den früheren Missionsperioden einen glänzenderen Beweis seiner Geistesmacht gegeben: in der altklassischen Kulturwelt, deren Weisheit vor der „göttlichen Thorheit" die Waffen strecken mußte, oder in der germanischen Barbarenwelt, in welche es erst die Keime eines ganz neuen Kulturlebens gelegt hat? Mich dünkt die allmähliche Umwandlung eines auf tiefer Stufe des Heidentums und der Kultur stehenden Volkes zu

einem gesitteten und geistig neugestalteten Gemeinschaftsleben, ist ein Triumph unsrer Mission, der nimmermehr herabgesetzt werden kann durch die Thatsache, daß die Zahl der Bekehrten aus den sog. Kulturvölkern der aus den Naturvölkern heute noch nicht gleich kommt. Es ist nicht geraten sich auf Prophezeiungen einzulassen; aber die Vermutung darf man kühnlich wagen, daß nach einigen Generationen, wenigstens was Indien und wahrscheinlich auch Japan betrifft, das Verhältnis ein wesentlich anderes sein wird.

Der Umwandlungsprozeß vollzieht sich natürlich langsam. Gerade je schneller die Christianisierung eines ganzen Volkes vor sich geht, desto mehr innerlich unüberwundenes Heidentum bleibt in demselben zurück, wie wir das heute z. B. auf Madagaskar sehen. Eine christlich nüchterne Missionsmethode wird es deshalb auch gar nicht auf eilige Massenübertritte anlegen. Die Zeit wird überhaupt in diesem Äon bei keinem Volke kommen, in welcher alles heidnische Wesen innerlich überwunden wäre. Der Sieg des Christentums, den wir zu erwarten haben, besteht darin, daß es allen Völkern in solcher zeugniskräftigen Weise wird verkündigt werden, daß ihm gegenüber jede andre Religion muß die Waffen strecken, und zuletzt nur der Atheismus d. h. die Religionslosigkeit mit dem Christentum den Kampf führt; freilich unter dem Gerichte der göttlichen Ironie, daß dieser Atheismus wieder zur Kreaturvergötterung führt und dem Christentume ein Antichristentum, Christo ein Antichristus gegenübersteht.

Wir können also von der Mission billigerweise nur den Beweis erwarten, daß sie im Laufe der Weltgeschichte dadurch die Superiorität des Christentums über alle andern Religionen darthut, daß diese als Religionen vor seiner Wahrheitsmacht sich für infallit erklären müssen und daß jeder, der wirklich nach Heil sich sehnt, nur in Jesu Christo es sucht. Diesen Beweis hat die Mission bezüglich der alten Religionen Europas thatsächlich bereits erbracht, und bezüglich der heutigen der übrigen Welt ist sie in der Führung desselben begriffen. Da nun der Sieg, zu welchem sie das Christentum führt, — eine Periode teilweiser Verwirrung abgerechnet — nicht durch Mittel weltlicher Gewalt oder menschlicher Dialektik, sondern durch die im Evangelio selbst liegende Geistes-, Lebens- und Liebesmacht entschieden worden ist und auch heute entschieden wird, so folgt, daß die thatsächliche Superiorität des Christentums auch ein Beweis seiner inneren Wahrheit ist, denn es ist nach unwandelbaren sittlichen, psychologischen und logischen Gesetzen unmöglich, daß eine Religion, die nicht die Wahrheit hat, durch solche siegreiche Lebenskraft sich dauernd legitimiere.

„Glaube und nicht: thue — so spricht das Evangelium; dadurch unterscheidet es sich von allen andern Systemen. Alle Lehren, die der Mensch sich ausgedacht, und alle falschen Auslegungen, durch welche er die Lehre Gottes verunstaltet hat, sagen dem Sünder: thue und du wirst leben.“ In den vielen Religionen, welche die Menschheit aus sich selbst hervorgebracht hat, den polytheistischen wie atheistischen, pantheistischen wie moralistischen, fetischistischen wie mystischen wird das Heil auf den Menschen selbst, entweder auf sein Werk oder sein Wissen gestellt. Die Missionsgeschichte führt den Beweis, daß auf diesem Wege der Sünder „Leben und volle Genüge“ nicht findet. Schon heute kann man getrost behaupten, daß die Menschheit sich völlig erschöpft hat in ihren eignen auf Selbsterlösung hinauslaufenden Religionsversuchen. Auch die stolze Weisheit unsres Jahrhunderts vermag einen neuen Heilsweg nicht zu ersinnen. Alles was innerhalb und außerhalb der Christenheit als neue Religionserfindung sich breit macht, ist nur Kombination und Variation alter Lehren. Selbst der große Philosoph des Unbewußten, der auf seiner Studierstube die Selbstzersetzung des Christentums konstruiert, reproduziert im Grunde unter Entlehnung christlicher Ideen nur die alte buddhistische Weisheit, und den verheißenen Siegen der vermeintlich neuen Religion, mit welcher er die Welt beglückt, dürfen wir mit großer Ruhe entgegensehen. Jesus Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben und er wird es auch bleiben.

Rangun und die Mission daselbst.

Von Missionar Mayr.

„Da ist sie, die stolze Schwedagón Pagode“ so ging es von Mund zu Mund unter den Passagieren wie unter der Schiffsmannschaft, als wir langsam den Fluß hinaufdampften und uns Rangun näherten; und alles freute sich, das Endziel der etwas langweiligen, wenn auch nur kurzen Seefahrt wieder erreicht zu haben. Von Madras, der Hauptstadt Südindiens, waren wir mit dem vierzehntägigen Postdampfer hinübergekommen; erst fuhren wir fast fünf Tage lang an der indischen Küste entlang in nordöstlicher Richtung bis Vizagapatam hinauf, etliche Küstenstädte berührend, um mehr Kargo und Passagiere zu gewinnen; dann endlich ging es vier bis fünf Tage lang stracks nach Osten, quer durch den bengalischen Meerbusen nach Hinterindien; die Andaman-Inseln, welche durch die Verbrecher-Kolonieen des anglo-indischen Reiches, infolge des Militäraufstandes

seit 1857 errichtet, wohl bekannt sind, zur Rechten liegen lassend, fährt man aus der hohen blauen See in die Bucht von Martaban, und von dieser durch einen der großen, breiten Arme (Hlein oder Rangun genannt) des gewaltigen Irawadi-Flusses, der in einem weitverzweigten Delta sich in jene Bucht ergießt, etwa 80 engl. Meilen in nördlicher Richtung hinauf nach Rangun, der Hauptstadt des englischen Teils des Birmareiches; und gerade dieser Teil bildet das Küstenland von Birma; mit politischer Klugheit hatten die Engländer dasselbe annektiert und damit das eigentliche, einheimische Birmareich von der See ausgeschlossen und es zu einem Binnenlande gemacht. Grenzstreitigkeiten und andere Feindseligkeiten zwischen den Königen von Birma und der engl. Regierung von Ostindien hatten 1826 den ersten und 1852 den zweiten Krieg veranlaßt; 1826 hatten die Engländer die nördliche Provinz Arakan und die südliche, Tenasserim, 1852 die mittlere von Pegu mit der jetzigen Hauptstadt Rangun als Kriegsentschädigung genommen; dieses Rangun war damals ein kleiner Handelsplatz von 12—15 tausend Einwohnern, und heute ist es eine Welthandelsstadt mit mehr als hunderttausend Bewohnern, von denen ein großer Teil aus Vorderindien und aus China eingewandert sind.[1])

Auf dieses Rangun waren unsre Augen gerichtet; schon lange ehe die Stadt selbst in Sicht kommt, sieht man ihre berühmte, vergoldete Schwedagón Pagode auf einem Hügel im Rücken der Stadt im Sonnenlichte glitzern; 321 engl. Fuß hoch erhebt sie sich in schlanken, zierlichen Formen aus dichtem Grün heraus und zeigt stolz ihr gekröntes Haupt in blauer Luft den Bewohnern des Landes nah und fern, wie den Schiffern von der See her mit fürstlichem Willkomm. Unser Schiff folgt der letzten Krümmung des Flusses, und vor unsern Augen liegt die Stadt am rechten Ufer weit hingestreckt; immer langsamer und vorsichtiger sucht das Schiff seinen Weg durch die Reihen der vielen großen und kleinen Dampf- und Segelschiffe, die vor Anker liegen, hindurch; eine große Anzahl von Booten indischer und chinesischer Bauart, dazwischen auch kleine Dampfer kreuzen die Wege hurtig und geschickt; unsere Anker rasseln die Tiefe hinunter, das Schiff steht fest und im Nu sind wir von den Booten umringt, welche Passagiere wie Kargo ans Land zu bringen bereit sind, falls nicht der Dampfer es vorziehen sollte, dicht am Ufer an einem der bequemen Quais zu halten.

Vom Schiff aus angesehen, zeigt Rangun eine Frontseite, wie wir sie auch an europäischen Hafenstädten sehen; da stehen die imposanten Stein-

[1]) Jährlich wandern in ganz Birma gegen 100 000 Leute meist aus Vorderindien ein und gegen 75 000 gehen wieder in ihre Heimat zurück.

bauten der Gerichtshöfe, des Steueramts der engl. Regierung, sowie die massiven Häuser und Magazine der engl. und deutschen Kaufleute 2c., auch eine von Stein erbaute Kirche der engl. Stadt-Gemeinde mit schmuckem Turme; und welch ein Schwarm von Menschen ist an diesem Flußufer den ganzen Tag über zu sehen! Ein Blick auf diese Menge erinnert uns aber sogleich daran, daß wir im fernen Orient sind; Birmanen und Indier, Chinesen und Malayen, darunter einzelne Europäer, Araber, Perser, Neger, fast alle Nationen der Erde in mancherlei Schattierung finden wir hier vertreten.

Wir gehen über diesen Strand in die nächste Straße hinein, und werfen einen Blick nach rechts und links und merken, daß auch hier buntes, reges Treiben herrscht; es ist die sogenannte Kaufmannsstraße und ist fast nur von Läden und Magazinen der Kaufleute besetzt. Solcher mit dem Fluß parallel laufenden Straßen zählt die eigentliche Stadt etwa sechs, und unzählige andre durchschneiden dieselben von Süd nach Nord; an dieser zweiten Hauptstraße liegt ein schöner, gartenartig bepflanzter Platz, dessen entgegengesetzte Seite von einer kleineren, etwa 100 Fuß hohen, weiß angestrichenen Birmapagode mit vergoldeter Spitze und einer sogenannten Stadthalle begrenzt wird; an seiner östlichen Seite liegt die steinerne Kirche der katholischen Europäer mit einer einfachen Wohnung ihres alten, ehrwürdigen Bischofs; dieser Kirche gegenüber ist ein Missionshaus der amerikanischen Baptisten und daran schließen sich auch die Gebäude ihrer Druckerei und Buchbinderei; diese Straße weiter nach Osten hinauf finden wir ihre europäische Kapelle in einem kleinen Garten friedlich gelegen; und wieder dieser gegenüber die Kirche der Armenier. Dagegen westlich von jenem freien Platze in verschiedenen Entfernungen sind die Judensynagoge, ein chinesischer Tempel und auch eine prächtig ausgebaute mohammedanische Moschee, die alle andern gottesdienstlichen Gebäude an Größe übertrifft. Wieder weiter nach Norden und wir schauen eine andere Moschee und zur Rechten die vor drei Jahren von Holz erbaute Kirche und Predigerwohnung der amerikanischen episkopalen Methodisten, dagegen zur Linken in der Nähe des öffentlichen Krankenhauses und öffentlicher hoher Schulen auch eine bescheidene Pagode der Hindus, und etwas ferner die Baptistenkapelle für Birmachristen. Noch ein paar Straßen weiter nach Norden und wir stehen an der Eisenbahnlinie, welche als die erste und bis jetzt einzige dieses engl. Birmaland dem Irawadistrom entlang durchzieht; sie bildet fast zugleich die nördliche Grenze der eigentlichen Stadt. An dieser Eisenbahnlinie sehen wir zur Linken in der Nähe der in der Form eines einfachen griechischen Tempels erbauten Frei-

maurerloge die kleine Kirche der engl. Mission, in welcher für Tamulen wie für Telugus aus Vorderindien Gottesdienst gehalten wird; zur Rechten hinter dem Bahnhofe die kleine auch von Holz errichtete Kapelle der lutherischen Tamulen, nahe einer Kolonie von Hindus, und dahinter auf einer Anhöhe die steinerne Kirche der katholischen Hindus. Im Hintergrunde nach Osten zu ragen über dem Stadtteil, in welchem meist Birmanen wohnen, die Schornsteine der mit Dampfkraft betriebenen Reismühlen der engl. und deutschen Kaufleute hoch in den Lüften hervor. Über die Eisenbahnlinie hinüber erhebt sich der Boden hügelartig und am Eingang in das sogenannte Kantonnement oder den Stadtteil, wo das engl. Militär einquartiert ist und wo auch die meisten Europäer wohnen, steht die große, aber plump aussehende, auch von Holz erbaute Kirche der engl. und schottischen Presbyterianer. Aus dem Gewühl der eng bewohnten Stadt mit ihrem Lärm und Staub heraus, ist es eine Lust, durch das Kantonnement zu wandern; die Luft ist frischer und reiner; die Häuser, auch meistens von Holz 8—10′ über dem Boden auf Balken erbaut mit geräumigen Hallen und in schönen Gärten, erfreuen das Auge, gute Straßen mit mannigfaltigen Bäumen bepflanzt erleichtern den Verkehr. Auf dem Wege zur großen Schwedagon Pagode sehen wir in der Nähe eines öffentlichen wunderschönen engl. Gartens, in welchem wöchentlich die engl. Militärmusik spielt, die sogenannte „eiserne Kirche“ oder evangelische Militärkirche, deren Gerüst oder Rahmen aus Gußeisen gemacht ist, auf einem freien Platz, wo auch das Militär exerziert, und in einiger Entfernung zur Rechten und in der Nähe der großen Pagode die katholische Militärkirche, von Stein erbaut; ihr gegenüber erstrecken sich in weiter Ausdehnung die Baracken der europäischen Soldaten. Immer steiler geht der Weg zwischen diesen und jener Kirche hinan zur Schwedagon Pagode; sie steht auf dem Kopfe des Hügels, den wir eben heraufgestiegen sind; ein paar phantastisch aus Thon gearbeitete kolossale Löwen in sitzender Stellung bewachen gleichsam den Eingang zur Pagode; ein gedeckter Gang mit wunderlich gebauten Hallen und seltsamen Figuren in Stein gehauen oder in Holz geschnitzt, führt ein paar hundert Stufen zur Plattform der Pagode hinauf; aber zur Seite bemerken wir auch Befestigungen mit engl. Militär. Wie einst die Birmanen den Engländern gegenüber diesen Berg in eine Festung verwandelt hatten, so haben nun auch die Engländer auf demselben ihre Kanonen aufgepflanzt gegen die Birmanen; jene thönernen Löwen mit ihren grimmigen Gesichtern da unten, und diese verborgenen Befestigungen mit scharfen Kanonen da oben — sie zeigen uns die beiden Weltmächte, die sich um den Besitz dieses Berges gestritten hatten, auch

in ihren Eigentümlichkeiten.[1]) Die nun erstiegene Plattform, etwa hundert Schritt im Quadrat, ist mit Steinplatten belegt; rings herum sind mancherlei Hallen im alten wie im modernen Stil, massiv von Steinen mit gewölbten Dächern, oder von Holz mit in mehreren Stockwerken turmartig aufgebauten und mit Schnitzereien reich geschmückten Dächern; fast in allen diesen Seitenhallen sind, oft in großer Anzahl zusammen gruppiert, Statuen des Buddha Gautama, des Stifters des Buddhismus, in sitzender oder stehender oder liegender Stellung angebracht; diese sind, wenn groß und hohl, aus Thonerde gemacht und übermalt, oder aus Messingblech getrieben, die kleineren Statuen dagegen massiv aus Stein und Marmor oder auch aus Metall gearbeitet; die Gesichtszüge immer dieselben, die der völlig gleichgültigen, teilnahmslosen Ruhe. Nach vorne hin steht ein überaus großer Sammelkasten aus Erz gearbeitet, etwa 6′ lang, 3′ breit und 4′ hoch, in welchen die Leute ihre milden Gaben werfen; nach hinten zu hängt zur Rechten eine berühmte, sehr große, aber ziemlich roh gegossene Glocke, etwa 5′ unten im Durchmesser, und etwa 8′ hoch; sie hängt an einem starken, roh gezimmerten Gerüste befestigt, 1—2′ über dem Boden; sie kann nicht geschwungen werden; mit Holzschlegeln oder Rehgeweihen wird sie angeschlagen, und ihre Klänge sollen Gebete vertreten oder sie begleiten; zur Linken auf derselben Plattform hängt noch eine kleinere, jener ähnliche Glocke.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

I.

Seitens der evang.-luth. M.-G. zu Leipzig beabsichtigt man, den auf den 24. Juni fallenden 200jährigen Geburtstag Bartholomäus Ziegenbalgs, des ersten luth. Missionars, festlich zu begehen. Als Festschrift bereitet man eine „kurze Geschichte der ersten luth. Mission“ vor, welcher man noch im Laufe dieses Jahres eine Geschichte der Leipziger Mission folgen zu lassen gedenkt. Auch ist die Errichtung einer Jubiläumskirche, vermutlich in Madura, in Aussicht genommen und eine Sammlung von Beiträgen zu diesem Zweck bereits eröffnet. Wir bringen dies zur Kenntnis unsrer Leser, damit man auch außerhalb der Leipziger Missionskreise an diesem Denkmal zu Ehren des ersten lutherischen Missionars sich beteilige. Gaben sind an das Missionshaus in Leipzig einzusenden (Ev.-luth. M.-Bl. 1883 N. 1).

---

[1]) Englisch-Birma hat etwa 2000 englische und 3000 eingeborne Truppen; diese letztern stammen aus Vorderindien; aus den Birmanen konnte die engl. Regierung bis heute keine Soldaten gewinnen; obgleich von Haus aus eine kriegerische Nation, fand man es schier unmöglich, sie an europ. Disciplin zu gewöhnen; nur in der Polizei sind sie verwandt worden und auch da nur mit geringem Erfolg.

Die in der Dezember-Nummer des vor. Jahrgangs dieser Zeitschrift annoncierte Brandenburger Missions-Konferenz hat sich am 30. Januar d. J. definitiv konstituiert und wird ihre Zusammenkünfte regelmäßig in Berlin und zwar in der Woche nach Septuagesimä halten. In der für die erste Zusammenkunft zahlreich (von c. 200 Personen) besuchten Versammlung wurden 2 Hauptvorträge gehalten über „die Missionsstunde und ihre Vorbereitung“ von dem Vorsitzenden Dr. Grundemann und über „die gegenwärtigen Missionsleistungen in der Provinz Brandenburg“ von Miss.-Superintendent Merensky. Da der erstere wahrscheinlich in dieser Zeitschrift zur Veröffentlichung kommen wird, so beschränken wir uns hier darauf, nach dem Referate in der „Allg. ev. luth. Kz.“ (1883 S. 136) aus dem zweiten einige Zahlenangaben mitzuteilen. Von den 2,116 000 Seelen der Mark außer Berlin wurden 1881: 62 526 Mk. für die Heidenmission aufgebracht, so daß auf den Kopf 2⁹/₁₀ Pf. kommen. „Die Höhe der Beiträge in den einzelnen Gemeinden richtet sich nicht nach deren Reichtum oder Armut, sondern allein nach der Intensität des kirchlichen Lebens“ resp. dem Missionseifer des Pastors. „In Berlin haben sich die Beiträge für die Mission seit 30 Jahren — doch wohl im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung — nicht gemehrt. Zwar kommen bei 972 209 Evangelischen und 39 108 Mk. Beiträgen auf die Person 4 Pf.; aber die Zahl der Beitragenden beträgt in Berlin überhaupt nur 2000, und 406 ausgesprochene Freunde der Mission steuern allein 5917 Mk., also 14 Mk. die Person.“ Das sind in der That recht beschämende Zahlen, und der Anklage, die sie erheben, kann die Spitze auch nicht dadurch abgebrochen werden, daß man auf die rege innere Missionsthätigkeit verweist, welche besonders in den letzten Jahren Berlin treibt.

Ich bin nicht in der Lage, die Angaben Merenskys zu kontrollieren, aber ich fürchte fast, daß sie noch zu hoch gehalten und manche Beiträge als Berliner registriert sind, welche von auswärts gekommen. Vor mir liegt z. B. der Jahresbericht „des Berliner Hilfsvereins für die evangelische Mission unter den Kolhs“ pro 1882. In demselben werden die Einnahmen dieses Vereins auf 5928 Mk. angegeben. Falls Merensky diese Summe als Berliner Beiträge angesehen, so enthält seine Berechnung einen großen Fehler. Denn bei der Durchsicht der Gabenspecifikation ergiebt sich, daß von diesen 5928 Mk. nach der günstigsten Zusammenstellung aus Berlin nur — 410 Mk. gekommen sind. Alles andre ist von auswärts. — Es ist wohl gestattet hieran die Bemerkung zu knüpfen, daß der qu. Berliner Hilfsverein seinen Namen kaum mit Recht führen dürfte. Vermutlich sind doch die 410 Mk. welche dieser Verein wirklich aus Berlin (incl. der Superintendentur Berlin Land) bezieht, nicht die Gesamteinnahme der Goßnerschen Mission aus der deutschen Reichshauptstadt. Wenn nun ein Berliner Hilfsverein existiert, so sollte dieser doch der Einigungspunkt für die Berliner Gaben sein, wie jedermann es selbstverständlich findet, daß z. B. der Halle'sche M.-V. die Gaben aus Halle und nicht aus Würtemberg ꝛc. sammelt. Warum werden die auswärtigen Beiträge statt direkt ans Missionshaus in Berlin erst an den dortigen Hilfsverein geschickt? Kurz der qu. Berliner Hilfsverein, wie er jetzt besteht, ist kein Berliner Hilfsverein, sondern eine Sammelstätte von Gaben für die Goßner'sche M., welche von auswärts kommen. Das ist aber irreführend. Berlin ist wahrlich groß genug, daß es einen eignen wirklichen Berliner Hilfsverein für die Goßner'sche M. ins Leben rufen könnte und es sollte mich freuen, wenn diese Zeilen dazu den Anstoß gäben. Da wir einmal bei Berlin sind, sei hier gleich bemerkt, daß der Berliner Frauen M.-V. für China in der Person des Pastor Hartmann endlich einen Haus-

vater für sein Findlings- und Rettungshaus Bethesda auf Hongkong gefunden und denselben Ende Nov. 82 feierlich abgeordnet hat.

Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen hielt am 31. Januar in Halle ihre fünfte sehr zahlreich (von c. 600 Personen) besuchte Jahresversammlung, die sich dadurch zu einer besonders festlichen gestaltete, daß vor Eintritt in die Tagesordnung der Dekan der Halle'schen theologischen Fakultät sich das Wort erbat und zur allgemeinen Überraschung den Vorsitzenden der Konferenz, den Herausgeber dieser Zeitschrift, in feierlicher Weise zum doctor theologiae promovierte. Es ist mir peinlich dieser Auszeichnung hier zu gedenken, aber als objektiver Berichterstatter glaubte ich sie nicht übergehen zu dürfen, da sie eben nicht allein die Person sondern die Sache betrifft, in deren Dienst die Person steht, ebenso wie die Ende vor. J.'s erfolgte Verleihung des Professortitels an den Missionsinspektor Plath, welcher seit Jahren als Licentiat der Theologie an der Berliner Universität Vorlesungen über Mission gehalten. Wir dürfen in diesen Auszeichnungen eine autoritative wissenschaftliche Nobilitierung der Mission erblicken und an dieselbe die Hoffnung knüpfen, daß sie mit dazu beitragen werden, in den gebildeten, speciell den wissenschaftlich gebildeten Kreisen der Mission immer mehr die ihr gebührende Stellung und Achtung zu erobern. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß in den letzten Jahren nicht nur specielle Missionsvorlesungen an den Universitäten häufiger geworden, sondern — was nach meinem Urteil noch höher anzuschlagen — daß Missionsgedanken auf organische Weise immer mehr in die ordentlichen Vorlesungen über die verschiedenen theologischen Disciplinen verwebt worden sind — eine Thatsache, welche erwarten läßt, daß die Zeit nicht mehr allzufern ist, da auch bei uns in Deutschland eine größere Zahl universitätlich gebildeter Theologen, als bisher der Fall gewesen, in den praktischen Missionsdienst treten wird.

Was nun die Verhandlungen der genannten Missionskonferenz betrifft, so beschränkten sie sich auf 2 Themata, ein apologetisches und ein praktisches: „die Mission ein Thatbeweis der Kraft des Evangelii“ (Ref. der Vorsitzende) und „die Organisation der Missionsarbeit in den größeren Städten“ (Ref. Pastor Riemann aus Magdeburg); ein drittes: „die Sammlung von Missionsbeiträgen“ mußte leider zurückgestellt werden. Da in dem Artikel: „Zur apologetischen Bedeutung der Mission“ das Referat über das erste Thema in dieser Zeitschrift zum Druck kommen wird, so genügt es, hier nur ein kurzes Wort über das zweite zu sagen. So wichtig die Missionsstunden in den einzelnen Parochieen sind, selbst wo der Besuch derselben ein schwacher, so genügen dieselben zumal in den größeren Städten doch nicht, um ein allgemeineres und lebendigeres Missionsinteresse hervorzurufen. Die Pastoren der verschiedenen Stadtparochieen sollten sich daher im Verein mit qualifizierten Laien zur Einrichtung von etwa vierteljährlichen Missionsversammlungen vereinigen, die nicht in der Kirche sondern in einem geeigneten öffentlichen Lokale stattfänden und bei denen verschiedene teils erbauliche teils geschichtliche nicht allzulange frische Ansprachen gehalten würden. Wo in einer Stadt mehrere Missionsgesellschaften durch Vereine vertreten sind, wären die in diesen Quartalversammlungen eingehenden Kollekten nach einem durch brüderliche Vereinbarung zu bestimmenden Modus zu verteilen. Die gelegentlich der Halle'schen und nach ihrem Vorgange auch der Berliner Missionskonferenz abgehaltenen abendlichen Missionsversammlungen zeigen durch ihren sehr zahlreichen Besuch, daß es auf diesem Wege wohl möglich ist, die Missionskenntnis und Missionsliebe in größere Kreise zu tragen.

S. 508 f. des vor. Jahrganges dieser Zeitschrift wurde mitgeteilt, daß der Herausgeber des „Hannoverschen Missionsblatts“, H. Harms (ja nicht zu verwechseln

mit dem jetzigen Leiter der Hermannsburger Mission, Theod. Harms), eine eigne Mission in Japan beabsichtige und meinerseits die ernstesten Bedenken gegen dieses Unternehmen geltend gemacht. Diese Bedenken, so sachlich und nüchtern sie gehalten waren, scheinen aber doch nicht für stichhaltig angesehen worden zu sein, um den unter den vorliegenden Umständen etwas abenteuerlichen Plan aufzugeben. Zwar mit der Ausführung hat es gute Wege, denn bis März d. J.'s betrug die Gesamteinnahme für diese japanische Mission — — 549 Mk. 35 Pf.!! Man sollte denken die so dürftigen, in keinem Verhältnis zur Größe des Unternehmens stehenden Beiträge müßten auch in den Augen des Herausgebers des „Hannoverschen Missionsblatts" den geltend gemachten Bedenken einiges Gewicht gegeben haben. Allein obgleich derselbe die Berechtigung eines Teils dieser Bedenken gegen die doch weit mehr unterstützte neue Missionsunternehmung des Pfarrers Doll zuzugestehen scheint, beharrt er unter Anwendung einer sehr sonderlichen Verteidigung (1883 S. 9 f.) bei seinem Plan, den übrigens auch das „Ev. Miss.-Mag." (1883 S. 124) durch die Art, wie es diese Verteidigung citiert, entschieden mißbilligt. Die Apologie des P. H. Harms steht auf so schwachen Füßen, daß eine Widerlegung derselben überflüssig ist. Es ist eine bekannte Thatsache, daß wenig erreicht, wer sich zuviel vornimmt. Es wäre schon genug, wenn „die zu bildende Missionsvereinigung der Hannoverschen Landeskirche die Unterhaltung einer Anzahl Missionsstationen auf dem Leipziger und Hermannsburger Missionsgebiete" wirklich erreicht. Aber bevor das nicht der Fall, dürfte es kaum weise sein, als drittes Ziel auch noch eine eigne — und mir wenigstens bis jetzt noch wenig durchsichtige — japanische Mission ins Auge zu fassen.

Der Satz: „Je mehr Missionsanstalten desto besser," auf den der Herausgeber des Hannov. M.-Bl. sich beruft, dürfte in den Kreisen nüchterner und sachkundiger Missionsarbeiter schwerlich auf Zustimmung zu rechnen haben. Wie heute die protest. Mission steht, muß jeder besonnene Mann vielmehr sagen: „Je mehr unsre Missionskraft auf die bestehenden Anstalten sich konzentriert und ihnen durch gediegene Konsolidierung die Lösung ihrer immer wachsenden Aufgaben ermöglicht, desto besser ist es für die Mission." So schreibt in völliger Übereinstimmung mit meinen Bedenken D. Fabri (Rh. M.-BB. 1883 S. 13): „Wir haben in Deutschland bereits eine große Vielheit von evang. Missionsunternehmungen, größer, als nach der Kraft, die wir bis jetzt für die Mission aufzuwenden imstande sind, wol notwendig, gut und nützlich ist. Während nun alle zu festem Bestand gekommenen Missionsarbeiten ihrer Natur nach draußen stetig wachsen und sich ausbreiten müssen, also auch stetig wachsender Hilfe in der Heimat bedürfen, wird in letzter Zeit durch einen schier krankhaften Zug nach immer neuen kleinen Missionsunternehmungen die nötige Stärkung des seit lange in Segen bestehenden mannigfach beeinträchtigt. Das erzeugt Unruhe und Reibung, die dem Werke des Herrn wenig zu statten kommen. Und um so weniger, da, wie weiland unter den heidnischen Athenern, so auch unter den heutigen Christenleuten, alles Neue sofort Reiz und Anziehungskraft ausübt. Gewiß kann Gott auch in unsern Tagen einen seiner Knechte durch unmittelbaren Beruf zu einer Missionsarbeit bevollmächtigen; aber ich gestehe, manche dieser Versuche, wenn auch ohne Zweifel wohlgemeint und glaubenseifrig, tragen doch wohl zu sehr das Gepräge eines unreifen, vom Eignen nicht freien Eifers. Soweit das der Fall, sind solche Versuche nicht eine Stärkung sondern eine Schwächung unsrer Gesamtarbeitskraft in der Mission . . . Dazu kommt, daß auch in der Mission Erfahrung vor allem schwer wiegt, und jede M.-G. 2, 3 Jahrzehnte und länger nötig hat, bis sie zu einer

festen Missionspraxis durch vielfaches Lehrgeld sich hindurcharbeitet." Das sind nüchterne, verständige Worte und es ist zu bedauern, wenn sie keine Beherzigung finden.

Wie schwer es mancher unsrer M.-GG. wird, ihr wachsendes Werk mit voller Kraft weiter zu führen, dafür liefert beispielsweise die so gesegnete Goßnersche M. unter den Kolhs einen recht niederschlagenden Beweis, da sie aus Mangel an Mitteln sich genötigt gesehen hat, 2 ihrer Stationen: Hazaribagh und Purulia an die schottische Staatskirche abzutreten! Angesichts solcher Thatsachen, die durch andre Nöte andrer M.-GG. reichlich vermehrt werden, kann man es doch schwerlich weise nennen, immer neue kleine Missionen in Angriff zu nehmen, von denen zu fürchten steht, daß sie nur ein kümmerliches und vermutlich kurzes Dasein haben werden!

Seit Ende vor. Jahres befindet sich der zweite Inspektor der Baseler M.-G, Prätorius, auf einer Visitationsreise durch das Goldküstengebiet der genannten G. Es ist dies die erste deutsche Visitation der klimatisch so gefährlichen afrikanischen Westküste und sie wird, so anders der Visitator wie bisher gesund erhalten bleibt, auch die Arbeit der norddeutschen M.-G. auf der Sklavenküste umfassen. Die im „Heidenboten" veröffentlichten Reise- und Visitationsberichte enthalten trotz ihrer Kürze eine Fülle des interessantesten Stoffes, der den Leser stets nach der Fortsetzung begierig macht und schon jetzt zu der Annahme berechtigt, daß die qu. Inspektionsreise für die Weiterentwickelung der westafrikanischen M. fruchtbare Folgen haben wird. Gottes freundliche Allmachtshand führe den Inspektor auch fernerhin gnädig durch alle Gefahren, daß ihm auf der Goldküste vergönnt werden möge, was seinem erkrankenden Kollegen auf der indischen Inspektionsreise versagt blieb: die so hoffnungsvoll begonnene Visitation auch glücklich zu Ende zu führen. — Von der Visitationsreise des brüdergemeindlichen Bischofs Kühn in Südafrika ist bis jetzt wenig berichtet worden. — Auch seitens außerdeutscher M.-GG. haben in der letzten Zeit eine ganze Reihe Visitationen stattgefunden und sind auch in diesem Jahre wieder verschiedene im Gange — ein Beweis, daß die Visitationen immer mehr als eine unabweisbare Pflicht der heimatlichen Missionsleitungen anerkannt werden.

Während im großen und ganzen die Thatsache mit hoher Befriedigung zu konstatieren ist, daß in der fachwissenschaftlichen wie politischen Presse die früher so häufigen verdächtigenden Angriffe auf die Mission einer objektiveren, ja selbst wohlwollenden Beurteilung derselben Platz gemacht, sind uns in der neuern Zeit wieder verschiedene Auslassungen begegnet, die an den alten Ton erinnern und unsrerseits einiger Korrektur bedürfen. So lesen wir im „Ausland" (1882 S. 899), daß im Verein für Erdkunde zu Halle ein Dr. von Steiner die europ. Civilisation in Polynesien als eine barbarische bezeichnet habe. „Missionar und Kaufmann hätten nur der eine das ora, der andre das labora im Sinn. Keiner bekümmere sich um die Geschichte, die Seele des Volks, das sie einem unbeschriebenen Blatte verglichen. Von einem sorgfältigen Studium der früheren Zustände sei keine Rede. Am drückendsten werde diese Behandlung der Insulaner, wenn Missionar und Kaufmann in einer Person sich vereinigen. So verleide das Benehmen der Wesleyanermissionare auf den Tongainseln den Besuch dieser Inseln vollkommen. Nach 9 Uhr dürfe kein Licht mehr brennen, kein Tanz mehr stattfinden. Der Reisende erfuhr auch, daß 60 junge Mädchen auf Monate hin zu harter Straßenarbeit verurteilt waren, weil sie die alte polynesische Sitte, welche vor der Hochzeit den Mädchen eine größere Freiheit gestattete, noch festgehalten hatten. Auf den Samoainseln seien die Verhältnisse besser, weil hier ein menschenfreundlicher Missionar wirke und auch die Kaufleute sich in Schranken hielten." — Ich beschränke mich auf eine dreifache Erwiderung: 1) der betreffende Referent kann die Missionsliteratur über Polynesien un-

möglich kennen. Allein in meiner Bibliothek befinden sich soviel — fast ausschließlich englische — auf gründlichstem Studium beruhende Werke von Missionaren über die dortigen „früheren Zustände“, daß ich mehr als eine ganze Seite mit bloßen Büchertiteln füllen müßte, wollte ich sie alle aufführen. Und welche zahllose Fülle von ethnologischem, linguistischem und religionsgeschichtlichem Stoff über die Polynesier enthält seit länger als einem halben Jahrhundert die periodische Missionspresse! Wenn man aber diese umfassende Literatur, die auch von Gerland und Meinicke reichlich benutzt ist, nicht kennt, darf man gewissenhafterweise den Missionaren auch den Vorwurf nicht machen, „von einem sorgfältigen Studium der früheren Verhältnisse sei bei ihnen keine Rede.“ 2) Es ist einfach nicht wahr, daß die Missionare nur das **ora** im Sinn hätten, obgleich wenn es so wäre, man ihnen verständigerweise daraus keinen Vorwurf machen könnte, denn sie thäten damit nur, was ihres Amtes ist. Aber sie geben sich redlich Mühe, die Eingebornen auch das **labora** zu lehren. Der Dr. von St. ist in seiner Weise des ja selbst Zeuge, denn er berichtet, daß „Missionar und Kaufmann sich in einer Person vereinigt“ und daß die Mission für Straßenbau sorgt. Sonderbar: erst wird es den Missionaren zum Vorwurf gemacht, daß sie nur das **ora** im Sinn hätten und dann doch von einer „barbarischen Civilisation“ geredet, wenn sie auch zum **labora** anhalten! Wie sollen sie's nun recht machen? 3) Daß Wesleyanische Missionare in der Kirchenzuchtübung manchmal etwas puritanisch streng verfahren, ist richtig. Aber sie werden wohl bei dem Kinderzustande der Eingebornen und der furchtbaren Versuchung zu Fleischessünden seitens unzüchtiger Weißer Grund zu energischer Zucht haben. Dr. von Steiner läßt das ja deutlich genug zwischen den Zeilen lesen und zwar scheint es, als ob er „die größere Freiheit der Mädchen vor der Hochzeit“ selbst in Schutz nehme! Daß die Missionare nicht allzu rigoros verfahren, bezeugt der Referent ja selbst, indem er zugiebt, daß bis abends 9 Uhr der Tanz gestattet ist, das ist doch wohl lange genug. Wenn er gar die Zustände in Witi kennte (cf. z. B. „Ev. Miss.-Mag.“ 1882 S. 69), so würde er gefunden haben, daß selbst Wesleyanische Missionare die volkstümlichen Tänze, soweit sie mit dem christl. Anstand sich vertragen, konservieren. Die Verurteilung der unkeuschen Dirnen zu mehrmonatlicher Zwangsarbeit ist mir nicht recht glaublich. Auch der Reisende wußte ja nur von ihr durch Hörensagen und das ist bekanntlich eine unsichre Quelle, zumal wenn die Eingebornen merken, was die Forscher gern hören wollen.

Zum andern teilt der „Globus“ (Bd. XLII S. 287) und zwar mit sichtlicher Billigung ein Urteil der zu Gonda im Lande Ugunda (östlich vom Tanganyika) stationierten deutschen Afrikareisenden: Böhm, Kaiser[1]) und Reichard mit, welches wir als ein sehr ungerechtfertigtes Vorurteil bezeichnen müssen. Nachdem eine sehr dunkle Schilderung von den Zuständen unter der dortigen Bevölkerung gegeben worden ist, heißt es: „Hier ist allerdings eine geeignete Wirkungsstätte für Missionäre[2]) der Civilisation, nicht aber irgend welcher Kirche, deren Lehren ein Neger doch nun und nimmer erfassen wird . . . Nach den von uns gesammelten Erfahrungen über die Art des Wirkens der Missionen sind wir entschlossen, etwa hier anzulegende Missionsstationen durchaus nicht zu unterstützen, da derartige Anstalten unsern Bestrebungen nur schädlich sein könnten.“ Ich fühle mich nicht

---

[1]) Kaiser ist mittlerweile gestorben und die genannte Station aufgelöst!

[2]) Ich möchte doch eigentl. wissen, warum man in den hochwissenschaftlichen Zeitschriften beharrlich bei der französierten Form Missionär bleibt und nicht, wie es sich gehört, von **missonarius** die deutschere Form Missionar annimmt.

berufen den Abbé Debaize gegen die Beschuldigungen zu verteidigen, welche die genannten Herren gegen ihn erheben; will mit ihnen auch in keine Diskussion eintreten über eine konfessionslose Mission. Aber darum möchte ich bitten, doch zu veröffentlichen: was für „Erfahrungen" die Reisenden über „die Art des Wirkens der (protestantischen) Missionen" zwischen der afrik. Ostküste und dem Tanganyika gemacht haben! Soviel ich weiß, war Böhm kurz vor dem Tode des Missionsarztes Dr. Southon in Urambo und dort muß er auf gesegnete Spuren der noch jungen protest. Mission gestoßen sein. Ob die deutschen Reisenden die paar Stationen der Ch. M. S. auf der Etappenstraße nach dem Nyanza kennen gelernt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auf diesen Stationen sie jene schrecklichen Erfahrungen nicht gemacht haben können. Andere nicht voreingenommene Reisende haben ganz andere Erfahrungen gemacht, wie z. B. die Reisewerke von Thomson und Holub beweisen. Über die gedrohte Entziehung ihrer Unterstützung der Mission würden sich die Missionare wohl zu trösten wissen, zumal bis jetzt die Verhältnisse fast überall so liegen, daß die Reisenden vielmehr die Unterstützung der Missionare als diese der Hilfe jener bedürfen. Aber immerhin: schön ist diese Drohung nicht und es schmerzt, daß deutsche Reisende sie gemacht haben. Bis jetzt sind immer und überall die Missionare die bereitwilligsten Helfer und die liebenswürdigsten Wirte der Forschungsreisenden gewesen — wie, wenn sie auf solche Drohungen mit Repressalien antworteten? Sie stehen zu hoch dazu, um es zu thun; aber wenn sie durch Urteile wie die der deutschen Reisenden in Ugunda verstimmt würden, wer wollte ihnen einen Vorwurf machen? — Übrigens dürfte auch bezüglich des Urteils der Reisenden über die Missionen volle Berechtigung haben, was sie (nach „Ausland" 1883 S. 207) über die Urteile der Passanten unter den Reisenden bezüglich afrikanischer Zustände schreiben, daß nämlich erst „das jahrelange Leben in ein und derselben Gegend" ein zutreffendes Bild zu zeichnen ermögliche. Und wenn ihr „Einblick in die Gewohnheiten und Anschauungen der Bevölkerung" ein so „Abscheu erregender" wurde, so sollen sie doch mit den Missionaren Nachsicht haben, die bei einer solchen Bevölkerung ausharren, und mildernde Gründe geltend machen, wenn dieselben nicht im Handumdrehen imstande sind, solche „verabscheuungswürdige" Leute zu Gentlemen umzuwandeln.[1])

Drittens hat ein Herr Audebert in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Verhandlungen derselben 1882 S. 470 f.) einen Vortrag über Madagaskar gehalten, der ebenso wie sein Artikel in der Zeitschrift: „Aus allen Weltteilen" (1883. März) zu mehrfachem Protest nötigt. Einmal ist es mit unsrer Unkenntnis von Madagaskar auch außerhalb des Howagebiets doch so ganz horribel nicht, wie Audebert glauben machen will. Abgesehen von der Fülle des Materials, die sich zerstreut im Chronicle der London M. S. findet, haben allein die Werke der beiden Missionare Mullens und Sibree doch manches Licht über die dortigen Zustände verbreitet. Das erstere scheint Audebert nicht zu kennen, daß er aber über das Sibreesche sonst allseitig gerühmte Buch so wegwerfend urteilt, ist gerade nicht schön von ihm; man muß auch anerkennen, was andre vor uns geleistet haben, und wenn er in dem bekannten Tone von dem „frommen Herrn" redet, so weiß man ja, wie das gemeint ist. Wir dürfen es uns allerdings schon gefallen lassen als „fromme Herren" bezeichnet zu werden, denn wir sehen in der That eine Ehre darin; aber was würde denn Audebert sagen, wenn wir ihn als den

[1]) Übrigens bringt Nr. 10 des Globus einen Artikel über die Feuerländer, der recht anerkennend über die dortige Mission urteilt und auf den wir gelegentlich zurückkommen werden.

„gottlosen Herrn“ citieren wollten? — Nun zur Sache. In dem Referat über den Berliner Vortrag heißt es: „die Bekehrung (der Howas) zum Christentume wird namentlich durch die Vorteile unterstützt, welche die Proselyten aus den von den Missionaren erlernten technischen Fertigkeiten ziehen; im übrigen ist das Christentum der Bekehrten ein rein äußerliches, das sie mehr nur zur Schau tragen, um den Ausländern in diesem Punkte gleich zu stehen. Auf Andringen der Missionare ist die Vielweiberei untersagt worden, es kehren sich aber nicht gerade viele an diese Anordnung. Radamah[1]), die Königin selber, geht im Punkte der Sitten nicht mit sonderlich gutem Beispiele voran; sie erkor ihren Premierminister zum Gemahl trotz lebhaften Protestes seiner Gattin. Diese letztere mußte samt ihren bereits erwachsenen Kindern das Feld räumen.“ — Dieser ganze Passus beruht auf schiefen Urteilen und giebt von den Zuständen innerhalb der c. 300 000 Seelen zählenden christl. Gemeinden Madagaskars ein ganz schiefes Bild. Wir sind gar nicht geneigt, die dortigen christl. Zustände zu idealisieren, wie dies auch die Berichte der Missionare in keiner Weise thun. Wo im Laufe von einem Jahrzehnt hunderttausende in die christl. Kirche einfluten, da werden auch viele faule Fische mitgefangen, und ein so tief in Lüge und andre Laster eingewöhntes Volk, als welches Audebert selbst und zwar mit recht starken Farben die Howas charakterisiert, wird in seiner Masse in so kurzer Zeit nicht geheiligt. Aber das Motiv, welches Audebert für die Annahme des Christentums seitens der Madagassen anführt, ist unzutreffend. Bis jetzt waren die Missionskenner der Meinung, daß die Massenbekehrungen in der altgewohnten sklavischen Unterwürfigkeit gegen die Herrscher ihren Grund gehabt und eingetreten seien, als mit der Annahme des Christentums seitens der Königin viele ihrer Unterthanen glaubten, aus Gehorsam ihrem Beispiel folgen zu müssen — ein Mißverständnis, das den Missionaren Kampf genug bereitet hat. Wir wollen uns merken, daß nach dem Zeugnis Audeberts die Missionare in Madagaskar nicht bloß „das ora im Sinne gehabt“, sondern auch „technische Fertigkeiten“ gelehrt, also als „Missionäre der Civilisation“ sich thatsächlich bewiesen haben. Aber neu ist uns, daß dadurch die Bekehrung der Massen zum Christentum wesentlich herbeigeführt worden sein soll! Ebenso will es uns nicht einleuchten, daß die Madagassen „der Ausländer wegen“ ihr Christentum zur Schau tragen. Die meisten dieser Ausländer gehören wahrlich nicht zu den Leuten, bei denen man sich insinuiert, wenn man sich zum Christentum bekennt. Wohl: das Christentum vieler Bekehrter ist noch etwas äußerliches; aber das ist eine ungerechte und unwahre Generalisierung: schlechthin das Christentum aller Madagassen als ein rein äußerliches zu bezeichnen. Es giebt auch zehntausende, bei denen das nicht der Fall ist. — Wenn der Audebertsche Bericht ferner behauptet oder doch wenigstens den Schein erweckt, als ob es innerhalb der christlichen Gemeinden sogar „viele“ Polygamisten gebe, so ist das abermals nicht wahr. Ja, die Missionare haben einen ernsten Kampf gegen den Leichtsinn in Ehesachen zu kämpfen bei einem Volke, das von alters her in der Ehe kein festes Band erblickte; aber daß die Vielweiberei in den christl. Gemeinden herrschend wäre — dafür wollen wir die Beweise erwarten. Was endlich die gegen die jetzige christliche Königin erhobene Beschuldigung betrifft, so ist uns völlig unbekannt, daß sie „im Punkte der Sitten“ mit schlechtem Beispiele vorangehe. Richtig ist, daß als sie vor 16 Jahren den Thron bestieg, sie den ersten Minister heiratete, und daß dieser sich von seiner Frau schied; aber Audebert hätte nicht vergessen sollen zu bemerken, daß beide damals die Taufe

[1]) Wir pflegen sie Ranavalona zu nennen.

noch nicht empfangen hatten, daß diese Verehelichung der Königin mit dem ersten Minister alte madagassische Sitte war und daß eine Ehescheidung bei den Howas als eine sehr leichte und gebräuchliche Trennung galt. Künftig wird ohne Zweifel diese Sitte in Wegfall kommen, wenigstens falls der Minister bereits verheiratet ist. Unter dieser Beleuchtung gewinnt der von unserm Standpunkte aus ja höchst tadelnswerte und damals von den Missionaren genug beklagte Schritt der Königin doch ein etwas anderes Ansehen und jedenfalls kann er nicht gemißbraucht werden, um der christlichen Mission einen schlechten Namen zu machen. —

In der Berliner geographischen Gesellschaft (Verhandlungen 1882 N. 10) hielt auch der Ende v. J.'s nach 3½jähriger Abwesenheit nach Europa zurückgekehrte Dr. Finsch einen Vortrag über seine Reisen in Mikronesien und dem östlichen Melanesien — zu unsrer angenehmen Überraschung diesmal ohne Invektiven gegen die Mission, die sich in seinen Berichten sonst so zahlreich finden. Charakteristisch in diesem Vortrage ist die immer wiederkehrende Klage, daß „durch den immer wachsenden Einfluß des Handels und der Mission die letzten Spuren des einstigen Naturlebens dieser Inselbewohner bald vollständig zerstört sein werden." So heißt es z. B. von der Karolineninsel Kusai: „So sehr ich die von v. Kittlitz geschilderte Tierwelt noch dieselbe fand, so sehr hatte sich die Bevölkerung verändert." „Sie ist vollständig christianisiert, spricht mehr oder minder englisch (schade!), geht aber trotz dieser erheblichen Civilisation rasch ihrem Ende entgegen;" von Ponapé: „daß die Eingebornen durch den Einfluß von Walfischfahrern und Missionaren längst nicht mehr diejenigen sind, wie sie uns das Reisewerk des „Senjavin" unter Lütke schildert." Besonders gut kommen die Missionare der London M. S. in Port Moresby (Neu-Guinea) weg, „weil sie nicht so zerstörend auf die Sitten und Gebräuche der Eingebornen einwirken, als dies die Wesleyaner und Hawaiier thun", ja Miss. Chalmers erhält sogar das Prädikat „strebsam" und das Zeugnis, „besser mit den Eingebornen vertraut zu sein als irgend ein andrer." —

In England sind seitens verschiedener M.-GG. wiederholte Deputationen an das auswärtige Amt resp. den Kolonien-Minister entsandt worden, um ihre Hilfe gegen allerlei Übelstände zu erbitten. Zunächst gegen den ägyptischen Sklavenhandel, der in Sudan jetzt wieder schwungvoller betrieben wird als vor der Insurrektion Arabis. Selbstverständlich wurde seitens der Regierung versichert, daß sie diesem Unwesen ihre ernsteste Aufmerksamkeit schenke und alles thun werde, um energisch dagegen einzuschreiten; ob freilich ihre Macht ausreichen wird, wirklich etwas zu erreichen, das steht auf einem andern Blatte, zumal noch immer wenig Aussicht ist, die im Aufstand begriffenen Sudanländer der ägyptischen Herrschaft thatsächlich zu unterwerfen, und wenn das auch geschieht, Beamte zu finden, welche die Tendenzen der englischen Regierung ehrlich unterstützen. — Ziemlich ohne Resultat war eine andre Deputation, welche ein Einschreiten gegen den zunehmenden Einfluß Frankreichs auf den Neuhebriden und Beschränkung des dortigen Arbeiterhandels erbat. Der Regierungsvertreter begnügte sich mit allgemeinen Versicherungen des Interesses an diesen Fragen, lehnte aber eine britische Annektierung der Neuhebriden entschieden ab und erklärte den legalen (!) Arbeiterhandel für eine wirtschaftliche Notwendigkeit. — Auch in der Streitsache Frankreichs gegen Madagaskar haben sich die englischen Missionsfreunde an ihre Regierung gewendet, um das Inselreich gegen die ungerechten Ansprüche seines mächtigen Gegners in Schutz zu nehmen. Angesichts der politischen Lage in Ägypten äußerte sich das englische Government freilich ziemlich reserviert, ja eine zeitlang schien es fast, als wolle dasselbe Frankreich in Madagaskar freie Hand lassen als Entschädigung für die Einbuße seines Prestige in

Ägypten. Jetzt herrscht ziemliches Schweigen über die vorher so hitzig betriebene Frage und aus demselben darf man wohl schließen, daß es dem englischen Einflusse gelungen ist, den Prätensionen Frankreichs einen Riegel vorzuschieben. Ob die madagassischen Gesandten, wie sie beabsichtigt, auch nach Berlin gehen werden, darüber berichten die Zeitungen neuerdings nichts. Im Gegensatz zu der halben Gefangenschaft, in welcher man sie in Paris gehalten, wurde ihnen natürlich in England ein enthusiastischerer und liebenswürdigerer Empfang zu teil. Besonders seitens der Londoner M.-G. und der Bibel-G. wurde ihnen große Aufmerksamkeit geschenkt und die Zwecke ihrer Mission auf jede Weise gefördert. In einer solennen Versammlung im Missionshause der genannten Gesellschaft sprachen die Gesandten mit beredten Worten den Dank aus, welchen ihr Vaterland der Thätigkeit derselben schulde (Chron. 1883 S. 12 ff.).[1])

Die Church M. S. hat in den neusten politischen Vorgängen in Ägypten einen göttlichen Fingerzeig erblickt, ihrerseits daselbst eine Mission zu beginnen und ihre Arbeiten unter den Mohammedanern Palästinas und Persiens zu erweitern. Missionar Klein ist von Jerusalem nach Kairo übergesiedelt und hat seine Arbeit im Anschluß an die Schulthätigkeit der Miß Whately bereits begonnen, welche dadurch in eine offizielle Verbindung mit der genannten Gesellschaft getreten zu sein scheint, worüber man sich nur freuen kann (Int. 1882 S. 697. 1883 S. 180). Auch eine neue Mission in Aden (Int. 1882 S. 713 ff.) und auf der Insel Honan ist von der Ch. M. S. ins Auge gefaßt. — Leider hat sie abermals einen ihrer tüchtigsten Missionare wegen Irrlehre entlassen müssen, nämlich den Missionar Dening zu Hakodate in Japan, welcher sich in einem Schreiben an das Komitee als einen festüberzeugten Anhänger der in Amerika und England immer mehr um sich greifenden Lehre von der bedingten Unsterblichkeit resp. der völligen Vernichtung der Gottlosen bekannte (Int. 1883 S. 114). Leider geht

[1]) Mittlerweile haben die Zeitungen die Kunde gebracht, daß ein französisches Kriegsschiff in Tamatave gelandet ist und 4 weitere Kriegsschiffe in Nossi Bé für einen etwaigen Angriff bereit liegen. Der Standard, welcher einen eignen Korrespondenten nach Tamatave gesandt, ist voll Entrüstung über diese ungewöhnliche Handlungsweise Frankreichs, das nicht einmal die Rückkehr der Gesandten, die sich zur Zeit in Nordamerika befinden, abgewartet, um mit Gewaltmaßregeln vorzugehen. Die Aufregung in Madagaskar ist ungeheuer. In der Hauptstadt wird eine Armee gesammelt, die Küstenbewohner ziehen sich nach dem Innern zurück und ein blutiger Zusammenstoß scheint unvermeidlich. Die ungesunden klimatischen Verhältnisse, „die Generale Fieber und Wildnis", welche wie ein starker Vorposten zwischen der Küste und dem Innern Wacht hatten, leisten den Madagassen hoffentlich gute Dienste gegen die ungerechten Angreifer. Der Standard malt die kommenden Eventualitäten ziemlich dunkel aus. Nicht bloß der aufblühende Handel sondern auch die durch die Mission eingeführte christliche Civilisation gehe einer Zerstörung entgegen. Schon rege sich die alte heidnische Partei, welche den drohenden Krieg als die Folge des Wirkens der Missionare darstelle und gegen die christliche Regierung aufwiegle. Jedenfalls sei das Leben aller Europäer, wenigstens außerhalb der Hauptstadt, in der größten Gefahr. Kurz: Madagaskar befindet sich in einer äußerst kritischen Lage. Ob England in der letzten Stunde noch vermittelnd eingreifen wird? Wir wissen es nicht. Wieder einmal giebt eine christl. Macht der Welt das traurige Schauspiel einer schreienden Ungerechtigkeit gegen ein schwächeres außereuropäisches Volk, durch welche der Name Gottes gelästert werden muß unter den Heiden. — Herr Gott im Himmel sieh darein und laß dich des erbarmen!

Missionar Dening, der übrigens im Frieden von der Gesellschaft geschieden ist, wieder auf seine frühere Station in Japan zurück, so daß vermutlich eine ähnliche Spaltung in der christlichen Gemeinde von Hakodate eintreten wird, wie sie leider in Metlakatla nun perfekt geworden ist. Gegen 100 der dortigen Christen haben sich nämlich von Mr. Duncan geschieden und sind bei der Ch. M. S. verblieben, während die große Majorität (gegen 1100) bei ihrem alten Missionar aushält, der Anschluß an die Reformed Episcopal Church gefunden hat. Unliebsame Streitigkeiten sind über einzelne Missionsbaulichkeiten ausgebrochen, so daß der entstandene traurige Riß immer schroffer wird und wenig Hoffnung bleibt, ihn später wieder zu heilen (Int. 1883 S. 179).

Am 7. December des vor. J.'s fand in der Dreifaltigkeitskirche zu Cambridge die Taufe eines jungen japanischen Studenten statt, der schon längere Zeit aufrichtig die Wahrheit gesucht und durch die Predigten Moodys zu dem lebendigen Glauben an Christus gekommen war. Kenzo Wadagaki ist ein Graduierter der kaiserlichen Universität zu Tokio, von seiner Regierung nach Europa geschickt, um hier Nationalökonomie zu studieren und dann in den japanischen Staatsdienst zu treten. Ein Universitätsgeistlicher vollzog die heilige Handlung und neben 3 Missionaren war ein vornehmer in Amerika bekehrter Landsmann Wadagakis Taufzeuge. Möchten viele der jungen Japanesen, die sich in europäischen Universitätsstädten aufhalten, seinem Beispiele folgen und nicht bloß wissenschaftliche Bildung sondern auch den christlichen Glauben mit in ihr Vaterland heimbringen (Int. 1883 S. 5 f. „Ev. Miss.-Mag.“ 1883 S. 85 f.).

Die sog. „Heilsarmee“, die jetzt selbst in allen politischen Blättern so viel von sich reden macht, ist nun auch in die Heidenmissionsarbeit und zwar zunächst in Indien eingetreten. Während seitens der indobritischen Regierung ihr spektakelreiches theatralisches Auftreten in Kalkutta inhibiert wurde, trat der bekannte Führer der new dispensation des Brahmo Samadsch, Tschander Sen, als Anwalt der Religionsfreiheit für die Salvationisten ein und wie es scheint ist jetzt unter gewissen Beschränkungen die Arbeit ihnen gestattet. So wenig wir nun auch die polizeilichen Gewaltmaßregeln gegen das Auftreten der Heilsarmee in der Schweiz wie in Indien billigen, so können wir doch nicht anders als das Eindringen derselben in die Heidenmission tief beklagen. Es ist ein höchst bedenkliches Zeichen der Ungesundheit unsrer religiösen Zustände, daß aus dem Lager der Gläubigen nicht energischere Proteste gegen eine Bewegung laut werden, welche statt der von Gott sanktionierten einfachen Evangelisierungsmittel unnatürliche Künste in Anwendung bringt, die der Weihe des Heiligtums gänzlich entbehren. In diesem Urteil kann uns auch der Erfolg nicht erschüttern, welcher von der Bewegung berichtet wird. Wir sind allerdings nicht in der Lage über die Qualität desselben aus eigener Anschauung ein Urteil zu haben; aber wir kennen ein wenig Kirchengeschichte und wissen, daß, wo die Wasser Siloahs nicht stille geflossen, es immer nur Platzregen gegeben hat, die bald abgelaufen sind. Noch niemals ist das Reich Gottes gekommen „mit äußerlichen Gebärden“, und wenn auch das Neue eine Zeitlang geblendet und der epidemische Enthusiasmus eine gewisse Fieberkraft entwickelt hat, der Rückschlag ist nie ausgeblieben. Wenn die englische Hochkirche in ihrer romanisierenden Liebhaberei für das Ritual an dem Schaugepränge der Heilsarmee Wohlgefallen findet und ihrerseits die Form nachahmt, so kann das nicht gerade wunder nehmen; aber evangelisch tiefgegründete Christen können sich dadurch nicht bestechen lassen, einen Weg mitzugehen, der nimmermehr im Sinne und Geiste ihres himmlischen Hauptes ist. Man sagt: ohne solche Reizmittel lassen sich die Massen nicht erreichen. Wäre es so, so

träfe die Schuld das himmlische Haupt der Kirche, von welchem solche Reizmittel weder selbst gebraucht noch empfohlen sind. Aber irren wir nicht: die einfachen Mittel sind immer mächtiger als jede künstliche fleischliche Ritterschaft. Evangelisten wie Moody werden stets mehr bleibenden Segen schaffen als „Generäle“ wie Booth. Summa: Wir wollen daheim und auch auf dem Missionsfelde in der biblischen Einfalt und Nüchternheit bleiben und in der alten apostolischen Weise bitten und laden: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Mit allen andern Künsten bleibt es bei dem, was der ehrliche Wandsbecker Bote gesagt hat: „Sie spinnen Luftgespinste und kommen weiter von dem Ziel.“ [1])

In Holland haben sich die vielen dortigen Missionen wieder um eine kleine Gesellschaft vermehrt. Ende v. Js. hat nämlich die niederländisch luth. Kirche einen in Breklum ausgebildeten Missionar — statt wie früher beabsichtigt war, auf die Insel Engano — nach Sumatra und zwar zu den Redjangs gesandt. Bei der übrigens recht schönen Abordnungsfeier wurde das gute Recht einer selbständigen M. der niederl. Lutheraner zu verteidigen gesucht, für uns nicht in überzeugender Weise. Es ist ja sehr lobenswert, daß die niederl. Lutheraner sich energisch an der Heidenmission beteiligen; aber wenn sie sich nicht entschließen können einer der bereits bestehenden holländischen Missionen beizutreten und doch eine zu kleine Gemeinschaft bilden, um es zu einer selbständigen irgendwie bedeutenden Missionsthätigkeit zu bringen, sollte der Anschluß an eine deutsche lutherische M., z. B. Breklum, nicht fruchtbarer sein? Wir denken, auch in der Mission ist es weise nach dem bekannten Rate zu handeln: „Und kannst du selber kein Ganzes bilden, schließ an ein Ganzes dich an.“

Auch die lutherische Kirche Rußlands, die — von der finnischen M.-G. abgesehen — bis jetzt sich darauf beschränkt hat, deutsche luth. Missionen, vornehmlich die Leipziger und die Goßner'sche, zu unterstützen, hat im Laufe des vergangenen Jahres eine eigene kleine Missionsschule in Reval eröffnet, in welcher man aber auch Arbeiter für innere M., besonders unter den Esthen, heranzubilden gedenkt. Vorerst befinden sich 2 armenische Jünglinge in der Anstalt, die später als Schullehrer und Evangelisten unter ihren Landsleuten thätig sein sollen. (Ev. Miss.-Mag. 1882. S. 507.) Die lutherische Kirche der russischen Ostseeprovinzen wäre ja gewiß groß genug, um eine eigene Mission zu treiben und sie hätte auch Arbeit genug, wenn sie sich — wie das ihre Absicht zu sein scheint, — auf dasjenige Missionsgebiet beschränkte, welches innerhalb des ungeheuren russischen Reiches selbst liegt. Aber da, soweit uns bekannt, die russischen Gesetze nur gestatten, für die orthodoxe Kirche Konvertiten zu machen, so wird die neue M.-G. unter den Mohammedanern und Heiden, welche russische Unterthanen sind, gar nicht missionieren können, sondern sich auf die Belebung der christlichen Armenier beschränken, also von vornherein auf eine eigentliche Heidenmissionsthätigkeit (wenigstens in Rußland selbst) verzichten müssen.

Über die Frauen-Missionsthätigkeit in Amerika (teilweise in England) giebt

---

[1]) Unterdes sind die verwerflichen geheimen Reglements bekannt geworden, welche hoffentlich allen durch den Scheinerfolg geblendeten Verteidigern der Heilsarmee die Augen über diese durch und durch unevangelische militia Christi öffnen werden. Ich fürchte, daß nach der bereits beginnenden Diskreditierung in Europa der „General“ seine Offiziere erst recht auf die verschiedenen Missionsgebiete senden wird. Gott gebe doch allen Missionsleitern gesunde Augen, daß sie ihr Werk mit den fleischlichen Agitationen der Heilsarmee ja unverworren lassen.

die Miss. Review (1882 S. 452 ff.) folgende Übersicht, die wir ohne jedoch unsrerseits eine Garantie für ihre Vollständigkeit und Richtigkeit zu übernehmen, unsern Lesern mitteilen wollen, hoffend diesem in Deutschland bisher zu wenig beachteten Gegenstande später eine selbständige und eingehende Behandlung widmen zu können. Nach der genannten Quelle giebt es in Amerika folgende Frauen-Missionsgesellschaften:

1) Womans Union Miss. Society mit 52 Arbeiterinnen und 116,000 Mk. Einnahme.

2) Presbyterian Women's Board mit 110 Arbeiterinnen und 448 730 Mk. Einnahme. (?)

3) Baptist Woman's Miss. Union mit einer Einnahme von 224 528 Mk. Die Zahl der Arbeiterinnen ist nicht angegeben.

4) Woman's Board of Missions in connection with the A. B. C F. M., von welchem mir der Jahresbericht pro 1881 vorliegt. Nach demselben hat die genannte G. deren monatliches Organ: Life and Light for Woman 16 800 Abonnenten zählt, eine Einnahme von 531 000 Mk., mit welcher sie 89 Missionarinnen, 67 Bibelfrauen, 27 Kost- und 114 andere Schulen teils ganz erhält, teils unterstützt.

5) The Women of the Prot. Episcopal Ch., welche wesentlich für home missions und unter den Indianern und Negern thätig sind, vereinnahmten 79 802 Mk.

6) Meth. Ep. Woman's For. Miss. Society, deren Organ: Heathen Womans Friend 18 000 Abonnenten zählt, vereinnahmte 431 730 Mk. und unterstützte damit 38 Missionarinnen, 6 Hospitäler, 15 Kost- und 125 andere Schulen, 3 Waisenhäuser und über 200 Bibelfrauen und Lehrerinnen.

7) Woman's Miss. Soc. of the Meth. Ep. Ch. South vereinnahmte 100 438 Mk. und unterhielt 5 Missionarinnen, ebensoviel Bibelfrauen und zusammen 10 Schulen.

8) Women of the Meth. Prot. Ch. mit einer Einnahme von 5520 Mk. und 2 Arbeiterinnen.

9) Women of the Reformed (Dutch) Ch. mit einer Einnahme von 6236 Mk.

10) Women of the United Brethren Ch.: 6 Arbeiterinnen und 19 676 Mk. Einnahme.

11) Women of the Cumberland Presbyt. Ch. mit 8055 Mk. Einnahme und 4 Missionarinnen.

12) Women of the Evang. Lutheran General Synod mit 12 687 Mk. Einnahme.

13) Women of the Canadian Bapt. Ch. mit einer Einnahme von 9800 Mk.

14) Women of the Disciplens of Christ (Christian Women's Board of Missions): 29 934 Mk. Einnahme.

15) Women of the African Ep. Ch. (Mite Miss. Soc.): 2460 Mk. Einnahme.

16) Women of the Evang. Association: ?

Das ist eine respektable Thätigkeit der Frauen für die Mission. Freilich, es werden auch Stimmen in Amerika laut, welche rufen: „Zu viel Frauen und zu wenig Männer!" (For. Miss. 1882 S. 203) und uns will scheinen, daß diese

Stimmen dort ernste Beherzigung verdienen. Bei uns in Deutschland ist dagegen die Klage berechtigt: „Zu wenig Frauen" und es dürfte endlich an der Zeit sein, der Frage praktisch näher zu treten: „Wie ist auf gesunde Weise eine größere aktive Anteilnahme unsrer deutschen Frauen an der Heidenmission herbeizuführen? — eine Aufgabe, welche zunächst unser Berliner „Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande"[1]) in die Hand nehmen sollte. Das Missionsblatt, welches derselbe herausgiebt, sollte sich zu einem Organ für die gesamte missionsfreundliche deutsche Frauenwelt erweitern, in derselben vorführen, was ihre Schwestern englischer Zunge für die Mission thun und die für deutsche Frauen geeigneten Mittel und Wege erforschen und aufzeigen, auf denen die weibliche Kraft für die Mission nutzbar gemacht werden kann.

Der Missionary, das Organ der südlichen Presb. Ch. in the Unit. St., giebt (1883 S. 26) folgende Übersicht über die Skala der Missionsleistungen innerhalb der Hauptkirchengemeinschaften Nordamerikas. Obenan stehen die Kongregationalisten (Am. Board) mit c. 7 Mk. pro member (also etwa 1,75 pro Kopf); dann folgen die Presbyterianer des Nordens mit 4 Mk. pro member (c. 1 Mk. pro Kopf); die Episkopalisten mit etwas über 2 Mk. pro m. (53 Pf. pro Kopf); die Presbyterianer des Südens mit 2 Mk. und etwa eben soviel die Reformed (Dutch) Ch. (50 Pf. pro Kopf); die Baptisten des Nordens mit 1,72 Mk.; die nördlichen Methodisten mit 72 Pf.; die südlichen Methodisten mit 48 Pf.; die südlichen Baptisten mit 24 Pf. pro member. Mit den höchsten unter diesen Leistungen kann sich bei uns nur die Brüdergemeinde messen, während die niedrigsten doch von mancher deutschen Kirchenprovinz übertroffen werden — freilich ein zweifelhafter Trost.

Die Am. Miss. Association gedenkt sich von der Heidenmissionsthätigkeit außerhalb Amerikas ganz zurückzuziehen und ihre Arbeit auf die Farbigen innerhalb der Vereinigten Staaten zu beschränken. Seitens des Am. Board ist die einzige von ihm noch betriebene Indianer- (Dakota) M. an die Assoc. abgetreten worden, so daß diese jetzt ausschließlich home work, jene ausschließlich foreign mission treibt. Die von der Assoc. versuchte neue sog. Arthington-Mission im Sobatgebiete soll den United Presbyterians angeboten werden, welche in Ägypten stationirt sind, während die Mendi-Mission in Westafrika von den United Brethren in Christ (nicht zu verwechseln mit der Brüderkirche), die im Scherbrodistrikt bereits eine kleine M. haben, übernommen werden wird. (Am. Miss. 1882. S. 385 ff. 1883 S. 3. Miss. Her. 1883 S. 91 f.)

Der in den vorjährigen Rundschauen wiederholt erwähnte Mr. Cook, der auf seiner Reise durch Indien und Japan vor dem gebildeten heidnischen Publikum der großen Städte viele großes Aufsehen erregende apologetische Vorträge gehalten, ist in sein Vaterland zurückgekehrt und hat gelegentlich einer Vorlesung in Boston über seine Reiseerlebnisse, speciell seine Missionserfahrungen, allerlei interessante Mitteilungen gemacht, aus denen wir einiges zur Kenntnis unsrer Leser bringen wollen. Unter allen

---

[1]) Nach dem letzten Rechenschaftsberichte hatte dieser Verein eine Einnahme von nur 5192 Mk., mit dem vorjährigen Kassenbestand von 12047 Mk. und unterstützte er außer einer Anzahl Pflegekinder in Indien 18 teils unverheiratete Missionslehrerinnen, teils verheiratete Missionarsfrauen.

Missionen, die Cook kennen lernte, bezeichnet er die des Am. Board als am erfolgreichsten in der Erziehung der Eingebornen zur Selbsterhaltung. — Daß in Japan dieses Ziel in verhältnismäßig kurzer Zeit und so großem Umfange bereits erreicht ist, kommt nach seinem Zeugnis daher, daß hier das Evangelium weit mehr als in Indien in die mittleren Klassen eingedrungen ist. Bevor in Indien und China nicht größere Scharen aus diesen Klassen für das Christentum gewonnen sind, wird auch die völlige Selbsterhaltung der dortigen Missionsgemeinden nicht erreicht werden. — Nach Cook's Erfahrung ist der importierte Unglaube in den gebildeteren Klassen fast ein größeres Hindernis für die Bekehrung zum Christentum als der väterliche heidnische Aberglaube. „Diesen letzteren in meinen Vorlesungen anzugreifen, fand ich selten nötig. In den allermeisten Fällen mußte ich die ganze Wucht meines Angriffs gegen den importierten Unglauben richten. Die Hauptgegenstände in den religiösen Diskussionen des Orients sind ganz dieselben Streitfragen zwischen Christentum und Unglauben, wie bei uns." Daher braucht man die tüchtigsten Männer auf dem Missionsgebiete. Ein fruchtbareres Feld segenbringender Thätigkeit als es die Städte Indiens, Chinas und Japans darbieten, können die begabtesten und wissenschaftlich gebildetsten Theologen sonst nirgends finden. (Indep. v. 8./2. 83.)

Literatur-Bericht.

1) **Gerhard**: „Geschichte und Beschreibung der Mission unter den Kolhs in Ostindien." Mit einer Karte (Berlin, Buchhandlung der Goßnerschen Mission 1883. 1,50 Mk.). Ein recht übersichtlich geschriebenes Buch, das die Entwicklung der Kolhsmission bis zur neusten Zeit in 6 Hauptkapiteln klar darlegt: 1) die Zeit der Aussaat und ersten Blüte; 2) Schnelles Wachstum nach außen, schwere Kämpfe im Innern; 3) Neue Ordnung und neues Leben; 4) Acht Jahre gedeihlicher Entwicklung; 5) Eine Rundreise mit dem Missionsinspektor; 6) Die letzten 4 Jahre. Zwar der Kenner dieser Mission und ihrer Literatur findet, das letzte Kapitel ausgenommen, nicht gerade viel neues in dem Gerhardschen Buche, aber wer mit den Arbeiten von Jellinghaus, Nottrott und Plath noch nicht bekannt ist, bekommt durch dasselbe eine recht brauchbare und durch manche Originalmitteilung bereicherte Zusammenstellung aller wesentlichen Momente. Ein sehr wertvolles Veranschaulichungsmittel ist die beigegebene Specialkarte. Daß, wie S. 116 mitgeteilt wird, 2 Stationen aus Mangel an Mitteln neuerdings an die schottische Staatskirche abgetreten worden sind, ist in der Missionsrundschau bereits erwähnt worden. Wenn wir dieser niederschlagenden Nachricht noch die andre (S. 121) zufügen, daß bereits 5 jesuitische Missionsstationen im Kolhsgebiet errichtet sind, auch ein Jesuiten-Seminar und Nonnenkloster zu Hazaribagh besteht, so dienen diese Mitteilungen aus dem Gerhardschen Buche hoffentlich dazu, die Freunde der Kolhsmission zu energischerer Thätigkeit und größeren Opfern anzuspornen.

2) **Kolberg**: „Nach Ecuador. Reisebilder." 2. Aufl. (Freiburg, Herdersche Buchhandlung 1881). Der Verfasser, ein naturwissenschaftlich und mathematisch gebildeter Jesuit, der als Professor an das von dem tüchtigen Präsidenten Moreno gegründete Polytechnikum nach Quito berufen war, giebt in dem Rahmen einer frisch und interessant geschriebenen Reisebeschreibung nicht nur eine Fülle höchst lehrreicher naturkundlicher Betrachtungen und geographischer Skizzen, sondern auch (was für unsre Zwecke das Buch so wertvoll macht) anschauliche Kulturbilder aus den spanisch-südamerikanischen Staaten, die um so mehr Beachtung verdienen, als ein Jesuit der Zeichner ist. Es ist eine wirklich gediegene Arbeit, die in dem Kolbergschen Buche vorliegt, von einer Objektivität, wie die jesuitische Literatur sie gerade nicht oft aufzuweisen hat. Man kann bei dieser Lektüre vergessen, daß der Autor ein Jesuit ist; die gewöhnlichen Invektiven, zu denen der Gegenstand selbst freilich auch keine Veranlassung bot, fehlen; nur einmal hat uns der Ton verletzt, in welchem Kolberg (S. 26) über die englische Sonntagsfeier ganz nach der Art der Weltkinder spottet. Mit aller anerkennenswerten

Offenheit giebt er die Schandthaten der spanischen Eroberer, die er geradezu „Räuberbanden" nennt, zu (S. 83 f.), betont, daß dieselben eine bestehende Kultur zerstört haben statt eine neue zu bringen, und sieht in dem heutigen traurig niedern Kulturzustande der betreffenden von der Natur so gesegneten Länder ein gerechtes Gericht des vergeltenden Gottes. „Die Kinder der reichen Eroberer sind arm, sehr arm geworden, und wie sie sich bei all ihrem Landbesitz ernähren sollen, haben sie nicht gelernt. Das sind Gottes Mühlen." „In den übrigen Republiken, von Mejiko an bis Peru und Bolivia, steht es noch bedeutend schlechter als in Ecuador" und nach des Verfassers Beschreibung steht es in Ecuador gerade erbärmlich genug. Die einzige Hoffnung auf Besserung setzt er auf die indianische Urbevölkerung, die heute freilich auf einer ziemlich tiefen Stufe der Civilisation steht, aber doch noch mehr Kern hat als die gesunkenen, gänzlich indolenten Nachkommen der Spanier. Und es ist bald 400 Jahre her, daß der spanische Katholizismus in Südamerika einzog! Diese 400jährige Entwickelung ist das Gegenteil einer Kulturgeschichte. Natürlich bringt der Verfasser manches bei, um die römische Mission resp. den Katholizismus von der Schuld an dieser Mißentwickelung möglichst freizusprechen. Es fällt uns nicht ein, die römische Mission allein verantwortlich zu machen für die elenden sittlichen und kulturellen Zustände in den spanisch-südamerikanischen Staaten; aber daß sie eine große Mitschuld trägt, das sollten der Buße zugängliche Katholiken doch bekennen. Es muß doch wahrlich etwas sehr faul sein in der römischen Mission und Kirche, da sie durch eine 400jährige Thätigkeit keine religiöse, sittliche und geistige Hebung in jenen südamerikanischen Staaten zu bewirken vermocht hat. Da ihr hier ganz ausschließlich das Feld überlassen war, so kann sie diesmal die Schuld nicht auf den Protestantismus abwälzen, der in ihrer Geschichtschreibung so gern zum Sündenbock gemacht wird. In Südamerika hatte die römische Mission reichlich Gelegenheit, zu zeigen, was sie vermochte. Und welches klägliche testimonium paupertatis stellt ihr der heutige Zustand aus! Wir verweisen auf diesen „faulen Baum" wahrlich nicht mit Schadenfreude; aber das dünkt uns den heutigen römischen Großsprechereien und dreisten Geschichtsverdrehungen gegenüber doch angemessen, angesichts der Zustände in dem katholischen Südamerika, wie sie ein Mitglied der Gesellschaft Jesu gezeichnet hat, den römischen Pharisäern zuzurufen: hic Rhodus hic salta! — Bald hätte ich vergessen zu bemerken, daß das Kolbergsche Buch mit vielen meist vortrefflichen Illustrationen geschmückt ist.

3) **Spillmann:** „Vom Kap zum Sambesi. Die Anfänge der Sambesi-Mission. Aus den Tagebüchern der P. Terörde S. J. und aus den Berichten der andern Missionäre dargestellt." Mit zahlreichen Illustrationen und Karten (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1882). — Dem gediegnen Kolbergschen Werke gegenüber ziemlich leichte Ware! Den Hauptinhalt des übrigens nicht uninteressant geschriebenen Buches bilden die ziemlich abenteuerlichen Reiseerlebnisse der (kath.) Sambesi-Expedition mit geographischen und ethnologischen Schilderungen. Angesichts der vielen offenbaren Irrtümer und Fälschungen, welche das Buch bezüglich der protestantischen Missionen enthält, wird man aber auch gegen diese Partieen ziemlich mißtrauisch. Jesuitische Augen sehen die Dinge eben auf ihre Weise und jesuitische Federn haben ein großes Geschick in der Kunst der — Färbung. Es ist doch eine sonderbare Dreistigkeit des römischen Jesuitismus, protestantische Historiker über objektive Geschichtschreibung belehren zu wollen! Dafür hat uns das vorliegende Stück katholischer Missionsgeschichte neue Beweise in die Hand gegeben. Mit Janssenscher „Objektivität" hat der Verfasser Dr. Grundemann (S. 4—7) citiert, als „einen Mann, der gewiß keinen Stein auf seine Glaubensgenossen wirft, ohne durch die Wahrheit gezwungen zu sein." Nur macht er das jesuitische Kunststück, daß er sich auf solche vom protestantischen Wahrheitssinn mitgeteilte Thatsachen aus der alten Kapschen Kolonialgeschichte[1]) beruft, welche das

---

[1]) „So haben die berüchtigten Conquistadores nicht gewütet" ruft angesichts der von den alten Kolonisten an den Eingebornen Südafrikas geübten Greuelthaten mit dem bekannten römischen Pharisäismus der Verfasser aus. Daß wir Protestanten aus schwarz nicht weiß zu machen pflegen, hat ihm eben Grundemanns Urteil bewiesen. Aber daß die Schandthaten der südafrikanischen Kolonisten gegen die der südamerikanischen Conquistadores — Kleinigkeiten sind, das könnte der Verfasser aus dem eben besprochenen Werke seines Kollegen Kolberg lernen. Zum Überfluß

protestantische Gewissen aufs stärkste verurteilt, und dann — wegläßt, was seitdem nach dem Zeugnisse desselben Missionshistorikers Gutes geschehen ist! Doch nein! Er ist großmütig, edel und wahrheitsliebend genug nach der auf Grundemanns Urteil gestützten Nachtschilderung fortzufahren: „Doch Gerechtigkeit über alles! Was die holländischen Kalvinisten während der ersten anderthalbhundert Jahre vernachlässigten, das suchten seit dem Beginne der englischen Herrschaft die Sendboten von einem dutzend Missions-Gesellschaften verschiedener Sekten mit einem ungeheuren Aufwande von Geldmitteln, wozu die Kolonialregierung jährlich nicht weniger als 100 000 Mk. beisteuerte, auf allen Punkten des Kaplandes und bei allen Nachkommen der alten Hottentotten nachzuholen. Leider ohne irgendwelchen wirklichen Erfolg, wie Marshall aus den Zeugnissen der Protestanten selbst mit seiner gewohnten Schärfe auf das schlagendste nachweist." Warum beruft sich jetzt der Verf. nicht auf Grundemann, der doch „durch die Wahrheit gezwungen ist" durch Thatsachen zu belegen, daß die protestantische Mission in Südafrika, die sich übrigens keineswegs auf das Kapland und die Hottentotten beschränkt, ziemlich bedeutenden Erfolg hat? Da haben wir dieselbe Taktik wie mit dem Janssenschen Buche, dem nun massenhafte römische Skribenten, seine Karrikaturen noch überbietend, nachschreiben, welch ein Scheusal „nach den Zeugnissen der Protestanten resp. Luthers selbst" der große deutsche Reformator gewesen! Mir ist augenblicklich Marshalls Buch, das ich seiner Zeit genau studiert, nicht zur Hand. Es muß aber bereits 20—30 Jahre alt sein und ist in einem so tendenziös-gehässigen Sinne geschrieben, daß kein besonnener Historiker ein solches hämisches Machwerk als Geschichtsquelle ansehen wird. Aber für römische Geschichtschreibung sind die Entstellungen solcher Tendenzfabrikate ohne weiteres geschichtliche Wahrheit. Mehr über den obigen Passus zu sagen ist überflüssig;[1]) höchstens könnte noch bemerkt werden, daß die Regierung diejenigen Missionsschulen unterstützt, welche sich ihrem Schulreglement unterwerfen und vermute ich, daß sie für diesen Zweck sogar mehr als 100 000 Mk. jährlich ausgiebt!

Es ist natürlich nicht möglich, daß ich in dieser Anzeige dem bei jeder Gelegenheit die protestantische Mission herabsetzenden Buche Schritt für Schritt nachgehe, es ist auch nicht nötig. Zur Charakteristik nur noch 2 Fälle. Sehr ärgerlich war es den jesuitischen Missionaren, daß sie aus der gesegneten Londoner Missionsstation Schoschong wieder abziehen mußten, obgleich sie dem bekannten Häuptling Khahme ein schönes Martinigewehr (sic.) zum Präsent anboten, welches dieser aber ablehnte. Gegenüber den gewichtigen Zeugnissen für den christlichen Charakter dieses edeln Häuptlings wagen sie

---

empfehlen wir ihm aber noch das Studium von Buchmanns, eines katholischen Licentiaten der Theologie: „Die unfreie und die freie Kirche" S. 70 ff., woraus er auch lernen kann, daß er (S. 5) fälschlich behauptet: „Der katholische Missionär stellte sich zwischen die Conquistadores und die Opfer ihrer Habsucht und deckte mit seinem Leben das Recht und die Freiheit derjenigen, die Christus zur Freiheit der Kindschaft Gottes berufen hatte." Ja, das thaten einige edle Männer, aber nicht im allgemeinen: „der Missionär!" Wir wollen uns nicht der Thorheit des Selbstruhms schuldig machen. Aber daß die protestantische Mission mehr zur Befreiung der geknechteten Eingebornen gethan hat, als die alte und die neue römische, das dünkt uns ist eine Thatsache der Geschichte, die alle jesuitischen Federn der Welt nicht zu verdunkeln imstande sein werden.

[1]) Das S. 7 f. angeführte Citat aus den Miss. Travels in S. Africa (p. 115) von Livingstone kann ich weder in dem ersten noch in dem 2. Bande der in meinen Händen befindlichen deutschen Übersetzung finden. Wenn es im englischen Original steht, so bezweifle ich, daß es so lautet, wie unser Autor es übersetzt: „In Süd-Afrika ist eine solche Mannigfaltigkeit christlicher Sekten in raschem Laufe den Fußstapfen der Londoner Missions-Gesellschaft gefolgt, daß Bekehrte unsres Bekenntnisses, wenn man sie ihren eignen Hilfsmitteln überläßt (d. h. in gutem Deutsch: wenn man sie nicht mehr bezahlt) eifrig von andern aufgenommen werden, und so ist es wahrscheinlicher, daß sie verderben, als daß sie zu den eigentlichen christlichen Tugenden herangebildet werden." Die gesperrt gedruckte Stelle ist eine Probe seiner Übersetzungskunst!

auf diesen selbst keinen Angriff;[1]) dafür wird aber die Arbeit der Londoner Missionare, die sie beharrlich als „Wesleyaner" bezeichnen, desto mehr verkleinert (S. 121). „Viele sind getauft, allein wenige, fast keiner wußte, daß Christus Mensch geworden sei." (!) Ich war erst geneigt anzunehmen, der Verfasser hätte dieses von ihm selbst gesperrt gedruckte Citat aus dem Tagebuche der P. T. darum mit einem Ausrufungszeichen versehen, weil ihm diese Behauptung denn doch zu arg vorkam, glaube aber jetzt, daß er vielmehr die Behauptung des betreffenden Paters nur recht signifikant machen wollte. Der Aufenthalt der Jesuiten in Schoschong währte nur 4 Tage; hat P. T. während dieser kurzen Zeit die „vielen Getauften" etwa examiniert? Schwerlich. Mit Khame verständigten sich die Jesuiten durch einen Dolmetscher — auf welche Weise haben sie nun wohl in Erfahrung gebracht, daß „fast keiner wußte, Christus sei Mensch geworden?" Wenn man die protestantische Mission verleumden will, so muß man wenigstens nicht so plump erfinden.

S. 83 wird der von 2 katholischen Reisenden, von Holub (cf. diese Ztschr. 1882 S. 494) als ein „wahrer Apostel des Friedens" mit den höchsten Lobsprüchen geehrte und von Serpa Pinto („Wanderungen quer durch Afrika" II. S. 167) sehr anerkennend beurteilte Missionar Mackenzie folgendermaßen verleumdet: „Dieser gab sein Missionshandwerk (!) auf und ließ sich in Kimberley vom Gouverneur zum Präsidenten der jenseits des Malopo annexierten kleinen Stämme machen . . M. erinnert mich an einen deutschen Bibelmissionär dieser Gegend, von dem mir jemand sagte, daß er von Profession Schreiner ist, als Farmer das beste Vieh der Umgegend hat, als Doktor ein immenses Geld verdient und nebenbei als Missionär arbeitet; nächstens, fügte jener hinzu, wird er wohl nach Europa zurückkehren, um von seinen Renten zu leben." Ich fordre hiermit Herrn J. Spillmann, Priester der Gesellschaft Jesu, auf: für diese Behauptungen Beweise und Namen beizubringen; wo nicht, erkläre ich dieselben für eine infame Lüge. Was Missionar Mackenzie betrifft, so steht er bis heute zu Kuruman, wo er das Lehrerseminar der Londoner Missions-Gesellschaft leitet, im aktiven Missionsdienste, ist auch meines Wissens aus diesem Dienste niemals ausgetreten gewesen.[2]) —

---

[1]) Freilich er hat S. 46 seine Hiebe vorausbekommen; klüglicherweise auf die Art, daß man einen Eingebornen ihn verdächtigen ließ.

[2]) Ein nettes Pröbchen römischer Berichterstattung über protestantische Missionare liefert wieder die neuste Nummer der wie es scheint von dem Verfasser unsres Buches herausgegebenen „Katholischen Missionen" (1883 S. 64) aus dem brit. Nordamerika. In der Renntierbay habe man die katholischen Indianer an einem Sonntage, an welchem „mit größtem Pompe" katholische Andachten gefeiert wurden, in einen Saal der Handelskompagnie gerufen. „Zu ihrer großen Überraschung erblickten sie da den anglikanischen Bischof in großem Gepränge auf einer Erhöhung stehen, umgeben von Agenten, Commis und andern protestantischen Reisenden. Er gab ihnen das Zeichen zum Sitzen, dann sprach er zu ihnen mit einer weinerlichen, näselnden Stimme: „„Meine Freunde, meine Kinder, niemand auf der weiten Erde liebt euch so sehr und wünscht euch so viel Gutes als ich. Ja, ich bin sehr betrübt, zu sehen, daß ihr mich nicht einmal anblickt. Und doch, wollt ihr auf mich hören, so werde ich euch von dem gefährlichen Wege wegführen, den ihr auf den Rat des katholischen Bischofs und seiner Priester betreten, um zum Himmel zu gelangen. Dieser Bischof und diese Priester sind die Anhänger und Helfershelfer Satans, sie thun nichts als lügen u. s. w. u. s. w."" Das war unsern Neophyten genug; sie blickten sich gegenseitig an und der eine sagte zum andern: „„Der redet schlecht von unserm Pater."" . . . „„Du bist selbst ein Lügner"" riefen sie und verließen den Saal. Sie kamen dann zu mir, um zu erfahren, ob es wohl eine Sünde wäre, wenn sie den Prediger ergriffen und nach Gebühr züchtigten. Ich hatte alle Mühe, sie zu beruhigen." Credat Iudaeus Apella. Ein anglikanischer Bischof wird sich wohl anders benommen haben. Was muß im katholischen Volke die Frucht dieser systematischen Verleumdungsaussaaten sein! Übrigens wollen wir die Herren doch daran erinnern, daß „der heilige Vater" in Rom die protestantischen Missionare „Diener des Satans" genannt hat — eine apostolische Milde, für welche wir uns nicht auf unglaubwürdige Berichte sondern auf den offiziellen Beweis berufen.

S. 8 heißt es: „Der apostolische Vikar von Mauritius schickte von Zeit zu Zeit, der **protestantischen Unduldsamkeit** ungeachtet, einen Priester nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung" u. S. 40: „Die Katholiken sind am Kap völlig frei, die Priester selbst von Andersgläubigen geachtet und geehrt. Mit Vorliebe (?) schicken die Protestanten ihre Kinder in die katholischen Schulen" u. s. w. — wie reimt sich das? Wenn doch die Herren Jesuiten von „protestantischer Unduldsamkeit" überhaupt den Mund halten wollten!

Nur noch eins, was für die römische Missionsberichterstattung überhaupt charakteristisch ist, nämlich die einem Protestanten so widerwärtige fortgehende Selbstberäucherung, die sich u. a. auch nicht genug thun kann in Anführung der schmeichelhaftesten Devotionen, die angeblich überall, wohin sie kommen, den Sendboten der römischen Kirche zu teil werden. Aus hundert Fällen nur ein Citat: „Grahamstown zeigte uns eine Sympathie, die ans Unglaubliche grenzt. Der Abschied wurde schwer. Die Leute begnügten sich nicht damit, die Hände zu küssen, sie warfen sich selbst auf den Boden um die Füße zu küssen" (S. 51). Und das berichten die Herrn mit Befriedigung! Freilich kein Wunder, daß sie sich die Füße küssen lassen, nachdem sie selbst „zu den Füßen des glorreich regierenden Papstes Leo XIII. **gelegen**" (S. 23). Und dieser Papst will der Nachfolger **des** Apostels sein, der, als sich ihm auch einmal ein gewisser Kornelius zu Füßen warf, ihn sofort aufrichtete mit den Worten. „Stehe auf, ich bin auch ein Mensch." —

4) **Kähler**: „**Die Wissenschaft der christlichen Lehre** von dem evangelischen Grundartikel aus im Abrisse dargestellt" (Erlangen, Deichert 1883. 2,80 Mk.) 1. Heft: „**Einleitung u. Apologetik.**" — Es kann dieses Ortes nicht unsre Aufgabe sein, diese hervorragende systematisch-theologische Arbeit in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nach allen Seiten hin zu besprechen, aber wir haben die Pflicht uns hier mit ihr zu beschäftigen, weil sie nicht nur durch fortgehende Einflechtung von Missionsfragen und Missionsthatsachen in die „Apologetik" diese belebt und zugleich zu einem wertvollen Beitrage zur Missionswissenschaft gestaltet, sondern schon in der „Einleitung" (§ 9, 6) der Missionsthätigkeit der Kirche ihre berechtigte Stellung auch in dem Organismus der Theologie anzuweisen sich bestrebt, indem sowohl der praktischen Theologie wie der Kirchengeschichte und selbst der christlichen Lehrwissenschaft „wichtiger Anschauungsstoff durch sie erschlossen" werde. Es ist dies unsres Wissens das erste Mal, daß ein christliches Lehrwissenschaftsgebäude in dieser Weise das Recht der Mission auf Eingliederung in die theologische Wissenschaft fordert und den Segen derselben für diese Wissenschaft darlegt — nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser in dem betreffenden für uns ja ganz verständlichen Abschnitte sich ein wenig konkreter ausgedrückt haben möchte, ein Wunsch, den wir freilich auch noch für manche andre Partie seines inhaltreichen Buches hegen.

Aber bevor wir uns zu einer Besprechung der uns so wertvollen „Apologetik" wenden, müssen wir doch wenigstens ein kurzes Wort über die „Einleitung" resp. die Anlage des Ganzen sagen. Es kommt dem Verfasser in diesem von Citaten und Belegstellen ganz freien „Abrisse" darauf an, in deutlichen Umrissen **das Ganze** der sogenannten systematischen Theologie übersichtlich darzustellen, wobei er freilich Leser voraussetzt, die mit den überlieferten Stoffen (in der „Apologetik" speciell mit der Kirchen-, Missions- und Religionsgeschichte) „etwas genauer" vertraut sind. Zu diesem Behufe giebt er in der „Einleitung" zunächst eine allgemeine theologische Encyklopädie, welche die Theologie als einheitliche Wissenschaft, das Verfahren und die Gliederung derselben behandelt und dann speciell mit der Wissenschaft der christlichen Lehre sich beschäftigt, die in die 3 Lehrkreise der Apologetik, Dogmatik und Ethik gruppiert und scharfsinnig auf den protestantischen Grundartikel von der Rechtfertigung durch den Glauben in einer so energischen Weise basiert wird, daß dadurch der theologischen Lehrwissenschaft ihr christlicher resp. evangelischer Charakter fundamental garantiert ist. Schon aus dieser flüchtigen Andeutung der Gesamtdisponierung erhellt, daß wir es in dem Kählerschen Buche mit einem großartig angelegten Aufbau der christlichen Lehrwissenschaft zu thun haben, und zweifeln wir nicht, daß innerhalb der gläubigen Theologie seine Erscheinung als eine ebenso wissenschaftlich bedeutende wie positive begrüßt werden wird, obgleich bei aller Durchsichtigkeit der Gliederung und Klarheit der Gedanken die prägnante, oft zu abstrakte Sprache manchem die Lektüre etwas erschweren wird.

Nun speciell einige Bemerkungen über die vorliegende „Apologetik“. Gleich in dem Einleitungsparagraphen (1, 2) wird die Thatsache konstatiert, daß der Mission nicht bloß die christliche Apologetik sondern mit dieser die theologische Wissenschaft überhaupt ihre Entstehung verdanke, denn im Dienste der Mission galt es „das Christentum als die wahre Religion darzulegen oder auch gegen Angriffe zu verteidigen. An dieser Aufgabe ist die kirchliche Wissenschaft zuerst aufgewachsen (Apologeten).“ Und die großartige Entfaltung der Mission der Gegenwart führt eine thatsächliche Apologie des Christentums, welche auf die Gestaltung der Wissenschaft der Apologetik notwendig einen mitbestimmenden Einfluß üben muß, ebenso wie die wissenschaftliche Religionsvergleichung, die sich wesentlich unter der direktn und indirekten Anregung der modernen Mission entwickelt hat.

Der erste grundlegende Abschnitt, welcher das Christentum als Religion (geschichtliche Erscheinung, Glaube an Christum, neuen Bund, Wort Gottes (wahre Religion), Heil Gottes (sittliche Religion), Reich Gottes (Menschheitsreligion), der Reihe nach darstellt, ist von Missionsgrundgedanken durchgehends durchwebt, so z. B. § 2, 2 e auf den innern Zusammenhang zwischen Rechtfertigung und Mission bei Paulus hingewiesen, § 7, 2 der menschheitliche Charakter des Christentums näher bestimmt, § 8, 2, die lebendige Einheit von Frömmigkeit und Sittlichkeit, überweltlichen Beziehungen und innerweltlichen Verhältnissen, sowie der unerschöpfliche Reichtum der Aufgaben und Heilsmittel für das gesamte Menschenleben aufgezeigt. Die Ausführung vollzieht sich dann in 3 Hauptstücken 1) Theologische Anthropologie (das Wesen des Menschen in seiner religiösen Beziehung, § 9—21);[1]) 2) Theologische Theologie (der Inhalt des Gottesbewußtseins in seiner Klarstellung durch den rechtfertigenden Glauben, § 22 bis 31) und 3) Apokalyptik — d. h. Offenbarungslehre — (die Religion in ihrer geschichtlichen Verwirklichung auf Grund des rechtfertigenden Glaubens beurteilt, § 32—40). Von diesen 3 Hauptstücken kommt für uns vornehmlich das dritte in betracht, welches in § 33 sich mit dem Begriff, in § 34 mit der Thatsächlichkeit, in § 35 mit den gemeinsamen Grundzügen, in § 36 mit dem Grund des Heidentums beschäftigt, während § 39 die geschichtliche Offenbarung als Begründung der wahren Religion und § 40 die Thatsächlichkeit der Offenbarung in der Bundesreligion erweist. Die mit dem Heidentum sich beschäftigenden Paragraphen hätten wir allerdings etwas reicher mit geschichtlichen Konkretionen ausgestattet, auch auf die sogenannten Naturreligionen, und den Ahnendienst mehr bezug genommen und das Moment der Furcht im Wesen des Heidentums betont gewünscht, während wir mit den sonstigen Charakteristiken des Verfassers uns im Einverständnis befinden, speciell auch mit dem über den Buddhismus Gesagten, wo allerdings S. 186[2]) statt „Stempel volkstümlicher Eigenart“ wohl präciser, weil weniger mißverständlich, „völkertümlicher Eigenart“ gesagt werden sollte. Von Bedeutung ist das § 36, 2 über die religiöse Leere als Grund der Ohnmacht des Heidentums Bemerkte, weil in dieser Ohnmacht die Garantie des Sieges der Mission liegt. Zu § 39 und besonders § 40 liefert der Aufsatz des Herausgebers: „Zur apologetischen Bedeutung der Heidenmission,“ der in seinen Grundgedanken mit den Andeutungen Kählers sich vielfach berührt, manchen diese Andeutungen weiter ausführenden Stoff und wird speciell der dritte Abschnitt desselben an missionsgeschichtlichen Thatsachen den Nachweis versuchen: „daß das Christentum, indem es geschichtlich das Kommen des Gottesreichs vermittelt, sich als Gottes Wort ausweist“ (S. 214).

Wir müssen uns mit dieser flüchtigen Inhaltsangabe begnügen; hoffentlich war sie ausreichend um darzuthun, daß wir in der vorliegenden „Apologetik“ eine Art Missionsbuch besitzen, das seinem Abrißcharakter gemäß freilich sehr der konkreten Stoffausfüllung bedarf, aber die Grundlinien für eine wissenschaftliche missionarische Apologetik zeichnet. Die Lektüre erfordert allerdings muntere geistige Mitarbeit, aber gerade darum empfehlen wir sie aufs dringendste den Dienern der Kirche daheim, wie den strebsamen Arbeitern auf dem Gebiet der Mission.

---

[1]) Absolute Religionslosigkeit hat sich selbst bei versunkenen geschichtslosen Volksstämmen nicht gefunden, sobald man sie selbst und ihre Sprache nur genauer kennen gelernt hat. Vergl. Roskoff: „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker“. Dies auf die Bemerkung § 11, 1.

[2]) Hier befindet sich auch ein Druckfehler (statt § 36, 7 — § 36, 1).

Die ostafrikanische Mission der schwedischen „Evangelischen Vaterlandsstiftung."

Von G. Kurze.

Noch war kaum ein halbes Jahrzehnt verflossen, seit die den Zwecken der inneren Mission dienende „Evangelische Vaterlandsstiftung" ihre reich gesegnete Thätigkeit in Schweden begonnen hatte, als man auch schon innerhalb der Gesellschaft den Plan faßte, eine selbständige schwedische Heidenmission ins Leben zu rufen. Infolge des Eifers, mit dem dieser Gedanke von vielen Missionsfreunden des Landes aufgenommen wurde, ward es der Direktion der „Vaterlandsstiftung" möglich, bereits im Herbst 1861 in einem zu diesem Behufe in Stockholm gemieteten Lokale eine Missionsschule einzurichten; zwei Jahre darauf erhielt die Missionsanstalt ihre eigene Heimstätte auf dem an einer stillen Bucht des Mälarsees herrlich gelegenen Landgute Johannelund.

Wo sollte die neue Mission ihr Banner in der Heidenwelt aufpflanzen? Das war die Frage, die in den nächstfolgenden Jahren, während die Heranbildung der aufgenommenen Missionszöglinge ihren stillen Gang ging, die Herzen der Missionsfreunde und vor allem des damaligen Missionsdirektors E. G. W. Rudin,[1]) bewegte. Es fehlte nicht an Ratschlägen und wohlmeinenden Winken von den verschiedensten Seiten her. So empfahl Blumhardt das östliche Bengalen als Arbeitsfeld; Harms hielt die Sansibarküste für geeignet, dort eine schwedische Mission zu beginnen; der anglikanische Bischof Ryan von Mauritius wünschte einige schwedische Missionare auf Madagaskar unterzubringen; auch von dem Tamulenlande, Patagonien, sowie von dem Bengavolke in Westafrika war die Rede. Das meiste Gewicht aber legte man den Äußerungen Dr. Krapfs bei, der auf Grund seiner reichen in Ostafrika gesammelten Erfahrungen den Rat gab, eine Mission am Blauen Nil oder unter den an der abessinischen Nordgrenze wohnenden Völkern innerhalb des ägyptischen Machtbereiches zu beginnen und allmählich unter Umgehung des unruhigen Habesch südwärts zu den freien Gallastämmen vorzudringen. Nachdem man sich im allgemeinen für die Wahl dieses Missionsfeldes entschieden hatte, wurde es den ersten Sendboten überlassen, nach ihrem eigenen Ermessen in jenem weitausgedehnten Gebiete einen passenden Platz zu einer Missionsstation auszusuchen.

[1]) Jetzt als Professor der Theologie an der Universität Upsala thätig.

1) Die Mission im Kunamalande.

Im Sommer des Jahres 1865 konnte die „Vaterlandsstiftung" die ersten Glaubensboten nach Afrika entsenden; es waren dies der bereits in der Baseler Missionsanstalt vorgebildete und vor seiner Abreise in Württemberg ordinierte Missionar L. J. Lange und der Missionshandwerker P. E. Kjellberg, welchen beiden am Ausgange desselben Jahres noch der Missionar C. J. Karlsson nachfolgte. In Kairo, wo die Missionare von seiten der deutschen Chrischonabrüder viel Freundlichkeit erfuhren und woselbst sie auch einen Anfang mit dem Studieren der arabischen Sprache machten, trafen die 3 Schweden zusammen, um dann am 22. Februar des Jahres 1866 von Suez aus die Weiterreise nach Massaua anzutreten. Damals — vor der Eröffnung des Suezkanals — existierte noch keine direkte und regelmäßige Verbindung zwischen den beiden genannten Häfen. Es war daher ein besonderer Glücksumstand, daß der Kapitän des ägyptischen Dampfers „Hedschas", welcher mohammedanische Pilger nach Dschidda, dem Vorhafen von Mekka, beförderte, sie wenigstens bis dahin mitnahm, und ferner, daß ein Somali, der mit seiner Barke am 5. März von Dschidda nach Massaua absegeln wollte, weitere Gelegenheit zum Fortkommen bot. Nach zehntägiger langsamer Kreuzfahrt längs der arabischen und afrikanischen Küste waren die Reisenden herzlich froh, als sie am 15. März Massaua, die im ägyptischen Besitz befindliche Inselstadt an der abessinischen Nordostgrenze, erreichten. Der Schweizer Werner Munzinger, der späterhin das Amt eines französischen und englischen Konsuls, ja schließlich den ägyptischen Gouverneurposten in Massaua bekleidete, kam den schwedischen Missionaren bei der Umschau nach einem Missionsfelde mit seiner reichen, auf vielen Reisen zwischen dem Blauen Nil und dem Roten Meere gesammelten Erfahrung und Ortskenntnis bereitwilligst zu Hilfe. Nachdem er ihnen von vornherein — wie dies auch schon in Kairo seitens des Missionar Hausmann geschehen war — eine etwaige Ansiedelung am Blauen Nil wegen des ungesunden Klimas, der unsicheren Verbindung mit der Küste und des dort im Schwunge gehenden Sklavenhandels ausgeredet hatte, lenkte er ihre Aufmerksamkeit auf das nur 2—3 Tagereisen nordwestlich von Massaua wohnende Mensavolk, welches — c. 8000 Seelen zählend — auf den nördlichen Ausläufern des gesunden abessinischen Alpenlandes von Ackerbau und Viehzucht lebte und nominell sich zum Christentum bekannte. Die Missionare wären gerne diesem wohlmeinenden Ratschlage gefolgt; aber sehr bald zog Munzinger — infolge einer Pression, welche die damals in Massaua missionierenden Lazaristenmönche auf ihn, den Katholiken, aus-

übten — seinen Vorschlag wieder zurück und bat sie, weiter landeinwärts zu dem Kunamavolke an der Nordwestgrenze Abessiniens zu reisen; dieses rein heidnische Volk, welches indes keine Götzenbilder verehrte, war von Munzinger im Jahre 1861 besucht worden und hatte auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, daß er den schwedischen Missionaren gegenüber erklärte, wenn er selbst Missionar wäre, so würde er sich zuerst unter dem Kunamavolke niederlassen. Demzufolge brachen denn die Glaubensboten der „Vaterlandsstiftung“, nachdem Munzinger die nötigen Vorbereitungen für den Transport bereitwilligst auf sich genommen hatte, am 2. April von Massaua auf und zogen über Keren im Bogoslande, wo sie eine unbedeutende katholische Mission antrafen, zunächst nach Mogelo, einem Grenzorte in der an das Kunamagebiet nordwärts sich anschließenden Landschaft Barea; dort kamen sie am 4. Mai nach langsamer Reise — in Keren mußte 20 Tage auf frische Kamele gewartet werden — an, und gewannen alsbald einen Einblick in die mißlichen politischen Verhältnisse jener Gebiete, die zwei einander sich befehdenden Mächten tributpflichtig waren. Das erste, was die Ankömmlinge von den Einwohnern Mogelos vernehmen mußten, waren Klagen über das Aussaugungssystem der ägyptischen Beamten in den benachbarten Militärstationen; zu gleicher Zeit lagerte aber auch eine Abteilung abessinischer Soldaten unter dem Offizier Barakin im Orte, welcher im Auftrage Sadiks, des Gouverneurs der im Süden des Kunamalandes gelegenen abessinischen Provinz Adiabo, mit unerbittlicher Härte die Steuern eintrieb. Eine halbe Tagereise südostwärts von Mogelo lag die erste Kunamastadt Tendar, deren Häuptling Asko nichts gegen eine Niederlassung der Schweden einzuwenden hatte. Um aber möglichst sicher zu gehen, reisten Lange und Karlsson, während Kjellberg in Mogelo bei dem Gepäck zurückblieb, in Begleitung des Abessiniers Barakin von Tendar in 4 Tagen hinauf in die Berge von Adiabo, um bei dem dortigen Fürsten Sadik sich die Erlaubnis zur Gründung einer Missionsstation im Kunamalande zu erbitten. Ihr Empfang war ein freundlicher, und Sadik erklärte feierlich, ihnen bei ihrer Missionsthätigkeit unter den Kunama keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen; freilich erhielten die Missionare doch auch zu gleicher Zeit einen Vorgeschmack davon, daß die Freundschaft abessinischer Fürsten eine etwas kostspielige ist, denn Sadik sowohl als auch Barakin waren nicht leicht mit Geschenken zu befriedigen. Am 31. Mai hatte Kjellberg die Freude, seine Genossen wohlbehalten wieder nach Mogelo zurückkehren zu sehen, und wenige Tage darauf — am 4. Juni — hielten die 3 Missionare ihren definitiven Einzug in Tendar. Barakin führte sie im Auftrage des Fürsten bei der Stadtbevölkerung ein, die

sich beeilte, den Ankömmlingen ein paar Grashütten nach der Sitte des Landes zur Verfügung zu stellen.

Es galt nun zunächst sich unter dem Volke einzuleben und die Sprache desselben zu erlernen, ein um so schwierigeres Unternehmen, als den Missionaren nicht die geringsten literarischen Hilfsmittel über die Kunamasprache zu Gebote standen und auch ihre Kenntnis der arabischen Sprache, die sie für den Verkehr mit den ägyptischen Beamten so nötig brauchten, nur eine ganz lückenhafte war. Bald merkten sie auch, daß Tendar, ihr Aufenthaltsort, gar nicht einmal im eigentlichen Kunamasprachgebiete lag, sondern schon die Sprache des benachbarten mohammedanisierten Bareavolkes angenommen hatte.

Zur Orientierung über die Benennung jenes Missionsgebietes bemerke ich hier gleich, daß der Gebrauch des Wortes Kunama für jenes von den Schweden zur Christianisierung ausersehene Land und Sprachgebiet, wie er sich in den geographischen Lehrbüchern und auf den Karten[1]) findet, auf einer Ungenauigkeit beruht. Die Eingeborenen nennen ihr Land, sowie ihre Sprache, Dila und teilen es in die 3 Provinzen: Tika, die größte im Südwesten, Barka, die weniger umfangreiche in der Mitte und Kunama, die kleinste im Norden des ganzen Dilalandes; in jeder Provinz wird ein besonderer den Namen derselben führender Dialekt der Dilasprache gebraucht.

Bei diesen verwickelten Sprachverhältnissen hielten es die Missionare für besser sich zu teilen und zwar so, daß Lange und Kjellberg in Tendar zurückblieben, um sich dem Studium der Bareasprache zu widmen, während Karlsson nach dem 1½ Stunde nordöstlich von Tendar gelegenen Oganna übersiedelte, dessen Bewohner den Kunamadialekt sprachen. Freundlich von Kolel, dem Häuptling Ogannas, und dessen Unterthanen aufgenommen und unangefochten von dem tückischen afrikanischen Fieber gelang es Karlsson ziemlich rasch, rechte Fortschritte in dem Kunamadialekte zu machen und den Eingeborenen in liebevollem Verkehr möglichst nahe zu treten.

Um so schwereren Tribut mußten Kjellberg und Lange dem Klima des Landes zahlen; schließlich nahm die Krankheit Langes einen so bedenklichen Charakter an, daß er im Dezember des Jahres 1866 wieder in die Heimat zurückkehren mußte.

Für die beiden Zurückgebliebenen war es eine Freudenbotschaft, als sie aus der Heimat Nachricht über die Absendung von Verstärkungen er-

---

[1]) Die verhältnismäßig genaueste Karte des Kunamalandes und der benachbarten Gebiete enthalten „Petermanns Mitteilungen", Jahrgang 1881, Nr. II.

hielten. Auf demselben Wege wie die ersten Missionare kamen am 9. April 1867 die Missionare O. Hedin, P. Englund und der Missionshandwerker P. E. Lager in Massaua an, der Erstgenannte freilich in so angegriffenem Gesundheitszustande, daß Munzinger eine Weiterreise in dieser Jahreszeit für Selbstmord erklärte und den Kranken mit seinen Begleitern nach Hamasen zur Erholung in der abessinischen Bergluft zu senden gedachte. Durch Gottes wunderbare Fügung besserte es sich indes mit Hedins Gesundheit, so daß die drei Missionare am 5. Mai von Massaua aus auf dem gewöhnlichen Wege über Keren sich dem Kunamalande nahen konnten. Bald wäre ihnen kurz vor dem Ziele der Eintritt in das Missionsgebiet verwehrt worden, indem nämlich der Pascha auf der ägyptischen Militärstation Bischa (Kufit) ihrer Weiterreise ein energisches Halt gebot. Zum Glück hatte Karlsson von der Ankunft seiner Landsleute in Bischa gehört; er eilte zu ihnen und es gelang ihm, dieselben frei zu machen, so daß sie am 25. Mai in Tendar einziehen konnten. Nun wurde auch eine neue Station in einer zwischen Tendar und Oganna gelegenen Ortschaft gegründet, welcher die Missionare den Namen Frida (Frid, schwedisch = Friede; der Endbuchstabe a ward beigefügt, um das fremde Wort den Eingeborenen mundgerechter zu machen) gaben, während die Eingeborenen dieselbe in sehr bezeichnender Weise Kokobita („ohne Blut“) oder Ausasoka („Milchstadt“) benannten. Ein schwerer Schlag war es für die Mission, als am 2. Oktober 1867 Karlsson, der vordem so außerordentlich frisch und gesund gewesen war und auch die meisten Fortschritte in den Landessprachen gemacht hatte, nach kurzem Krankenlager, wie im Sturm, aus der Mitte seiner Brüder durch den Tod hingerafft ward. Im November desselben Jahres kam es wieder zur Gründung einer neuen Station in Kulluko, einer c. 7 Stunden südwärts von Tendar und bereits in der Provinz Barka gelegenen Stadt, wohin die Eingeborenen den Missionshandwerker Lager eingeladen hatten.

Auch das Jahr 1868 riß eine Lücke in die Schar der Missionare, insofern Hedin am 10. Juni dem Klimafieber unterlag; inzwischen aber war die heimische Missionsleitung darauf bedacht gewesen, den tiefgebeugten, aber doch nicht entmutigen Brüdern tüchtige Verstärkung nachzusenden. Während nämlich schon zu Anfang des Jahres 1868 die 2 Missionare A. Lundholm und L. J. Elfblad, von denen der letztere einen Jahreskursus in dem Edinburger Medical College des Dr. Thompson-Burns durchgemacht hatte, in Ägypten eingetroffen waren, um dort Arabisch zu studieren, folgten ihnen gegen Ende desselben Jahres dahin die Missionare B. P. Lundahl, P. Berglund, die Missionskolonisten

J. Wanberg, C. F. Johansson, G. W. Andersson und die mit Englund und Kjellberg verlobten Missionarbräute Sophia Löfwendahl und Maria Karlsson nach. Im Dezember 1868 wurde die gemeinsame Reise gen Süden, diesmal bequem mit einem direkten Dampfer von Suez nach Massaua fortgesetzt, und am 23. Januar 1869 betraten die 9 Missionsgeschwister in Tendar zum erstenmal Kunamaboden. Am 8. Februar feierten unter Teilnahme sämtlicher Missionare Kjellberg und Englund ein fröhliches Hochzeitsfest; die Aussichten in die Zukunft waren lichter geworden; die große Zahl der Missionsarbeiter ermunterte zur rüstigen Arbeit; kurz noch nie hatte die schwedische Mission unter so günstigen Umständen gearbeitet. Niemand ahnte, wie so bald doch unsägliche schwere Trübsalswetter nach des Herrn unerforschlichem Rat über das Häuflein Glaubensboten hereinbrechen sollten.

Zu Anfang des Jahres 1869 war auf einem Jagdzuge der Engländer T. Powell mit Frau und Sohn und 2 Bedienten — darunter ein Deutscher J. Mackerer aus Suez — ins Kunamaland gekommen und mit den schwedischen Missionaren in freundschaftlichen Verkehr getreten. Auf seinen Wunsch begleiteten ihn Kjellberg und Elfblad auf einem Zuge in die Tikaprovinz zwischen den Flüssen Sona und Takasse; dort fielen am 17. April 1869 Kjellberg und Mackerer unter den Lanzenstichen der verräterischen Eingeborenen, und am nächsten Tage ereilte Elfblad, Powell und dessen Familie das gleiche Geschick; nur der englische Bediente entrann, um die entsetzliche Botschaft den übrigen Missionaren zu bringen. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Am 31. Juli desselben Jahres entschlief Berglund nach längerer Krankheit; am 1. November starb das nur 6 Tage alt gewordene Söhnchen der Frau Kjellberg, die am 11. November ihren heimgegangenen Lieben in den Tod nachfolgte, und noch immer nahm das Sterben kein Ende; denn auch Wanberg ward am 11. November durch den Tod den Brüdern entrissen.

Die eigentliche Missionsthätigkeit der Sendboten der „Vaterlandsstiftung" konnte unter solchen Stürmen und Nöten natürlich nur eine geringfügige sein. Das häufige Hin- und Herziehen der Missionare von Station zu Station, um erkrankten oder sterbenden Missionsgeschwistern Liebesdienste zu erweisen, die anstrengende bauliche Thätigkeit, sowie das schwierige, sehr viel Zeit und Geduld erfordernde Erlernen der Landessprachen traten einer systematischen Missionsarbeit hindernd in den Weg. Dazu kamen noch die schon oben angedeuteten unglücklichen politischen Verhältnisse. Von allen Seiten waren beutegierige Augen auf das Kunamaland gerichtet. Von Süden her unternahm nach Sadiks Tode dessen Bruder und Nachfolger Sallala Plünderungszüge und brandschatzte, die

einzelnen Ortschaften in Barka und Kunama. Von Norden her drohte die Heeresmacht der Ägypter, die im Bunde mit den mohammedanischen Algedenern und Beniamer dieselben Rechte, wie die Abessinier auf das arme Land geltend machten. Muteten doch die ägyptischen Kommandeure der Grenzfestungen — selbstverständlich ohne Vorwissen der Regierung in Kairo und trotz der von Munzinger ausgewirkten Schutzschreiben für die Missionare — den Schweden zu, in ihrem Auftrag Steuern im Lande zu erheben; wo nicht, so sollten sie aus dem Lande weichen. Und wenn ja einmal die Feinde im Norden und Süden gelindere Saiten aufzogen, dann ließ sich das thörichte Kunamavolk trotz aller Warnungen der Missionare dazu hinreißen, seinerseits Raub- und Rachezüge in die Gebiete ihrer Bedrücker zu unternehmen. Natürlich kam die Reue schnell hinterdrein, und nun waren die Missionare gut genug, um langwierige und gefährliche Reisen zu den Ägyptern und nach Adiabo zu unternehmen, an welchen Orten sie im Namen der Kunama die geraubten Sklaven und das erbeutete Vieh wieder auslieferten und den Zorn der Gewalthaber zu beschwichtigen hatten.

Bisher hatten die Kunama die Missionare sehr freundlich aufgenommen und unter sich leben lassen, weil sie die Hoffnung hegten, daß sie durch die Gegenwart der Schweden schließlich Ruhe vor ihren Feinden erhalten würden. Als aber im Dezember 1869 der ägyptische Mudir von Kassala plündernd in Tendar und Oganna einzog und am 23. Januar 1870 der Fürst der mit den Ägyptern verbündeten Algedener Kulluka zerstörte, wobei Lager und Johansson nur mit knapper Mühe das nackte Leben retteten, da schlug die Freundschaft der Kunama gegenüber den Missionaren in wilden Haß um, und auf den dringenden wohlgemeinten Rat einiger den Missionaren persönlich ergebenen Kunamahäuptlinge — wie Kolel und Aurin — flüchteten sie, nur das Notwendigste mit sich nehmend, aus dem undankbaren Lande. Es war ein Wunder göttlicher Bewahrung, daß sie alle am 26. Februar 1870 glücklich wieder Massaua erreichten.

2) Die Mission an der Nordostgrenze Abessiniens.

Konsul Munzinger erwies sich auch jetzt wieder, als die Missionare halbkrank und erschöpft nach Massaua kamen, als ein treuer fürsorglicher Berater. Er trieb sie nämlich an, sobald als möglich das nahe abessinische Hochland aufzusuchen und sich dort in der reinen Bergluft zu stärken; zu diesem Zwecke empfahl er sie nach Kräften dem abessinischen Fürsten in der zunächst gelegenen Provinz Hamasen. Die Schweden

wollten indes nicht eher auf die Berge sich begeben, als bis eine von ihrer Heimat aus längst angemeldete Verstärkung eingetroffen wäre. Inzwischen verringerte sich die Zahl der Brüder, indem Andersson am 1. Juli 1870 kurz vor seiner geplanten Rückreise in die Heimat in Massaua starb und Johansson mit gebrochener Gesundheit sein Vaterland wieder aufsuchen mußte. Auch Lundholm verließ Anfang Juni Massaua, um einige Zeit in Alexandrien als Seemannsmissionar zu arbeiten. So blieben denn schließlich nur noch 4, Englund mit seiner Frau, Lundahl und Lager. Bis zum 6. Juli hielten sie es, trotz Munzingers Abraten, in der Gluthitze Massauas aus, um die angemeldeten Missionsgeschwister zu erwarten; dann brachen sie ins Hochland auf und ließen sich am 16. Juli in der zur Provinz Hamasen gehörenden Stadt Kasen (nach Rohlfs Barometermessungen 2450 m hochgelegen) nieder.

Wo war inzwischen die sehnlichst erwartete Missionskarawane geblieben? Im November 1869 waren der Ingenieur Ahlborg, welcher als Missionshandelsagent in Massaua stationiert werden sollte, sein Assistent Holmgren, der Missionshandwerker Hedenström und Fräulein Gustafwa von Platen, die Braut Lundahls, von Schweden aufgebrochen. In Ägypten waren sie zu langer Wartezeit wegen mangelnder Schiffsgelegenheit verurteilt; erst am 30. März 1870 nahm sie der Kapitän eines ägyptischen Dampfers nach Suakin mit, wo sie den 7. April ankamen. Da sie hier für die nächste Zeit kein nach Massaua fahrendes Schiff ausfindig machen konnten und keine Ahnung von der inzwischen erfolgten Vertreibung ihrer Landsleute aus dem Kunamalande hatten, so glaubten sie Tendar am ehesten zu erreichen, wenn sie von Suakin aus über Kassala den Landweg dahin wählten. Wer beschreibt ihre Enttäuschung, als sie nach einem 26tägigen Wüstenritt auf Kamelrücken am 17. Mai in Kassala einzogen und dort die niederschmetternde Kunde vernahmen, daß es unter den Kunama keine schwedische Mission mehr gäbe? Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als denselben Weg nach Suakin wieder zurückzulegen, wo sie den auf der Rückreise nach Schweden begriffenen Johansson antrafen und aus dessen Munde den ersten ausführlichen Bericht über den jetzigen Aufenthaltsort der Brüder erhielten. Nun eilten auch sie über Massaua nach Kasen, wo sie nach langen Irrfahrten endlich am 26. Juli 1870 mit den übrigen zusammen kamen. Auf Anraten des Fürsten von Hamasen siedelten sie von Kasen nach der südlich davon gelegenen Residenz Ambaderho über. Obwohl die Luft auf den abessinischen Bergen eine sehr gesunde ist, so äußerte doch der rasche Wechsel zwischen der Hitze des Tieflandes am Roten Meer und der kühlen Temperatur jenes Alpenlandes, sowie die Ungesundheit der den

Missionaren angewiesenen höhlenähnlichen Wohnungen einen ungünstigen Einfluß auf die Körperkräfte derselben.

So kam es, daß das Ehepaar Englund anfangs November nach Alexandrien reiste, um dort im gesunden Klima den Seemannsmissionar Lundholm abzulösen, und Lundahls samt Ahlborg und Holmgren mit Beginn der kühleren Jahreszeit sich wieder nach Massaua begaben, um dort zunächst durch Unterricht an der Jugend Missionsarbeit zu treiben. Lager und Hedenström dagegen beschäftigten sich teils in Ambaderho, teils in dem c. 7 Stunden von Massaua westwärts am Fuße der abessinischen Berge gelegenen Warmbade Eilet — wohin Kurgäste aus allen Teilen Abessiniens kommen — mit Krankenpflege und Sprachstudium. Als aber im Jahr 1871 zwischen Fürst Kasai — dem jetzigen Kaiser Johannes von Abessinien — und seinem Nebenbuhler Gobosie ein erbitterter Kampf ausbrach, unter dessen verheerenden Wirkungen auch Hamasen zu leiden hatte, mußte die Station Ambaderho aufgegeben werden und Lager und Hedenström zogen sich ganz nach Eilet zurück, wo sie an den heißen Quellen eine — allerdings im Anfange sehr bescheidene — Krankenheilanstalt errichteten, die ihnen Gelegenheit zu segensreicher Einwirkung auf die dort verweilenden Abessinier bot.

Das Jahr 1872 wurde für die schwedische Mission bedeutsam, indem nun die Erstlingsfrüchte den Glaubensboten geschenkt wurden; es waren dies der Gallaknabe Nesib, der in der Taufe den Namen Onesimus — wir werden weiter unten wieder von ihm hören — empfing und ein mohammedanischer Jüngling mit Namen Nathanael. Freilich verminderte sich zugleich in demselben Zeitraume die Zahl der Missionsgeschwister um 3, indem Ahlborg und Holmgren aus Gesundheitsrücksichten nach Schweden zurückkehren mußten und Gustafswa Lundahl am 30. Dezember 1872 in Suez mit ihrem Kindlein im Wochenbette starb.

Im folgenden Jahre kam zu den Stationen Eilet und Massaua eine neue, nämlich Geleb unter dem Mensavolke, hinzu, welche von Hedenström besetzt wurde; in Eilet erhob sich infolge der Bemühungen Lagers ein aus Steinen solid aufgeführtes Krankenhaus, dem es nicht an dankbaren Insassen fehlte, und auch in Massaua hatte Lundahls Schulthätigkeit ihren stillen, aber gesegneten Fortgang.

Um den Klagen über mangelhafte Verbindung zwischen Schweden und Massaua abzuhelfen, hatte inzwischen die heimische Missionsgemeinde die Mittel zur Anschaffung eines Missionsdampfers, des „Ansgarius",[1])

[1]) Das Schiff kostete 172 821 Kronen (à 1, 12½ M.) und hat nur wenige Fahrten nach Afrika gemacht, da seine Unterhaltung der Missionsgesellschaft zu viel Ausgaben auferlegte. In den Jahren 1878 und 1879 lag es ganz unthätig in Göte-

zusammengebracht, welcher im Sommer 1873 von Schweden abging und am 21. November in Durban, dem Hafen der Natalkolonie, den Missionar L. A. Olsson nebst den Missionskolonisten L. Sandberg, G. Petersson und G. Johansson ans Land setzte. Es war nämlich von dem Schweden Flygare, der bis dahin im Dienste der Hermannsburger Missionsgesellschaft gestanden hatte und von ihr sich verlassen glaubte, an die „Vaterlandsstiftung" die Bitte ergangen, ihn und seinen Stationsplatz zu übernehmen. Die Vorhergenannten waren denn nun dazu bestimmt, sich in Rantismos am Isafaflusse in der Natalkolonie niederzulassen. Indes der Plan erwies sich nicht als glücklich, und im Jahre 1874 siedelten die 4 Missionare von Natal nach Massaua über.

Später wurde die Zahl der ostafrikanischen Missionsgeschwister noch verstärkt durch die Missionare Monsson, Torell — welcher lange Zeit in Beirut Arabisch studirt hatte und seiner Gesundheit wegen den Aufenthalt in Massaua bald mit der Thätigkeit eines Seemannsmissionars in Alexandrien vertauschen mußte — P. Karlsson, A. Swensson, ferner durch die Missionshandwerker O. Karlsson, Larsson, Lexberg, Bengtsson, sowie durch die Diakonissinnen Beata Andersson (später verheiratet mit Karlsson), Bengta Nilsson (verh. mit Lager), Wilhelmina Kassel und die Frauen von Lundahl, Hedenström, Petersson, Olsson und Karlsson. Von den Vorgenannten starben Sandberg und Johansson im Jahre 1875, Petersson im Jahre 1877, während Olsson jetzt als Seemannsmissionar in Gloucester und Karlsson auf das andere Missionsfeld der „Vaterlandsstiftung" nach Indien unter die Gonds übergesiedelt ist; Larsson, Lexberg, sowie die Witwen Petersson und Lager sind in die schwedische Heimat wieder zurückgekehrt.

Schwierig wurde die Lage der schwedischen Missionare, als 1874 der abessinisch-ägyptische Grenzkrieg begann, dem bis heute noch kein dauerhafter Friedensschluß gefolgt ist und in welchem auch der treue Freund der Missionare, Munzinger Pascha, sein Leben einbüßte. Außer von den sich bekämpfenden Heeren, wurden die Grenzprovinzen auch noch von Räuberbanden heimgesucht, von denen die eine in Hamasen von dem berüchtigten Woldo Michael angeführt wurde; es ist dies derselbe Mann, auf dessen Befehl Lager am 17. Juli 1876 ermordet wurde. Letzterer war beauftragt, Geschenke eines englischen Arztes an den Kaiser Johannes abzuliefern, und fiel zusammen mit dem abessinischen Geistlichen Heilab

borg und wurde schließlich an eine norwegische Rhederei mit Verlust verkauft. Da Massaua jetzt regelmäßig von Postdampfern angelaufen wird, so vermissen die Missionare das Schiff nicht besonders.

und dem Chrischonazögling Woldo Selassi, jenem Räuberhauptmann, zum Opfer.

Auf dem Kriegszuge, welchen die abessinischen Truppen gegen Woldo Michael unternahmen, ging auch die Stadt Eilet in Flammen auf, und ihre Bewohner wurden teils getötet, teils in die Gefangenschaft weggeführt. Die abseits gelegene gleichnamige Missionsstation blieb dagegen — wie man sagte auf den besonderen Befehl des Kaisers — verschont. Da aber in jenen unruhigen Zeiten die Umgebung fast menschenleer war, und in nächster Nähe der Heilquellen bösartige Fieberkrankheiten ausbrachen, so wurde die Missionsthätigkeit daselbst so gut wie aufgegeben, und die Bewachung der Station einem eingebornen Christen übertragen.

Im Spätherbste des Jahres 1876 machten die Missionsgeschwister einen Besuch in der eine Tagereise südlich von Massaua im Schohogebiet gelegenen ägyptischen Stadt Hamham, um womöglich hier eine Mission zu beginnen. Da aber die Bevölkerung schon fast ganz mohammedanisiert war, so blieb diese Unternehmung ohne Resultat.

Fast um dieselbe Zeit wurde der schwedischen Mission von dem bekannten Engländer Gordon Pascha, dem damaligen Generalgouverneur des Sudan, der aus freundschaftlicher Gesinnung hervorgegangene Vorschlag gemacht, ihre Thätigkeit von Massaua und Umgegend hinweg an den oberen Weißen Nil und zwar in das Gebiet der ägyptischen Militärstation Fatiko zu verlegen; zugleich erbot er sich alle Kosten, welche eine Untersuchungsreise der schwedischen Missionare nach dem genannten Orte verursachen würde, zu tragen. Schon waren 2 Missionare für diese Expedition bestimmt, als sich dem Unternehmen soviel Schwierigkeiten in den Weg legten, daß es zunächst aufgeschoben und später ganz aufgehoben wurde.

Dafür kam Ende 1877 eine andere Expedition nach Abessinien zu Stande, wohin nämlich Hedenström, Sevensson und Karlsson nebst dem abessinischen Christen Heilu abgingen, mit dem Auftrage, den Kaiser Johannes aufzusuchen und sich von ihm die Erlaubnis zum Beginn einer Missionsthätigkeit unter den heidnischen Stämmen der Kemanter — in der Nähe von Gondar — und Woiter oder unter den jüdischen Falaschas zu erbitten. Als die Brüder nach Adua gekommen waren, wo sie den Kaiser anzutreffen gedachten, erfuhren sie zu ihrer großen Enttäuschung, daß derselbe weit hinunter nach dem Süden seines Reiches gezogen sei; ihm dahin zu folgen, wurde den Missionaren untersagt; ebenso verhinderte man sie an der Rückkehr nach Massaua; nur mit Mühe und Not erwirkten die Schweden für Hedenström die Erlaubnis nach Massaua zurückzureisen. So lebten denn Swensson und Karlsson in einer Art

Gefangenschaft zu Adua und verwandten ihre Zeit auf Sprachstudien, Unterricht der Jugend und religiöse Unterhaltungen mit den Abessiniern. Im Mai 1879 endlich ließ sich Kaiser Johannes, der inzwischen mit König Menelek von Schoa und mit Woldo Michael Krieg geführt hatte, herbei, den Missionaren eine Audienz zu gewähren; ihr Verlauf zerstörte alle Hoffnungen derselben und zwang sie unverrichteter Sache nach Massaua zurückzukehren. Der Kaiser erklärte nämlich, er könne eine missionierende Wirksamkeit der Schweden in seinem Lande nicht dulden, da er nicht zweierlei Art Evangelium haben wolle. Die Arbeit an den Falaschas habe er bereits Flads Schülern übergeben und die Kemanter und Woiter wolle er selbst zum Christentum bringen. Die Missionare möchten in ihre Heimat zurückkehren und die Juden und Heiden unterrichten, die sich dort fänden.

Ein anderer schwerer Schlag betraf die schwedische Mission am Ausgange des Jahres 1879, indem die Station Geleb, auf welcher eine blühende Knabenerziehungsanstalt und eine Mädchenschule unter Hedenströms und Olssons Leitung bestand, infolge der Machinationen des Ras Allula, Gouverneurs von Hamasen, aufgegeben werden mußte. Hatte Letzterer schon früher zwei abessinische Priester, welche in den durch die schwedischen Missionare erhaltenen Bibeln gelesen hatten, martern und allen denjenigen eine ähnliche Strafe androhen lassen, welche das Gleiche thäten und an der Rechtfertigung allein durch den Glauben festhielten, so stellte er jetzt an Hedenström die Forderung — natürlich unter stillschweigender Billigung des Kaisers Johannes — entweder alle diejenigen auszuliefern, welche nicht an die Rechtfertigung durch die Jungfrau Maria und die Heiligen glaubten, oder binnen wenigen Tagen die Station Geleb zu räumen und das Mensaland zu verlassen. Natürlich konnte Hedenström nicht daran denken, seine Zöglinge feige auszuliefern, sondern zog sich mit ihnen an die Küste zurück. Diese Prüfung wurde für die Missionare insofern noch schmerzlicher, als die Bewohner von Geleb an die man so viele Liebesbeweise verschwendet hatte, die ersten waren welche die kaum verlassene Station plünderten; auch starb auf der Flucht infolge der Entbehrungen, welche dieselbe mit sich brachte, das Söhnchen des Missionar Karlsson.

Später erhielten die schwedischen Missionare die Erlaubnis, Geleb zusammen mit ihren Zöglingen als Sommerfrische zu benutzen — unter Ausschluß jeglicher Missionsarbeit an dem Mensavolke —; aber auch in diesem Punkte zeigten sich die Abessinier treulos; denn als im Sommer 1881 die Missionare sich dort aufhielten, um der unerträglichen Hitze der Küste zu entgehen, wurde die Station plötzlich von den Abessiniern überfallen;

ein Missionsschüler ward getötet, mehrere wurden als Gefangene fortgeschleppt und die Übrigen in die Flucht gejagt. Die Gefangenen wurden schließlich gegen schweres Lösegeld wieder freigegeben. Im Sommer 1882 haben die Missionsgeschwister samt einem Teile ihrer Zöglinge Keren im Bogoslande, wo die Ägypter den Militärposten Senhit besetzt halten und wo inzwischen die früher so kümmerliche Lazaristenmission bedeutendere Dimensionen angenommen hat, als Sommerfrische benutzt.

Unter solch mißlichen Verhältnissen, die den Missionaren jedes Eindringen in Abessinien unmöglich machten, war es ein um so größeres Glück, daß die Schweden im Jahre 1877 durch des Generalgouverneur Gordon Vermittelung von der ägyptischen Regierung die Erlaubnis zum Bau eines großen Missionshauses[1]) in M'kullu — eine Art Vorort von Massaua, 1½ Stunde westlich davon gelegen — erhielten. Hierher konnten sie sich mit ihren Schutzbefohlenen zurückziehen, und so ist denn M'kullu gegenwärtig die einzige ostafrikanische Station, auf welcher die Schweden missionierend wirksam sind. Die Missionsthätigkeit erstreckt sich teils auf die Erziehung der in den Missionskostschulen befindlichen Knaben und Mädchen, von denen die ersteren auch in Handwerken unterwiesen werden, teils auf die geistliche Pflege einer kleinen Gemeinde abessinischer Christen, darunter einige Priester, welche sich der evangelisch-lutherischen Kirche angeschlossen haben. Nach den Angaben des Missionsseniors Lundahl — vom Juni 1882 — zählt die Knabenerziehungsanstalt 45 Zöglinge, von denen ihrer Abstammung nach 39 Abessinier, 3 Galla und je 1 Kunama, Mensa und Halbblut sind, während die Mädchenschule 29 Abessinierinnen und 1 Gallamädchen den Segen christlicher Erziehung gewährt. Die Zahl der zur Teilnahme am Abendmahl berechtigten Pfleglinge der schwedischen Mission beträgt gegenwärtig ungefähr 50; seit dem Beginn der ostafrikanischen Missionsthätigkeit der „Vaterlandsstiftung" sind von deren Sendboten bis auf diesen Tag ungefähr 30 Eingeborene teils aus dem Heidentum, teils aus dem Islam durch die Taufe in die Gemeinschaft der evangelisch-lutherischen Christenheit aufgenommen worden.[2])

[1]) Das ganze Gebäude ist, dem Klima angemessen, äußerst praktisch und zweckentsprechend angelegt und enthält auch eine kleine Kirche, in welcher Weihnachten 1879 der erste Gottesdienst gefeiert werden konnte.

[2]) Hofrat Dr. Rohlfs, der bekannte Afrikareisende, welchen Niemand einer besonderen Voreingenommenheit für die Mission zeihen wird, sprach sich mir gegenüber lobend und anerkennend über die Thätigkeit der schwedischen Missionare aus; er bezeichnete die Station M'kullu als eine wirkliche Musteranstalt. In gleich anerkennender und wohlwollender Weise behandelt er „Die schwedische Mission in M'kullu" in einem Aufsatze, welchen das Oktoberheft des neuesten Jahrganges der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" enthält.

3) Die Gallamission.

Hatte es schon von Anfang an der Missionsdirektion der „Vaterlandsstiftung" als Ziel vorgeschwebt, dem Gallavolke durch ihre Sendboten das Evangelium bringen zu lassen, so war es natürlich, daß nach der gewaltsamen Auflösung der Missionsthätigkeit im Kunamalande sich das Interesse der Mission und Missionsfreunde um so lebhafter jenem Volke zuwandte. Der einzige damals für Europäer in Betracht kommende Weg nach dem Gallalande führte durch Abessinien hindurch und auch dieser war für die Missionare bei der bekannten feindseligen Gesinnung des Kaisers Johannes gegenüber jeder Missionsthätigkeit thatsächlich verschlossen. Um aber doch wenigstens einen Anfang mit der Gallamission, zu welcher manche nach Massaua in Handelsgeschäften reisende Gallakaufleute die Schweden ermutigt hatten, zu machen, beschloß man zunächst eingeborene Kräfte zu verwenden und sandte im Jahre 1877 Emanuel, einen Zögling Lagers, nebst seiner ebenfalls in der Missionsschule erzogenen Gattin Ajane (Elisabeth), sowie Negusie und Johannes, zwei von Lundahl herangebildete Abessinier, als evangelische Glaubensboten zu den Gallas. Nachdem sich dieselben zuerst unter den Gallas in der zu Südabessinien gehörenden Provinz Godscham niedergelassen und dort eine von 12 Zöglingen besuchte Schule errichtet hatten, sahen sie sich im Jahre 1879 gezwungen, ihre Thätigkeit in die weiter nach Westen gelegene Provinz Agaumidda zu verlegen, wo sie nicht nur unter der Gallabevölkerung, sondern auch unter den Falaschas missionierten. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange, da sie durch ihr Zeugnis wider die Irrlehre von der Mittlerschaft der Maria und der Heiligen die abessinischen Priester sich zu Feinden machten.

Nun ergriffen sie aufs Neue den Wanderstab und zogen ostwärts nach Schoa, wo sie unter dem milderen Scepter des Königs Menelek eher Ruhe und Duldung zu finden hofften. Durch Gottes gnädige Fügung trafen sie hier Anfang 1881 mit den beiden Chrischonamissionaren Mayer und Greiner zusammen und haben in der Nähe der Chrischonastation Balli im äußersten Süden von Schoa im besten Einvernehmen mit den deutschen Brüdern ein Gallamission begonnen.

Inzwischen waren auch schon von Schweden aus Schritte gethan worden, um den eingeborenen Gallamissionaren Mitarbeiter nachzusenden. An die Spitze dieser zweiten Gallaexpedition wurde der Missionar G. E. Arrhenius berufen und bereits im Herbste 1880 nach M'kullu vorausgesandt, um sich vor Antritt der eigentlichen Reise mit den ostafrikanischen Verhältnissen vertraut zu machen. Als Reisegenossen folgten ihm im Sommer 1881 von Johannelund aus der Laienmissionar A. W. Pohl-

man und der schon früher genannte Gallajüngling Onesimus, welcher während 5 Jahre im schwedischen Missionsinstitut eine sorgfältige Ausbildung genossen hatte, nach Afrika nach. In M'kullu schlossen sich dann noch Onesimus' junge Frau Maharat, der abessinische Katechet Heilu mit seiner Frau Samato und der Gallachrist Feradsch (Philippus) der Expedition an, welche auf den Rat Dr. Krapfs hin die Gallastämme im Süden Abessiniens auf dem Umwege über Suakin, Berber, Chartum und dann den Blauen Nil aufwärts aufsuchen wollte. Im Anfang verlief die Reise unter den günstigsten Aussichten. Die am 9. November von Massaua abgereisten Missionsgeschwister erreichten am 6. Dezember glücklich Chartum, die Metropole des ägyptischen Sudan, wo sie bei den Autoritäten des Landes, sowie bei dem österreichischen Konsul Hansal, dem „Vater“ der europäischen Reisenden, wohlwollende Aufnahme und freundliche Förderung für ihre Zwecke fanden. Teils auf einer Nilbarke, teils auf Kamelrücken legten sie die Strecke zwischen Chartum und Famaka, der letzten ägyptischen Militär- und Telegraphenstation nach der Gallagrenze zu, zurück und trafen in letzterem Orte am 4. Januar 1882 ein; der dortige Grenzinspektor, der bekannte österreichische Afrikareisende Marno, unterstützte die Expedition nach Kräften und riet Arrhenius zunächst einen Vorstoß nach dem weiter südlich gelegenen Orte Beni Schankol zu machen, um mit dem dortigen Scheich die nötigen Abmachungen für die Weiterreise zu den Gallas zu treffen. Leider erfuhren sie daselbst, daß durch die Plünderungszüge einiger Negerstämme die Straße nach dem Gallalande gesperrt sei. Nun machte Marno den Vorschlag, über Galabat durch Abessinien zu den Gallas vorzudringen. Aber abgesehen davon, daß die Missionare auf diese Weise das Gebiet des ihnen feindlich gesinnten Kaisers Johannes berührt hätten, wurde dieser Vorschlag auch dadurch hinfällig, daß sich in Famaka Niemand fand, der die nötigen Reittiere zu einer solchen Reise vermietete.

Inzwischen äußerte auch Famakas ungesundes Klima seine verderbliche Wirkung auf die Missionskarawane. Afrikaner wie Europäer wurden in gleicher Weise von Fieberanfällen heimgesucht. So faßte endlich Arrhenius mit schwerem Herzen den Entschluß, vorläufig wieder nach Chartum zurückzukehren; dort sollte die Regenzeit verbracht und später dann die Reise nach Galabat versucht werden.

Marno hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er die nötige Anzahl Kamele zusammenbrachte, auf denen die Kranken — nur des Onesimus Frau Maharat war leidlich gesund geblieben — nach Karkog zurücktransportiert werden sollten. Nach 14 qualvollen Tagen konnten endlich in letzterem Orte die Reisenden die Kamele mit einem

Segelboote auf dem Blauen Nil vertauschen; aber auch so noch war das Fortkommen wegen des niedrigen Wasserstandes mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpft. Während sich bei Arrhenius der Gesundheitszustand etwas besserte, waren Pohlman und Onesimus dem Tode nahe, und ehe noch die 24tägige Flußfahrt zu Ende ging, unterlag der Gallajüngling Feradsch seinen Leiden.

In Chartum, wo die Missionare am 10. April vorigen Jahres wieder eintrafen, konnten sie ein wenig aufatmen, da ihnen Konsul Hansal die weitgehendste Fürsorge widmete. Auf seinen Betrieb erhielten sie ein wohnliches Haus zur Miete und einen arabischen Diener zur Verfügung; ein europäischer Arzt besuchte die Kranken und gab die besten Hoffnungen auf baldige Genesung. Auch erwiesen zwei in Chartum anwesende katholische Missionare den evangelischen Glaubensboten die herzlichste Teilnahme. Heilu, dessen Frau Samato und Onesimus waren mehrmals dem Tode nahe, so daß Arrhenius sich gezwungen sah, den weiteren Rückzug über Berber und Suakin nach Massaua ins Werk zu setzen, und zwar ließ er am 20. Mai Heilu und Samato in Begleitung Pohlmans zunächst aufbrechen, während er selbst durch die schwere Erkrankung des Onesimus sich noch länger an Chartum gefesselt sah. Sobald Onesimus sich etwas frischer fühlte, traf Arrhenius schnell alle Vorbereitungen zur Abreise, die sich aber durch die Unzuverlässigkeit des arabischen Kapitäns immer weiter hinauszog. Inzwischen bekam Arrhenius am 30. Mai einen neuen Fieberanfall. Halb ohne Besinnung wollte der Kranke aus dem Hause stürzen, sodaß Onesimus viele Mühe hatte, ihn in seiner Raserei zu beschwichtigen und zum Niederlegen zu bewegen. Obwohl schnell ärztliche Hülfe zur Hand war, so entschlief doch Arrhenius, ehe sein treuer Gefährte Onesimus die verordneten Arzeimittel hatte anwenden können. Die letzten Worte des Sterbenden waren: „Jesus, hilf mir. Amen!"

Mit Arrhenius' Tode[1]), dessen sterbliche Hülle auf dem evangelischen Gottesacker in Chartum am 31. Mai zur Ruhe gebettet wurde, war die Gallaexpedition vollständig aufgelöst. Missionar Pohlman reiste direkt nach Schweden zurück, um sich in der Heimat zu erholen; wenn es seine Gesundheit erlaubt, dürfte er vielleicht dieses Jahr wieder nach Afrika ausziehen. Heilu und Onesimus sind im Sommer vorigen Jahres glücklich wieder in M'kullu eingetroffen.

Während dieser Versuch, zu den Gallas vorzudringen, ein so jähes Ende fand, gelang es im Frühjahr 1882 dem Missionar Swensson von

[1]) Das eine Zeit lang in Chartum kolportierte und auch in Missionsblätter übergegangene Gericht, Arrhenius sei von einem Europäer vergiftet worden, entbehrt jeglicher Begründung.

M'kullu aus über Sela nach dem ägyptischen Gebiet von Harar vorzudringen, von wo aus die Gallas verhältnismäßig leicht zu erreichen sind. Zwar ist von dem Kapuzinerorden in Harar bereits eine katholische Missionsstation angelegt worden; aber bei der großen räumlichen Ausdehnung des Gallalandes findet sich genug Platz für beide Missionen. Der Gouverneur von Harar, Nadi Pascha, war der Anlage einer schwedischen Missionsstation nicht entgegen; nur ist es, behufs des Bodenerwerbes nötig, daß der Khedive seine specielle Genehmigung erteilt. Infolge der Umwälzungen in Ägypten hat in letzterer Beziehung noch keine Entscheidung herbeigeführt werden können. Seitdem es übrigens in neuester Zeit dem Afrikareisenden Soleillet gelungen ist, von der französischen Kolonie Obok an der Tadschurra Bai nach Schoa auf dem direkten Wege vorzudringen und einen Handelsverkehr auf dieser Route einzuleiten, eröffnet sich auch für die schwedischen Missionare die Möglichkeit, ohne Berührung von Abessinien und ohne große Umwege die Gallas im Süden von Schoa zu erreichen.

Hoffen wir, daß der schwedischen Mission nach der Thränensaat an Abessiniens verschlossenen Pforten durch des Herrn Güte in der Folgezeit eine Freudenernte unter den Gallas bescheret werde!

Nachschrift: Der oben erwähnte Österreicher Marno scheint neueren Nachrichten zufolge doch eine sehr zweideutige Rolle gegenüber der schwedischen Gallaexpedition gespielt zu haben. Onesimus schreibt nämlich unterm 20. Januar 1883 von Massaua, daß ihn zu Anfang des Jahres ein alter Schulkamerad, der Gallajüngling Damote aus Dschimma Badschifar — einem südlich von der abessinischen Provinz Godscham gelegenen und dem dortigen Gouverneur Ras Adal tributpflichtigen Gallakönigreiche — besucht und ihm folgende merkwürdige Mitteilung gemacht habe. Zu dem Könige Abbadschifar von Dschimma war das Gerücht gedrungen, daß Missionare auf der Reise nach dem Gallalande begriffen wären, und da ihm daran lag, dieselben an seinen Hof zu ziehen, so reisten auf seinen Befehl Damote und noch ein anderer Gallajüngling in 6 Tagen nach Famaka, um bei Marno nähere Erkundigungen über die Missionare einzuziehen. Damote erreichte einige Wochen vor Arrhenius Famaka und erhielt von Marno, der damals bereits um das Herannahen der Missionare wußte, den Bescheid, die Missionare seien schon vor einigen Wochen in Famaka gewesen und auf seinen Rat wieder abgereist; sie, die Gesandten, möchten darum nicht unnötig warten, sondern in ihre Heimat zurückkehren. Arrhenius gegenüber hat dann Marno diese Gesandtschaft völlig totgeschwiegen.

Segelboote auf dem Blauen Nil vertauschen; aber auch so noch war das Fortkommen wegen des niedrigen Wasserstandes mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpft. Während sich bei Arrhenius der Gesundheitszustand etwas besserte, waren Pohlman und Onesimus dem Tode nahe, und ehe noch die 24tägige Flußfahrt zu Ende ging, unterlag der Gallajüngling Feradsch seinen Leiden.

In Chartum, wo die Missionare am 10. April vorigen Jahres wieder eintrafen, konnten sie ein wenig aufatmen, da ihnen Konsul Hansal die weitgehendste Fürsorge widmete. Auf seinen Betrieb erhielten sie ein wohnliches Haus zur Miete und einen arabischen Diener zur Verfügung; ein europäischer Arzt besuchte die Kranken und gab die besten Hoffnungen auf baldige Genesung. Auch erwiesen zwei in Chartum anwesende katholische Missionare den evangelischen Glaubensboten die herzlichste Teilnahme. Heilu, dessen Frau Samato und Onesimus waren mehrmals dem Tode nahe, so daß Arrhenius sich gezwungen sah, den weiteren Rückzug über Berber und Suakin nach Massaua ins Werk zu setzen, und zwar ließ er am 20. Mai Heilu und Samato in Begleitung Pohlmans zunächst aufbrechen, während er selbst durch die schwere Erkrankung des Onesimus sich noch länger an Chartum gefesselt sah. Sobald Onesimus sich etwas frischer fühlte, traf Arrhenius schnell alle Vorbereitungen zur Abreise, die sich aber durch die Unzuverlässigkeit des arabischen Kapitäns immer weiter hinauszog. Inzwischen bekam Arrhenius am 30. Mai einen neuen Fieberanfall. Halb ohne Besinnung wollte der Kranke aus dem Hause stürzen, sodaß Onesimus viele Mühe hatte, ihn in seiner Raserei zu beschwichtigen und zum Niederlegen zu bewegen. Obwohl schnell ärztliche Hülfe zur Hand war, so entschlief doch Arrhenius, ehe sein treuer Gefährte Onesimus die verordneten Arzeimittel hatte anwenden können. Die letzten Worte des Sterbenden waren: „Jesus, hilf mir. Amen!“

Mit Arrhenius' Tode[1]), dessen sterbliche Hülle auf dem evangelischen Gottesacker in Chartum am 31. Mai zur Ruhe gebettet wurde, war die Gallaexpedition vollständig aufgelöst. Missionar Pohlman reiste direkt nach Schweden zurück, um sich in der Heimat zu erholen; wenn es seine Gesundheit erlaubt, dürfte er vielleicht dieses Jahr wieder nach Afrika ausziehen. Heilu und Onesimus sind im Sommer vorigen Jahres glücklich wieder in M'kullu eingetroffen.

Während dieser Versuch, zu den Gallas vorzudringen, ein so jähes Ende fand, gelang es im Frühjahr 1882 dem Missionar Swensson von

---

[1]) Das eine Zeit lang in Chartum kolportierte und auch in Missionsblätter übergegangene Gericht, Arrhenius sei von einem Europäer vergiftet worden, entbehrt jeglicher Begründung.

M'kullu aus über Sela nach dem ägyptischen Gebiet von Harar vorzudringen, von wo aus die Gallas verhältnismäßig leicht zu erreichen sind. Zwar ist von dem Kapuzinerorden in Harar bereits eine katholische Missionsstation angelegt worden; aber bei der großen räumlichen Ausdehnung des Gallalandes findet sich genug Platz für beide Missionen. Der Gouverneur von Harar, Nadi Pascha, war der Anlage einer schwedischen Missionsstation nicht entgegen; nur ist es, behufs des Bodenerwerbes nötig, daß der Khedive seine specielle Genehmigung erteilt. Infolge der Umwälzungen in Ägypten hat in letzterer Beziehung noch keine Entscheidung herbeigeführt werden können. Seitdem es übrigens in neuester Zeit dem Afrikareisenden Soleillet gelungen ist, von der französischen Kolonie Obok an der Tadschurra Bai nach Schoa auf dem direkten Wege vorzudringen und einen Handelsverkehr auf dieser Route einzuleiten, eröffnet sich auch für die schwedischen Missionare die Möglichkeit, ohne Berührung von Abessinien und ohne große Umwege die Gallas im Süden von Schoa zu erreichen.

Hoffen wir, daß der schwedischen Mission nach der Thränensaat an Abessiniens verschlossenen Pforten durch des Herrn Güte in der Folgezeit eine Freudenernte unter den Gallas beschéret werde!

Nachschrift: Der oben erwähnte Österreicher Marno scheint neueren Nachrichten zufolge doch eine sehr zweideutige Rolle gegenüber der schwedischen Gallaexpedition gespielt zu haben. Onesimus schreibt nämlich unterm 20. Januar 1883 von Massaua, daß ihn zu Anfang des Jahres ein alter Schulkamerad, der Gallajüngling Damote aus Dschimma Badschifar — einem südlich von der abessinischen Provinz Godscham gelegenen und dem dortigen Gouverneur Ras Adal tributpflichtigen Gallakönigreiche — besucht und ihm folgende merkwürdige Mitteilung gemacht habe. Zu dem Könige Abbadschifar von Dschimma war das Gerücht gedrungen, daß Missionare auf der Reise nach dem Gallalande begriffen wären, und da ihm daran lag, dieselben an seinen Hof zu ziehen, so reisten auf seinen Befehl Damote und noch ein anderer Gallajüngling in 6 Tagen nach Famaka, um bei Marno nähere Erkundigungen über die Missionare einzuziehen. Damote erreichte einige Wochen vor Arrhenius Famaka und erhielt von Marno, der damals bereits um das Herannahen der Missionare wußte, den Bescheid, die Missionare seien schon vor einigen Wochen in Famaka gewesen und auf seinen Rat wieder abgereist; sie, die Gesandten, möchten darum nicht unnötig warten, sondern in ihre Heimat zurückkehren. Arrhenius gegenüber hat dann Marno diese Gesandtschaft völlig totgeschwiegen.

Rangun und die Mission daselbst.

Von Missionar Mayr.

(Schluß.)

In der Mitte dieses Platzes erhebt sich die schon genannte Schwedagon Pagode, eine der berühmtesten in ganz Hinterindien. Die Europäer haben dieses Baudenkmal „Pagode" genannt; dadurch bekommt man leicht eine verkehrte Vorstellung von ihrer Form und Bedeutung; die Birmanen selbst nennen es „Pejáh", womit sie auch unser Wort „Herr" ausdrücken; ich vermute, daß sie damit in der vorbuddhistischen Zeit „Gott" benannt und diesen Namen auch auf ihre Heiligtümer übertragen haben; so auch in der Zeit ihrer Bekehrung zum Buddhismus, trotzdem dieser von einem Gott nichts wissen will. Wie dem auch sein mag, man darf sich unter diesen Pejáhs oder Pagoden Hinterindiens keine Tempelgebäude und -höfe, wie wir sie etwa in ganz Vorderindien finden, wo die Götzen einquartiert werden und wo die Leute sich zur Anbetung dieser Götzen sammeln, denken. Diese Pejáhs sind nur Denkmäler in der Form von ungeheuer großen Deckeln über Reliquien oder über vermutete Reliquien, wie denn auch nach der Sage unter dieser Schwedagon-Pejáh (= goldenes Haus) acht Haupthaare des Gautama in einem kostbaren Kästchen geborgen liegen sollen. Man denke sich eine in hübschen Formen gearbeitete Handglocke in vergrößertem Maßstabe, so hat man die Form jener kolossalen Deckel; der Bauch desselben ist in verschiedenen Abstufungen und Ringen, bald rund und gewölbt, bald in schräger Fläche und vieleckig erbaut; die Maße verjüngen sich, je höher der Bau steigt, in einen Hals und auf dessen spitzigem Ende ist eine Art Krone aufgesetzt, gewöhnlich von vergoldetem Eisen mit durchbrochener Arbeit, an deren Rande kleine Platten und Glocken in mannigfaltiger Form aus verschiedenem edlen Metall gearbeitet herabhängen und im Winde bewegt, ein liebliches Geläute geben, die Gebete der Gläubigen darstellend. Diesen Aufsatz denken sich aber die Birmanen nicht als Krone, sondern als „Schirm" und heißen ihn dem entsprechend auch Hti; der Schirm spielt ja im Orient eine große Rolle und dient in seinen verschiedenen Formen und Farben als Zeichen der verschiedenen Würden und Rangordnungen der Könige oder der Minister oder der Priester und Mönche. Der jetzige Hti ist 1871 vom einheimischen Birmakönig diesem Pejáh zum Geschenk gemacht worden; er ist dick vergoldet und soll 1¼ Mill. Mark gekostet haben.

Diese eigentümliche Form der Pejáhs ist nun den Birmanen so lieb und heilig geworden, daß sie an allen Orten dieselben erbauen auch ohne jegliche Reliquie; bei Festen werden sie fast in jedem Hause aus Thonerde oder Papier gefertigt wie zum Spielzeug der Kinder; auch die Dek-

kel auf ihren gewöhnlichen, aus einer Art Papiermaché gemachten Schachteln zeigen eine ähnliche Form. Hunderte, ja tausende solcher Pejáhs werden überall erbaut und dann dem Verfall überlassen; sie werden von Backsteinen aufgeführt und sind inwendig hohl oder mit Erde ausgefüllt. In dem Nachbargarten meiner Wohnung z. B. stand solch ein etwa 80′ hohes Pejáh, vom Unkraut überwuchert; die Erbauer wollen sich mit solchen Bauten große Verdienste erwerben; nach ihrem Tode kümmert sich niemand mehr darum; dieselben zu reparieren, bringt kein Verdienst, so zerfallen sie in der nächsten zweiten oder dritten Generation. Nur einige dieser Denkmäler gelten als Nationaleigentum, und diese zu erhalten und zu schmücken, beeifert sich das ganze Volk, und an solchen halten die Buddhisten ihre Andachten, und solche gelten als Wallfahrtsorte; darunter vor allem die Schwedagon Pagode; und an dieser ist nicht bloß das Hti, sondern der ganze Körper vergoldet, wenn auch nicht so dick wie jenes. Bei dieser Prozedur wird erst ein schwarzer Kitt auf das Mauerwerk gestrichen und dann werden die Goldblättchen aufgelegt. Solche kleinere Pejáhs, vier an der Zahl, stehen nun gleichsam wie Trabanten um das Schwedagon an den vier Ecken des viereckigen Unterbaues desselben und an diesen letztern lehnen sich, je eine auf jeder Seite, große Hallen, ähnlich den im äußern Umkreis erbauten, und von diesen vier Hallen ist die im Vordergrund stehende die bedeutendste und heiligste, wo die Wallfahrer am meisten anbeten und opfern vor einer kleinen dunklen Grotte, in der kleine Statuen von Gautama und seinen Schülern angebracht und von Öllampen beleuchtet sind, ein Platz, der am meisten an die dunkeln, vom Öllicht erleuchteten Götzentempel-Nischen Vorderindiens erinnert. Diese ganze Plattform ist voll von den geopferten Blumen und bunten Fähnlein und Papierstreifen, die mit Páli-Gebetsformeln beschrieben sind, vom Wind hin und her geweht; in jener besonders heiligen Halle sieht man auch die Überreste der kleinen Lichter, die nach tausenden stetig geopfert und gebrannt werden zu Ehren des Gautama. Wer den Buddhismus nicht in seiner Lehre kennt, würde an solchen Orten die Meinung fassen, daß die Birmanen ebenso wie die Hindus Götzendiener seien, daß jene Statuen des Gautama und seiner Schüler Götzenbilder zum Anbeten wären, wie auch vor etlichen Monaten ein Reisender in einer deutschen illustrierten Zeitung in diesem Sinne, aber irrtümlich, über die Schwedagon Pagode geschrieben hat, und im Grunde genommen ist auch nicht viel Unterschied zwischen diesem im Volksleben zur Erscheinung kommenden Buddhismus und dem Götzendienst der Hindus.

Der Besuch der heiligen Stätte auf diesem befestigten Hügel ist den Birmanen von Seite der engl. Regierung völlig frei gegeben, und deren

Verehrung und Heilighaltung vonseiten der Birmanen, die in diesen englischen Provinzen wohnen, hat man wohl gerne gesehen, damit sie sich der Heiligtümer und Wallfahrtsorte, die im Norden im eigentlichen Birmareiche unter dem Protektorat des Birmakönigs liegen, entwöhnen und mit der engl. Herrschaft zufrieden sein sollten, eine Klugheit, die schon 1 Kön. 13, 25—29 verzeichnet steht. Aber dennoch ist die religiöse Verbindung zwischen den Birmanen in den engl. Provinzen und denen im Nordosten im eigentlichen Birma bis zum heutigen Tag geblieben. Die Mönche oder Pongjies, wie sie dort genannt werden, aller Orte stehen unter Einem Ordensgeneral. Freilich kann dieser zur Ausübung seiner Macht, zur Aufrechterhaltung der buddhistischen Ordnungen in den engl. Provinzen nicht die weltliche Macht, den starken Arm der engl. Regierung zu Hilfe nehmen, und dadurch ist es den Laxen und Widerspenstigen unter den Pongjies in den engl. Provinzen leichter, nach ihres Herzens Lust dahin zu leben; Zucht kann nicht so streng unter diesen gehandhabt werden; im eigentlichen Birma dagegen wird die geistliche Macht von der weltlichen viel unterstützt, auch durch Geschenke. Birma ist ja wie fast alle orientalischen Staaten es sind, ein sozusagen theokratischer Staat.

Daß auch der König von Birma seinen Einfluß, wenigstens auf religiösem Gebiete, noch geltend machen will innerhalb der engl. Provinzen, zeigt jenes oben erwähnte Geschenk an die Schwedagon Pagode. Derselbe residiert nun hoch oben im Norden in Mandaléh, einer Stadt, die sein Vater vor etwa 25 Jahren neu erbaut hat; auf älteren Karten findet man nur die frühern Residenzstädte Ava und Amarapuram verzeichnet; nicht sehr weit davon liegt Mandaleh. Wie in Vorderindien, so haben auch hier die orientalischen Fürsten nach ihren Launen ihre Residenz verlegt. Diese Stadt ist sehr regelmäßig angelegt; in ihrer Mitte liegt der königliche Palast, und in dessen Mitte ist das königliche Pejáh; somit soll der Buddhismus als Staatsreligion angezeigt sein und der König als sein höchster Patron; und an diese königliche Huld erinnert auch die höchste Spitze der Schwedagon Pagode in Rangun. Über diesen Buddhismus näheres zu schreiben, ist hier nicht der Ort; auch in deutschen Zeitschriften ist hievon viel die Rede gewesen; um seiner allerdings schönen und edlen Sittenlehre willen hat man ihn über alle Himmel erhoben und ihn über alle andern Religionen, selbst über die christliche, gesetzt, obgleich der Buddhismus eigentlich gar keine Religion ist, weil er das Dasein Gottes leugnet, wie er auch nur aus einer philosophischen Schule in Vorderindien entstanden ist. Wenn doch diese gelehrten Herrn nur einmal die Völker, welche dem Buddhismus huldigen, näher studieren wollten, sie würden bald erkennen, daß dieselben den Völkern in Indien, welche Götzendienst

treiben, selbst in sittlicher Beziehung weit nachstehen. Der infolge seiner eingebildeten Verdienste in Selbstgerechtigkeit und Hochmut aufgeblasene Birmane ist weit unempfänglicher für die Wahrheit als der von ihm verachtete Karene oder Hindu.

Außer den eigentlichen Landesbewohnern giebt es in Birma noch andre Volksstämme, wie die Taleigus, die einst mächtig und zahlreich, mit den Birmanen in steter Fehde gelegen haben, jetzt aber unter den letztern aufzugehen scheinen; ferner die Karenen, die in alten Zeiten aus dem Norden eingewandert, in Abhängigkeit, ja Sklaverei der Birmanen geraten waren, aber unter englischer Herrschaft politisch frei geworden sind; diese wohnen meistens in den englischen Provinzen; sodann die Schans, Tschiens, Katschiens und andere Bergstämme. Man berechnet die Einwohnerzahl in den englischen Provinzen auf etwa 3½ Millionen, und die im eigentlichen Birma auf 4—5 Millionen; im letztern kann nur von einer allgemeinen Schätzung die Rede sein; eigentliche Volkszählungen finden da nicht statt. Und ohne solche bestimmte Zählungen kann man orientalischen Fürsten und Völkern irgend etwas von ihrer Größe und Macht vorschwatzen; Selbstüberhebung ist des Menschen schwache Seite, auch bei den Orientalen, und bei diesen zumal. Dadurch sind ihrer viele schon beim Zusammenstoß mit den europäischen Mächten zu Fall gekommen. So haben sich auch die Birmanenkönige unendlich lange und hohe Titel beigelegt und glaubten mit diesen stolz auf europäische Mächte herabsehen zu können, diese thönernen Löwen mit grimmigen Gesichtern, bis sie zu Schaden gekommen sind. Auch viele Ausländer haben sich in Birma niedergelassen; außer den Engländern, Deutschen, Portugiesen, Italienern und andern Europäern (etwa 1500 reine Europäer und 4500 Mischlinge) befinden sich in dem englischen Territorium von Birma allein gegen 400000 von den oben erwähnten Karenen, 60000 Schanleute, 5000 Chinesen und andere, und aus Vorderindien etwa 40000 Hindus, sei es Bengalen oder Telugus oder Tamulen und andere, und dazu noch gegen 100000 Mohammedaner, wohl meist aus Vorderindien. Dieses Gemisch von Nationen zeigt sich nun im englischen Rangun fast auf allen Straßen.[1]) An Andachtsplätzen zählte man schon vor zehn Jahren außer 6322 buddhistischen noch 205 mohammedanische, 257 protestantische, 39 katholische und armenische, und 31 brahmanische für die heidnischen Einwanderer aus Vorderindien; die Gesamtzahl aller Christen soll damals gegen 52000 gewesen sein. Alle diese Religionsgemeinschaften sind auch in der Haupt-

[1]) Rangun allein zählt etwa 600 Europäer, 2500 Mischlinge und europäische Abkömmlinge, 10000 Hindus und 12000 Mohammedaner.

stadt Rangun vertreten, wie wir oben bei Erwähnung der hervorragenden Gebäude der Stadt gesehen haben.

In Birma waren es amerikanische Missionare, welche zuerst unter den protestantischen Kirchengemeinschaften die Arbeit im Weinberge des Herrn aufgenommen haben. Katholischen Missionaren begegnen wir zwar schon im 17. und 18. Jahrhundert hie und da in Verbindung mit den Versuchen der Portugiesen, sich in diesem Lande niederzulassen; aber auch bei diesen ist es erst mit der englischen Herrschaft zu festern Gemeindebildungen gekommen, und im Vergleich mit ihren Missionen in andern Ländern ist die von Birma bis heute eine geringe geblieben; zur Zeit des letzten Konzils in Rom 1870 wurden alle katholischen Christen in Birma auf 8700 geschätzt.

Auf welch wunderbaren Wegen der erste amerikanische Baptisten-Missionar Judson 1813 nach Birma gekommen ist, welche Leiden er wie seine spätern Mitarbeiter und ihre im Laufe der Zeit durch die Predigt des Evangeliums gewonnenen Christen in den beiden Kriegszeiten zu erdulden gehabt haben, ist aus der Missionsgeschichte wohl bekannt. Die nächste Absicht dieser amerikanischen Missionare war, unter den Birmanen zu arbeiten; 1819 war der erste Birmane getauft, und etwa 1830 die erste protestantische Kirche und zwar in Mulmein erbaut worden. Wie schon oben erwähnt, sind die Birmanen als Buddhisten sehr schwer für die Annahme des Evangeliums zu gewinnen, worüber auch die katholischen Missionare bitter klagen; bis heute zählen die getauften Birmanen unter der Pflege der amerikanischen Baptisten kaum 2000, wobei man nicht vergessen darf, daß sie als Baptisten nur solche, die ihren Glauben mit dem Munde bekennen können, taufen. Aber bald fanden sie auf ihren Missionsreisen im Lande den merkwürdigen Volksstamm der Karenen, und wie diese für die Annahme des Evangeliums vorbereitet waren, und wie freudig sie dieses in großen Massen angenommen haben, ist allen Missionsfreunden wohl bekannt. Von 1828 her datiert diese große Bewegung unter den Karenen. Ich habe einmal in Rangun eine Anzahl älterer Berichte dieser Mission nachgelesen und glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß seitdem 50—60 tausend dieser Karenen im reiferen Alter getauft worden sind; und wenn wir uns zu diesen noch die unmündigen Kinder und andre ungetaufte Familienglieder hinzudenken, so kann man wohl sagen, daß wenigstens die Hälfte des ganzen Karenenvolkes unter christlichen Einfluß gebracht worden ist.[1])

Da wird es nun manchem aufmerksamen Leser der Missionsschriften aufgefallen sein, daß die Anzahl dieser Karenenchristen sehr verschieden an-

[1]) Vgl. den Artikel über die Karenen-Mission in dieser Zeitschrift 1879.

gegeben wird, in neuern Berichten der Amerikaner selbst auf bloß 20 bis 25 tausend, in 450 Gemeinden gefaßt mit etwa 100 ordinierten eingebornen Predigern. Diese Differenzen müssen wohl daher kommen, daß diese Missionare strenge Kirchenzucht üben und Trunkenbolde und andere von unordentlichem Wandel schnell aus ihren Gemeindelisten streichen; so fand ich sie in alten Listen hundertweise als ausgeschlossen. Sodann war auf der berühmten Missionsstation Tongu vor etwa 18 Jahren ein Schisma entstanden. Der durch seine karenische Bibelübersetzung so hochverdiente Missionar Dr. Mason wurde 1865 der Irrlehren seiner schwärmerischen Frau wegen entlassen, und ein großer Teil der Karenenchristen ist dann später — durch jene Frau veranlaßt — zur Mission der englischen Kirche übergetreten, und wieder andre haben sich der katholischen Mission angeschlossen. Nicht mit Unrecht werden nun die 20 oder 25 tausend Karenenchristen der amerikanischen Mission „Kommunikanten" genannt, als solche, die nach evangelischer Auffassung „abendmahlsfähig" sind. Diese große Missionsbewegung unter den Karenen hat aber im letzten Jahrzehnt bedeutend abgenommen; unter der Herrschaft der Birmanen waren sie gedrückt und seufzten, wie einst Israel im Hause der Knechtschaft; da hofften und seufzten sie nach Erlösung, nach besserm Leben; das Evangelium war ihnen ein großer Trost, und die spätere Freiheit und politische Erlösung durch den Arm Englands eine große Wohlthat; nun haben sie sich erbauen und frei entwickeln können, und auch das irdische Glück reichlich genossen; da schmeckt das Evangelium nicht mehr so süß. Während sie früher dem Buddhismus ihrer Bedrücker ferne geblieben sind — so wie sie auch von diesen völlig vernachlässigt worden waren —, so fangen sie nun, nachdem sie durch die englische Macht mit denselben politisch gleichgestellt worden waren, an, sich mit ihnen in den religiösen Ausübungen des Buddhismus zu vereinen; — eine Erfahrung, die mutatis mutandis auch in Vorderindien gemacht worden ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie sich für die eigentlichen Lehren des Buddhismus begeisterten; sie werden einfach die Feste der Birmanen mitmachen, wie diese an die Pagoden und Pongjies Geschenke geben, Gautama wahrscheinlich für eine Gottheit halten, und nebenbei auch ihrem alten Dämonenglauben huldigen. Daß christliche Karenen zum Buddhismus abgefallen seien, habe ich nicht gehört.

So lange Heidenchristen nur in geringer Anzahl gewonnen werden, bleibt es den einzelnen Missionaren überlassen, die nötigen Nationalgehilfen heranzubilden, wie es auch die Apostel gethan haben. So thun auch noch heutigen Tags jene amerikanischen Missionare in betreff ihrer kleinen Birmagemeinden. Die besten der Nationalgehilfen, die sich als

Katecheten in der Gemeindepflege und als Evangelisten in der Heidenpredigt bewährt haben, erhalten dann noch einen besondern, wenn auch immer nur spärlichen Unterricht in der Theologie, werden dann etwa vor einer Versammlung mehrerer Missionare geprüft, und auf deren Befürwortung hin von einem der ältesten unter ihnen ordiniert.

Ihre Karenenchristen dagegen sind in großen Massen gekommen, und so sahen sich die Missionare schon bald veranlaßt, ein Seminar zur Ausbildung von Nationalpredigern zu errichten. Ein solches ward erst auf der südlichen Station Tavoy errichtet, dann nach Mulmein und wieder 1858 nach Rangun verlegt. Da werden nun zur Zeit etwa 30 junge Leute, zum Teil schon verheiratet, in einem vierjährigen Kursus von einem Missionar zu Predigern ausgebildet; aller Unterricht wird noch in der einheimischen Sprache gegeben; während dieser Zeit werden sie teilweise von den Gemeinden, welche sie geschickt haben, teilweise von der Mission unterhalten. Nach ihrem Examen werden sie nicht von Missions wegen angestellt, sondern sie kehren in ihre Heimat zurück und haben zu warten, bis sie von der einen oder andern Gemeinde berufen werden; diese haben sie dann auch zu unterhalten und zu besolden, was fast ausschließlich durch Naturalien geschieht; und nur wo eine Gemeinde zu arm ist, ihren Pastoren auch nur den nötigen Unterhalt ganz zu gewähren, wird aus einer Generalkasse der vereinigten Gemeinden ein Zuschuß gewährt. Viele von diesen Karenenpastoren treiben auch Ackerbau u. a.

Wie schon oben bemerkt, haben diese amerikanischen Missionare in der eigentlichen Stadt Rangun außer ihrer englischen Kirche auch noch eine Kapelle für ihre Birmachristen, die hier 3—4 hundert zählen; ihre Karenen-Kirche und -Schulen liegen in den Vorstädten, Along und Kemmindein genannt, sowie auch ihre Missionsgehöfte, im Westen der Stadt am Flusse entlang. Erst schauen wir einen großen Garten, in welchem der Hauptmissionar Dr. Stevens, der die Englische, wie die Birma-Gemeinde pflegt und schon seit 1838 in Arbeit steht, wohnt, zusammen mit seinem Schwiegersohn Smith; zur Seite steht das Gebäude des Seminars, in dessen Unterstock die Schulzimmer und in dessen Oberstock der geräumige Betsaal der Seminaristen sich befinden; auf der andern Seite des Gartens liegen die Wohnungen für die letztern; jener Miss. Smith steht dem Seminar vor. Von diesem Garten durch eine Straße getrennt liegt ein zweites Missionsgehöfte mit der sogenannten Hochschule, von einem andern Missionar geleitet. Im Laufe der Zeit hat man das Bedürfnis gefühlt, den jungen Birmanen und Karenen im eignen Kreise höhern englischen Unterricht zu erteilen, um sie dadurch in der eignen Kirchengemeinschaft zu befestigen; dem betreffenden Missionar Packer, der

auch mit besonderer Vorliebe seine Schüler im mehrstimmigen Gesang unterrichtet, ist es gelungen, einen reichen frommen Amerikaner zu gewinnen, etliche 40000 Mark zur Errichtung eines großen stattlichen Schulgebäudes zu schenken; dasselbe wurde vor drei Jahren feierlich eröffnet. In demselben Gehöfte wohnen außer diesem Missionar noch die hochbetagte Witwe des Miss. Binney, welche sich noch immer beschäftigt, gute Bücher in die Karenensprache zu übersetzen, und eine junge Lehrerin aus Amerika; diese wie die Frau des Missionars geben Unterricht in der Schule neben einheimischen Lehrern; Mädchen lernen hier mit Knaben zusammen auch in den höhern Klassen. Nebenan wohnt Miss. Bennett, zur Zeit der älteste in dieser Gesellschaft; 1804 geboren, kam er 1829 nach Indien; seine meiste Zeit hat er in der Missionsdruckerei zugebracht, und Großes geleistet; in fünf Sprachen werden hier Bücher und Zeitschriften gedruckt; noch heute steht er derselben vor; er ist meines Wissens der älteste aller indischen Missionare. Man wird überhaupt kaum eine andere Missionsgesellschaft in Indien finden, wo verhältnismäßig so viele alte Veteranen noch in Arbeit stehen, als in dieser amerikanischen; aber auch hier merkt man, daß ihre spätern Generationen nicht mehr so lange in Arbeit bleiben.

Noch weiter nach Westen hinaus finden wir die Missionsgehöfte der Karenen-Missionare, d. h. der amerikanischen Missionare, welche unter den Karenen arbeiten, mit Kirche und Schulen und Wohnhäusern; am Orte selbst ist nur eine kleine Karenengemeinde, frei bedient von einem ordinierten Karenen, der zugleich einer Schule vorsteht und dadurch seinen Lebensunterhalt verdient. Die vielen Gemeinden, die zu dieser Kirche gehören, wohnen auf den Dörfern, haben auch dort ihre Kapellen, aber hier in Rangun ihren Mittelpunkt; in dieser Hauptkirche halten die Gemeinden dieses Distriktes auch ihre Generalversammlungen. Von dem einen Gehöfte, auf welchem die Kirche und Schulgebäude und Missionar-Wohnungen stehen, weiß ich, daß es Eigentum der Gemeinden selbst ist. Bekanntlich sind die Karenenchristen zu einer Selbständigkeit herangewachsen, wie wir sie kaum auf einem andern Missionsgebiete finden; in diesem Rangun-Distrikt wie in dem von Bassein und Tongu unterhalten sie zum größten Teil ihre eigenen Pastoren und Lehrer, bauen ihre eigenen Kapellen und Schulen, und errichten auch noch solche Centralschulen mit großen Kosten, unterstützen wohl auch noch andere ärmere Gemeinden, so daß die amerikanische Missionsgesellschaft nur noch den Unterhalt ihrer etwa 30 Missionare zu tragen und gelegentliche Zuschüsse zu Bauten, zur Druckerei 2c. zu geben hat. Ja, diese Karenengemeinden haben bereits angefangen, aus ihrer Mitte heraus eingeborne Prediger als Missionare unter ihre noch heidnischen Volksgenossen, ja bis nach Siam hinein, zu schicken. Ich habe

selbst einmal solch einer Generalversammlung der Karenengemeinden in der oben genannten Kirche beigewohnt; sie ward von Karenenpastoren geleitet. Der betreffende amerikanische Missionar saß mit mir unter den Zuhörern, von denen ein großer Teil Frauen waren, und er bemerkte, daß er absichtlich sich zurückziehe, damit die Eingebornen das Regieren und Leiten lernten; er unterstütze sie mit seinen Ratschlägen 2c. Wer die amerikanischen Zustände kennt, wird sich nicht wundern zu erfahren, daß die einzelnen Missionare wie die von ihnen gegründeten Gemeinden von einander unabhängig dastehen. Aber im Laufe der Zeit merkte man doch, daß darin, besonders auf dem Missionsgebiete, ein großer Mangel liegt. Dieser Mangel trat besonders bei der Spaltung in Tongu infolge der durch Frau Mason entstandenen Wirren zu Tage; so hat man angefangen, sich zu Konferenzen und Konventen zusammen zu schließen; auch die Gemeinden waren dazu aufgefordert worden; solche Vereinigungen sollten jedoch freiwillig entstehen. Die meisten Gemeinden eines Distriktes haben sich in solcher Weise näher zusammengeschlossen, aber etliche haben es doch bis zum heutigen Tage vorgezogen, für sich allein zu bleiben, und sind solchen Konventen nicht beigetreten; das ist natürlich ein krankhafter Zustand, von manchen in der Gesellschaft selber beklagt. —

Wieder weiter hinaus nach Westen, und wir finden eine große Mädchenschule dieser amerikanischen Mission, an welcher 2—3 amerikanische Frauen oder Fräuleins angestellt sind; es mögen gegen 150 Mädchen darin unterrichtet und teilweise ganz erzogen werden. Das ist nun keine Gemeindeschule; sie wird von der Mission durch besondere Sammlungen in Amerika unterhalten und soll mehr eine missionierende Schule sein; Kinder verschiedener Nationen, besonders Birmakinder, besuchen diese Schule; etliche zahlen auch Schulgeld und auch einiges Kostgeld; man sucht die Mädchen zu sammeln, um in den jungen Herzen den Samen des Wortes Gottes auszustreuen.

In der letztern Zeit wohnte auch der amerikanische Miss. Cushing, der auf dem Schangebiete arbeitet, in Rangun; er hatte in Bahmo hoch oben im Norden an der chinesischen Grenze, wie in Tongu gearbeitet unter dem Bergstamm der Schanleute, und war nach Rangun gekommen, um die Bibelübersetzung in deren Sprache schneller fördern zu können.

Aus diesen kurzen Angaben ist leicht zu ersehen, daß die Station Rangun, von diesen Missionaren seit 1853 zu ihrem Mittelpunkt erwählt, sehr stark ausgebaut worden ist; sie ist immer von 8—10 Missionaren besetzt. Ihre übrigen wichtigeren Stationen sind Mulmein und Tavoy im Süden; Bassein im Westen, Henzada, Prome, Tongu, Schwetschin im Norden. — Gegen 30 Missionare stehen zur Zeit in Arbeit auf diesem

Felde. Anhangsweise habe ich noch zu bemerken, daß sich diese Mission auch der aus Vorderindien eingewanderten Tamulen und Teluguleute angenommen hat, wenn sie auch nur wenig Mittel dafür gewähren konnte. Schon Judson erwähnt 1828 eines Versuches, die in Rangun wohnenden Hindus in eine Gemeinde zu sammeln; aber aus Mangel an entsprechenden Gehilfen kam es nicht dazu. Nach 30 Jahren war ein einheimischer Christ der Baptistengemeinde in Vorderindien mit einem Regiment Soldaten nach Rangun gekommen und predigte fleißig unter seinen Volksgenossen, so daß 1860 sechzehn Hindus getauft wurden. Dieser eifrige Mann mußte aber bald darauf nach Vorderindien zurückkehren und die kleine Gemeinde blieb klein; 1877 zählte sie etwa 37 Glieder unter einem Katecheten, der in der Tamül- wie Teluguſprache predigen konnte. Dieser Katechet Johann, von Miss. D. Stevens mit Hilfe der engl. Sprache weiter unterrichtet, wurde dann 1880 ordiniert, und mit neuem Eifer wurde auf diesem Felde gearbeitet, so daß die Gemeinde jetzt auf 120 Seelen gewachsen und so erstarkt ist, daß sie 1880 und 1881 gegen 1500 Mark unter sich gesammelt hat zur Bestreitung ihrer laufenden Ausgaben. Sie hat in der Stadt ein eignes kleines Haus zu ihren Gebetsversammlungen, aber in der engl. Baptistenkirche werden ihre öffentlichen Sonntagsgottesdienste abgehalten.

Ferner ist zu erwähnen, daß diese Missionare vor etwa 22 Jahren auch eine Bibel- und Traktatgesellschaft für Birma gegründet haben, an der sich nun auch die Christen aller andern Konfessionen beteiligen; sie hat seitdem gegen 50000 Bibeln, meistens in Teilen, und etwa 1/2 Million Traktate in verschiedenen Sprachen verteilt.

Eben so lang besteht auch ein von dieser Seite her in Rangun unter den Engländern gegründeter Missionsverein, der aber keine besondere Bedeutung erlangt hat; seine jährliche Einnahme ist etwa 3000 Mark, und damit werden meistens Evangelisten dieser Mission unterstützt.

An Mängeln und Verkehrtheiten fehlt es auch in dieser Mission nicht, und es wäre nicht schwer, solche aufzuzeigen, aber im großen und ganzen muß jeder Christenmensch sich derselben von Herzen freuen und mit dem engl. Bischof Cotton bekennen „sie ist einer von den drei großen Missionserfolgen in Indien.“ —

Mit der Aufrichtung der englischen Herrschaft in Birma hat auch die englische Kirche ihre Missionsarbeit auf dieses Land ausgedehnt, wenn auch nur im geringen Maße. Die Kapläne, welche von der engl. Regierung zur geistlichen Pflege ihrer Soldaten und Beamten nach Birma gesandt worden waren, hatten die Ausbreitungsgesellschaft in London (die S. P. G.) mehr und mehr gedrängt, Missionare dahin zu schicken; 1859

wurde ihr erster Missionar Shears nach Mulmein gesandt; und von Anfang an und nach einem bestimmten Plane unterschied sich diese Mission von der amerikanischen darin, daß sie das meiste Gewicht auf die Schularbeit legte und durch die Schule missionieren wollte. Schon 1860 folgte Missionar J. E. Marks, und auf seine Schulter fiel die angefangene Arbeit, da sein Vorgänger das Klima nicht ertragen konnte und bald nach England zurückreiste. Schon 1861 hatte Marks in Mulmein eine Schule mit 300 Kindern errichtet. Nach drei Jahren konnte er diese Schule einem Nachfolger übergeben und er selbst gründete 1864 mit Hilfe der Regierung eine neue Schule in Rangun und auch diese war nach neun Monaten mit 220 Knaben gefüllt. Nach seiner Rückkehr von England, wohin Miss. Marks auf neun Monate gegangen war, seine Gesundheit zu stärken, errichtete er 1865 eine große Mädchenschule in Rangun; im Laufe der Zeit hatte er noch in andern Städten des Landes ähnliche Schulen errichtet; und durch diese Schulen suchte er sich den Weg zu den Herzen des Volkes zu bahnen, und hie und da entstanden auch kleine Gemeinden; die Gesellschaft hatte auch noch andere Missionare nachgeschickt; so konnten nach und nach mehrere Missionsstationen gegründet werden. Schon 1863 dachte man an die Errichtung einer Missionsstation in Mandaleh, der Hauptstadt vom eigentlichen Birma, und auch der König daselbst hatte in einer Unterredung mit Miss. Marks seine Wünsche in betreff der Gründung einer engl. Schule, in der auch seine Prinzen lernen sollten, ausgesprochen; aber erst nach mehreren Jahren 1869 konnte eine solche angefangen werden. Der König gewährte die Mittel zum Bau einer schönen Kirche, einer Missionarswohnung und der Schulgebäude und Miss. Marks stand in großer Gunst; aber nach seiner zweiten Urlaubsreise (über Ceylon) nach England hatte diese Gunst eine Wendung genommen, wie man sich erzählt, infolge eines Vortrags über Birma auf der Insel Ceylon, in welchem Vortrag er auch allerlei Schwächen des Königs erwähnt haben soll; die eifrigen Buddhisten auf Ceylon hatten hierüber sogleich nach Mandaleh berichtet.

Nach seiner Rückkehr finden wir Miss. Marks wieder in Rangun; ein andrer hatte Mandaleh zu versehen. Später 1879 wurde diese Station nach dem bekannten Thronwechsel infolge der politischen Wirren zunächst aufgegeben; bei günstiger Wendung der Politik hofft man dahin zurückkehren zu können.

Die neuen Gebäude der großen Schule in Rangun, St. Johns College genannt, wurden 1869—1870 errichtet mit einem Kostenaufwand von etwa 80 000 Mark, welche in Birma selbst unter Europäern wie Eingebornen gesammelt worden sind. Dieses große Missionsgehöft liegt dem

amerikanischen Karenen-Seminar gerade gegenüber; das Wohnhaus des Missionars wie die Schulgebäude sind von Holz erbaut; in den letztern ist auch ein sehr schöner Betsaal eingerichtet, in welchem die täglichen Betstunden, wie öffentliche Gottesdienste abgehalten werden; doch hofft man später auf diesem großen freien Platze noch eine besondere Kirche erbauen zu können.[1])

In dieser großen Schule, die aber zur Zeit noch in die Klasse der Mittelschulen gehört, lernen gegen 500 Knaben verschiedener Nationen; es ist auch eine Kostschule damit verbunden, nicht bloß für arme und verwaiste Kinder, sondern auch für wohlhabende, die vom Lande herein kommen, um weiter zu lernen, heidnische wie christliche; und solche zahlen auch ein ordentliches Kostgeld. Wenn ich nicht irre, unterhält sich diese Schule zum größern Teile durch die eingehenden Schulgelder der Kinder und durch den Regierungsbeitrag; von Seite der (P. S. G.) Missionsgesellschaft wird hiefür sehr wenig beigesteuert, und jedermann wundert sich über das Geschick des Gründers dieser Schule, die nötigen Geldmittel bei Europäern wie Eingebornen zusammen zu betteln.

Zwei andre kleinere Schulen dieser Mission befinden sich in andern Stadtteilen.

In dem oben genannten Schul-Betsaale wurden bis vor wenigen Jahren fast alle Missionsgottesdienste gehalten, für die Birmanen sowohl als für die Tamulen und Teluguleute; die letztern haben nun ihre eigene Kirche in der Nähe der Eisenbahnlinie, wie wir oben gesehen haben; und die eigentliche Station der Birma-Mission ist mehr und mehr in das eigentliche Birmanendorf Kemmindein, wo auch die amerikanische Mission ihre große Mädchenschule errichtet hatte, verlegt worden; hier wohnt auch ihr für die Birma-Arbeit bestimmter Missionar. Seit einigen Jahren hat sich durch die Bemühungen des Miss. Marks auch eine christliche Gemeinde von Chinesen gebildet, und auch für diese wird in jenem Betsaal von einem Katecheten chinesischer Gottesdienst gehalten; die meisten Chinesen, die sich in Birma niedergelassen haben, verstehen die Birmasprache, und mit Hilfe dieser Sprache hatte der Missionar unter ihnen gearbeitet. So viel ich weiß, besteht diese Gemeinde der Chinesen nur aus Männern; nur selten, sehr selten verläßt eine Chinesin ihr Vaterland; so lange dann solche Chinesen in Birma weilen, halten sie sich Birmafrauen; bei ihrer Rückkehr nach China lösen sich solche Verhältnisse. Wie es nun in diesem Stücke bei den getauften Chinesen gehalten wird, kann ich nicht sagen; daß allerlei Schwierigkeiten bestehen, habe ich bloß munkeln hören. Sehr

[1]) Vergleiche den Bericht über diese Schule im Dezemberheft von 1881 in dieser Zeitschrift.

zu bedauern ist es, daß es dieser Mission noch nicht gelungen ist, aus China einen einheimischen chinesischen Pastor oder doch einen besonders für den Kirchendienst ausgebildeten chinesischen Katecheten zu erlangen; durch solche Kräfte könnte diese merkwürdige Bewegung unter den Chinesen Ranguns recht ausgenützt werden.

Auch die Verheiratung der Birma-Bekehrten hat ihre großen Schwierigkeiten; die große Mehrzahl derselben gehört dem männlichen Geschlechte an; es hält zwar nicht schwer für diese, aus ihren heidnischen Volksgenossen Frauen zu kriegen; die Birmanen, und wohl auch alle andern Buddhisten sind in diesem Stücke sehr liberal oder besser gesagt, gleichgültig; eines Religionswechsels wegen verstoßen sie nicht ihre Volksgenossen oder Verwandten, wie die Hindus; sie pflegen mit den Bekehrten alle sociale Gemeinschaft, verheiraten sich auch mit ihnen. Für einen Christenmenschen liegt diese Sache aber nicht so leicht; zwar scheinen die amerikanischen Baptisten solche Ehen ihrer Bekehrten mit heidnischen Frauen und umgekehrt passieren zu lassen, sie segnen dieselben wohl auch kirchlich ein; das hängt zusammen mit ihren absonderlichen Anschauungen irdischer Angelegenheiten; aber die meisten Geistlichen der engl. Kirche schauen diese Mischehen doch mit andern Augen an und sie haben diese Angelegenheit vor ein paar Jahren auch mit ihrem Bischof beraten, und dieser spricht sich in einem Pastorale dahin aus, daß solche Mischehen unstatthaft wären, und daß man den bekehrten Birmanen den Rat geben sollte, in Ermangelung von christlichen Birmamädchen ostindische d. h. Mischlinge zu heiraten; und daß man daneben bestrebt sein müsse, aus den Kostschulen mehr und mehr christliche Birmamädchen zu gewinnen. —

Für ihre aus Vorderindien eingewanderten Christen konnte diese Mission die nötigen Lehrkräfte leichter gewinnen; schon seit vielen Jahren sind für dieselben Katecheten angestellt gewesen; doch gehörten diese meist der weniger gebildeten Klasse an; erst seit 1878 gewann man einen gründlich ausgebildeten Katecheten aus Madras, der auch nach wenigen Jahren zum Diakon ordiniert worden ist; mit seiner Hilfe konnte diese Gemeinde ordentlich gepflegt werden, und durch seine Bemühungen hat sie sich auch viel vermehrt; sie zählt jetzt gegen 150 Seelen. Der Besitz einer eignen Kirche hat ihr einen gewissern Halt gegeben.

Die meisten Missionserfolge hat auch diese Mission bei den Karenen in Tongu, wo jenes Schisma unter den amerikanischen Gemeinden durch Frau Mason entstanden war; schon 1873 hatte die engl. Mission hier eine Station unter den Birmanen angefangen, und 1875 wurden die separierten Karenenchristen aufgenommen; jetzt zählen sie daselbst gegen 1500 Christen, die in 34 Dörfern wohnen; zu ihrer Pflege sind 1878

vier Karenen zu Diakonen ordiniert worden. Außer Rangun und Tongu sind die wichtigern Stationen dieser Mission in Mulmein, Henzada, Prome und Thaitmjo; in allen ihren Missionsschulen werden gegen 1200 Kinder unterrichtet.

Bis 1877 waren diese Christengemeinden, die englischen wie die einheimischen, den Bischöfen von Kalkutta unterstellt, und mehrere von diesen hatten auch Birma visitiert. Am 17. Febr. 1878 landete der erste, für Birma in England konsekrierte Bischof, Dr. Titcomb; mit großem Eifer, zunächst unter seinen eignen Landsleuten christliches Leben zu fördern und seine Kirche zu bauen, sodann die Missionsarbeit möglichst zu stärken und auszubreiten, und auch mit warmem Herzen im Verkehr mit den übrigen Christengemeinschaften suchte er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln möglichst viel zu schaffen.

Nur fünf Kapläne für die Arbeit unter den Engländern, etliche neun Missionare für die Missionsarbeit standen ihm zu Gebote; in wenigen Jahren hatte er den letztern zu Hilfe sechs einheimische Landprediger für die Tamulen und Karenen ordiniert; er trug sich mit großen Plänen, mehr geistliche Kräfte zu gewinnen, neue Missionsstationen zu gründen, den europäischen und ostindischen Kindern einen bessern Unterricht zu sichern, die englischen Gemeinden zur Mitarbeit zu bestimmen, unter den Europäern einen höhern sittlichen Ton anzuschlagen, Mißbräuche abzuschaffen 2c., — aber schon Ende 1879 sah er sich durch schwere Trübsal im eigenen Hause veranlaßt, nach England auf Urlaub zurückzukehren; mit neuer Hoffnung war er dann 1880 nach Rangun zurück gekommen, seine Arbeit fortzusetzen, aber ein unglücklicher Sturz im Gebirge beim Besuch der Karenengemeinden in Tongu nötigte ihn Ende 1881 Rangun wieder zu verlassen, und später sein Bischofsamt in England ganz abzugeben. Zu seinem Nachfolger ist der Missionar und bisherige Sekretär dieser Missionsgesellschaft von Madras, Dr. Strachan, ernannt und im Mai 1882 in London konsekriert worden. Seine 20jährige Dienstzeit in Madras sollte ihm eine tüchtige Vorschule gewesen sein zur Übernahme des Bischofsamtes in Rangun; an das tropische Klima gewöhnt, könnte er, menschlich angesehen, dieses Amt lange Jahre führen; schön, wenn er auch, wie sein Vorgänger, mit freundlichem Sinne mit den übrigen Christengemeinschaften verkehren wird. Schon für die engl. Kirche selbst ist diese Besetzung von großer Bedeutung; die röm.-kath. Kirche hat dort unter der europäischen Bevölkerung festen Fuß gewonnen und Einfluß auf das öffentliche Leben; in der Stadt neben ihrer Hauptkirche hat sie eine große Schule für Kinder der Europäer und Mischlinge, wie der Eingebornen; 400—500 besuchen dieselbe; eine Anzahl von sogenannten Laienbrüdern

zu bedauern ist es, daß es dieser Mission noch nicht gelungen ist, aus China einen einheimischen chinesischen Pastor oder doch einen besonders für den Kirchendienst ausgebildeten chinesischen Katecheten zu erlangen; durch solche Kräfte könnte diese merkwürdige Bewegung unter den Chinesen Ranguns recht ausgenützt werden.

Auch die Verheiratung der Birma-Bekehrten hat ihre großen Schwierigkeiten; die große Mehrzahl derselben gehört dem männlichen Geschlechte an; es hält zwar nicht schwer für diese, aus ihren heidnischen Volksgenossen Frauen zu kriegen; die Birmanen, und wohl auch alle andern Buddhisten sind in diesem Stücke sehr liberal oder besser gesagt, gleichgültig; eines Religionswechsels wegen verstoßen sie nicht ihre Volksgenossen oder Verwandten, wie die Hindus; sie pflegen mit den Bekehrten alle sociale Gemeinschaft, verheiraten sich auch mit ihnen. Für einen Christenmenschen liegt diese Sache aber nicht so leicht; zwar scheinen die amerikanischen Baptisten solche Ehen ihrer Bekehrten mit heidnischen Frauen und umgekehrt passieren zu lassen, sie segnen dieselben wohl auch kirchlich ein; das hängt zusammen mit ihren absonderlichen Anschauungen irdischer Angelegenheiten; aber die meisten Geistlichen der engl. Kirche schauen diese Mischehen doch mit andern Augen an und sie haben diese Angelegenheit vor ein paar Jahren auch mit ihrem Bischof beraten, und dieser spricht sich in einem Pastorale dahin aus, daß solche Mischehen unstatthaft wären, und daß man den bekehrten Birmanen den Rat geben sollte, in Ermangelung von christlichen Birmamädchen ostindische d. h. Mischlinge zu heiraten; und daß man daneben bestrebt sein müsse, aus den Kostschulen mehr und mehr christliche Birmamädchen zu gewinnen. —

Für ihre aus Vorderindien eingewanderten Christen konnte diese Mission die nötigen Lehrkräfte leichter gewinnen; schon seit vielen Jahren sind für dieselben Katecheten angestellt gewesen; doch gehörten diese meist der weniger gebildeten Klasse an; erst seit 1878 gewann man einen gründlich ausgebildeten Katecheten aus Madras, der auch nach wenigen Jahren zum Diakon ordiniert worden ist; mit seiner Hilfe konnte diese Gemeinde ordentlich gepflegt werden, und durch seine Bemühungen hat sie sich auch viel vermehrt; sie zählt jetzt gegen 150 Seelen. Der Besitz einer eignen Kirche hat ihr einen gewissern Halt gegeben.

Die meisten Missionserfolge hat auch diese Mission bei de[illegible] in Tongu, wo jenes Schisma unter den amerikanischen Geme[illegible] Frau Mason entstanden war; schon 1873 hatte [illegible] eine Station unter den Birmanen angefangen, [illegible] separierten Karenenchristen aufgenommen; jetzt z[illegible] 1500 Christen, die in 34 Dörfern wohnen; zu [illegible]

vier Karenen zu Diakonen ordiniert worden. Außer Rangun und Tongu sind die wichtigern Stationen dieser Mission in Mulmein, Henzada, Prome und Thaitmjo; in allen ihren Missionsschulen werden gegen 1200 Kinder unterrichtet.

Bis 1877 waren diese Christengemeinden, die englischen wie die einheimischen, den Bischöfen von Kalkutta unterstellt, und mehrere von diesen hatten auch Birma visitiert. Am 17. Febr. 1878 landete der erste, für Birma in England konsekrierte Bischof, Dr. Titcomb; mit großem Eifer, zunächst unter seinen eignen Landsleuten christliches Leben zu fördern und seine Kirche zu bauen, sodann die Missionsarbeit möglichst zu stärken und auszubreiten, und auch mit warmem Herzen im Verkehr mit den übrigen Christengemeinschaften suchte er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln möglichst viel zu schaffen.

Nur fünf Kapläne für die Arbeit unter den Engländern, etliche [illegible] Missionare für die Missionsarbeit standen ihm zu Gebote; in wenigen Jahren hatte er den letztern zu Hilfe sechs einheimische Landprediger für die Tamulen und Karenen ordiniert; er trug sich mit großen Plänen, mehr geistliche Kräfte zu gewinnen, neue Missionsstationen zu gründen, den europäischen und ostindischen Kindern einen bessern Unterricht zu sichern, die englischen Gemeinden zur Mitarbeit zu bestimmen, unter den Europäern einen höhern sittlichen Ton anzuschlagen, Mißstände abzuschaffen ꝛc., — aber schon Ende 1879 sah er sich durch [illegible] im eigenen Hause veranlaßt, nach England auf Urlaub zurückzukehren; mit neuer Hoffnung war er dann 1880 nach Rangun zurückgekommen, [illegible] Arbeit fortzusetzen, aber ein unglücklicher Sturz im Gebirge [illegible] der Karenengemeinden in Tongu nötigte ihn Ende [illegible] Rangun wieder zu verlassen, und später sein Bischofsamt in England [illegible]. Zu seinem Nachfolger ist der Missionar und [illegible] Missionsgesellschaft von Madras, Dr. Strachan, [illegible] 1882 in London konsekriert worden. [illegible] dras sollte ihm eine tüchtige Vorschule [illegible] Bischofsamtes in Rangun; an [illegible] menschlich angesehen, dieses Amt lange Jahre [illegible] wie sein Vorgänger, mit freun[illegible] ge[illegible]ren wird. [illegible] Bedeutung [illegible] [illegible]lferung [illegible] groß. [illegible] [illegible]enbrüdern

aus Europa geben hier Unterricht; auch eine große Kostschule ist damit verbunden. Im Kantonnement haben sie wieder eine hohe Töchterschule unter einer großen Anzahl von Nonnen; in diesen Schulen sind sehr viele uneheliche Kinder der Europäer untergebracht; deren Birma-Mütter halten darauf, daß diese Kinder in europäischer Weise erzogen werden; die europäischen Väter legen dann eine gute Summe Geldes in die Hand des römischen Bischofs zu deren Ausbildung und spätern Verheiratung. Das Konkubinat von Europäern und Birmafrauen war ja in frühern Jahren eine ganz gewöhnliche Sache, und ist noch heutigen Tags viel verbreitet, selbst unter hohen Beamten; die Haremswirtschaft solcher Europäer ist schier sprichwörtlich geworden. Sind selbst die Großen und Beamten solche Wege gewandelt, warum sollten die Kleinern und Privaten sich nicht auch solches Vergnügen erlauben? Doch Gott sei Dank ist nun einiger Fortschritt zum Bessern sichtbar; die letzten Gouverneure waren ehrenhafte Männer; die drei letzten habe ich persönlich gekannt und mich ihrer Gottesfurcht, ihres ernst christlichen Sinnes gefreut. Mit solchen Männern an der Spitze der europäischen Gesellschaft muß das Laster doch mehr und mehr sich verstecken, gekennzeichnet als solches von der öffentlichen Meinung. Auch der vorletzte Gouverneur oder Chief Commissioner, wie er dort genannt wird als Vertreter des Vicekönigs von Indien, hatte einmal ein Cirkular erlassen und seine Beamten vor solchen Konkubinaten gewarnt; die Sache kam in den englischen Zeitungen von Rangun zur Besprechung pro und contra.

Diese Gelegenheit benutzte ich, durch die eine Zeitung die Frage zu stellen, wie denn die Birmanen selbst diese Angelegenheit ansähen, ob als Schmach oder als Ehre. Irgend ein in engl. Schulen gebildeter Birmane antwortete anonym, daß die Birmanen solche Konkubinate als ein ihrem Volk angethanes Unrecht, als eine Unehre beklagten; ihre Frauen seien ein Opfer der bösen Leidenschaften der Europäer geworden. Darauf hin forderte ich ihn durch dieselbe Zeitung auf, mit seinen Gesinnungsgenossen einen Verein zur Bekämpfung dieser Unsitte zu gründen; wenn er Lust habe, könne er meinen Namen durch den Herausgeber der Zeitung erfahren, und auf Wunsch würde ich mit andern ihm mit Rat und That beistehen. Darauf hin verstummte er. Die Birmanen selbst sind in diesem Stücke sehr leichtsinnig; ihre Ehen werden leicht geschlossen und ebenso leicht gelöst; zeitweiliges Zusammenleben der Birmafrauen mit Europäern oder Chinesen oder andern gilt den meisten Birmanen als eine Art Ehe; ihre Anschauung der Ehe ist eine solche, daß sich der engl. Bischof in einem Pastorale an seine Geistlichkeit dahin aussprach, daß dieselbe nicht viel mehr als ein Konkubinat sei, und daß wenn

verheiratete Birmanen zusammen Christen würden, dieselben zugleich die volle kirchliche Trauung erhalten müßten.

Das aus solchen Konkubinaten hervorgegangene Geschlecht für die christliche Kirche zu gewinnen, bemühen sich die Vorstände der katholischen wie protestantischen Schulen, indem sie solche Kinder in ihren Kostschulen aufnehmen; die englische Kirche hat außerdem noch eine besondere Schule errichtet, in welcher nur europäische Kinder und Mischlinge aufgenommen und unterrichtet werden, eine Abteilung für Knaben, eine andre für Mädchen; es mögen gegen 150 Kinder in dieser Anstalt Unterricht erhalten. Sie liegt etwas außerhalb der Stadt in derselben Straße, in welcher noch die große Regierungsschule und die katholische Töchterschule auf der einen, und das Museum mit schönen Gartenanlagen und das Generalhospital auf der andern Seite sich befinden.[1])

Rangun selbst war ziemlich gut mit geistlichen Kräften versorgt; dennoch haben die bischöflichen Methodisten von Amerika vor ein paar Jahren auch eine Station in Rangun angelegt und innerhalb der Stadt schnell eine Kirche erbaut und eine Schule eingerichtet; sie arbeiten zunächst unter den geringern Klassen der Europäer und unter den Mischlingen, die sich von den Kaplänen der engl. Kirche vernachlässigt glaubten; daneben treiben sie noch etwas Mission unter den aus Südindien eingewanderten Hindus.

Die Leipziger Missionsgesellschaft gründete in Rangun eine Missionsstation, veranlaßt durch Glieder ihrer Gemeinden, die im Laufe der letzten 20 Jahre aus Madras nach Hinterindien ausgewandert waren. Teils im Dienste der engl. Regierung, und von dieser nach Rangun versetzt, teils aus eignem Antrieb, um einen bessern Lebensunterhalt zu gewinnen, hatte sich eine Anzahl unsrer Tamülchristen mit ihren Familien daselbst häuslich niedergelassen und immer und immer wieder unsre Missionsbehörden um kirchliche Versorgung gebeten. Lange konnten wir aus Mangel an Arbeitskräften ihrer Bitte nicht willfahren. Im Jahre 1877 ward ich beauftragt, diese nach Rangun und nach andern Orten in Hinterindien ausgewanderten Tamulen zu besuchen und über sie zu berichten; auf einer dreimonatlichen Visitationsreise besuchte ich dieselben in Rangun, Mulmein,

[1]) Da ich der Regierungsschule, welche von 5—600 Knaben aller Nationen besucht wird, Erwähnung gethan habe, will ich doch auch bemerken, daß an dieser ein deutscher Gelehrter Dr. Forchhammer, einer der letzten Schüler des verstorbenen Sanskritprofessors Brockhaus, angestellt ist als Professor der Palisprache; was den Hindus in Vorderindien Sanskrit, das ist den Birmanen und andern Buddhisten die mit Sanskrit verwandte Palisprache; in dieser sind ihre hl. Schriften abgefaßt; diesem Dr. Forchhammer ist auch das ganze archäologische Fach zugewiesen; er hat schon sehr interessante Funde von alten Inschriften gemacht; das Studium des ganzen indochinesischen Sprachgebiets hat er sich zur Lebensaufgabe gestellt.

Pinang und Singapur; die kleine Schar in Rangun war gleich bereit, sich in eine ordentliche Kirchengemeinde fassen zu lassen; an den andern Orten waren sie zu zerstreut und meist einzeln, ohne ihre Familien. Notdürftig werden sie auch hier von den engl. Kaplänen geistlich versorgt. Auf meinen Bericht und Vorschlag hin beschloß unsre Gesellschaft, zunächst eine Tamülstation in Rangun zu errichten; zwar hatten die englischen und amerikanischen Missionare auch hier nach Kräften, aber nur neben ihrer Hauptarbeit die eingewanderten christlichen Hindus versorgt, wie ich oben gezeigt habe, aber noch kein Missionar hatte deren Sprache erlernt und sich ihrer besonders angenommen; so sollte ich die Tamül-Missionsarbeit insonderheit an diesem Orte in Angriff nehmen. Mit meiner Ankunft ist auch über jene Missionare ein neuer Eifer gekommen und sie haben noch mehr als früher der eingewanderten Hindus sich angenommen und für dieselben Landprediger ordiniert ꝛc. Dennoch konnte ich meine Arbeit ungestört ausrichten und mit jenen Missionaren auf freundschaftlichem Fuß verkehren. Die lutherische Tamülgemeinde zählt nun etwa 100 Seelen und hat ihre eigne Kapelle und Schule; in der letztern lernen nach den letzten Berichten meines Nachfolgers über 100 Kinder; auch diese Gemeinde ist so verfaßt, daß sie mit nur geringer Beihilfe der Missionskasse ihre laufenden Ausgaben selbst bestreiten kann; drei Diakonen stehen dem Missionar zur Seite in der Kirchenverwaltung; so ist der Weg gebahnt, daß diese Gemeinde in den nächsten Jahren einem Landprediger übergeben werden kann. Zwar hat ein idealistisch angelegter amerikanischer Missionar bei meiner Ankunft gemeint, daß nun alle Tamülchristen, auch die der eignen Baptisten-Mission, meiner Pflege übergeben werden sollten; aber die andern haben nüchterner geurteilt; auch diese baptistischen Tamülchristen sind entschieden konfessionell gebildet worden und so gesinnt trotz ihrer Schwärmerei für Unionismus. Es war diesen baptistischen Missionaren doch durchs Herz gegangen, als vor etlichen Jahren Glieder ihrer engl. Gemeinde zu den neugekommenen bischöflichen Methodisten übergegangen waren, und sie haben sich wohl gefreut, daß ich in ihrer Hindu-Gemeinde keinerlei Störung verursacht habe. „Jedem das Seine“ und „schiedlich friedlich“ gilt auch auf dem Missionsfelde und ermöglicht die wahre Union im Geiste.

Nach 17jähriger Arbeit in Vorderindien war ich April 1878 als halber Invalide zum zweitenmal nach Rangun gereist, um diese Station zu gründen; nach vier Jahren ging ich auf Urlaub nach Deutschland, um neue Kräfte für neue Arbeit zu sammeln. Ich war der erste deutsche Missionar in Rangun, und so machte ich auch Versuche, die dortigen Landsleute, etwa 80 an der Zahl, in eine Gemeinde zu sammeln. Die

Tamulen hatten lange und dringend gebeten, kirchlich bedient zu werden, aber die Deutſchen nahmen ſolche angebotene Hilfe nicht an; und dennoch redet man in manchen Zeitſchriften und Reiſeberichten ſo geringe von den eingebornen Chriſten; ein Spiegel der Zeit. Gott der Herr mehre ſeine Kinder unter den mancherlei Nationen Ranguns. —

Batakſche Erzählungen.

(Von Miſſionar W. Köbbing.)

1) Die ſieben Brüder.

Es waren einmal ſieben Perſonen, einer Mutter Söhne, ihr Vater war geſtorben. Arbeiten wollten ſie nicht, nur ſtets ſpazieren gehen, — das war ihre Arbeit. Wenn ihre Mutter etwas gefunden hatte,[1]) dann aßen ſie es auf. Eines Tages gingen ſie nach dem Fluſſe um zu baden. In der Mitte des Fluſſes lag ein großer Felsblock. Nachdem ſie gebadet hatten, ſetzten ſie ſich auf jenen Stein, um ihre Kleider trocknen zu laſſen. Unterdeſſen unterhielten ſie ſich mit Worten und Wünſchen. Die Worte des Erſtgebornen waren ſo: Möchten wir doch finden durch unſer Mütterchen gekochte Gadong- (Ijamijam) Blätter, wenn auch ohne Salz, nur mit zerriebenem ſpaniſchem Pfeffer, dann könnten wir wohl ſatt werden. Das iſt mein Wunſch. Dann kam der zweite: Möchten wir nur kalte Gadong finden, hampa[2]) ohne Salz, wir würden ſchon ſatt werden. Das wünſche ich. Darauf ließ ſich der dritte hören: Möchten nur reife Djelok (Kürbis) durch Mütterchen gekocht ſein, wenn auch kalt geworden — wir würden ſatt. Darauf der vierte: Möchte Mütterchen doch nur faule Gadong mitbringen; oder auch alte Kleider; oder möchte ſie einen Mann finden, dann kämen wir doch an Kleider. Das iſt mein Wunſch. Dann ſprach der fünfte: Wenn doch jemand ein Feſt gäbe, dann wollten wir die weggeworfenen Knochen aufleſen und abnagen — wir würden ſatt. Darauf wünſchte der ſechſte ganz ebenſo. Dann fragten ſie ihren jüngſten Bruder, den kleinſten: Und du, Brüderchen, was iſt denn dein Wunſch? Nun, in betreff meines Wunſches: ich möchte wohl einen großen Sopo[3]) haben, ferner zwei Frauen, ſchlappohrige Büffel, und Rinder ſo viel als ausgeſchütteter Seſamſamen, und viele dienende Sklaven. Das wäre wohl mein Wunſch. Da wurden die älteren Brüder böſe und ſprachen: Da ſeht den aufgeblaſenen, daß dich doch! woher ſollteſt du ſolches bekommen! Alsdann hielten ſie Rat miteinander: laſſet uns ihn in den Fluß werfen! Darauf warfen ſie ihren jüngſten Bruder wirklich in den Fluß. Der trieb nun ſtromab und ſtrandete endlich an der Badeſtelle irgend eines Häupt-

---

[1]) Es liegt den Frauen ob für den Topf zu ſorgen.

[2]) Kaladium-Stengel, ſonſt zu Schweinefutter gebraucht.

[3]) Sopo, ein offenes Gebäude auf Pfählen, der untere, offene Raum als Ratsſaal, auch als Empfangsſalon dienend, der Raum unter dem Dache als Reiskammer. Nur Häuptlinge haben einen Sopo, ſo wie er hier gewünſcht wird.

lings. Es traf ſich daß deſſen Sohn gerade geſtorben war, der einzige Liebling ſeiner Mutter; ſein Vater war nicht mehr vorhanden. Was den verſtorbenen Sohn betrifft, ſo hatte der ſchon zwei Frauen gehabt, dienende Sklaven, ſchlappohrige Büffel, eine Menge Rinder und einen großen Sopo. — An jenem Tage nun gegen Mittag ging jene Mutter zum Waſſer. Da ſah ſie jenen Jüngling auf einem Steine ſitzen, ſie ſah daß er ſehr ähnlich war ihrem Sohne, dem verſtorbenen; bis aufs Haar war er ihm ähnlich, nichts fehlte. Dann ſprach ſie: Wo kommſt du her, Väterchen? — O Mütterchen, ich weiß nicht wo ich herkomme, ich weiß es noch nicht zu ſagen, ich bin noch nicht bei mir ſelbſt. — Da kam die Mutter: laß uns gehen ins Haus, Väterchen; du biſt die Geſtalt meines verſtorbenen Sohnes. Alſo brachte ſie ihn ins Haus. Da breitete ſie Matten für ihn aus, daß er ſichs bequem mache. Dann richtete ſie zu, Speiſe für ihn zu kochen. Als er dann gegeſſen hatte, ſagte ſie zu ihm: Nun geh ſchnell, Väterchen, ſchlafe oben im Sopo. Alſo nahm er ſeine Matte und ging in den Sopo. Als ſich der Abend nahete, kamen ſeine beiden Frauen vom Felde, ſie ſahen den Menſchen im Sopo ſchlafen: Wer iſt das, o Schwiegermutter?[1]) ſagten ſie. Da kam deren Antwort: Ja, was dünkt euch, wer iſt's? Da ſprachen ihre Schwiegertöchter: Es iſt die Geſtalt deines Sohnes! — Ja, der iſt's wirklich! ſagte ſie. — Darauf wurden Vorbereitungen zu einem Feſte gemacht; ſie ſchlachteten Büffel und Rinder zum Feſteſſen und luden alle Nachbarn, Freunde und Verwandte zum Feſte.

Darnach, nach dem Feſte, als er wieder einmal im Sopo war, hörte er wie die Knaben des Dorfes unter einander ſprachen: Wohl, laſſet uns zum Grabe gehn und nachſehen; wenn das Grab geöffnet iſt, dann iſt er wirklich ins Leben zurückgekehrt. Als er das gehört, ging er ſelbſt hin zu jenem Grabe, grub's auf, nahm den Leichnam heraus, trug ihn zum Fluſſe und warf ihn hinein. Da wurde ſein Herz wieder ſicher.

Längere Zeit nachher ging er auf den Markt. Da ſah er ſeine Brüder daher kommen, er erkannte ſie direkt. Er nahete ſich ihnen und fragte: Was habt ihr zu handeln, o unſere Fürſten?[2]) — O unſer Fürſt, was ſollten wir zu handeln haben, wir ſind ſehr arm, o unſer Fürſt. Darauf der Radja: Wenn dem ſo iſt, kommt dann erſt mit mir nach Hauſe. Alſo folgten ſie ihm nach ſeinem Hauſe. Dort bewirtete er ſie. Nachdem ſie gegeſſen hatten, forſchte er ſie aus: leben eure Eltern noch? — Es lebt noch unſre Mutter; wir ſind unſer ſieben Brüder, einer Mutter Kinder; aber einen, den jüngſten von uns, haben wir leider ins Waſſer geſtoßen. — Darauf der Fürſt: Wenn die Dinge ſo ſtehen, wollt ihr dann meine Viehhirten werden? Da ſprachen ſie: Das wollen wir gerne, o unſer Fürſt. Alſo wurden ſie Hirten bei ihrem jüngeren Bruder. Nachdem ſie nun längere Zeit da geweſen waren, ſprachen ſie zum Fürſten: O unſer Fürſt, wir haben Sehnſucht nach unſerer Mutter. Der ſprach: Wenn dem ſo iſt, geht dann hin und holt eure Mutter hieher. Alſo

[1]) Eigentlich: Tante, Vaters Schweſter. Weil's Sitte iſt, daß ein Sohn ſeiner Mutter Bruder Tochter heiratet, nennt die Frau ihre Schwiegermutter Tante, auch wenn ſie nicht in dem Verwandtſchaftsverhältniſſe zu ihr ſteht.

[2]) Höfliche Anrede. Radja.

gingen ſie und holten ihre Mutter, und brachten ſie in das Dorf des Häuptlings. — Nach dieſem verheiratete er ſeine Brüder, einem jeden gab er eine Frau. So wurden ſie Eingeſeſſene ſeines Dorfes.

Einige Zeit nachher, nachdem ſeine Mutter, die er gefunden hatte, geſtorben war, kam der Radja und rief ſeine Brüder: laßt uns erſt zuſammen eſſen! ſagte er. Nach dem Eſſen ſprachen ſie: Welches iſt doch dein Geſchlecht, o unſer Fürſt? Darauf der Fürſt: Aber euer Geſchlecht, welches iſt's? — Dann biſt du vielleicht unſer jüngſter Bruder, den wir ins Waſſer geſtoßen? — Der bin ich wirklich! ſagte er. Nicht lange nach dieſem gab er ihnen (noch mehr) Frauen; ſie lebten dann in Liebe miteinander und waren alle reich.

2) Si Bobak udjung ari.

Da war ein Menſch mit Namen Si Bobak udjung ari. Sein Vater war ſehr reich, aber ſeine Mutter war eine Verworfene, von ſeinem Vater verachtet und verworfen. Zuletzt ſtarb dieſe Mutter auch noch. Eines Abends ging Si B. in den Sopo, um dort zu ſchlafen. Im Sopo ſtahl er von einem dort Schlafenden Feuerzeug und Kappmeſſer und begab ſich auf ein verlaſſenes Kartoffelfeld ſeiner Mutter, die bereits tot war. Auf dem Felde fand er einen kleinen, verfallenen Sopo, in dem ließ er ſich häuslich nieder. Von den im Boden ſich noch vorfindenden Knollen lebte er; und mit den Lumpen von noch vorhandenen Vogelſcheuchen kleidete er ſich.

Eines Tages ſetzte ſich Si B. in den Sonnenſchein, um ſeine Kleider zu trocknen und vom Ungeziefer zu reinigen. Da fand er eine große Laus; er verſuchte ſie zu knippen mit dem Fingernagel — aber ſie wuchs bedeutend unter dem Nagel. Da nahm er einen Stein und hämmerte auf ſie los — aber leider! immer größer wurde ſie. Da nahm er einen Prügel und ſchlug drauf los — aber immer größer wurde die Laus; ſie wurde ſo groß wie ein Baumſtamm. Da fing Si B. an ſich zu fürchten und zu weinen: Sie wird mich noch freſſen! dachte er. Da ließ von oben her ein Habicht ſein: hulis, hulis hören. Weine doch nicht, o Bobak udjung ari, ſagte er, nimm einen Bambuſplitter und ſpieße ſie damit! Das that Si B.; da ſtarb ſie. Da ſprach der Habicht: Mache aus dem Felle eine Pauke! Das that Si B. und paukte dann und fuhr fort zu pauken Tag und Nacht.

Die Götter in der Oberwelt hörten die Paukenmuſik und konnten kein Auge zuthun. Da kam ein Bote der Götter zu ſehen was es gäbe: Warum biſt du ſo unaufhörlich am Trommeln, der Fürſt in der Oberwelt kann nicht ſchlafen! ſo ſprach der Bote. Da ſprach Si B.: Was ſoll das! hat mich doch mein Vater weggeworfen, obſchon er reich iſt! Ja, wenn dem ſo — hüte dich nur, daß nicht auch dein Herz ſtolz werde und hart gegen die Armen, dann ſollſt du reich werden. Nun, wenn du ſo ſagſt, o Großvater, dann will ich aufhören mit Pauken, ſagte Si Bobak udjung ari.

Vier Tage nach dem Gemeldeten kam eine große Kiſte von oben herab und ließ ſich neben Si Bs. Sopo nieder. In der Kiſte war Reis, Fiſch, Palmwein und allerlei ſonſtige ſchöne Eßſachen, aber irgend ein

lebendiges Weſen ſah Si B. nicht. Da kam er her und nahm die Speiſe wie ſtehlend aus der Kiſte und barg ſie im Buſche. So ging es fort ſieben Tage lang. Am achten Tage verſteckte er ſich in der Nähe und paßte auf. Da entdeckte er in der Kiſte eine Göttertochter; raſch griff er zu und hielt ſie bei den Händen feſt. Da ſprach ſie: Warum faſſeſt du mich, ich bin ja ein Tiger. Und plötzlich ward ſie zum Tiger. Und wenn du ein Tiger biſt, — mein biſt du doch, denn ich ſah, daß du ein Menſch biſt, ſagte er. Warum faſſeſt du mich, ich bin ja eine Schlange. Und plötzlich ward ſie zur Schlange. Und wenn du eine Schlange biſt, ſo gehörſt du doch mir, denn ich ſah dich in Menſchengeſtalt. Darauf fing ſie an: Nun, wenn es denn ſo ſein ſoll — daß doch nur dein Herz nicht hochfahrend wird gegen arme Leute. Dann zog ſie hervor aus der Kiſte Männer und Frauen, ferner Büffel, Rinder, Ziegen und allerlei, was dem Menſchen nütze iſt. Darauf fing Si Bobak udjung ari an ein Dorf zu bauen an dem Waſſer, ſtromaufwärts von ſeines Vaters Dorfe. Da ſandte ſein Vater aus, zu forſchen was die Urſache von der Trübung des Waſſers ſei. Die Knechte fanden dann, daß Si Bobak ein großer Fürſt geworden war. Da kamen ſehr viel Reiche ihn zu beſuchen. Er machte Muſik zu ihren Ehren und feierte Feſte. So verherrlichte er ſie und ſie verherrlichten ihn.

Längere Zeit nachher verſuchten die Götter den Si B., ſie ſchickten ſieben Männer aus ihn zu beſuchen. Die Kleider dieſer Boten beſtanden aus alten Lumpen, ihre Betelbeutel waren alt und abgegriffen. So kamen ſie zu Si B. ins Haus. Als der ihrer anſichtig ward, betrachtete er ſie geringſchätzig, und alte zerriſſene Matten ließ er ihnen ausbreiten. Als Zuſpeiſe zum Reis ſetzte er ihnen Kaladiumblattſtengel vor. Was nun die Gäſte betrifft, ſo verhielten ſich die ganz ruhig; am Abend gingen ſie in den Sopo und verbrachten da die Nacht. Am andern Morgen kam Si B. und fragte ſeine Frau: Was ſollen wir doch nehmen als Zuſpeiſe für jene unſre Gäſte? Seine Frau antwortete: Nun, irgend etwas, was du denkſt, das das beſte ſei. Da ging Si B. hin und ſchlachtete eine Katze, bereitete ſie und rief dann ſeine Gäſte zum Eſſen. Als die herbeikamen und das Fleiſch auf dem Eßgeſchirr ſahen, ließ ſich einer von ihnen hören: Was für Fleiſch biſt du, o Fleiſch! wenn du Büffelfleiſch biſt, gehe auf die Weide und blöke wie die Büffel blöken! Alles ſtill. Dann ſprach er: Was für Fleiſch biſt du, o Fleiſch! biſt du Rindfleiſch, gehe dann auf die Weide und blöke wie die Rinder blöken! Alles ſtill. Was für Fleiſch biſt du, o Fleiſch! biſt du Hundefleiſch, belle dann wie die Hunde bellen! Alles ſtill. Nun aber, was biſt du doch für Fleiſch, o Fleiſch! biſt du Katzenfleiſch, dann rege dich und miaue wie die Katzen miauen! Da fing es an ſich zu regen, jedes Fleiſchbröckchen wurde eine Katze; ſie ſprangen auf und miauten; das Haus wimmelte von Katzen. Da erſchrak gar ſehr und fürchtete ſich Si Bobak udjung ari, als er ſah, was in ſeinem Hauſe vorging. Da ſprachen ſeine Gäſte, die Götterboten: Und nun, es kehre wieder die Armut in Zukunft, ſo wie du ſie früher gekannt! Da flog empor alles Gut, alles was vorher zu ihm gekommen war, von Gott ihm gegeben.

So kam es wegen ſeines Hochmutes und ſeines Herzens Härtigkeit.

3) Der Baum Djalak parira (=Anagyris).

Da ſtand der Baum Djalak parira. Seine Höhe ragte über die Hohen; ſeine Dicke übertraf die Dicken. Sein Harz verurſachte Jucken, Beißen; ſeine Zweige hakten wie Harpunen. In ſeinem Schatten ließ er weder Gras noch Geſtrüpp wachſen; da war alles trocken, alles kahl.

Es geſchah daß ein Elefant des Weges kam und vorbeiging, da kam ein Aſt des Baumes, ſtürzte ſich auf ihn und erſchlug ihn; er ſtarb ſogleich. Darnach kam ein Hirſch von der Seite her zu nahe dem Stamme, — plötzlich traf ihn ein Aſt, daß er ſtarb. Und ſo alle Sorten lebendiger Weſen, wenn ſie vorübergingen, wurden ſie erſchlagen.

Eines Tages paſſierte die Schlange Lindilindi den Baum, da ſtürzte ein Aſt auf ſie und ſchlug ihr den Schwanz ab: Da zappelte ſie und ringelte ſich und kroch endlich in ein Erdloch. Dort traf ſie zuſammen mit einer Ampodi.[1]) Da fragte die Ampodi: Warum, o Lindilindi, biſt du ſchwanzlos? O, unſer Fürſt, ich gehe ſo eben vorüber am Baume Djalak-parira, kommt da ein Aſt jenes Baumes und ſtürzt ſich auf mich; ſiehe, deshalb bin ich ſchwanzlos. — Nun, wenn dem ſo, laß uns hier erſt weilen und bedenken was zu thun; laß uns einen Bund machen, der da reiche auf unſere Nachkommen, daß wir uns gegenſeitig nicht beſchädigen. So ſprach die Ampodiratte. Als ſie noch ſo redeten miteinander, kam ein Huhang[2]) des Weges daher und geſellte ſich zu ihnen; ſo waren ihrer drei im Bunde. — Nun ging die Bamburatte und rief ihr Geſchlecht zuſammen, 3000 ihrer Gefährten führte ſie mit ſich. Dieſe gruben ſich nun ein in den Grund unter dem Baume Djalak parira, ſie nagten durch alle Wurzeln des Baumes, dann kehrten ſie zurück. Da kam die erſte der Bamburatten: Nun friſch auf, Freund Huhang, rufe dem Winde, rufe dem Sturme! Der beſtieg ſchleunigſt einen hohen Baum und ließ ſein hürre hürre hören. Da neigte ſich hin, da neigte ſich her der Baum Djalak parira, bewegt vom wehenden Winde. — Stütze mich! ſtütze mich! o großer Baum der Berge! konnt' er da kläglich rufen. — Ich kann dich nicht ſtützen wegen deines beißenden Harzes, wegen deiner wie Harpunen faſſenden Zweige! — Stütze mich! ſtütze mich! o ſtarker Baum Piangin! — Ich kann dich nicht ſtützen wegen deiner Bosheit; dein Harz iſt beißend, deine Zweige ſind Harpunen. — Stütze mich! ſtütze mich! großer Baum Sibaguri! — Da kam der Sibaguri[3]) und ſtützte ihn. Aber ſeine Kraft reichte nicht; der Baum Djalak parira fiel auf ihn und zerdrückte ihn, daß er ſtarb.

Da kam ein Wort von Debata (Gott) zum Sibaguri: dich, o Sibaguri, dich trifft mein Fluch. Du ſollſt klein bleiben; nicht größer ſollſt du werden in Zukunft als der Daumen einer Menſchenhand, weil du geſtützet haſt den Böſen und Geſetzloſen.

---

[1]) Große weiße Ratte, welche ſich beſonders gern von Bambuwurzeln nährt.

[2]) Kleines, graues Äffchen, Faultierchen genannt; stenops tardigradus.

[3]) Der Sibaguri iſt ein Strauch, deſſen Stamm von der Stärke eines Daumens iſt.

Missionsrundschau.[1])

Afrika. Es ist aus den Zeitungen hinlänglich bekannt, daß in der Durchquerung Afrikas von Westen nach Osten (von Loanda über Nyangwe bis Saadani) durch den Lieutenant Wißmann die deutsche Afrikaforschung jüngst wieder einen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt hat. Bis Nyangwe machte Wißmann die Reise in Gemeinschaft mit Dr. Pogge, der von hier aus nach der Westküste zurückkehrte, während W. die Ostküste via Tanganyika, Urambo, Mpwapwa erreichte. Die geogr. Fachblätter („Mitt. d. afrik. G. in Deuschland" Bd. 7 Heft 4; „Ausland" 83 Nr. 4—8; „Globus" Bd. 43 Nr. 6 u. 7; „Petermanns Mitt." 1883 Nr. 2 u. 3) bringen die summarischen bis jetzt von den Reisenden eingegangenen Berichte. Wir unterlassen es jedoch, dieselben jetzt zu reproduzieren, in der Hoffnung, daß die bald zu erwartende ausführlichere Reisebeschreibung uns Gelegenheit geben wird, mehr als die bloßen äußeren Umrisse der ergebnisreichen Reise unsern Lesern vorzuführen.

Die im Rovumadistrikte gelegene aufblühende Station der Universitäten-M., Masasi, ist im September 1882 durch den wilden Stamm der „Magwangwara" überfallen, ausgeplündert und teilweis zerstört worden. Nur die steinerne Kirche ist ziemlich unversehrt geblieben, obgleich sie natürlich völlig ausgeraubt wurde. Da sich die Christen nicht zur Wehre setzten, so verloren von ihnen nur wenige — wie es scheint 7 — das Leben und wurde der Plünderung bald Einhalt gethan. Als Gefangene führten die Räuber 23 Erwachsene und 6 Kinder mit sich; die letzteren hatten sie bereits getötet, als eine Gesandtschaft bei ihnen eintraf, um die Gefangenen loszukaufen. Eine Karawane befreiter Sklaven, die sich auf dem Wege nach Masasi befand, mußte vorläufig nach Sansibar zurückgeschickt werden. Sehr ausführlich ist die ganze Geschichte des Überfalls erzählt in Africa 1883 S. 16 ff.

Daß die Freischotten ihre Hauptstation am Nyassa jetzt zu Bandawe haben, ist schon früher mitgeteilt worden. Von hier aus ist bereits eine neue Hochgebirgsstation bei dem Häuptling Mombera in Angriff genommen und dieselbe einem eingeb. Gehilfen übergeben worden. Hier wie in Bandawe wird mit Fleiß Land- und Gartenbau getrieben. Auch am Nordende des Sees, zu Karonga, scheint man festen Fuß gefaßt zu haben, vorläufig um von hier aus die Straße nach dem Tanganyika zu bauen, deren Anlegung die Eingebornen keine Hindernisse mehr in den Weg legen. Livingstonia, am Südende des Sees, steht unter der Pflege des zweiten bekehrten dortigen Eingebornen (Free Ch. Rec. 1882 u. 83 Oct. bis Febr.).

Die Tanganyika-M. der Londoner M.-G. ist durch neue Arbeiter, die jetzt vermutlich am Orte ihrer Bestimmung angelangt sein werden, bedeutend verstärkt worden. Während diese die gewöhnliche Route via Sansibar-Mpwapwa-Urambo eingeschlagen haben, wird das stattliche für die Befahrung des Tanganyika bestimmte Dampfschiff, das den Namen Habari njema d. h. „gute Botschaft" führt, via Schire-Nyassa transportiert werden. Den Tod des Missionsarztes Dr. Southon bei Mirambo haben wir schon früher berichtet. Mittlerweile sind ausführliche Briefe sowohl über die bisherige Thätigkeit wie über die letzten Leidenstage dieses vortrefflichen Mannes in die Heimat gelangt, aus denen wir nur einiges mitteilen wollen. Im Juni hatte er sich fieberisch gefühlt und daher in Begleitung seines Dieners Uledi eine kleine Erholungsreise gemacht. Diesem Uledi ging (am 19.) aus Ungeschick sein Gewehr los und zerschmetterte Southon

---

[1]) Der diesmal knapp zugemessene Raum nötigt uns zur möglichsten Kürze.

den Arm. Unter großen Schmerzen wurde dieser nach Urambo zurück getragen, wo sein Gönner Mirambo, den der Kranke bat, im Fall seines Todes doch die nachkommenden Brüder freundlich aufzunehmen, tiefbetrübt antwortete: „O Bruder, sprich nicht so; ich gäbe gern irgend etwas her, lieber als daß du stürbest . . . Ob ich andre so lieb haben werde, wie dich, weiß ich nicht, aber was ich kann, will ich für sie thun.“ Man sandte Boten nach Uyui (einer Station der Ch. M. S.) und ließ den dortigen Miss. Copplestone herbitten. Am Abend des 22. traf dieser ein und schon am folgenden Tag mußte er, der nie in seinem Leben etwas von Chirurgie verstanden, nach Southons Anweisung die Amputation des bereits brandigen Gliedes vornehmen. Unter heißem Gebet löste er die schwere Aufgabe zum Erstaunen gut. Aber bald zeigte sich, daß der Arm noch höher oben hätte abgenommen werden sollen und eine zweite Operation geboten sein werde. Zu dieser bat man den deutschen Arzt Böhm her, der eben mit zwei andern deutschen Naturforschern 40 Stunden südlich von Urambo in Gonda weilte. Am 23. Juli wurde die Amputation wiederholt, nachdem Southon noch laut gebetet hatte. Allein seine Kraft war schon zu tief gesunken; am 26. gab er den Geist auf. Sein letzter Bericht hatte überaus fröhlich und hoffnungsvoll gelautet. Voll Dank gegen Gott blickte er darin auf erfreulichen Fortgang des Werks zurück. Er hatte sein erstes Schulbuch in der Kinyamwesi-Sprache ausgearbeitet, einflußreiche Häuptlinge aus der Umgegend hatten in Urambo das Evangelium verkünden gehört und gebeten, auch ihnen Lehrer zu schicken; durch medizinische Dienstleistungen hatte er Vielen wohlthun dürfen. Das Herz voll Dank ist er auch aus diesem Leben geschieden, wie der einige Tage vor seinem Ende an seinen Bruder geschriebene Brief bezeugt.

„Ich spüre, daß es nicht lang mehr anstehen wird. Meine Leiden in den letzten fünf Wochen sind entsetzlich gewesen, nur Gottes Gnade samt einer starken Konstitution hat mich so lang erhalten. Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich den Tod bewillkommnen werde, ja ich gestehe, ich bete ernstlich darum. Denn im besten Fall müßte ich Monate lang leiden, ehe ich wirkliche Erleichterung finden könnte. Wenn meine irdische Arbeit vorüber ist, freue ich mich auf die höhere, welche bevorsteht; ich hoffe nämlich mit meinen Vorgängern die central-afrikanische Mission in vollkommenerer Weise fortführen zu dürfen. Denn sind nicht geistliche Mächte in der Höhe zu bekämpfen? Nur Geister können mit ihnen streiten. Und mag das nicht die Aufgabe der Erlösten sein? Ich wenigstens glaube es und denke, wir werden, wenn wir mit der Erde fertig sind, auf dasselbe Ziel, das uns hier unten vorschwebte, in neuer Weise losarbeiten. Dann sind wir nicht mehr so gebunden, und ich denke, wer in Christo stirbt, wird sogleich an diesem Werk mit angreifen und daran helfen auf den Tag Christi . . .

„Traure nicht um mich, es liegt mir wirklich an, daß ihr euch über meinen Heimgang freut. Niemand soll meinetwegen Trauer anlegen, haltet vielmehr ein Fest, zu dem ihr alle verwandten Seelen einladen möget. Ehe du dieß bekommst, werde ich bei Vater und Mutter sein, und wie wir uns zusammen freuen werden, geht über dein Denken hinaus. Freilich bedaure ich, daß so manches Beabsichtigte unausgeführt bleiben muß. Aber vielleicht war das alles nicht so nützlich wie ich meinte, daher läßt Gott es nicht zu Stande kommen oder richtet es durch andre Werkzeuge aus. Immerhin freue ich mich, hier einen guten Grund gelegt zu haben mit Christus als Eckstein. Mögen gute, treue Leute darauf weiter bauen! Die neueintretenden werden freilich pflügen, säen, ernten müssen, aber doch werden sie den Boden gerodet finden, einige Stücke auch gepflügt und besäet; geerntet freilich habe ich nichts, ausgenommen (in Hoffnung) Mirambo selbst. — Zwei meiner eignen Leute glauben an Christum und beten zu Gott durch ihn. Sie pflegen mich, und erkennen die Wahrheit, wenn auch

nicht in ihrer Fülle. Ich habe viel mit ihnen und für sie gebetet, so sind einige der schwersten Nächte voll geistlicher Freude geworden. Und nun lebt wohl, all ihr wahren Freunde; strengt euch an, das Werk fortzuführen mit Gebet und Gaben, wenn keiner sich selbst dazu hergeben kann." (Chron. 82 S. 332. 360. 390. 83. S. 58. 67. „Ev. Miss.-Mag." 1883 S. 25 ff. Monatsbl. 83 S. 46). Interessante Mitteilungen über die Religion in Centralafrika in Chron. 83 S. 21 ff. 46 ff.).

Aus der ostafrik. kathol. Mission ein kleines Pröbchen ihrer Methode. Die „Kath. Missionen" (83 S. 87 f.) erzählen gelegentl. der Gründung eines Waisenhauses in Tabora (Unyanyembe), daß ihre Missionare mit einem berüchtigten Sklavenhändler behufs des Kaufs von Sklavenkindern in Verbindung getreten sind und um denselben zu gewinnen, ihm nicht nur Geschenke an Tuch &c. gegeben, sondern auch „ein schönes Gewehr und einen Revolver" versprochen haben!

Über die bereits früher erwähnte Visitation Freretowns seitens des Gründers dieser Kolonie, Price, ist im Int. (82 S. 668 ff.) der Gesamtbericht erschienen, nachdem schon früher der Gleaner (82. Mai, Juni und August) Auszüge aus dem Tagebuche des Visitators gebracht hatte. Nachdem durch eine persönliche Zusammenkunft Prices mit dem Sultan von Sansibar die Anklagen der feindlichen Araber, besonders des Wali von Mombas, gegen die engl. Missionare als Lügen erwiesen und das Verhalten gegen Zuflucht suchende, entlaufene Sklaven dahin geregelt worden ist, daß dieselben zurückgewiesen resp. bei erwiesener schlechter Behandlung seitens ihrer Herren der Obrigkeit ausgeliefert werden müssen, scheinen neue Feindseligkeiten nicht vorgekommen zu sein. Sowohl zu Freretown und Kisulutini, wie weiter landeinwärts zu Fulladoyo (im Giriamadistrikte), wo der eingeborne Älteste Abe Sidi als Pastor fungiert, geht das Werk in erfreulicher Weise voran. Von den 794 Personen, welche als christl. „Anhänger" bezeichnet werden, sind bis jetzt 419 getauft. Eine neue Mission im Schimbalande im Süden von Mombas ist durch 2 Besuche von Price vorbereitet. — Die seitens der englischen Königl. geogr. Gesellschaft in der Ausführung begriffene und unter die Oberleitung des bekannten Thomson gestellte Forschungsreise von Mombas über den Kilimanjaro nach dem Nyanza wird, wenn sie gelingt, jedenfalls auch der kirchl. M.-G. von Freretown resp. Kisulutini aus den Weg ins Innere bahnen.

Aus Uganda sind von den beiden dort thätigen Missionaren Mackay und O'Flaherty ausführliche Nachrichten eingegangen, welche bis Anfang Mai 1882 reichen. Daß aus einer größeren Anzahl Taufbewerber 5 junge Männer, von denen die Missionare überzeugt waren, der heilige Geist arbeite an ihren Herzen und habe eine aufrichtige Sinnesänderung bei ihnen gewirkt, getauft worden sind, ist schon früher notiert worden. Weitere 50 junge Leute im Alter von durchschnittlich 20 Jahren hatten lesen gelernt und mit den meisten von ihnen waren mehrere biblische Bücher, die man in der Kisuahilisprache besaß und in die Landessprache übersetzte, durchgenommen worden, so daß weitere Taufen für die nächste Zukunft zu erwarten stehen. Der freilich immer unberechenbare König stellte sich freundlich und auch die Häuptlinge legten denjenigen ihrer Leute, welche lernen wollten, keine Hindernisse in den Weg. Dagegen sind die Tagebücher der beiden Missionare voll Klagen über die ungenügenden Kräfte, welche der evang. M. zur Verfügung stehen. „Wir sind nur zu zweien und überdies durch die unvermeidlichen äußeren Arbeiten so in Anspruch genommen, daß wir von den sich uns aufthuenden Thüren nur einen verschwindend geringen Gebrauch machen können." Dagegen zählt die kathol. M. 5 Arbeiter. „Weil sie so viele sind, können sie die Arbeit teilen, so daß täglich einer von ihnen ihre Sache bei Hofe vertritt, ein andrer den ganzen Tag unterrichtet, ein dritter literarisch thätig ist, ein vierter und fünfter für

den Unterhalt sorgt und den äußeren Geschäften obliegt. Jederzeit sind sie in der Lage, neue Leute aufzunehmen, die zu ihnen kommen, und der Erfolg springt in die Augen: täglich haben sie eine Menge von Alten und Jungen im Unterricht; auch haben sie viele getauft, man sagt: hunderte, was aber wohl eine Übertreibung sein wird.[1]) Wie gering man auch von diesen Taufen und von der Vorbereitung zu ihnen denken mag, so haben sie eben doch die Erfolge, die sie wünschen." „Unsere Zeit, heißt es weiter, ist vollständig in Anspruch genommen. Seit 3 Monaten haben wir nur ein paar Stunden in der Mitte des Tages dem Unterricht widmen können." Zuletzt haben sich beide die Arbeit so geteilt, daß einer immer einen Monat hindurch sich ganz der Kopfarbeit, der andre ganz der Handarbeit widmet. In bezug auf die letztere haben sie bedeutende Erfolge erzielt. Ihr Landbesitz, der sich sehr vergrößert hat, ist eingezäunt und seiner ganzen Ausdehnung nach bepflanzt. Mehrere 1000 Bananenbäume sind auf diesem Grundstück und an öffentl. Plätzen angepflanzt; Mais, Hirse, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln reichlich geerntet, die Eingebornen, selbst Frauen bereits willig gemacht, gegen Lohn zu arbeiten. Der Viehstand ist im Wachsen, das 2stöckige Wohnhaus bald fertig. Eine Ziegelformerei und -brennerei ist eingerichtet, die Schreinerei und Schmiede das ganze Jahr in Thätigkeit gewesen, nur wollen die Lehrlinge nie lange aushalten. Ein Wagen, Pflug, Brunnen, Blitzableiter, Backofen, die nach und nach angefertigt wurden, erregten das höchste Staunen der Eingebornen. Auch ein öffentl. Markt ist auf Anregung der Missionare eingerichtet, eine Brücke aus Balken gebaut, die Fabrikation von Zucker aus Zuckerrohr versucht worden u. s. f. In kultureller Beziehung ist also außerordentliches geleistet; ja es scheint, als wären die beiden fleißigen Männer überwiegend als „Missionare der Civilisation" thätig gewesen. Uns wenigstens dünkt, sie hätten manche dieser Handarbeiten vorläufig liegen lassen können, wenn doch so reichlich Gelegenheit zur unterrichtlichen und predigenden Thätigkeit vorhanden war. — Unterdes wird die bedeutende Verstärkung, welche die Ch. M. S. nach Uganda gesandt hat und die auf dem Wege über Urambo bis Nov. v. J. am Südende des Nyanza angelangt war, in der Hauptstadt längst eingetroffen sein (Int. 82. S. 722 ff. 83. S. 115. 243.)

Über die durch den politischen Konflikt mit Frankreich bedrohte Lage Madagaskars ist bereits in der vorigen Nummer Mitteilung gemacht. Weiteres ist seitdem nicht zu unsrer Kenntnis gelangt. Wie ernst die Lage aufgefaßt wird, erhellt aus einer dringenden Aufforderung zur Fürbitte, welche die letzte Nummer des Chron. (S. 122) an die Missionsfreunde richtet, während der Standart (vom 2. April) die Stationierung eines englischen Regierungsvertreters in der Hauptstadt empfiehlt. — Einen interessanten Artikel über „die Bibel in Madagaskar" enthält aus der Feder des tüchtigen norwegischen Missionars Dahle das „Ev. Miss.-Mag." (82. S. 456 ff.), aus dem wir folgende Einzelheiten mitteilen. Schon 1830 erschien das ganze neue und 1835 das ganze alte Testament in madagassischer durch Londoner Missionare verfertigter Übersetzung und zwar auf Madagaskar selbst gedruckt. Da diese Übersetzung sehr eilig zustande gekommen war, so mußte man natürlich, sobald nach der langen Verfolgungszeit die Verhältnisse auf der Insel sich etwas freundlicher gestalteten, an eine Revision denken. 1865 erschien die revidirte madagassische Bibel. Aber auch sie befriedigte wenig und da sie durchaus nicht populär werden wollte, so griff man lieber wieder auf die ältere Übersetzung zurück. Dieser Zustand war natürlich unhaltbar; so vereinigten sich vor einigen Jahren die sämtl. in Madagaskar

[1]) Von der römischerseits berichteten blutigen Verfolgung (diese Ztschr. 82. S. 515 f.) melden die ausführl. Tagebücher der evang. Missionare — kein Wort.

arbeitenden protest. M.-GG. zu einer neuen gründlichen Revision nach der Norm des Grundtextes, die fast zu einer ganz neuen Übersetzung geworden ist und von welcher das neue Testament jetzt vollendet vorliegt. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit im einzelnen sind ganz ähnlich denjenigen, welche unser früherer Aufsatz: „Aus der Studierstube eines Bibelübersetzers" (1881. S. 185 ff.) detailierte, und man sieht aus jedem neuen solchen Bericht, daß es nicht weise gehandelt ist, mit der Übersetzung der ganzen Bibel zumal in eine bis dahin literaturlose Sprache gar zu sehr zu eilen.

Obgleich durch Königl. Ordre der Sklavenhandel d. h. die Einführung von Sklaven in Madagaskar gesetzlich verboten ist, so ist die Sklaverei selbst im Lande noch keineswegs beseitigt, eine Thatsache, welche eigentlich auch kaum überraschen kann, da es ein Ding der Unmöglichkeit ist, in 2 Jahrzehnten die sociale Wiedergeburt eines Volkes zu bewirken. Aber das hat uns allerdings in Erstaunen gesetzt, daß Missionare der hochkirchlichen Ausbreitungs-G., die sogar einen eignen Bischof auf der Insel hat, nicht nur in ihrem Predigerseminar dulden, daß die sog. Studenten ihre Sklaven bei sich haben, sondern von Sklavenbesitzern sich selbst Sklaven für ihre häuslichen Dienste mieten und diese Praxis auch noch zu rechtfertigen suchen durch Berufung auf Pauli Exempel und auf die Unmöglichkeit — sonst Dienstboten zu erhalten. Wir haben uns wiederholt gegen jenen unverständigen Antisklaverei-Fanatismus ausgesprochen, dem jede pädagogische Weisheit und jedes Verständnis für die Gesundheit socialer Reformen fehlt; aber was die Mission unter Umständen fürs erste tolerieren muß bis der Geist des Evangelii von innen heraus eine neue sociale Ordnung schafft, das darf sie selbst doch nimmermehr üben. Paulus hat nicht durch Gewaltmittel die Beseitigung der Sklaverei erstrebt, aber er hat auch selbst keine Sklaven gehalten. In dem vorliegenden Falle stehen wir also durchaus auf der Seite des Anti-Slavery Reporter, der (1883. S. 35 ff.) gegen die unwürdige Praxis der Missionare der P. G. S. voll Entrüstung seine Stimme erhebt und hoffen, daß diese Stimme in England gewichtig genug sein wird, um dieser Praxis ein Ende zu machen.

Wie überall in Afrika so ist auch in Madagaskar die Einführung des Branntweins eins der größten Übel für die Eingebornen, besonders für die Küstenbewohner, die mit den Händlern am meisten in Berührung kommen und durch den Genuß des elenden Fusels nicht civilisiert, sondern vertiert werden. Allein von Mauritius aus sind im Laufe des Jahres 1881 nicht weniger als 2,116 183 Liter Brantwein nach der madagassischen Ostküste gebracht worden. Die Regierung möchte auf den Import dieses Giftes für ihre Unterthanen einen weit höheren Zoll legen, aber die fremden Mächte leiden es nicht! Daß die Branntweinhändler resp. alle diejenigen Händler, welche mit Branntwein die zu exportierenden Waren bezahlen, Gegner der Missionare sind, liegt auf der Hand; wenn aber solche Leute die Anklage erheben: „die Mission ruiniere den Handel", so ist das geradeso als wenn ein Wucherer die Polizei anklagt, sie schädige das Gewerbe. In Wahrheit ruiniert der Branntweinimport den Handel, weil er die Menschen demoralisiert und so den wirtschaftlichen Aufschwung eines Volkes hemmt (Chron. 83. S. 77 f.).

Bekanntlich ist durch die madagassische Regierung ein gewisser Schulzwang innerhalb ihres Herrschaftsgebiets seit einigen Jahren angeordnet; die Ausführung dieser etwas verfrühten Verordnung hängt aber, zumal außerhalb der Provinz Imerina, ganz und gar von dem mehr oder weniger guten Willen der Lokalbehörden ab. So schreibt Miss. Pearse (Chron. 82. S. 357 ff.) aus dem Fianarantsoa-Distrikt der Prov. Betsileo, daß der dortige Howa Gouverneur auf seine Anregung hin die Schulsache energisch in Angriff genommen habe und dadurch eine bedeutende Steigerung der

Schülerzahl herbeigeführt worden sei. Ob die Eltern ihre Kinder in die Schulen der Londoner, der norwegischen oder der römischen Missionare schicken wollten, blieb ihnen freigestellt. In dem betreffenden Distrikte haben die ersteren seitdem 15 211, die zweiten 4484, die letzteren 4382 Schulkinder. — Wenig befriedigende Nachrichten werden aus dem Betsimisaraka-Lande (an der Ostküste, der Hauptort Tamatave) gemeldet (Chron. 83. S. 35 ff.). Die Schulen sind hier in noch ziemlich primitivem Zustande, die Christen teilweise recht unwissend und von laxen Sitten, die Gemeinden der Leitung eingeborner Lehrer und Pastoren überlassen und dem versuchlichen Einflusse der Weißen ausgesetzt; häufigere und längere Visitationen seitens der europäischen Missionare wären hier dringendes Bedürfnis.

Durch ein paar instruktive Berichte über Mauritius (Int. 83. S. 73 ff. und Field 83. S. 105 ff.) aus der Feder des dortigen Archidiakonus Mathews ist die Aufmerksamkeit der englischen Missionsfreunde jüngst recht nachdrücklich auf diese Insel und speciell auf die rapid wachsende indische Bevölkerung derselben gelenkt worden. Wir begnügen uns vorläufig mit dieser Notiz in der Hoffnung, baldmöglichst einen selbständigen Artikel über dieses ebenso wichtige wie wenig bekannte Missionsgebiet zu bringen.

Aus Südafrika wird von den meisten Missionsgebieten Fortschritt wenigstens nach außen, Anlage neuer Stationen, Ausdehnung des Missionsgebietes ꝛc. gemeldet. Leider haben sich die politischen Verhältnisse noch immer nicht befriedigend gestaltet. So werden neuerdings die im Westen der Transvaalrepublik wohnenden Betschuanenstämme, unter denen die Londoner M.-G. besonders von Kuruman aus eine mühsame Geduldsarbeit treibt, in ihrer Selbständigkeit durch die Buhren aufs ernsteste bedroht, ohne daß die englische Regierung, obgleich sie vertragsmäßig dazu verpflichtet ist, der bedrängten Eingebornen sich annehmen zu wollen scheint — ein unbegreifliches Gehenlassen, durch welches natürlich das englische Ansehen in Südafrika immer mehr sinkt. Welche Folgen die Rückführung Ketschwayos ins Zululand haben wird, darüber dürfte wohl die nächste Zukunft Belehrung bringen.

Der wie es schien wenigstens zum vorläufigen Abschluß gekommene Krieg zwischen den Herero und Namaqua ist leider von neuem ausgebrochen und sind besonders seitens der heidnischen Herero auch an Frauen und Kindern wieder greuliche Mordthaten verübt worden („Berichte der Rh. M.-G.“ 83. S. 76 ff.). —

Die 1880 begonnene Bihé-M. der amerik. Independenten ist bedeutend verstärkt worden und scheint sich je länger je mehr zu konsolidieren. Bekanntlich hat diese Mission ihre erste Station in dem 5000 Fuß hoch gelegenen Bailunda errichtet, wo der König Kwikwi ihnen die Niederlassung gestattete, sie aber bald despotisch genug behandelte. Indes haben sie es durchgesetzt, das 30 Stunden entfernte Bihe wenigstens zu besuchen; sie fanden den dortigen Fürsten um nichts anziehender als Herrn Kwikwi. Daß sie an einem der finstern Örter der Erde sind, bekommen sie in Bailunda sattsam an den im Schwang gehenden Grausamkeiten zu sehen; um so mehr thut ja aber dem armen Lande das Evangelium des Friedens not. Ein schwerer Schlag hat auch diese Mission getroffen. Während einerseits die Hände der Brüder gestärkt wurden durch Zusendung eines verheirateten Handwerkerbruders und des Arztes Nichols, erlag, wie schon früher (82. S. 523) berichtet wurde, ihr trefflicher Führer Bagster am 22. Febr. 1882 einem wiederholten Anfall des Küstenfiebers, an dem er gleich Anfangs gelitten und das sich auf jeder der Reisen, die er vom Bailunda hinab an die Küste von Benguela zu unternehmen hatte, immer hartnäckiger erneuerte. Der Verstorbene verdient es, daß ihm nachträglich auch an diesem Orte ein kurzer Nachruf gewidmet werde. — In London 1847 geboren als der Sohn frommer Eltern, hatte Bagster sich von Kindheit auf mit

dem Gedanken getragen, einmal Missionar in Afrika zu werden. Im Jahr 1872 gieng er nach Kanada, um sich ein Vermögen zu erwerben, mit dem er einmal auf eigene Kosten Mission treiben könnte. Da dieses Vermögen nicht kommen wollte, wandte er das Jahr darauf Kanada den Rücken und suchte in den Goldgruben Kaliforniens zu seinem Ziel zu gelangen. Allein auch dort strömten ihm die gehofften Schätze nicht zu, und so besann er sich endlich, daß es ja Missionsgesellschaften gebe, die junge Männer zur Aussendung suchen. Nun stand er von jeder andern Arbeit ab, studirte noch zwei Jahre Theologie, und bot seine Dienste der großen amerikanischen Missionsgesellschaft in Boston an. „Meine theologische Ausbildung," sagte er in seinem Meldungsschreiben, „ist noch sehr unvollkommen, und doch läßt es mir keine Ruhe, mich wenigstens als Gehilfen anzubieten, weil ich fühle, wie die kostbare Zeit entrinnt. Ich habe schon ziemlich viel vom Leben gesehen und kann mich jeder harten Arbeit anbequemen, welche ein Leben außerhalb der civilisierten Welt erfordert. Man hat mich hier für einen brauchbaren Aufseher und Arbeiter gehalten, ich kann Bücher führen, in die Wälder gehen, ein Haus bauen und verstehe etwas von den Arbeiten eines Ingenieurs. Es verlangt mich, etwas für unsern Herrn zu thun, und mir ist als gebe es vielleicht irgend ein Plätzlein, wo sie und er einen Menschen wie mich brauchen können trotz aller meiner Mängel." — Er wurde angenommen und zum Leiter der Expedition nach Bihe bestimmt, wobei er mit großer Bescheidenheit die Hoffnung aussprach, es werde sich vielleicht bald ein besserer Führer finden als er, dann wolle er gern eine untergeordnetere Stellung einnehmen. In dem Monat, den er vor seiner Aussendung in Boston zubrachte, gewann er die Herzen aller derer, mit denen er in Berührung kam. Mit kindlicher Einfalt vertraute er der leitenden Hand seines Gottes und kannte keine Angst. Er war stark und geduldig, mutig und demütig zumal. Mit unermüdlichem Eifer lernte er noch Alles, wovon er dachte, daß es ihm auf seinem Arbeitsfeld von Nutzen sein könnte: Photographieren, Seife machen und derlei mehr. Sein Wahlspruch war: „Wo etwas gethan werden muß, da thue ich es." Bei seiner Ankunft in Afrika schien er sich einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen, aber das ihn mit besonderer Hartnäckigkeit erfassende Küstenfieber zerstörte schnell seine Kraft. Trotzdem floß jeder seiner Briefe über von Freude und Dank; er meinte, das Glück eines Missionars sei noch nie gehörig gepriesen worden. Kurz vor seinem Tod schrieb er noch: „Die Freude wird uns hier sehr oft in der Gestalt zu teil, daß die Arbeit weit, weit über unsere Kraft geht, aber die Verheißungen unsres Gottes noch weit, weit über unsre Bedürfnisse. Obschon ich kein ordentliches Tagwerk fertig bringe, freue ich mich doch und will mich freuen, denn es geht voran! Unser Bruder Mc. Call hat schnell seinen Lauf vollendet und die Krone erlangt. Mag der meine kurz oder lang sein, daß nur auch ich bereit sei und Glauben halte bis ans Ende." „Er war so recht die Seele unsres Werks," rühmt Dr. Nichols dem Vollendeten nach, „verließ er uns nur auf einen Tag, so fehlte er uns überall. Der Herr wird in Segen verwandeln, was uns unersetzlicher Verlust scheint. (Miss. Her. 82 S. 214 ff. u. „Monatsblätter" 83 S. 31 f.).

Am Kongo, wo überraschend schnell Stanley von Europa aus wieder eingetroffen ist, jedenfalls um vor Savorgnan de Brazza, der an die Spitze einer mit großen Waffenvorräten versehenen französischen Regierungsexpedition gestellt worden ist, auf dem Platze zu sein und möglicherweise ein unfreundliches Rencontre dieser beiden Rivalen bevorsteht,[1])

[1]) Der Vorstand der niederl. afrik. Handelsgesellschaft zu Rotterdam hat sich (nach „Ausland" 83. S. 160) an den Minister des Auswärtigen mit der Bitte gewendet, dafür thätig sein zu wollen, daß das Kongogebiet für neutral erklärt werde. — Als

fassen beide evangelische Missionen immer festeren Fuß. Was zuerst die Baptisten betrifft, so haben sie jetzt, von San Salvador abgesehen, nach allerlei Verlegungen folgende 3 Etappenstationen nach dem Pool: 1. Wanga Wanga, an stelle des früheren Musuka, von den Missionaren nach einem früheren Sekretär der Gesellschaft Underhill[1]) genannt, 2. Baynesville nach dem jetzigen Sekretär genannt, an stelle und in der Nähe des älteren Isandschila, nur am Südufer des Stroms gelegen und 3. Mauyanga c. 100 engl. Meilen dem Pool näher, Wathenstation genannt, alle 3 auf dem Südufer des Stromes befindlich. Am Stanley Pool selbst ist den Baptisten zur Anlegung einer 4. Station von dem seitens der belgischen Expedition erworbenen Grund und Boden ein Platz abgetreten, den sie nach dem bekannten generösen Förderer der neuen centralafrik. Missionen Arthington genannt haben, während eine 5. weiter Kongoaufwärts zu gründende Station Liverpool heißen soll. Der neue stattliche Dampfer Peace ist bereits Ende v. J.'s von England abgegangen und hat die Bestimmung vom Pool aus die Missionare stromaufwärts zu führen. Über den sonstigen Inhalt der Tagebücher: das Verhältnis zu Volk und Häuptlingen, die Mannigfaltigkeit der Stämme und Sprachen u. dgl. müssen wir uns die Berichterstattung auf ein ander mal versparen (Bapt. Herald 82. S. 358 ff. 83. S. 75 ff.).

Neben den engl. Baptisten hat die Congo Inland M. das Stromgebiet des Kongo und zwar jetzt mit 12 Arbeitern, von denen 2 verheiratet sind, auf 6 Stationen besetzt. Diese Mission hat schon eine Reihe schmerzlicher Verluste an Menschenleben erlitten, und auch im vergangenen Jahre wieder 3 ihrer Boten, darunter einen Arzt, durch den Tod eingebüßt. Alle scheinen glaubensstarke heldenmütige Männer gewesen zu sein. Von dem Vordringen nach dem Stanley Pool hat diese Gesellschaft vorläufig Abstand genommen, um erst auf den bereits besetzten Stationen das Werk in Gang zu bringen. „Erfahrung hat uns überzeugt, daß — wenn irgend möglich — Missionare den Pionieren lieber folgen als selbst das schwierige und kostspielige Werk der Erschließung neuer Länder in die Hand nehmen sollen." Sehr weise. Ebenso besonnen ist es, die auszusendenden Arbeiter mit Ernst zu ermahnen, besonders im Anfang ihre Kräfte zu schonen. — Die Erstlinge dieser Mission sind bereits getauft, nämlich 2 nach London

---

unsrerseits schon 1878 (cf. diese Zeitschrift 78. S. 9 ff.) dieselbe Bitte in Vorschlag gebracht wurde, hat uns der Handelsstand einfach — im Stich gelassen. Jetzt werden die Herren wohl zu spät kommen.

[1]) Die Missionare sollten die bekannte Liebhaberei der Reisenden, die Namen bedeutender Förderer der geogr. Wissenschaft dadurch zu verewigen, daß sie dieselben neu entdeckten oder neu angelegten Punkten beilegen — ihrerseits nicht nachahmen. Solche fremde Namen werden bei den Eingebornen nie populär werden und wir müssen doch wünschen, daß die Orte, welche sie bewohnen, ihnen selbst genehme Namen führen. Einem Missionsschiffe mag man den Namen Baynes oder wie die Ch. M. S. gethan: Henry Wright geben, aber den Missionsstationen soll man die Namen lassen, welche sie in der Sprache der Eingebornen führen. Auch die biblischen Namen sind möglichst zu vermeiden. Wie viel mal existiert z. B. der Name Bethanien als Missionsstation!

Noch schlimmer ist es, wenn man getauften Eingebornen von oft recht niederer Qualität die Namen berühmter Europäer beilegt, z. B. Bismark, Luther, Wright, Cook 2c. Der Intelligencer brachte neulich (83. S. 105 ff.) einen sehr beherzigenswerten Artikel: On christian names of native converts, auf den wir nächstens zurückkommen werden.

gebrachte Knaben, denen man ihre hübschen heimatlichen Namen N'Dambi und Puka-
moni leider aber nicht gelassen, sondern dieselben in Franz und Robert Walker umgesetzt
hat! Verständigerweise beeilt man sich wenigstens die getauften Knaben schnell in ihr
Vaterland zurückzusenden. Ob die Grammatik, welche der Londoner Leiter dieser Mission,
Gr. Guinneß, mit Hilfe dieser beiden Knaben zusammengestellt hat, den Missionaren
für die Erlernung — ich weiß nicht welcher — der am Kongo gesprochenen Sprachen
wesentliche Dienste thun wird, darf man wohl bezweifeln, ebenso daß die biblischen Ge-
schichten, die der genannte Herr auf dieselbe Weise übersetzt hat, wirklichen Wert haben
(Regions Beyond 1883 S. 196 ff.)! Seitens des Herrn de Brazza ist gelegentlich
eines Besuches in London der Congo Inld M. jede Unterstützung zugesagt worden —
ich sehe nur nicht recht ein, welchen Wert diese Zusage hat, da der genannte franz.
Reisende auf seinem Wege nach dem Pool das Gebiet der qu. M. gar nicht berührt
und man von einer Stationierung am Pool vorläufig ganz absieht. Wichtiger und
richtiger scheint mir, daß die am Gabun stationierten amerik. Presbyterianer, um sich
event. den Ogoweweg nach dem Kongo offen zu halten, sich mit de Brazza in Verbin-
dung setzen.

Charakteristisch ist der römische Bericht über ihre Kongomission in den „Kath.
Missionen" (83. S. 88 ff.), nur gestattet uns heute der Raum nicht, Auszüge aus ihm
zu bringen. Am Pool sind die englischen Baptisten den römischen Missionaren nun
doch zuvorgekommen; diese rühmen sich aber im Besitz der Gunst aller dort gebietenden
europ. Autoritäten zu sein und hoffen die bösen Protestanten bald aus dem Felde zu
schlagen. Natürlich erkennen auch sofort überall die Eingebornen, daß die protest.
Missionare „Diener des Satans" sind und verjagen sie, wo sie sich niederlassen wollen,
während sie die römischen „Männer Gottes" mit offenen Armen aufnahmen. „Trotz
ihrer (der Protestanten) ungeheuren Geldmittel sind ihre Bemühungen ohne allen Erfolg."
„Ich habe für diese armen Leute gebetet, welche ein so riesiges Geld für nichts hinaus-
werfen."

In Ägypten sind die alten Missionen wieder vollständig im Gange und ist, wie
schon in der vorigen Nummer bemerkt wurde, die Ch. M. S. mit in die Arbeit ein-
getreten.

Druckfehler.

S. 165 (Z. 18 v. u.) der vor. Nummer muß es statt tiefgehendsten — tiefstehendsten;
S. 178 (Anm. 2) statt hochwissenschaftlichen — fachwissenschaftlichen;
S. 182 (Z. 12 v. u.) statt Macht — Wacht heißen.

Ist nicht Gott auch der Heiden Gott?

Vortrag gehalten in der Pastoralkonferenz zu Schwittersdorf.

Von D. Flügel.[1]

Ist nicht Gott auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott (Röm. 3, 29). Wenn dem also ist, werden wir nicht Spuren seiner göttlichen Güte und Weisheit auch unter den Heiden finden? Das Heidentum selbst freilich mit seinem ungöttlichen Wesen und Greueln werden wir nicht als etwas von Gott gewolltes ansehen dürfen. Aber jedenfalls ist es doch von Gott zugelassen. Wie es auch immer entstanden sein mag, verschuldet oder unverschuldet, aus etwas Besserem oder Schlechterem, jedenfalls besteht es und besteht seit Jahrtausenden, Millionen und aber Millionen Menschen, ja der unvergleichlich größere Teil unsers Geschlechtes hat zur Vorbereitung auf die Ewigkeit nichts anderes und besseres gehabt, als das nackte Heidentum.

Daß eine derartige Vorbereitung für ein anderes Leben zum allermindesten eine überaus mangelhafte ist, zumal im Vergleich mit dem Christentum, wird jeder zugeben, mag er auch noch so gering vom Christentum denken. Nun glauben wir ja an einen Gott, der sich aller seiner Geschöpfe erbarmt und will, daß allen geholfen werde, dem es an Mitteln nicht fehlen wird, einer abgeschiedenen Heidenseele im Jenseits darzubieten, was ihr hier versagt war; ja psychologisch angesehn, dürfte die Umstimmung einer in heidnisches Wesen versunkenen Seele im Jenseits leichter zu bewirken sein, als die Erneuerung eines lauen Christen.

Allein wenn auch die Bedenken hinsichtlich der Zukunft der Heiden nach dem Tode zu heben sind, wie steht es um das Diesseits? Da nun

[1]) Obgleich der Herausgeber seinerseits keineswegs alle Behauptungen des Verf. vertreten kann, so glaubte er doch um der unleugbaren Wahrheit willen, welche den Grundgedanken seiner Arbeit bildet, derselben die Aufnahme in die Allg. M.-Z. gewähren zu sollen. Die dem Aufsatze gegebene Überschrift, deren Ausführung den durch den Zusammenhang des Textes gebotenen Sinn und damit die wirkliche Meinung des Apostels kaum treffen dürfte, hätte auch nach den act. 17, 26 ff. gegebenen Andeutungen in sehr positiver und fruchtbarer Weise ausgebeutet werden können. Der behandelte Gegenstand ist offenbar von großer Wichtigkeit gerade für die praktische Missionsarbeit und meines Wissens bis jetzt sehr selten zur Sprache gebracht. Es sollte mich sehr freuen, wenn der vorliegende zu mannigfachem Widerspruch und zu noch mehr Ergänzung herausfordernde Aufsatz Anregung zur weiteren Besprechung desselben gäbe. — Einen speciellen Artikel über „die Hadespredigt in ihrer Bedeutung für die Heidenmission" wird die Allg. M.-Z. noch in diesem Jahre bringen. D. H.

doch das Heidentum einmal besteht und zugelassen ist, finden wir Spuren der göttlichen Weisheit und Erbarmung gegen diese seine Geschöpfe? Uns erscheint die Art, wie viele, ja die meisten Heiden, zumal der Naturvölker ihr Leben hinbringen, als ein überaus hartes Los, wenn wir dabei nur denken an die beständige Furcht vor bösen Gottheiten, an das Los der Alten, Schwachen, Kinder, Frauen, Witwen, Sklaven u. s. w. Uns will es oft vorkommen, als sei ein solches Leben nur ein Fluch, und als sähen wir uns vergeblich nach den Spuren eines Gottes um, der sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, und vor dem doch kein Ansehen der Person gilt.

Aber eben dies möchte ich im Nachstehenden zeigen, daß das subjektive Gefühl der Greuel vielfach und zumal unter den Naturvölkern nicht so niederdrückend ist, als es uns oft erscheint, und daß bei ihnen die Empfindung von Genuß und Lebensglück in ihrer Weise vielleicht nicht geringer ist, als die unsre.

Ich werde mich dabei wohl hüten vor Rousseaus — meist auf Unkenntnis beruhender — Meinung von der Unschuld und dem Glück der Naturvölker. Aber wir dürfen auch nicht zu schwarz sehen. Nur zu leicht tragen wir unsere Stimmung und Empfindung in andere hinein. Sieht ein Kulturmensch die ausgelassene, tobende Freude oder auch die nichtsthuende, träumerische Sorglosigkeit der Naturvölker, dann denkt er leicht: bis zu welch außerordentlichem Grade müßte bei mir die Freude und das Behagen steigen, um mich zu solchen Äußerungen zu vermögen! Und wiederum, wenn er deren Greuel sieht, sagt er sich: Was würde unser eins darunter leiden! Dabei versetzt man sich aber nicht in den Zustand und die Stimmung der Naturmenschen, sondern legt seine eigenen Gefühle den andern unter. Objektiv angesehn sind wohl meist die Lasten schwerer, und der Leiden ist mehr, denen ein Naturmensch ausgesetzt ist, aber die subjektive Empfindung desselben ist eine andere. Er muß hier und da öfter und mehr als der Kulturmensch hungern, dürsten, frieren, hat in Zuständen der Schwachheit weniger Pflege, er fühlt das alles wohl auch so stark als wir, — allein ihm fehlt — verglichen mit uns — die Sorge. Und es ist ja bekannt, *οὐ τά πράγματα ἀλλὰ τὰ δόγματα τῶν πραγμάτων ταῤῥαττα τοὺς ἀνθρώπους*, nicht das Leiden selbst, sondern die Furcht davor und die Nachgedanken drücken uns am meisten nieder. Ehe das Unglück kommt, und nachdem es wieder verschwunden ist, das bekümmert uns. Aber das zusammenhangslose Denken der Naturvölker läßt eine derartige Sorge nicht aufkommen. Sie sind dem Augenblick hingegeben. Ist die Not da, so empfinden sie

dieselbe und suchen sie abzuschütteln, aber ehe sie da ist, fürchtet sie der Naturmensch nicht, und ist sie vorüber, denkt er nicht daran, gegen deren Wiederkommen Vorkehrungsmaßregeln zu treffen. Es kommt wohl vor, daß er am Morgen sein Bett billig verkauft, um es am Abend, wenn das Bedürfnis mahnt, für den doppelten Preis zurückzunehmen. Hier und da ist ein Schaf billiger, als das ihm abgezogene Fell, weil es sofort gebraucht werden kann. „O mein Bruder," sagte ein indianischer Häuptling zu seinem weißen Gaste, „du wirst nie das Glück kennen, nichts zu denken und nichts zu thun. Dies ist nächst dem Schlaf das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach dem Tode sein. Wer gab deinen Leuten den steten Wunsch, besser gekleidet und gespeist zu sein und seinen Kindern Schätze zu hinterlassen? Fürchten sie denn, Sonne und Mond möchten nicht mehr leuchten? . . . Was ist doch ihr Leben gegen das unsere, daß es ihnen nichts gilt? Die Blinden! sie lassen es vergehn! Wir aber leben in der Gegenwart. Laß uns also den heutigen Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns sein!"[1])

Und wie viel Bestrickendes muß doch diese Sorglosigkeit, dieses Genießen des Augenblickes haben! Wie oft sind die, welche dem Naturzustand entnommen und an civilisierte Sitte gewöhnt waren, wieder zurückgefallen, von sich werfend alle Vorteile der Kultur! Und nicht nur dann, wenn die Berührung mit der Kultur eine oberflächliche war; es werden Beispiele genug erwähnt, wo z. B. einer, der europäische Schulen besuchte, Medizin studiert, schon mehrere Jahre als Arzt praktiziert hatte, plötzlich aller Kultur sich entkleidete, zurücklief in die heimischen Wälder und von neuem lebte nach väterlicher Weise.[2]) Ob freilich dann mit derselben Gedankenlosigkeit und in demselben Behagen? Schwerlich. Aber es mußte ihm und sehr vielen, die ähnlich handelten, doch das frühere Leben als etwas überaus wünschenswertes vorschweben.

Es ist nicht zu viel Wert darauf zu legen, wenn etwa Christen-Gewordene an ihren früheren Zustand nur mit Grauen denken, wie unglücklich und gequält sie sich früher gefühlt hätten; denn es ist natürlich, nachdem sie einmal andere Menschen geworden und neue Anschauungen, andere Wertschätzungen und Wünsche gewonnen haben, stehen sie dem früheren Leben nicht viel anders gegenüber als wir selbst. Schon der Gedanke, sich in heidnischen Greueln wohl zu fühlen, muß ihnen ein Greuel werden.

---

[1]) Klemm: Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit 1844 II. 12.

[2]) Mehrere Beispiele bei Peschel: Völkerkunde 1874, S. 155.

Aber im allgemeinen finden wir bei den Naturvölkern nicht den Wunsch nach Änderung oder Besserung ihrer Lage. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende sind verstrichen, ohne daß sie nur im geringsten ihre Lebensweise oder Sitten verändert haben. Sie sind die konservativste Gesellschaft, die man sich denken kann. Sie haben in ihrer Lebensweise nichts geändert, weil sie keinen Wunsch darüber hinaus hatten, nicht weil ihnen das Können fehlte. Livingstone und andere Reisende sprechen öfters ihre Verwunderung aus, warum z. B. die Neger nicht weiter gekommen sind, nachdem sie doch gelernt haben, Metalle zu suchen, zu schmelzen und zu Waffen und Schmucksachen in sehr geschickter Weise zu verarbeiten. Warum behielten sie die friedlichen Werkzeuge, wie Hacke und Pflug in der aller primitivsten Art bei, warum verbesserten sie ihre Wohnungen nicht, warum zähmten sie nicht die Tiere? Antwort: sie hatten kein Bedürfnis, waren mit ihrer Lage zufrieden. Nur das Bedürfnis nach Waffen, Kähnen und Schmuck hat sich geregt und ward befriedigt. Das gilt auch dann, wenn man annimmt, die Neger seien von einer höhern Kulturstufe herabgesunken, denn man wird fragen, warum bewahrten sie davon nur die genannten Künste, vergaßen aber die andern?

Daß sie mit ihrer Lage im allgemeinen zufrieden sind und nichts besseres sich wünschen, weil sie nichts besseres kennen, sieht man auch aus ihren Vorstellungen von der jenseitigen Seligkeit. Überall wird dieselbe nur als ein etwas vervollkommnetes Diesseits angesehen. Immer dieselben Beschäftigungen, nur mit besserem Erfolg. Ihre Beschäftigung selbst scheint sie also nicht gedrückt zu haben. Jagen, Fischen, Kämpfen ist ihre Arbeit, aber zugleich ihre Lust, wenn sie nur Erfolg hat. Keiner unserer Arbeiter würde sich den Himmel als eine große Zuckerfabrik oder Spinnerei vorstellen, worin er wieder, nur bei höherem Lohn und weniger Anstrengung, thätig sein sollte.

Mit dem Gefühle „gesättigter Existenz“ stimmt auch die Blindheit gegen die eigenen Mängel und der ungemessene Hochmut, mit welchem sie auf andere Nationen oder Stämme herabsehen. Nicht nur die Griechen nannten alle andern Barbaren, nicht nur die Chinesen meinen, allein auf zwei Augen zu sehen, während alle andern Völker blind und höchstens die Europäer noch auf einem Auge sehend seien: fast jedes Volk denkt so oder hat so gedacht. Ja, je tiefer ein Volk steht, um so höher denkt es zuweilen von sich selbst. „Was sollen unsere Knaben in euren Schulen lernen,“ fragen die Indianer, „schickt eure Knaben zu uns, sie sollen reiten und jagen lernen, wir wollen ihnen Anleitung zu einem menschenwürdigen Dasein geben.“

Diese Selbstzufriedenheit ist nun auf niederen oder früheren Kulturstufen sehr natürlich. Der Naturmensch kommt leichter zur Einstimmigkeit mit sich selbst als wir. Je geringer die Anzahl der Vorstellungen ist und je gleichförmiger deren Ablauf und Wiederkehr, um so leichter stellt sich unter ihnen ein Gleichgewicht ein. Im Naturzustande ist das Leben nun noch einfacher; die Ansprüche sind weniger, die es an den einzelnen stellt; die wenigen Bedürfnisse leichter befriedigt; der Kreis der Pflichten enger, und bei den meisten von gleicher Natur, so daß der einzelne schon von den andern mit fortgerissen wird; darum sind auch der Versuchungen weniger, mit sich, dem Herkommen oder den väterlichen Sitten in Konflikt zu geraten.

Vor allem aber gründet sich die Selbstzufriedenheit auf den weit geringeren Maßstab der Sittlichkeit, den man an sich anlegt. Selbst wo die abstrakte Erkenntnis des Sittlichen sehr ausgebildet ist, ist doch in konkreten Fällen die Selbsterkenntnis, nämlich die Erkenntnis des Zurückbleibens hinter den bekannteu und auch anerkannten sittlichen Vorschriften eine sehr geringe. Ja gerade Nationen, welche eine verhältnismäßig sehr reine Moral besitzen, wie die Ägypter und Perser sie besaßen, sind voll der größten Selbstgerechtigkeit und des Selbstruhms, wie die Inschriften auf den Grabdenkmälern beweisen. „Ich bin rein," heißt es viermal hintereinander im Totenbuche der Ägypter. Die Chinesen zumal halten es gar nicht für schwer, sittlich vollkommen zu werden, und kennen sehr viele sündlose, vollkommene Menschen. Konfucius sagte am Ende seines Lebens: „Als ich 15 Jahre alt war, war mein Sinn auf Kenntnisse gerichtet, im 30. stand ich fest, im 40. hatte ich keine Zweifel mehr, im 50. kannte ich die Befehle des Himmels und im 60. war mein Ohr ein williges Organ um die Wahrheit zu vernehmen, im 70. konnte ich den Wünschen meines Herzens unbedingt folgen, ohne vom Pfade der Tugend abzuweicheu, d. h. ich war vollkommen." Kein Philosoph des Altertums bezweifelte jemals, daß ein guter Mensch ohne Befangenheit und sogar mit bestimmter Freude auf sein vergangenes Leben zurückblicken dürfe, und daß die dem Heldentode gezollte Verehrung ein Vorgeschmack des spätern göttlichen Urteilsspruches sei. In dieser Zuversicht lag wohl der Grund des stillen Mutes, der vollständigen Gewissensruhe, die so augenfällig in den letzten Stunden des Sokrates und vieler andern Weisen des Altertums hervortreten. Von Chilon, einem der sieben Weisen Griechenlands, wird erzählt, daß er am Ende seiner Laufbahn seine Schüler um sich versammelte und sich beglückwünschte, daß er in seinem langen Leben nur einer einzigen That sich erinnere, die seine Sterbestunde trübte.

Sie bestand darin, daß er bei einer großen Verlegenheit aus Liebe zu seinem Freunde in einem geringen Grade gegen sein Rechtsgefühl handelte. Die Schriften Ciceros aus seinem Greisenalter beweisen zur Überfülle eine begeisterte Sehnsucht nach einem zukünftigen Dasein, welche von jeder Reue, jedem Bedauern und jeder Furcht frei war. Seneka starb ruhig und vererbte seinen Freunden das wertvollste seiner Besitztümer, das Bild seines Lebens, das doch den von ihm selbst aufgestellten Idealen so wenig entsprochen hatte. Titus erklärte auf seinem Sterbebette, er könne sich nur auf eine einzige That besinnen, die ihm zum Vorwurf gereiche. „Wenn der Tod kommt, werde ich frei mein Gewissen öffnen und mir das Zeugnis geben, daß ich mein Lebenlang nichts gethan habe, worüber ich erröten müßte oder mir einen Vorwurf machen, als über einen Makel oder eine Schändlichkeit. Kein Zug von Geiz oder Treulosigkeit war bei mir zu finden. Im Gegenteil u. s. w." sagt am Ende seines Lebens der römische Geschichtsschreiber Fronto. Nicht anders Antoninus Pius, Julianus Apostata u. a. Man denke z. B. an den Brutus. Von antiken Moralisten ist er so oft bewundert worden. Nach christlicher Moral ist er ein herzloser Wucherer, so daß mehrere Bürger von Salamis im Gefängnis Hungers starben, weil sie die geforderte Summe ihm nicht zahlen konnten (Cic. ad Attic. VI. 2). Er ist ein Meineidiger mit dem Grundsatz, dem Feinde brauche man den Eid nicht zu halten (Appian de bello civ. III, S. 203). Er ist ein Mörder und endlich Selbstmörder. Und trotzdem und obgleich oder vielleicht weil er sehr vertraut war mit den Maximen der Philosophen, ist er sehr wohl mit seiner Moralität zufrieden und klagt nur: „Unglückselige Tugend, wie bin ich in deinem Dienste betrogen worden. Ich glaubte, du wärst etwas Wirkliches und weihte mich dir aus diesem Grunde" u. s. w.

Nun sind wohl den meisten von uns Beispiele ähnlicher Selbstgerechtigkeit sehr wohl bekannt, aber man vergesse nicht, diese Weisen hatten doch Selbsterkenntnis zur Aufgabe ihres Lebens gemacht.[1]) Wie wenig ist dennoch ihr Blick auf die Probleme der eigenen Brust geschärft. Die Häßlichen und Ausgewachsenen wissen meist nichts von ihrer Mißgestalt, und das ist gewiß sehr gut für sie. Desgleichen war es für jene ein gewisses Glück, daß ihnen die rechte Selbsterkenntnis fehlte; denn wie hätten sie sonst zum Frieden gelangen sollen? noch dazu jene Weisen, die so hoch über den Volksreligionen zu stehen meinten und gewiß in deren

---

[1]) O. Flügel: Über die Entwickelung der sittlichen Ideen. In der Zeitschrift für Völkerpsychologie XII. S. 153 ff.

gewöhnlich angewandten Sühnmitteln und Opfern keine Befriedigung gefunden hätten.

Sonst aber sind gewiß die gewöhnlichen Sühnmittel keine geringe Wohlthat für die Völker gewesen. Denn wenn auch weniger Anlaß zur Selbstkritik und zur Selbstverurteilung vorlag, so fehlt sie doch wohl unter keinem Volke. Darwin wundert sich, daß es so wenig Beispiele von Gewissensbissen unter den Wilden gäbe und meint, das müsse daher kommen, weil sich dergleichen in das Innerste zurückzöge. Das ist wohl richtig. Aber einmal sind dergleichen doch bekannt geworden, z. B. eine sehr langjährige Reue eines Negers über Gattenmord.[1] Zum andern legen aber die überall angewandten Sühnmittel und Opfer Zeugnis von innern Konflikten ab, zugleich freilich auch davon, daß man den Konflikt wieder zu beschwichtigen wußte.

So wunderlich uns vielleicht auch diese Veranstaltungen erscheinen mögen, sie haben zu ihrer Zeit ihren Zweck erreicht, der Sünder fühlte sich dadurch versöhnt und erleichtert, das innere Gleichgewicht wurde thatsächlich durch sie hergestellt. Ein solches Mittel ist zunächst die Beichte. So alt als das Gefühl ist, da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine, so alt ist auch das Mittel der Erleichterung durch Bekenntnis oder Beichte der Sünden. Wir finden die Einrichtung der Beichte weniger bei den Naturvölkern, aber sehr ausgebildet und verbreitet bei denen, die schon eine gewisse Höhe der Kultur erreicht haben; hier sind ja auch die sittlichen Begriffe mehr ausgebildet und die socialen Verhältnisse verwickelter, so daß hier viel leichter als dort die Erscheinung des bösen Gewissens vorkommen und tiefer empfunden wird. Indessen ist doch auch den untersten Stufen der Civilisation die Beichte nichts ganz Fremdes. Von einigen Negerstämmen wird dies berichtet, ebenso beichtete man auf Polynesien dem Priester ganz ehrlich, nahm Verwünschungen zurück und gestand oft die schwersten Verbrechen.[2] Desgleichen beichten die Indianer, zumal in Krankheiten; ja die Ojibwayindianer haben einen Monat im Jahre, wo sie sagen: ich werfe meinen schlechten Lebenswandel weg.[3] Besonders ausgebildet ist das Beichtinstitut unter den Mexikanern, Peruanern und deren Verwandten gewesen. Hier wurde entweder regelmäßig in gewissen Zeiträumen oder nur einmal im Leben kurz vor dem Tode gebeichtet, weil im letztern Falle

---

[1] Waitz: Anthropologie der Naturvölker II. 211.

[2] Waitz, a. a. O. VI. 394.

[3] Waitz, a. a. O. III. 209.

die Sünden nach der Beichte unsühnbar waren. Man beichtete meist dem Priester, der aus bekannten Gründen bei manchen Stämmen unverheiratet bleibt; zum Zeichen der vollen Aufrichtigkeit entkleidete sich der Beichtende. Aber die Beichte geschieht nicht allein vor dem Priester, der Mann beichtet der Frau, die Frau dem Manne, die Kinder den Eltern, der Inka beichtet nur der Sonne. Im allgemeinen wurde das Beichtgeheimnis streng bewahrt, nur auf besondern Wunsch wurden die Sünden den Verwandten mitgeteilt, damit diese mit um Verzeihung bitten möchten. Ob die Beichte vollständig war, erfuhr der Priester durch Loswerfen. Das Gebet des Priesters für den Sünder lautete meist also: „O, barmherziger Gott, der du die Geheimnisse aller Herzen kennst, laß deine Verzeihung und Gnade herabträufeln, wie die reinen Wasser des Himmels, um die Flecken aus der Seele zu waschen.“ Der Priester ermahnte sodann den Sünder, die vorgeschriebenen Leistungen genau zu beobachten und machte es ihm zur Pflicht, einen Sklaven zu opfern und schloß mit den Worten: „Kleide den Nackenden und speise den Hungrigen, welche Entbehrung es dich auch kostet; denn bedenke, daß ihr Fleisch dem deinen gleich ist und daß sie Menschen sind wie du.“[1])

Zahlreiche Beichtformulare finden sich in den heiligen Schriften der Perser. Hier wird Rücksicht genommen auf Übertretungen des Ceremoniells, Sünden gegen Eltern, Geschwister, Weib, Kind, Verwandte, Nachbarn, Vorgesetzte, Diener, Fremde; auf Sünden in Gedanken, Worten und Werken; Erbschleicherei, Störung der Ehen, Hochmut, Zorn, Neid, Faulheit, Unzufriedenheit, falsches Zeugnis, Diebstahl, Unzucht u. s. w. Eins schließt z. B. so: „Vergieb, was ich hätte denken und thun sollen und habe es nicht gethan und gedacht.“ Dem Sterbenden wird das Sündenbekenntnis von den Umstehenden vorgesprochen. Eine Entartung ist es wohl, wenn späterhin einer für den andern beichten konnte.[2])

Die umständlichen und ausführlichen Bekenntnisse, welche in dem Totenbuche der Ägypter einen sehr großen Raum einnehmen, sind nach Champollions Ausdruck allerdings nur „negative Sündenbekenntnisse“, indem sie allein aufzählen, was der Tote **nicht** gethan hat, drücken aber wohl im allgemeinen den Sinn aus: Wer nicht einmal soviel vor dem Richter der Seelen sagen könne, dürfe vor ihm überhaupt nicht erscheinen.

Tief und ergreifend sind die Bußlieder der indischen Vedas.

Ein anderes Mittel, um die bedrohte oder verlorene innere Ruhe wiederherzustellen, waren **Kasteiungen**. Weil man ursprünglich Leib

[1]) Waitz, a. a. O. IV. 129, 265, 279. 462.

[2]) Spiegel: Avesta die heiligen Schriften der Perser III. 207—229; II. 23.

und Seele identificierte, so mußte auch jede Befleckung des Leibes zugleich für eine Verunreinigung der Seele, des Ich gelten. Daher stehen so oft die rituellen Reinigungsgebote auf einer Linie mit den eigentlich moralischen, und damit ist zugleich ein Mittel gegeben, gewisse Sünden zu sühnen, nämlich durch körperliche Reinigungen. Je tiefer dieselben nun in das Innere eindrangen, um so mehr schienen sie geeignet, die Seele zu entsühnen. Außer Waschungen werden zu diesem Zwecke Schwitzbäder, Purgiermittel, Brechmittel, Aderlässe, Fasten und dgl. verordnet, wodurch eben ein Bestandteil des Menschen fortgeschafft wird.[1])

Das, dessen man sich so entledigt, gilt für die Ursache der Schuld, und an Geschick, Entschuldigungen zu ersinnen, und die eigene Schuld auf etwas anderes zu schieben, hat es den Menschen nie gefehlt. Die Schuld wird bösen Dämonen oder Sternen zugeschrieben, wie z. B. bei der Entsündigung der Mexikaner gesagt wurde: der arme Mensch habe nicht aus eigenen freien Willen gesündigt, sondern durch den Einfluß des Zeichens, unter dem er geboren sei. Darauf, daß das Böse nicht dem eigenen Innern entspringe, also zu entschuldigen sei, deuten auch die umständlichen Reinigungsgebräuche hin, welchen bei den altamerikanischen und germanischen Völkern das neugeborene Kind unterworfen wurde. Bei dem ersten Bade, genannt Wiedergeburt, oder Wasser des Herrn, was unser Leben ist, rieb die Hebamme alle Glieder des Kindes mit den Worten: „Wo bist du Böses, in welchem Gliede steckst du? entferne dich von diesem Kinde.[2])

Bei den Hindus wird in einem Versöhnungsliede zur eigenen Entschuldigung geltend gemacht: „Erlasse uns die väterlichen Fehler. Nicht war es eignes Thun; ein Straucheln war es. Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergessen. Ein Älterer naht, den Jüngeren zu verführen. Ja selbst der Schlaf beschützt uns nicht vor Übel. Durch Schwachheit betrat ich den verkehrten Pfad."

So wird auch in einem Sündenbekenntnis des Zend Avesta gesagt: „Alle guten Gedanken, Worte und Werke sind mit Wissen gethan, alle schlechten Gedanken, Worte und Werke sind nicht mit Wissen gethan." Selbst Angromaingus scheint nur in einer Verblendung begriffen zu sein, indem er den Erfolg seiner Thaten nicht voraus weiß.

Von den alten Ägyptern berichtet Porphyrius: Bei feierlichen Leichenbegängnissen wurden die Eingeweide des Verstorbenen in ein be-

[1]) O. Flügel: Das Ich im Leben der Völker. In der Zeitschrift für Völkerpsychologie. XI. S. 46 ff.

[2]) Wuttke: Geschichte des Heidentums I. 265.

sonderes Gefäß gelegt und darin dem allsehenden Sonnengotte emporgehalten; nun sagt der Priester im Namen des Toten: Nichts Heilloses habe ich vollbracht, habe ich aber im Leben gesündigt, essend oder trinkend, was nicht recht war, so habe ich nicht durch mich gesündigt, sondern durch dieses da (nämlich die Eingeweide). Solches sagend warf der Priester das Gefäß in den Strom. Die letzte Zeile hat Rosellini direkt aus den Hieroglyphen so übersetzt: „Die Gerechtigkeit seinem Geiste, Seine Missethat dem Bauche.[1])

Endlich finden wir noch zur Entsündigung Opfer, z. B. mehrfach einen Sündenbock, der mit der Schuld des Volkes oder einzelner beladen in die Wüste gejagt oder auch geschlachtet wird.

Aus dem allen geht hervor, einmal daß die Heiden, auch die besten, gar oft völlig blind waren gegen die eigene Schuld, zum andern, daß sie Mittel hatten, wo dies Schuldgefühl erwachte, die Sünde teils zu entschuldigen, teils zu sühnen. Und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sie damit ihren Zweck erreichten, nämlich die innere Unruhe zu beschwichtigen.

Nur das altisraelitische Volk sehen wir sehr ernst leidend unter dem Schuldgefühl. Aber ihm war auch der Weg, zum Frieden zu gelangen, gezeigt. Und vielleicht ist darum auch ihm allein das dankbare Gefühl der erfahrenen Begnadigung eigen. Schwerlich wird man im Heidentum eine Parallele finden zu dem, was der Psalmist fühlt: „Wohl dem Menschen, dem seine Sünde vergeben ist, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet."

Ein weiteres Mittel, über manche äußere und innere Not hinweg zu kommen, ist das Gebet. Dasselbe ist schon nach seinen sogenannten moralischen Wirkungen, als Aussprechen der Not und Hoffnung auf Erhörung nicht gering anzuschlagen. Aber ich denke auch an wirkliche Erhörungen. Oder hätten wir solche nicht anzunehmen, nur weil die Gebete an eine falsche Adresse gerichtet wären? Ohne Zweifel sind die Bedürfnisse, aus denen das Gebet entspringt, und die Gefühle, die es begleiten, bei den Heiden vielfach die gleichen, als bei uns. Sollte nun hier nicht auch gelten: Gott läßt es dem Aufrichtigen gelingen, er sieht das Herz an und versteht die Gedanken? Es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen, es ist aller Ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen (Röm. 10, 12). Oder siehst du scheel, daß ich so gütig bin? Erhört Gott überhaupt Gebete, sollte er nicht auch der Heiden Gebete

---

[1]) Bunsen: Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte V. 545.

unter Umständen erhören? Was man zur Rechtfertigung des christlichen Gebets sagt: es müssen vor dessen Erhörung weit mehr Erfahrungen gemacht werden, als zur weitern Kenntnis gelangen, sonst würde sich der Glaube daran nicht so lange und allgemein halten, genau dasselbe gilt auch von den heidnischen Gebeten. Es ist kein Volk und keine Religion ohne Gebet. Und welch aufrichtigen, herzlichen Gebeten begegnen wir zuweilen in der Heidenwelt! Welche innere tröstende und kräftigende Wirkung sie im Gemüte des Betenden hervorgebracht, davon erfahren wir freilich wenig. Natürlich: das zieht sich in das Innerste zurück. In dieser Beziehung ist interessant, was Max Müller über buddhistische Pilger mitteilt.[1]) Da sehen wir den gelehrten Chinesen Hiouen Tsang auf seiner gefährlichen Reise nach Indien fünf Tage lang ohne Wasser in der Wüste umherirren, sehen alle seine Begleiter teils umkehren, teils verschmachten, sehen ihn an Gletschern entlang klimmen, über Gießbäche hinweg setzen, sich schweigend den brutalen Gewaltthätigkeiten der indischen Räuber unterwerfen. Wir sehen, wie er die verlockenden Einladungen von Kaisern und Königen abschlägt, bis er endlich sein Ziel erreicht. Und was stärkt ihn und hält ihn aufrecht? Er erzählt es selbst: das Gebet. Und worin bestand sein Gebet? In Worten aus einem Buche, welches lehrt, es giebt keinen Gott, giebt keine Gebetserhörung, es giebt keine Unsterblichkeit; es giebt nur die Meditation. Mochte das Volk diese Worte nicht verstehen, der gelehrte Hiouen Tsang hat sie doch wohl verstanden. Und trotzdem der Drang zum Gebet, und die nicht zu leugnende, gar oft erfahrene, belebende Wirkung desselben. Dürfen wir in solchen Fällen nicht sagen: Gott läßt es dem Aufrichtigen gelingen, er giebt über Bitten und Verstehen?

(Schluß folgt.)

Die inländischen Christengemeinden des indischen Archipels.

Von Dr. Schreiber.

Der Indische Archipel oder niederländisch Indien ist ja sowohl als Missionsgebiet wie auch sonst von ungleich geringerer Bedeutung als das Festland von Ostindien oder englisch Indien, trotzdem dürfte es aber mindestens eben so schwierig, wenn nicht noch schwieriger sein, sich über den

---

[1]) Essays I. 205 ff.

Stand und Fortgang des evangelischen Christentums im indischen Archipel ein vollständiges und zutreffendes Bild zu machen, wie von dem in englisch Indien. Das liegt einmal daran, daß hier die Geschichte der evangelischen-Gemeinden aus den Eingeborenen viel weiter zurückgeht, als in englisch Indien — mit Ausnahme Ceylons, der ehemaligen holländischen Besitzung, — und weiter an dem Umstand, daß der größte Teil dieser Gemeinden jetzt nicht von Missionaren der zahlreichen in niederländisch Indien arbeitenden Missionsgesellschaften, sondern von durch die holländische Regierung angestellten Geistlichen versorgt und geleitet wird. Daher kommt es, daß man darüber in Europa und zumal in Deutschland nur wenig hört. Nun hat ja freilich Dr. Grundemann in seiner ausgezeichneten Arbeit (Burckhardts Kleine Missionsbibliothek) auch über den indischen Archipel eine ausführliche Übersicht sowohl der betreffenden Missionsgeschichte als auch des dermaligen Bestandes gegeben, aber in den seitdem verflossenen 3 Jahren ist nicht nur vieles in Holland veröffentlicht, das neues Licht über das Gebiet verbreiten kann (namentlich die zahlreichen verdienstlichen Arbeiten Direktor Neurdenburgs), sondern es hat sich auch in den Verhältnissen selbst eine bedeutsame Umgestaltung vollzogen, und so scheint es nicht überflüssig, den Missionsfreunden eine neue Übersicht über Geschichte und dermaligen Bestand der inländischen Christengemeinden des indischen Archipels darzubieten.

1. Die Zeiten der ostindischen Compagnie.

Die beiden großen protestantischen Seemächte England und Holland haben jede ihre ostindische Compagnie gehabt, aus deren Eroberungen die jetzigen großen Besitzungen Englands und Hollands hervorgegangen sind. Vergleicht man nun die Stellung, welche diese beiden ostindischen Compagnien zu der Sache des Evangeliums eingenommen haben, so muß man anerkennen, daß die der holländisch-ostindischen Compagnie denn doch viel besser gewesen ist als die der englischen. Diese letztere hat bis in unser Jahrhundert hinein nicht nur nichts gethan, die Heidenvölker Indiens mit dem Evangelium bekannt zu machen, sondern sich sogar allen Missionsbestrebungen gegenüber stets entschieden feindlich verhalten. Die holländisch-ostindische Kompagnie dagegen hat bekanntlich selbst unter den Eingeborenen Indiens eine erfolgreiche Missionsarbeit betrieben, auf die wir zunächst etwas näher eingehen müssen.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß das Hauptmotiv für diese Bemühungen der ostindischen Compagnie, um die Eingeborenen zu evangelischen Christen zu machen, ein politisches war. Das ersieht

man deutlich genug schon aus dem Umstande, daß man es mit diesen Bemühungen ganz besonders auf diejenigen Eingeborenen abgesehen hatte, die vorher durch die Portugiesen und Spanier schon zu katholischen Christen gemacht worden waren. Man wollte offenbar diese eben erst den katholischen Mächten entrissenen Kolonien dadurch um so besser sich unterthan machen, daß man dieses religiöse Band, das sie noch mit ihren früheren Herren verknüpfte, löste und sie statt dessen durch das Band des gemeinsamen protestantischen Glaubens desto fester an sich kettete. So sehen wir diese Missionsthätigkeit sich entfalten auf den ambonschen Inseln und auf Timor, das man den Portugiesen entrissen, und auf den Sangir-Inseln und Nord Celebes, das man von den Spaniern erobert hatte. Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Umständen diese ganze Bekehrung einen eigentümlichen, nichts weniger als echt evangelischen Charakter annehmen mußte. Man höre nur was Dr. Valentyn, dessen Geschichte die beste und zuverlässigste Quelle jener Zeit bietet, z. B. über die Einführung der evangelischen Religion in Amboina, erzählt:

„Als die Unsrigen im Jahre 1605 Amboina eben erst und noch dazu ganz unerwarteter Weise erobert hatten, fand man nicht gleich Zeit, um an die Religionsangelegenheiten zu denken. Um aber den papistischen Aberglauben allmählich und ganz von selbst aussterben zu lassen, genügte es zunächst, daß sie ihrer Priester beraubt waren und ganz und gar keine Gelegenheit hatten, sich selbst zu erbauen. Die Kreuze die hie und da aufgerichtet waren, nahm man fort und auch sonst wurde alles ganz still und unmerklich abgethan. Man hatte auf den Schiffen auch keine Prediger mitgebracht, die es soweit bringen konnten, die Sprache der Eingeborenen zu lernen und sie so über die christlichen Grundwahrheiten zu unterrichten; um nun aber doch, so weit es die Umstände erlaubten, Fürsorge zu treffen, ließ man in der am Strand gelegenen ehemals römischen Kirche den Gottesdienst vorläufig durch einen „Krankenbesucher“ wahrnehmen.“ Außerdem bekam ein Schiffsdoktor den Auftrag, alle Tage im Fort zwei Stunden vormittags und zwei Stunden nachmittags Schule zu halten und die Kinder beten, lesen und schreiben zu lehren.

Erst zehn Jahre später, also 1615 kam der erste Geistliche nach Amboina und drei Jahre später folgte ihm noch ein zweiter, Sebastian Dankaarts mit Namen, beides würdige fromme Männer. Nachdem man erst einen kurzen, natürlich vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Ambonesen das Holländische beizubringen, begriff man bald, daß doch nichts anders übrig bleibe, als die Sprache der Leute zu lernen, ehe man ihnen predigen könne. Aber unglücklicherweise meinte man, daß man zu diesem

Zweck mit der malaiischen Sprache auskommen könne. Es ist wahr, die Sache stand schwierig genug im indischen Archipel. Denn fast jede Insel hatte ihre eigene Sprache — wenn nicht mehrere Sprachen — und da nun infolge der von den Malaien lange vor der Ankunft der Europäer im ganzen Archipel gemachten Eroberungen und angelegten Kolonien, diese Sprache überall als lingua franca im Gebrauche war, so lag es allerdings nahe, sich ihrer auch bei der Predigt und im Unterricht zu bedienen. Dennoch hat das Malaiische ohne allen Zweifel viel Unheil angestiftet. Es bleibt eben wahr, daß man einem jeden Volk das Evangelium recht wirksam nur in seiner eigenen Sprache predigen kann; dazu kommt aber hier noch, daß diese Sprache, deren man sich nun bediente, diejenige der unversöhnlichen Gegner der Christen und der Träger des Islam war und dann außerdem noch die Beschaffenheit der Sprache selbst. Dieses Malaiisch nämlich, wie es im ganzen Archipel die Verkehrssprache bildet, das sogenannte laag (Nieder-) Malaiisch ist eine verdorbene, mit allen möglichen fremden Elementen versetzte, in der Grammatik arg verstümmelte Sprache. Sobald man dies erkannte, meinten einzelne Geistliche, in eine solche jämmerliche, unreine Sprache dürfe man Gottes Wort nicht übersetzen und hielten dafür, nur das reine Malaiisch, wie es auf Sumatra gesprochen wird, sei gut genug dazu, sie wurden aber mit ihrer Übersetzung und ihren Predigten in sogenanntem Hochmalaiisch ihren Zuhörern nun erst recht unverständlich und so ist bis auf den heutigen Tag viel Zank und Streit gewesen über die verschiedenen Arten der malaiischen Sprache in ihrer Anwendung bei Bibelübersetzungen, Predigten und Unterricht.

Übrigens waren es doch nicht allein politische Beweggründe, welche die Holländer zu dieser Missionsarbeit getrieben haben. Wenn auch vielleicht bei den Leitern der ostindischen Compagnie selbst, „den mächtigen Herren," wie die Direktoren hießen, nicht viel anderes zu finden sein sollte, bei den Kirchenvorständen (classes) der einzelnen holländischen Staaten, die immer und immer wieder mit Eingaben die Herren Direktoren bestürmten, „sich ihrer Pflicht als Christen doch zu erinnern und geschickte Leute auszusenden, die bereit wären um allen Fleiß und Ausdauer daran zu setzen, das Malaiisch zu lernen und dann die armen blinden, lernbegierigen Heiden durch Gottes Gnade zu erleuchten und aus der Finsternis zum Licht der Erkenntnis des Evangeliums zu bringen;" und ebenso bei manchen der von der O. J. Compagnie ausgesandten Geistlichen kann man einen wirklichen Missionssinn und die Sorge um das Seelenheil der armen Heiden durchaus nicht verkennen.

Aber die ganze Art und Weise, wie man arbeitete, und die Mittel,

die man anwandte, waren freilich verkehrt. Man wollte nicht pflanzen, sondern mehr mit Zwang das Christentum einführen. Man sah viel zu viel auf die Gegner — die Römischen und Mohammedaner — denen man das Feld streitig machen wollte und begnügte sich eben deswegen mit einer bloß äußerlichen Annahme des Christentums. Dabei verstand man auch viel zu wenig von dem Wesen und den Eigentümlichkeiten der Leute, die man bekehren wollte. Man führte z. B. einen Katechismus ein, der außer den zehn Geboten und Vaterunser nur eine Übersetzung eines ganz für holländische Verhältnisse berechneten und eben darum für die Eingebornen ganz unverständlichen Abrisses der Glaubenslehre enthielt. Die Predigten wurden meistens entweder von einem Prediger gehalten, der die Sprache gar nicht ausreichend verstand, oder es wurde von einem Korporal oder Schulmeister eine Predigt abgelesen. Weil sich die Zahl der Christen und auch die der Gemeinde bei der bezeichneten Methode sehr schnell vermehrte und bald zu einer bedeutenden Höhe angewachsen war, so reichten natürlich die wenigen europäischen Kräfte ganz und gar nicht mehr aus zu ihrer Versorgung. Sehr früh kam man daher schon auf den Gedanken, die Christen durch eingeborne Lehrer versorgen zu lassen und schlug verschiedene Wege ein, um solche heranzubilden, die aber alle nicht recht zum Ziele führen wollten. Man sandte junge eingeborene Christen nach Holland und ließ sie dort die Schulen und Universitäten besuchen, aber obwohl von einigen derselben hernach allerdings gemeldet wird, sie seien gute Gehilfen geworden, so waren derselben, von andern abgesehen, doch schon viel zu wenig, als daß ihre Mitarbeit sehr hätte in Betracht kommen können. Man versuchte in Indien selbst Seminare zu errichten, um auf ihnen Nationalgehilfen heranzubilden, aber auch damit wollte es nicht gehen, einmal weil man zu schwerfällige Begriffe hatte von der für solche Leute erforderlichen Vorbildung und meinte, sie müßten durchaus auch die alten Sprachen lernen, sodann aber namentlich, weil man das Seminar nicht für ein Land oder Volk, sondern gleich für ganz Niederl.-Indien einrichten wollte.

Auch die Schulen, welche man für die Christenkinder errichtet hatte, wollten ihrem Zweck nicht recht entsprechen, trotzdem der Landvogt J. P. Coen die Anordnung getroffen hatte, daß jedes Kind jeden Tag, so lange es zur Schule kam, ein Pfund Reis erhielt. Man verwunderte und ärgerte sich darüber, daß manche Schüler ihr Holländisch, das man ihnen auf der Schule mit vieler Mühe beigebracht, hernach ganz liegen ließen und alsbald wieder vergaßen, ohne zu bedenken, daß dasselbe für diese Leute ganz und gar keinen Wert haben konnte.

Indessen alle diese Mängel wären gewiß mit der Zeit zu überwinden gewesen, wenn nur die rechten Leute als Prediger nach Indien gesandt worden wären. Das Seminar, das unter Walläus trefflicher Leitung eine Zeit lang in Leiden bestand, war ohne Zweifel ein schöner, viel versprechender Anfang, um geschickte Leute für Indien auszubilden, und einige seiner Zöglinge haben sich vortrefflich bewährt, leider aber ging dies Institut nur all zu schnell wieder ein und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil es den Leitern der O. J. Compagnie zu viel Geld kostete.

Damit kommen wir auf den tiefsten Grund, weshalb es mit dieser Mission nicht recht voran wollte, sondern bald eher rückwärts als vorwärts ging. Die Kirche als solche hatte in Holland keine Organe, durch welche sie ihren Missionssinn hätte bethätigen können, sondern sie mußte sich darauf beschränken, die ostindische Compagnie nur immer aufs neue an ihre Missionspflicht zu erinnern und zum Werk der Heidenbekehrung anzutreiben. In Indien selbst aber fehlte es erst recht an den Organen, die diese Arbeit und ihre ganze Leitung hätten in die Hand nehmen können. Das Verhältnis zwischen dem weltlichen und kirchlichen Regiment war dort nichts weniger als klar geregelt, und außerdem lagen die kirchlichen Behörden unter einander fast fortwährend im Streit. Nicht nur, daß die verschiedenen Prediger sich nicht vertragen konnten — und auch im übrigen vielfach durch ihren Lebenswandel mancherlei Anstoß gaben — sondern auch der Kirchenrat zu Batavia, der sich schon frühzeitig die Herrschaft über die andern Kirchenräte angemaßt hatte, lag einerseits mit diesem und andrerseits mit dem Kirchenregiment in Holland fast unaufhörlich im Streit, namentlich wegen der Ordination der Geistlichen, und wollte die beanspruchte Oberhoheit der heimatlichen Kirchenbehörde keineswegs anerkennen.

Am allerschlimmsten aber war der Streit zwischen den staatlichen und kirchlichen Behörden in Indien. Die weltlichen Behörden wollten nicht unter den kirchlichen stehen und umgekehrt die kirchlichen nicht unter den weltlichen. Nur mit großem Widerstreben fügten sich die Prediger den oftmals freilich sehr willkürlichen Anordnungen der Behörden, wenn sie z. B., nachdem sie mit viel Fleiß und Mühe eine Sprache erlernt hatten, von der Insel, wo dieselbe gesprochen wurde, ohne Grund versetzt wurden. Darüber führten die Prediger dann Klage bei der Kirche in Holland und diese machte dann Vorstellungen bei den Direktoren der O. J. Compagnie. Die Folge aber war, daß den Predigern in Ostindien verboten wurde, mit kirchlichen Personen in Holland anders als durch Vermittlung der weltlichen Behörde Briefwechsel zu führen. Diese Spannung hatte dann die weitere Folge, daß den weltlichen Beamten verboten wurde, an den

Sitzungen des Kirchenrats als Glieder teil zu nehmen, daß aber im Kirchenrat zu Batavia alle Briefe aus Holland in Gegenwart eines Regierungs-Kommissars geöffnet und gelesen werden mußten. Andrerseits hatten auch die weltlichen Behörden sehr viel über die Prediger zu klagen, von denen gar manche ihre ganze Arbeit in Ostindien nur als eine Art Verbannung ansahen und sehnlich auf ihre „Erlösung" d. h. auf die Rückkehr nach Hause warteten, und mancher von ihnen, der der Regierung anfing unbequem zu werden oder Neuerungen einführen wollte, wurde einfach auf Befehl der Direktoren vor der Zeit wieder nach Holland geschickt.

Man kann deswegen ganz der Wahrheit gemäß behaupten, daß der elende Zustand, in welchem die indischen Christengemeinden sich schließlich befanden, zum größten Teil dem Neid und Streit, der Unverträglichkeit und Herrschsucht derjenigen zuzuschreiben ist, welche dieselben leiteten, sowie der all zu engen Verbindung, in welcher sie von Anfang an zu der weltlichen Macht und zu deren Interessen gestanden hatten.

2. Das neunzehnte Jahrhundert.

Die Zeiten der ostindischen Compagnie gingen mit dem Schluß des letzten Jahrhunderts zu Ende. Mit dem Mutterlande fielen auch die Kolonien einer fremden Macht in die Hände und als sie dem neu erstandenen Königreich der Niederlande restituiert wurden, war es nun nicht mehr eine Handels-Compagnie, sondern die Regierung selbst, die in Indien zu sagen hatte. Damit beginnt, wie für ganz Indien, so auch für die dortigen Christengemeinden aus den Eingebornen eine neue Zeit. Betrachten wir zuerst, was als Resultat der unter der Herrschaft der O. J. Compagnie gemachten Anstrengungen schließlich übrig geblieben war.

a) Der Bestand inländischer Gemeinden zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Der bekannte Dr. O. G. Heldring gab in seinem Antrag, welchen er im Jahre 1855 bei dem Niederländischen Zendelinggenootschap zu Gunsten dieser „von den Vätern überkommenen und sich noch Christen nennenden Leute" in niederländisch Indien einbrachte, ihre Zahl auf 200 000 Seelen an; aber auch wenn man annimmt, daß seitdem oder vorher manche ehemalige Christen abgefallen seien, sei es zum Islam oder zum Heidentum, so wird man doch bei näherer Untersuchung diese Zahl für viel zu hoch erklären müssen. Man kann dreierlei Terrain unterscheiden, auf welchem sich zu Anfang dieses Jahrhunderts evangelische Christen fanden: ehemaliges portugiesisches Gebiet, ehemaliges spa-

nisches Gebiet und endlich die wenigen Punkte, wo sich außerdem noch Christen vorfanden. Das erstere befaßt die Molukken und angrenzenden Inseln, also in erster Linie Amboina mit den benachbarten Inseln, Haruko, Saparua, Nussa-Laut, Manipa, Buro, Bonoa und die größere Insel Ceram selbst, um welche alle die andern eben genannten herum liegen, auf der selbst aber Christengemeinden nur im südwestlichen Teil zu finden waren. Auf diesen sogenannten Ambonschen Inseln zusammen wird man die Zahl der damaligen Christen kaum auf mehr als 40 000 veranschlagen dürfen. Hieran schließt sich die kleine Banda-Gruppe im Südosten an mit etwa 500 Christen, und vielleicht die gleiche Anzahl werden wir den Aru-Inseln zu geben haben, die zu den sogenannten Zuid Oster-Inseln gehören. Auf den Kei-Inseln scheint nur das Verlangen bestanden zu haben, Christen zu werden, ohne daß sich dort jemals Gemeinden gebildet hätten. Weiter westlich kommen wir nun zunächst nach Timor Laut und dann zu den sogenannten Zuidwester-Inseln (Babber, Luang, Moa, Letti, Kisser, Roma), denen wir zusammen etwa 3000 Christen geben können. Weiter westwärts gelangen wir nach der Insel Timor und dem westlich davon gelegenen kleinern Rotti. Die Zahl der Christen auf Timor wird auf 20 000 angegeben, doch ist mir dabei nicht klar geworden, ob darin nicht auch die 9000 Christen des benachbarten Rotti mit eingeschlossen sind. Das gäbe also für dieses ganze ehemalige portugiesische Gebiet je nachdem 73 000 oder nur 64 000 Christen.

Bedeutend geringer ist schon die Zahl der Christen auf dem ehemaligen spanischen Gebiet. Hier haben wir nur auf den nordöstlich von Celebes gelegenen kleinen aber dicht bevölkerten Sangir- und Talaut-Inseln einen bedeutenderen Bestand, den wir etwa auf 20 000 veranschlagen können. Außerdem auf Celebes selbst in der Minahassa etliche kleine Strandgemeinden, die wohl kaum mehr als 1000 Glieder gezählt haben werden und endlich eine kleine Gemeinde von ca. 300 Seelen auf dem westlich von Almaheira gelegenen Inselchen Batjan. Das wären also auf diesem Gebiet nur ca. 21 000 Christen.

Noch ungleich weniger ist, was sich außerdem noch an Christen fand, nämlich auf den den Holländern verbliebenen Inseln; in früheren Zeiten hatten sie namentlich auf Ceylon und Formosa mit gutem Erfolge missioniert. Jetzt ist nur noch die Gemeinde zu Depok auf Java an 600 Seelen zu nennen, und was sonst hier und da auf Java, Sumatra, Banka und an andern Orten zu finden gewesen sein mag, das betrug schwerlich mehr als 1—2000. Demnach würden wir den ganzen damaligen Bestand an

evangelischen Christen auf **höchstens** 95 000—100 000 Seelen veranschlagen.

Was das Zahlenverhältnis der Christen zu der Gesamtbevölkerung der in Rede stehenden Inseln betrifft, so bestand in Bezug darauf natürlich ein großer Unterschied. Es gab Inseln, wo die Christen die Majorität bildeten (z. B. auf den Sangir und Talaut Inseln), ja wo sie sogar $^{3}/_{4}$ der Bevölkerung ausmachten (wie auf Ambon), oder gar $^{7}/_{8}$, wie auf Saparua. Auf andern Inseln dagegen, wie z. B. auf Timor, Ceram und noch mehr auf Celebes bildeten sie nur eine kleine oder gar ganz verschwindende Minorität.

Der **sittliche Zustand** und das **Maß der christlichen Erkenntnis** in diesen Christengemeinden konnte natürlich nicht anders als sehr traurig sein und zwar müssen wir uns die Sache wohl weniger so vorstellen, als ob die Getauften infolge der langen Vernachlässigung allmählich so verwahrlost und heruntergekommen seien, sondern der Hauptsache nach, mit Ausnahme der wenigen Orte, wo jemals eine ordentliche und regelmäßige geistliche Versorgung stattgefunden hatte, waren jedenfalls die allermeisten dieser sogenannten Christen wohl niemals auf einer befriedigenden Stufe der Erkenntnis und des christlichen Lebens gewesen. Die alten Klagen, wie sie schon Valentyn und andere über die Zustände unter den eingebornen Christen erhoben hatten, daß z. B. jemand, der selbst nicht zum Abendmahl gehen konnte, statt dessen seinen Sklaven als Ersatzmann schickte, oder daß die ambonesischen Christen häufig das Brot vom heil. Abendmahl nicht aßen, sondern in ihren Taschentüchern heimlich mit nach Hause nahmen, um es dann später als eine Art Zaubermittel oder Amulet zu gebrauchen, lassen uns einen Einblick thun in die Zustände, wie sie wohl nicht nur damals, sondern während der ganzen Zeit der O. I. Compagnie zu finden gewesen sein werden, und wenn dann Valentyn als letztes Mittel, durch welches man solchen Abirrungen entgegentreten müßte, anrät, daß man der hohen Regierung darüber Nachricht geben müßte, so macht das die Sache für uns nur noch um vieles bedenklicher.

Daß man in den neu gegründeten Gemeinden gegen allerlei Reste des alten Heidentums zu kämpfen hatte, das ist ja selbstverständlich und auch weiter nicht schlimm, aber sehr schlimm war es, daß die große Menge das Christentum ohne alles innere Verständnis nur rein ganz äußerlich angenommen hatte, sei es um irgend welchen Vorteil zu erlangen — wie z. B. auf Ambon die Leute dadurch der Unterdrückung des Königs von Ternate zu entgehen hofften, oder daß man den Gott der Europäer einfach als einen neuen neben den alten acceptierte oder daß man gar mit innerem

Haß und Widerstreben sich nur der Religion der Eroberer unterwarf. Und wenn dann einzelne Beamte der Regierung — wie z. B. de Vlaming — einen eingebornen Christen, der zum Islam abgefallen war und darnach, wie es hieß, sehr lästerliche Reden wider den Herrn Jesum geführt hatte, sogar lebendig verbrennen ließ, so konnte das allerdings vielleicht andere von dem gleichen Schritt zurückhalten, mußte aber den innerlichen Abscheu gegen die Holländer und ihre Religion natürlich auch bei vielen sogenannten Christen nur noch verstärken.

Nach alle dem kann es uns nicht allzusehr befremden, daß wir von den verschiedensten Gegenden, aus Amboina und Ceram so gut wie aus Timor, aus Batjan so gut wie aus der Minahassa von Celebes oder von den Sangir-Inseln das Zeugnis hören, daß sich diese alten Christen leider gar nicht oder doch sicher nicht viel zu ihren Gunsten von den Heiden und Mohammedanern unterscheiden. Da hören wir von der einen Seite, daß sie dem Trunk oder dem Opiumrauchen ergeben sind, daß sie die gleiche Leidenschaft wie die andern heidnischen oder mohammedanischen Eingebornen für allerlei Arten von Spielen, namentlich für das wahrscheinlich erst von den Portugiesen und Spaniern in diesen Gegenden eingeführte, jetzt aber so ungemein verbreitete und verwerfliche „Hahnenfechten" an den Tag legen; daß es mit ihrem sittlichen und ehelichen Leben übel bestellt sei u. dgl.

Was die christliche Erkenntnis anlangte, so würden wohl nur sehr wenige auch nur mäßigen Anforderungen entsprochen haben, während die meisten oft ganz erschreckende Beweise von bodenloser Unwissenheit in christlichen Dingen an den Tag legten, so daß sie selbst nicht einmal die allereinfachsten christlichen Wahrheiten, nicht einmal die Bedeutung der hohen christlichen Festtage wußten. Daß mit diesem Mangel christlichen Lebens und christlicher Erkenntnis dann aber überall eine entsprechende Flut von altem heidnischen Aberglauben Hand in Hand ging, versteht sich von selbst, wenn man auch vielleicht nicht behaupten kann, daß es unter diesen aus der alten Zeit stammenden Christen ebenso schlimm gestanden hat, wie mit den Mohammedanern auf Java, bei denen der Islam nur einen dünnen Firniß über dem alten heidnischen Wesen bildet, das noch ganz intakt weiter besteht. Ganz viel besser ist es doch auch bei vielen dieser Christen nicht gewesen, ja es ist zum Teil selbst noch jetzt nicht viel besser, obgleich doch schon sehr vieles anders und besser geworden ist, als es vor 80 Jahren war. Wenn uns z. B. aus neuster Zeit ein Hilfsprediger (Niks in Babauw auf Timor) aus seinen Gemeinden erzählt, wie einer seiner am meisten geförderten Christen, der gut lesen und schreiben kann

und sogar eine vorzügliche Bibelkenntnis besitzt, sich fürchtet einen Kahn zu kaufen, lediglich aus dem Grunde, weil derselbe gewisse Knoten im Holz hat und also ein Unglückskahn sei, so muß man sagen, wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden? Da darfs uns nicht wundern, wenn wir bei solchen Christen in ihren Häusern noch viel heidnische Reminiscenzen finden. Da hängt noch das von den Vätern ererbte heilige Schwert an der Wand, das Wunder verrichtet hat und unfehlbar tötet, das man aber nicht von der Wand nehmen darf, ohne zuvor ein Schwein zu Ehren der Ahnen zu schlachten. Hier wird ein neues schönes Haus wieder abgebrochen, weil die Frau behauptet, ein paar Dachsparren lägen verkehrt und infolge dessen leide sie fortwährend am Fieber. Bei solchen Zuständen begreift man es gut, daß in einem sonst ganz christlichen Dorfe die wenigen heidnischen Familien, die sich noch darin finden, niemals daran gedacht haben, auch Christen zu werden, denn sie sehen nicht nur, daß die Christen noch nicht los sind von dem alten heidnischen Aberglauben, sondern daß dieser Aberglaube für sie zugleich noch eine Erwerbsquelle ist, indem sie oft genug für die Christen allerlei Handlungen, wie sie von dem heidnischen Aberglauben gefordert werden, verrichten müssen. In einem andern Hause ist gerade eine Frau gestorben und zwar im Wochenbett. Es ist eine Christin, aber das hindert nicht, daß man ihr nicht unter alle Nägel spitze Dornen stecken sollte, damit sie nur nicht als böser Geist wieder zurück kommen und andere Leute anfallen soll.

Daß man noch ganz besonders viel Aberglauben bei der Behandlung von Kranken und der Zubereitung von Arznei auch bei den indischen Christen findet, wird den nicht verwundern, der da weiß, wie viel Aberglauben auf diesem Gebiet selbst noch in der alten Christenheit trotz unsers so viele Jahrhunderte alten Christentums und trotz der so entwickelten christlichen Belehrung unsres Volks anzutreffen ist. Wie mußte es da erst in dieser Beziehung bei solchen Christengemeinden stehen, wie z. B. der auf Batjan (b. Almaheira) oder auf den Südwestinseln, die oft kaum alle 20—50 Jahre einmal von einem Prediger besucht wurden, der dann auch in der Regel nichts weiter that, als die inzwischen gebornen Kinder zu taufen und einen oder höchstens ein paar Gottesdienste zu halten.

Man muß sich in der That verwundern, daß sich auf solchen Inseln, wie die zuletzt genannten überhaupt noch irgend etwas vom Christentum erhalten hat, und wenn es auch gewiß vielfach rein äußerlich geworden oder geblieben war, da man durch das Christentum den Europäern meinte gleichgestellt zu werden, wie man auch vielfach ihre Kleidung nachahmte, so fehlte es doch auch an andern Orten wieder nicht an ernstlichem Ver-

langen nach weiterer und gründlicherer Belehrung im Christentum und die Kunst des Lesens und Schreibens war unter den Christen doch noch ziemlich weit verbreitet, selbst da zum Teil, wo schon lange von keinem regelmäßigen Schulunterricht die Rede gewesen war. Eben dieser Umstand, daß doch noch immer, wenn auch noch so gebrechlich und mangelhaft Gottes Wort in diesen Gemeinden hie und da gelesen und gelehrt wurde und die Arbeit der so unscheinbaren eingebornen Krankenpfleger und Schulmeister haben bewirkt, daß das christliche Leben doch nicht ganz und nicht überall erstorben war.

Aber freilich, daß es auch auf mehr als einer Insel doch allmählich erloschen ist und daß die Leute entweder wieder zum Heidentum, oder was wohl noch häufiger der Fall war, zum Islam übergegangen sind, daran ist auch nicht zu zweifeln, namentlich dürfte solches auf manchen der Südwest- und Südost-Inseln z. B. auf Wetter und Dammer geschehen sein. Ohne Zweifel würde das Gleiche aber noch auf gar manchen andern Inseln eingetreten sein, wenn nicht inzwischen ein neuer Eifer in der niederländischen Christenheit und dann auch in den Kreisen der niederländischen Regierung erwacht wäre, sich dieser so lange vernachlässigten Gemeinden endlich besser und ausreichender anzunehmen.

Es verdient alle Beachtung und Anerkennung, daß namentlich in neuerer Zeit auch aus den Reihen der Regierungsbeamten sich solche Stimmen vernehmen ließen, wie z. B. die des Kontroleur Stormer, der im Jahre 1879 in seinem Reisebericht u. a. folgendermaßen sich ausläßt: „Auf diese Weise, nämlich durch das Aussenden von mehr Predigern und Stiften von Schulen, könnte man nicht nur das letzte Restchen von Christentum, das auf vielen dieser Inseln jetzt am Aussterben ist, am Leben erhalten, sondern es würden auch überall neue Christengemeinden erstehen und die Kultur gefördert werden. Denn der einzigste Weg, um die Eingebornen zu civilisieren, besteht darin, daß man sie erst zu Christen macht. Heiden haben wenigstens in diesen Gegenden im allgemeinen wenig dagegen, zum Christentum überzutreten, sind sie dagegen einmal mohammedanisch geworden, dann ist nicht mehr auf ihre Bekehrung zu rechnen. Vor 25 Jahren hätte man die Kei-Insulaner noch sehr leicht für das Christentum gewinnen können, aber das unterblieb, und nun sind sie während dieses letzten Vierteljahrhunderts eine Beute der geisttötenden Lehre Mohammeds geworden. Auf den Aru-Inseln und auf Luang haben gerade im letzten Jahre mohammedanische Händler aus Makassar die ersten Proselyten gemacht und auf Roma, Kisser und Letti sind seit dem Jahre 1875 Ehen zwischen Mohammedanern und Christen keine Seltenheit

mehr. Jetzt ist es noch Zeit, die Südwest- und Südost-Inseln zu christianisieren, in ein paar Jahren ist es vielleicht schon zu spät."

Daß ein holländischer Regierungsbeamter jetzt so schreiben kann und mit solchen Vorschlägen höheren Orts Anklang findet, das ist ein Zeugnis dafür, daß auch in niederländisch Ostindien die Missionsarbeit nicht vergeblich gewesen ist, sondern sogar anfängt mit ihren Resultaten sich die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen.

b) Die Resultate der Arbeit der verschiedenen Missionsgesellschaften.

Die Arbeit einiger englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften, die zum Teil schon zur Zeit der englischen Besitzergreifung des Archipels begann, hernach auch unter der holländischen Regierung noch eine Zeit lang auf Java, Sumatra und anderwärts fortgesetzt worden ist, bis dann im Jahre 1842 allen nicht holländischen Missionsgesellschaften die Arbeit in niederländisch Ostindien untersagt wurde, kommt für uns hier nicht in Betracht, da sich nirgend Gemeinden als das Resultat dieser Arbeit finden. Die einzige nicht holländische Gesellschaft, deren Missionare noch in niederländisch Indien arbeiten und die auch inländische Gemeinden gesammelt haben, ist die Rheinische Missionsgesellschaft. Auch ihren Missionaren hat man es anfangs mit der Zulassung in niederländisch Indien sauer genug gemacht, die ersten Missionare mußten sogar ein ganzes Jahr lang auf Java, also unter den Augen der holländischen Behörden sich aufhalten, ehe man ihnen die Erlaubnis erteilte, nach dem Ort ihrer Bestimmung, Borneo, weiter zu reisen, und auch sonst begegnete man ihnen anfänglich mit ziemlichem Mißtrauen. Allmählich aber hat sich darin eine sehr wohlthuende Wandelung vollzogen und je länger desto entschiedener ist man den Rheinischen Missionaren überall in Indien von Seiten der Regierung mit großer Freundlichkeit und Gefälligkeit entgegen gekommen. Aber auch mit den Erfolgen dieser Gesellschaft sah es lange Zeit sehr trübe aus. Nachdem Rheinische Missionare schon 28 Jahre (1834—62) in Indien gearbeitet hatten, gab es doch nur erst eine ziemlich bedeutende Gemeinde, die sie aus den Eingebornen gesammelt hatten, zu Bandjermassin, da alle die andern so mühsam errungenen Ansätze zu Gemeindebildungen in dem Aufstand von 1859 wieder zerstört worden waren. Seit 1862 hat sich dagegen die Arbeit der Rheinischen Mission so schnell und gesegnet entwickelt, daß sie jetzt, nachdem die größte holländische Missionsgesellschaft (Het Nederlandsche Zendelinggenootschap) einen bedeutenden Teil ihres Arbeitsfeldes und ihrer Arbeiter dem indischen Kirchenregiment unterstellt resp. abgetreten hat, in jeder Beziehung die erste der in nieder-

ländisch Indien arbeitenden Missionsgesellschaften ist. Die Rheinische Mission zählt jetzt im indischen Archipel auf 3 Missionsfeldern (Südost-Borneo, Sumatra und Nias) im ganzen 30 Misionare, welche auf 26 Stationen und in ca. 60 Gemeinden ca. 9000 eingeborne Christen gesammelt haben, von denen auf Borneo ca. 700, auf Nias 400 sind, die übrigen auf Sumatra. Was den Stand dieser Gemeinden betrifft, so sei hier nur so viel bemerkt, daß diejenigen auf Nias wie am kleinsten an Zahl so auch am weitesten zurück sind in ihrer innern Entwicklung und Erstarkung. Auf Borneo sind sie doch wenigstens zum Teil schon fest in sich gegründet, haben auch schon eingeborne Lehrer neben den Missionaren an ihrer Spitze, ja eine Gemeinde wird nur von einem eingebornen Pastor (der noch nicht ordiniert ist) geleitet. Auf Sumatra ist die Konstituierung der kleinen Gemeinden unter eingebornen Lehrern am weitesten vorgeschritten, so daß eine ganze Anzahl derselben sich und ihren eingebornen Lehrer schon vollständig unterhält und daß auch ein Zusammenschluß der Gemeinden zu einer Synode schon hat bewerkstelligt werden können. Ordinierte eingeborne Pastoren giebt es aber auch hier zur Zeit noch nicht.

Wenden wir uns nun zu der Arbeit der verschiedenen holländischen Missionsgesellschaften, von denen gegenwärtig nicht weniger als 9 im indischen Archipel Missionare unterhalten. Als auch in Holland der Missionssinn mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erwachte, hat man nicht sogleich nach dem indischen Archipel, sondern zuerst nach Südafrika und dann nach dem Festlande von Indien Missionare gesandt. Erst nachdem jene beiden Länder aufgehört hatten holländische Kolonien zu sein, fing man seit 1820 an Missionare nach dem indischen Archipel zu senden, der seitdem allmählich das fast ausschließliche Arbeitsfeld der holländischen Missionsgesellschaften geworden ist.

Es trafen zwei Ursachen zusammen um zu bewirken, daß man zunächst nicht die eigentliche Hauptinsel der holländischen Besitzungen, Java, das mit seinen fast 20 Millionen Einwohnern alle andern zum Teil größeren Inseln zusammengenommen um das Doppelte übertrifft und das darum auch in den Augen der Holländer einen so hohen Wert hat, daß die andern „Buitenbezittingen“ dagegen kaum in Betracht kommen, ins Auge faßte, sondern zunächst die Missionare nach den sonst so vernachlässigten Außenposten sandte. Nämlich einerseits waren gerade auf den andern Inseln, den Molukken und anderwärts, schon Christengemeinden vorhanden, also schon Anfänge gegeben, während sich auf Java außer der einen kleinen Gemeinde zu Depok in der Nähe Batavias, die etwa 600 Seelen zählt, nur ganz kleine Häuflein von Christen fanden, als Resultat der missio-

narischen Thätigkeit einzelner Prediger und anderer Christen. Entscheidend war aber der zweite Grund, daß nämlich die Regierung von Niederl.-Indien zunächst noch alle Missionsarbeit auf Java mit Ausnahme der Umgegend von Batavia ebenso wie in allen mohammedanischen Ländern nicht zuließ. Nachdem dann aber später dieses letztere Verbot aufgehoben worden ist, hat eine der holländischen Missionsgesellschaften nach der andern gerade nach Java ihre Missionare geschickt, so daß jetzt von nicht weniger als sieben verschiedenen Missionsgesellschaften auf Java gearbeitet wird. Es ist hier nicht der Ort auf die verschiedenen Gründe, welche zu der argen Zersplitterung der holländischen Missionskräfte geführt haben, näher einzugehen, nur das sei bemerkt, daß diese Zerteilung und der daraus resultierende Mangel einer einheitlichen Leitung der evangelischen Mission sich natürlich auch auf Java als ein bedeutendes Hindernis größerer und schnellerer Erfolge bemerklich macht. Einzelne Bestrebungen, die auf eine größere Einigung der missionarischen Kräfte auf Java abzielen, so namentlich der seit einigen Jahren ins Leben gerufene Zendelingsbond (Missions-Bund), der auch jährliche Konferenzen hält, und ebenso das Missions-Seminar zu Depok, das mit seinen Zöglingen allen evangelischen Missionen dienen möchte, sind ja gewiß sehr erfreulich und als Schritte in der rechten Richtung zu begrüßen, sie werden aber, so lange die konfessionellen Spannungen und anderweitigen Gegensätze in Holland in derselben Weise wie jetzt fortbestehen, doch kaum irgend welche durchgreifende Erfolge erzielen.

Gehen wir nun auf die Arbeit der einzelnen Gesellschaften etwas näher ein und beginnen mit Batavia, also mit dem Westen der Insel. In Batavia arbeiten jetzt ein Missionar des seit 1851 bestehenden Java-Komités und einer der Algemeene Zendings-Comissie der christelyk gereformeerde Kérk, d. h. der Gesellschaft der separierten reformierten Kirche Hollands. Der erstere hat eine kleine inländische Gemeinde unter seine Leitung, wie solche ja schon seit langer Zeit in Batavia bestanden hat. Der andere sucht seine Arbeit ebenso wie die übrigen drei Missionare dieser Gesellschaft nicht ausschließlich unter den Eingebornen, sondern auch unter den Europäern. Da man von dem Grundsatz ausgeht, durch Neubelebung der christlichen Gesinnung der Europäer auch unter den Eingebornen am meisten ausrichten zu können, hat sich natürlich in den wenigen Jahren, seit diese Arbeit begonnen, noch keine Gemeinde aus den Eingebornen gesammelt. Aber auch die (6) Missionare der im Jahre 1859 gegründeten Nederlandsche Zendingsvereeniging, die ihren Sitz in Rotterdam hat und die sich die im westlichen Java wohnenden Sundanesen zu ihrem Arbeitsfeld erkoren,

haben trotz langer treuer Arbeit weder unter Sundanesen noch Chinesen bis jetzt Gemeinden sammeln können, denn die wenigen Getauften, deren Zahl auf jeder der sechs Stationen ca. 20—30 beträgt, kann man doch noch nicht als Gemeinden bezeichnen. Es hat sich mit der Zeit herausgestellt, daß die sundanesischen Bewohner West-Javas entschieden viel fester halten an ihrem mohammedanischen Glauben als die eigentlichen Javanen im Osten der Insel. Ob der Grund dafür in dem besondern Charakter der Sundanesen oder in dem hier von alters her durch das Vorhandensein der christlichen Herrschaft und deren ja allerdings teilweise sehr unchristlichen Einfluß erst recht gekräftigten mohammedanischen Bewußtsein zu suchen ist, dürfte schwer zu entscheiden sein; vielleicht wirkt beides zusammen.

Die größte inländische Christengemeinde in diesem Teile Javas ist die schon eben erwähnte, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bestehende Gemeinde zu Depok, die 600 Seelen zählt, aber jetzt unter dem Regiment der indischen Kirche steht. Außerdem sind in dieser Gegend noch eingeborne Missionare thätig, die in Verbindung stehen mit einem edlen ehemaligen hohen Beamten, der jetzt auf eigene Hand Mission treibt, doch ist mir über deren Erfolge nichts Näheres bekannt.

Von Cheribon, der östlichsten Station der Nederlandsche Zendingsvereeniging haben wir nicht weit bis zu dem Gebiet der Nederlandsche gereformeered Zendingsvereeniging, die ihre Arbeit von Tagal an südlich bis Purbolinggo und östlich bis Samarang hat. Diese seit 1860 bestehende Missionsgesellschaft steht ebenso wie die eben genannte noch innerhalb der reformierten Staatskirche, während aber jene mehr den evangelischen Standpunkt hat, wird hier der Nachdruck auf die Zustimmung zu dem vollen ungeschmälerten reformierten Bekenntnis (Dortrechter) gelegt, entsprechend den Grundsätzen, auf welche die neu errichtete freie Universität zu Amsterdam gegründet ist. Was die Missionsarbeit dieser Gesellschaft, die jetzt im ganzen 5 Missionare in Indien hat, betrifft, so hat sie einerseits ein besonderes Gewicht auf die Arbeit und Heranbildung eingeborner Gehilfen gelegt, ohne indessen ein eigenes Seminar oder Schule zu diesem Zweck zu errichten und ohne auch das Seminar zu Depok für sich zu benutzen — letzteres ohne Zweifel aus konfessionellen Bedenken; andrerseits legt man neuerdings einen großen Nachdruck darauf, daß die Missionsarbeit nicht die Sache irgend eines freiwilligen Vereins sein dürfe, sondern von der Kirche, d. h. von der Einzelgemeinde ausgehen müsse. Eine kleine holländische Gemeinde zu Renkum hat vor drei Jahren damit den Anfang gemacht und zwei

Missionare ausgesandt, hat aber doch auch zugleich an alle gleichgesinnten Gemeinden die Aufforderung ergehen lassen, sich ihr anzuschließen, d. h. doch wohl sie zu unterstützen, da sie schwerlich allein die beiden Missionare unterhalten kann.

Was nun die Erfolge dieser Mission betrifft, so konnte man die Zahl der in ihren Gemeinden gesammelten Christen noch vor einem Jahr auf ca. 500 angeben. Seitdem ist hier aber eine merkwürdige Entwicklung vor sich gegangen, die jedenfalls Beachtung verdient. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahres war in der Residenzschaft Baggelen zur Zeit einer fürchterlichen Cholera-Epidemie eine ganz wunderbare Bewegung in vielen javanischen Dörfern entstanden. Ob die Cholera-Epidemie mit dazu beigetragen, ist nicht recht ersichtlich, jedenfalls scheint die Hauptsache gewesen zu sein, daß die Leute merkten, wie die Christen nicht mehr wie früher von den Häuptlingen bedrückt und chikaniert werden durften, sondern vor dem Gouvernement durchaus als gleichberechtigt mit den Mohammedanern galten. Außerdem scheint namentlich einer der eingebornen Gehilfen, Namens Sadrach, besondern Eingang unter den Leuten gefunden zu haben, wobei es freilich einen eigenen Eindruck macht, daß er den unter den Leuten gewonnenen Einfluß und Anhang so lange wie möglich vor seinem Missionar Bieger zu verbergen gesucht hatte. Im April war die Sache nun aber dem Missionar bekannt geworden, und derselbe taufte nun auf einer Reise von wenig Wochen mehr als 1000 Personen, und noch mehr als 500 weitere Personen blieben nur deswegen einstweilen noch ungetauft, weil der Missionar sie auf dieser Reise nicht erreichen konnte, sie werden also wohl inzwischen auch getauft sein. Es wäre ja höchst erfreulich, solch ein bedeutendes Wachstum der Christengemeinden wenigstens hier an einem Punkt zum Durchbruch kommen zu sehen, wenn die Sache nur nicht so urplötzlich gekommen wäre. Und diese Bedenken, die man schon vorab haben muß, wenn so mit einem Schlage die Zahl der Christen von 500 auf 2000 wächst, schwinden durchaus nicht, wenn man Missionar Biegers Briefe liest. Er sagt, daß er für den Empfang der Taufe weiter nichts verlangt habe als das Bekenntnis: „Ich glaube an den Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes," d. h. doch mit andern Worten, er hat diese 1000 Leute ohne zureichenden christlichen Unterricht getauft, denn sie alle gehörten zu dem Bezirk des einen Gehilfen Sadrach. Da wird es einem doch wegen der Zukunft dieser Getauften wohl bange und kann uns der Bericht, daß schon ganze Dörfer christlich seien und daß man überall kleine Kirchen entweder gebaut habe oder noch baue, nicht beruhigen. Auch das macht einen eigentümlichen und bedenklichen Eindruck,

daß der Kollege Biegers, Missionar Uhlenbusch zu Hause anfragt, wie er sich zu diesen Massentaufen, von denen Bieger ihm nicht einmal zuvor Mitteilung gemacht habe, stellen solle. Das scheint also eine Art der Christianisierung zu sein, wie sie vor 300 Jahren wohl mehr in Indien vorgekommen ist, wie man sie aber in unsern Tagen auf dem Gebiet der evangelischen Mission sonst, Gott sei Dank, vergeblich sucht.

Von Samarang aus kommen wir dem Lauf der Küste folgend, also in nördlicher Richtung, nach Japara und treffen dort zwei weitere Missionsgesellschaften. Die Doopsgezinde Vereeniging tot Bevordering der Evangelii Verbreiding, d. h. die mennonitische Missionsgesellschaft, die zwar ihren Sitz in Holland, in Amsterdam, ihre Freunde und Helfer aber außer in Holland namentlich auch in Deutschland, Rußland und Amerika hat, unterhält hier zwei Missionare, von denen der eine Janß schon seit fast 20 Jahren hier thätig ist und auch eine Gemeinde von c. 100 Seelen aus den Javanen gesammelt hat. Schon länger war Missionar Janß der Ansicht, daß es zu einer gesunden und kräftigen Entwicklung des Christentums unter den dortigen Verhältnissen durchaus notwendig sei, die Getauften auf einem besondern Stück Land anzusiedeln, um sie so zu sammeln und zugleich selbständig zu machen. Mit der Ausführung dieses Planes ist nun durch Bearbeitung eines Stückes Buschlandes ein Anfang gemacht, über die Erfolge läßt sich nach so kurzer Zeit noch nichts sagen.

Ganz in der Nähe von Japara ist auch noch der Missionar der Missionsgemeinde Ermelo, de Boer thätig. Diese Gemeinde Ermelo, die zusammen mit ihrem Pastor Witteveen aus der Landeskirche ausgetreten, aber sich an keine andere kirchliche Gemeinschaft angeschlossen hat, bewies von Anfang an einen regen Missionssinn und hat eine ganze Anzahl Missionare nach Ostindien und auch nach andern Ländern ausgesandt, die freilich fast alle später in den Dienst andrer Missionsgesellschaften eingetreten sind. Im indischen Archipel ist dieser Missionar der einzige, der noch von Ermelo aus unterhalten wird und auch über ihn wurden kürzlich lange Verhandlungen geführt, die seine Übernahme von seiten des Java-Komitees bezweckten, die aber schließlich doch ohne Resultat geblieben sind. So arbeitet de Boer, der früher in Njemoh jetzt in Wonoredjo wohnt und der sich mit dem mennonitischen Missionar Janß aufs beste versteht, auch dessen Grundsätze in der Missionsarbeit befolgt, auf eigne Hand weiter. Außer seiner kleinen Gemeinde Njemoh, die allgemein wegen des guten christlichen Wandels ihrer Glieder Anerkennung findet, hat er jetzt auch noch an einem zweiten Orte, in Tempoeran mit gutem Erfolg ein Christendorf angelegt.

Unsern Weg weiter nach Osten fortsetzend kommen wir in das Gebiet von Surabaya und damit zu der Gegend, wo das Christentum unter den Javanen zuerst und bis jetzt auch noch am meisten Eingang gefunden hat. Abgesehen von einzelnen Anfängen in älterer Zeit waren es hier zwei Laien, der Uhrmacher Emde in Surabaya selbst und der freilich etwas wunderliche Heilige Coolen, ein reicher Grundbesitzer im Innern des Landes, die zuerst Javanen für das Evangelium gewonnen haben. Seit dem Jahr 1847 hat nun aber auch das Nederlandsche Zendelinggenootschap hier in Ost Java seine Arbeit begonnen und zwar auf jenen Anfang weiter bauend mit sehr gutem Erfolg. Die beiden Hauptstationen sind jetzt Modjowarno, wo Missionar Kruyt steht und Kediri (mit Madioen) wo Missionar Poensen arbeitet. Zu der erstern Station gehören 8 Gemeinden mit 2497 Seelen, zu der zweiten 5 Gemeinden mit 781 Seelen. Hier scheint die Missionsarbeit in gesundem Wachstum zu stehen. Im letzten Jahre wurden 173 Seelen getauft, meist aus den Mohammedanern.

Da wir es hier mit den bedeutendsten und auch am weitesten geförderten inländischen Gemeinden auf Java zu thun haben, so verlohnt es sich doch, auf die Zustände in denselben, so wie sie uns die beiden oben genannten Missionare in ihren jüngsten Berichten schildern, etwas näher einzugehen. In den Gemeinden von Modjowarno, die meistens unter der Leitung von eingebornen ordinierten Pastoren (Voorganger) stehen, übertraf im letzten Jahre nicht nur die Zahl der Neuaufgenommenen die von frühern Jahren, sondern ebenso auch an den meisten Orten die Zahl der regelmäßigen Kirchgänger und die der Kommunikanten, so daß es dem Missionar nicht mehr möglich war, seine frühere Weise festzuhalten und mit jedem Einzelnen vorher zu sprechen. Außerdem zeigte sich, allerdings z. T. infolge der auch hier herrschenden Cholera ein besondrer Eifer Bibel- und Betstunden zu halten, in Kertoredjo geschah das eine Zeitlang sogar jeden Abend. In Modjowarno wurde eine neue Kirche gebaut, wozu auch die Gemeinde selbst durch freiwillige Gaben an Geld und Reis eine bedeutende Beisteuer gab.

Sowohl im Gebiet von Modjowarno als in dem von Kediri sind in den letzten Jahren durch christliche Javanen an verschiedenen Stellen auf früherem wüsten Waldland neue Rodungen angefangen und Dörfer angelegt. Wenn auch nicht überall so ist es damit doch auf den allermeisten Stellen gut gegangen und diese neuen Christendörfer dienen nicht nur den schon vorhandenen Christen zur Wohnung, sondern es schließen sich dort auch zahlreiche noch mohammedanische Familien an. Dieselben müssen

sich dann aber alle von vornherein der christlichen Ordnung fügen und die Folge davon ist, daß sie meist alle über kurz oder lang selbst Christen werden. So zeigen diese Gemeinden nicht nur schon einen bedeutenden Grad von Selbständigkeit sondern, was noch erfreulicher ist, sie arbeiten weiter mit an ihrer Selbstausbreitung und Vermehrung. Indes macht der Missionar Poensen mit Recht darauf aufmerksam, daß man doch auch ja vorsichtig sein müsse einer derartigen Ausbreitung der Mission gegenüber. Die geistliche Versorgung der Christen lasse bei der jetzigen Art und Weise doch noch viel zu wünschen übrig. In großen Gemeinden, wie in Modjowarno finden wohl die Einzelnen an den übrigen Christen Halt genug, aber auch selbst da müsse doch die Leitung und eigentliche geistliche Versorgung noch von dem Missionar ausgehen. Die äußere Form des Christentums sei zwar in offenbarem Wachstum begriffen, aber von dem innern Wesen, von einem wirklichen christlichen Leben wüßten die Meisten noch sehr wenig. Bei Einzelnen finde es sich wohl, aber selbst da sei es doch noch sehr in seiner Kindheit. Die javanschen Christengemeinden geben im allgemeinen wenig Ursache zum Klagen, aber doch sehr viel Veranlassung zur Fürbitte und erfordern noch viel liebevolle und hingebende Arbeit. So versteht man es, daß die Missionare die dringende Bitte um mehr europäische Arbeiter aussprechen. Dem Missionar Kruyt ist jetzt sein Sohn als zweiter Missionar für Modjowarno zugesandt.

Noch ist zu bemerken, daß die Missions-Kommission der reformierten Freikirche, deren einen Missionar wir schon bei Batavia erwähnt haben, einen andern Missionar Namens Delfos nach Surabaya gesandt hat, und zwar mit der Bestimmung, auch hier namentlich unter den zahlreichen dort ansässigen Europäern zu wirken, und wo möglich aus ihnen eine Gemeinde zu gewinnen, die dann als Stützpunkt dienen könnte zur Arbeit unter Javanen und Chinesen; und weiter daß das Java-Komitee einen Missionar, Esser, nach Ost-Java gesandt hat um unter den Maduresen zu arbeiten, die außer auf Madura selbst auch in Ost-Java in großer Zahl angetroffen werden. Derselbe hat sich in Sumbar Pakem, in der Residentschaft Besuki niedergelassen.

Rechnen wir zu den 7 genannten noch die Gesellschaft hinzu, welche das Seminar zu Depok gegründet hat, so sind es also 8 Missionsgesellschaften die auf Java arbeiten mit im ganzen 20 Missionaren, unter deren Pflege c. 7000 Christen stehen. (Schluß folgt.)

Über christliche Namen der bekehrten Eingebornen.

Unter dieser Überschrift bringt der Church Miss. Int. (1883, S. 105 ff.) einen sehr beherzigenswerten Artikel, zu dessen weiterer Verbreitung auch diese Zeitschrift gern mithelfen möchte. Der — abgekürzten — Übersetzung desselben füge ich meinerseits einige weitere in dasselbe Gebiet einschlagende Wünsche hinzu, welche nur die Konsequenzen aus dem seitens der Ch. M. S. gefaßten Beschlusse ziehen und die vielleicht Aussicht haben, keine bloßen pia desideria zu bleiben, nachdem eine so angesehene Gesellschaft endlich im Princip für die Verwerfung nichtnationaler Namen sich so entschieden ausgesprochen hat. Der betreffende Beschluß lautet: „Die Missionare dieser Gesellschaft in allen Ländern sollen dahin instruiert werden, daß sie die Neubekehrten nicht ermutigen, neue Namen an Stelle derjenigen anzunehmen, unter denen sie bisher bekannt gewesen sind. Es ist wichtig, daß ihre Identität sowohl als ihre Nationalität festgehalten wird. Auch wenn verlassene oder alleinstehende Kinder oder andere Personen, deren Namen unbekannt sind, in Ausnahmefällen (wie z. B. zur Zeit der großen Hungersnot in Indien) der Fürsorge und Pflege der Missionare anheimfallen, sollen ihnen solche Namen gegeben werden, die im Einklange stehen mit den gebräuchlichen Namen der Eingebornen in denjenigen Teilen des Landes und unter denjenigen Stämmen, zu denen (so weit es sich feststellen läßt) diese Kinder oder andere Personen gehören. Es ist sehr wünschenswert, daß sie solch ein Kennzeichen der Nationalität an sich tragen, wie es besonders die Personennamen enthalten. Natürlich dürfen in diesem Falle nicht solche Namen gegeben werden, welche Bezeichnungen heidnischer Gottheiten sind oder sonstige Verbindung mit nichtchristlichen Glaubenssystemen haben."

Nun die Begründung dieses Beschlusses. „Es haben nicht wenige der besten eingebornen Christen Nordindiens, Männer von hoher Stellung nicht nur in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung, sondern auch betreffs ihres christlichen Wertes ihre früheren Namen unverändert beibehalten. Z. B. Golak-Náth, Krishna Mohan Banarji, Ram Chandra, Piari Mohan Rudra, Bhola Náth Ghose, Madho Ram. Alle diese Namen sind, was wohl zu bemerken ist, Namen indischer Götter und alle die Männer, die sie führen, sind — den betrauerten Ram Chandra ausgenommen — ordinierte christliche Prediger. Von bekehrten Mohammedanern sind zu nennen: Ilahi Bakhsh, Asad Ali, Safdar Ali, Imád-ud-dín, Mián Sádik Imám Shah, Kudrat Ullah, Abdulla Athim, Amir-ud-dín. Es giebt unter den Bekehrten Nordindiens keine bedeutenderen Namen als einige der hier genannten. Der Einfluß dieser und anderer zum Christentum Bekehrter würde nicht so groß gewesen sein, als er gewesen ist, wenn sie englische Namen angenommen oder ihrem eignen Namen einen neuen hinzugefügt hätten. Die Festhaltung ihrer Identität und der Verbindung mit ihren Landsleuten nach ihrer Bekehrung zum Christentum, hat zugleich ihren Einfluß festgehalten. Wenn die Hindus von Ram Chandra, dem berühmten Mathematiker Delhis hörten und sahen, daß er ein Christ war, so war das etwas, was sie stutzig machte. Ebenso ging es bei den Mohammedanern, wenn sie hörten, daß Imad-ud-din, der früher ein eifriger Gegner des Christentums und seiner Anhänger gewesen, nun „den Glauben predigte, den er bisher verfolgt." Es ist kaum glaublich, daß dies denselben Effekt gehabt haben würde, wenn diese Männer etwa englische Namen angenommen hätten.

Leider ändern aber die Hinduchristen, wenn sie auch nicht geradezu neue Namen annehmen, sehr oft einen Teil ihres Namens oder fügen ihrem eigenen noch einen

neuen hinzu. Ein Hinduchrist, welcher vor Jahren bei seiner Taufe einen Teil seines Namens wegließ, um einen neuen an seine Stelle zu setzen, vertauschte diesen bald wieder mit seinem ursprünglichen Hindunamen, um durch diesen sich wieder kenntlich zu machen. Die tapfere Beibehaltung des unveränderten alten Namens, wie heidnisch er auch klingen mag, setzt einen mannhaften Bekehrten am besten in den Stand, seine heidnischen Verwandten zu beeinflussen, daß sie ihm folgen. Hingegen verliert er diesen Einfluß, wenn er seinen Namen ändert . . .

Wenn wir ins neue Testament blicken, so finden wir keine Beweise für die Namenänderung bei der Taufe. Wohl aber finden wir in griechischen Namen wie Dionysius, Epaphroditus, Hermes eine ganz ähnliche Beziehung zur heidnischen Mythologie wie in den indischen Namen Krischna Mohan, Ram Chandra ꝛc., und doch behielten jene auch nach der Taufe diese Namen und empfingen unter denselben Grüße in den Paulinischen Briefen. Gerade indem sie ihre alten heidnischen Namen unverändert beibehielten, waren sie lebendige Zeugnisse vor allen, die von ihnen hörten, daß sie „von der Obrigkeit der Finsternis in das Reich Jesu Christi versetzt" seien.

Viele unter uns waren betrübt, als sie erfuhren, daß dem ersten Bekehrten in einer unsrer afrikanischen Missionen[1]) ein neuer Name gegeben wurde. So unpassend die neuen Namen an und für sich sind, so sind sie es doppelt, wenn es Namen von Missionsarbeitern in derselben Mission sind. Das Mißverständnis, welches jüngst durch das schlechte Betragen zweier eingeborner Missionsgehilfen in der Nigermission herbeigeführt wurde, als seien die bestraften Übelthäter europ. Missionare gewesen, würde nicht entstanden sein, hätten dieselben nicht englische sondern afrikanische Namen geführt. In Westafrika tragen leider die meisten Eingebornen englische Namen, und wir sind in unsrer Arbeit durch diese unweise oder wenigstens unglückliche Gewohnheit viel geschädigt worden. Nehmen wir nur ein hervorragendes Beispiel. Von welcher mächtigen Wirkung hätte ein Nigerbischof — Adschai sein müssen. Wie inhaltreich würde dieser bloße Name statt des eines Bischof Crowther gewesen sein! Was hätte er nicht bloß den Afrikanern nah und fern, sondern auch den Engländern und andern christlichen Völkern gepredigt! Hätte alle Welt den afrikanischen Namen dieses schwarzen Bischofs gehört, so würde allgemein bekannt geworden sein, daß Westafrika bereits eine eingeborne Kirche und Mission hat, welche groß und wichtig genug ist, um einen eignen Bischof zu besitzen und zwar einen eingebornen! Aber wie die Sachen jetzt liegen, so kann man behaupten, daß außerhalb des Kreises, der sich für Mission interessiert und etwa der mit Westafrika durch Handel in Verbindung steht, unter tausend Engländern kaum einer wissen wird, wenn er von Bischof Samuel Crowther hört, daß dies ein Afrikaner ist. Glücklicherweise hat man dem bekannten Kafferpastor Tiyo Soga seinen afrik. Namen gelassen, so daß betreffs seiner Herkunft niemand im unklaren ist.

Was endlich die Kinder der christlichen Eingebornen betrifft, so können ihre Eltern geeignete christliche Namen für sie wählen, die keine heidnischen Beziehungen enthalten" . . .

Nachschrift: 1) Hoffentlich genügt diese Anweisung der Ch. M. S., um die besonders bei englischen Missionaren gebräuchliche Unsitte aus der Welt zu schaffen, daß man eingebornen Christen englische Familiennamen wie Johnson, Taylor, Brown ꝛc. oder gar die Familiennamen berühmter Männer wie Bismarck, Knox, Luther, Cook, Wright ꝛc. giebt.

---

[1]) Nämlich aus der Ugandamission — deren erstem Bekehrten man den Namen Henry Wright gab!

2) Auch für die Beilegung bekannter biblischer Namen läßt sich kein ziehender Grund anführen. Als bloße Vornamen mögen sie ja berechtigt sein, aber wenn Dutzende von eingebornen Christen besonders Nationalgehilfen unter den Namen Petrus, Paulus, Markus, Lukas, Jakob, David, Nathanael u. s. w. aufgeführt werden, so wird besonders jemandem, der die Berichte vieler Missionsgesellschaften zu lesen hat, vor all diesen immer wiederkehrenden Namen zuletzt schwarz vor den Augen. Wir predigen doch jedem Volke das Evangelium in seiner Muttersprache; warum sollen denn die Vor- und Familiennamen der Muttersprache gleichsam für profan erklärt werden, indem man statt ihrer so unzählige Male biblische Namen wählt? Werden die Leute etwa frömmer wenn sie Noah oder Hosea oder Daniel oder Hanna oder Sara oder Rebekka heißen?

3) Ebenso ist es mit den Namen der Missionsstationen. Man hat seine liebe Not, all die Bethanien, Ebenezer, Elim, Bethel u. s. w. von einander zu unterscheiden. Und warum die vielen englischen, deutschen u. dergl. Namen als Lovedale, Edendale, Hermannsburg, Neubarmen, Neu-Halle, Königsberg, Stendal oder Keetmannshoop, Wallmannsthal, Freretown, oder gar wie jüngst die Baptisten am Kongo gethan: Arthington, Underhill 2c.! Was wissen die Eingebornen von diesen Orten oder Männern, nach denen man, ohne sie zu fragen, die Stationen benennt, die doch ihre Wohnstätten bilden! Denken wir uns, daß ein bei uns neu anzulegendes Dorf Jerusalem oder Bombay oder Schanghai oder Sekukunithal oder Ranawalonastadt genannt würde — wie lächerlich würde jedermann das finden! Also suum cuique. Auch den heidnischen Nationen ihre eignen und eigentümlichen Namen und zwar für Menschen und Orte!

4) Es wäre wünschenswert, daß auch andre Miss.-GG. dem Beispiele der Ch. M. S. folgten und durch bestimmte Anweisungen die Beibehaltung resp. die Einführung der landessprachlichen Namen für die eingebornen Christen und die Missionsstationen anordneten. Gegen früher ist ja manches in dieser Beziehung schon gesunder geworden und in mancher — gerade deutschen — M.-G. herrschen bereits gesunde Grundsätze; aber wie schon die wenigen Andeutungen zeigen, die wir gemacht, ist auf diesem Gebiete doch noch manche Purifikation notwendig.

Missionsrundschau.

Asien. In den letzten Tagen des vorigen und den ersten Tagen dieses Jahres fand in **Indien** und zwar zu Kalkutta die zweite allg. Missionskonferenz statt, auf welche wir die Aufmerksamkeit diesmal an erster Stelle lenken müssen. Vor 10 Jahren wurde zu Allahabad der erste Versuch mit einer allg. indischen Missionskonferenz gemacht und da derselbe gelang, beschlossen, diese Konferenz regelmäßig in jedem Jahrzehnt zu wiederholen. Daß die junge Institution Wurzel geschlagen, beweist der zahlreiche Besuch. Es waren 460 Personen gegenwärtig, welche 24 verschiedenen M.-GG. angehörten. Nur die hochkirchlich gerichteten Missionen (P. G. S., die Oxford und Cambridge M.) waren grundsätzlich nicht vertreten, auch der indische Metropolitan hatte aus dogmatischen Gründen seine Beteiligung abgelehnt; die im Süden wirkenden Baseler wurden nur durch die räumliche Entfernung vom Besuche abgehalten, während die Leipziger und vermutlich noch mehr die Hermannsburger gleichfalls wenig Lust zeigen an solchen Konferenzen teilzunehmen. Am zahlreichsten war das methodistische, baptistische und presbyterianische Element durch Engländer und Amerikaner vertreten, aber auch die Church of England hatte eine stattliche Anzahl Missionare gesandt. Das eingeborne

Element betrug ungefähr 6 Prozent der Anwesenden. Charakteristisch war die zahlreiche Beteiligung seitens der weiblichen Missionskräfte, besonders der Zenanalehrerinnen, deren wohl gegen 100 anwesend sein mochten; an einem Vormittag führten sie allein das Wort. Die Einrichtung der Konferenz trug natürlich ganz das englisch-amerikanische Gepräge: es wurden eine große Menge kurzer Vorträge gelesen, vorher präparierter Ansprachen gehalten und Mitteilungen gemacht, ohne daß jedoch eine eigentliche Debatte stattfand; abendliche freie Versammlungen und Gebetsmeetings ergänzten die Vor- und Nachmittagsverhandlungen. Die Gegenstände dieser Verhandlungen waren zahlreich und mannigfaltig: die Heidenpredigt; die Sonntagsschulen; die Mitarbeit der Eingebornen, ihre Berufung, Ausbildung und Fortbildung; die Förderung des geistlichen Lebens und der Begeisterung in den indischen Gemeinden; die höhere Schulerziehung; die Volksschulbildung; die Arbeit unter den englisch redenden Hindus; Frauenarbeit in Indien; die Mission unter den Mohammedanern; die Selbsterhaltung und Selbstverbreitung der indischen Gemeinden; die Arbeit unter der Urbevölkerung und den niederen Klassen der Hindus; die Presse und die Produktion und Verbreitung landessprachlicher Literatur; ärztliche Missionen. Da die Referate vermutlich bald im Druck erscheinen, so verzichten wir jetzt darauf, aus den bereits erschienenen aphoristischen Berichten (besonders im Independent vom 22. Februar und 8. März; Int. 83 S. 198 ff.; The Gospel in all lands 83 22. März und 29. März) dürftige Auszüge zu bringen.

Nur eines interessanten Zwischenfalles müssen wir gedenken. Am Abend des ersten Konferenztages ergriff nämlich der bekannte Führer der sog. new dispensation-Abteilung des Brahmo Samadsch, Keschab Tschander Sen, das Wort, um seine Stellung zu dem christlichen Missionswerke darzulegen und zu versichern, daß er an Jesum glaube und ihn im Herzen habe, wie tausende seiner Landsleute. Die Missionare, meinte er, würden den Bewohnern Indiens die Gaben des heil. Geistes bringen, wenn sie der allgemeinen Religion beipflichteten, die er selbst verkündige. Was er darunter versteht, legte er am 1. Januar in einem offnen Briefe dar, den er in den Zeitungen Kalkuttas veröffentlichte und „an alle großen Völker der Welt und an die Hauptreligionsparteien im Osten und Westen, an die Nachfolger Mosis, Jesu, Buddhas, Konfucius, Zoroasters, Mohammeds, Nanaks und der verschiedenen Zweige der Hindukirche“ adressierte. In dieser Proklamation fordert der Prophet der neuen Offenbarung im apostolischen Stile auf, daß sich alle Religionen zu einer einzigen vereinigen im Glauben an Einen Gott und in der Bruderliebe. „Mögen Asien, Europa, Afrika und Amerika mit verschiedenen Mitteln die neue Geistesausgießung preisen und die Vaterschaft Gottes und die Brüderlichkeit der Menschen besingen.“ Es verlohnt nicht der Mühe, mit diesen utopischen Ideen sich weiter auseinanderzusetzen. Ob die Kalkuttaer Konferenz etwas darauf erwidert hat, ist mir unbekannt.

Von außerordentlichem Werte sind die Statistical Tables of Prot. Missions in India, Barma and Ceylon at the close of 1881, welche im Auftrage der Konferenz und für diese seitens dreier Missionare (von der Free Ch., der Ch. M. S. und der London M. S.) auf Grund der umfassendsten und sorgfältigsten Nachforschungen mit großem Fleiß zusammengestellt worden sind. Nach den Angaben dieser statistischen Tafeln arbeiteten Ende 1881 in Indien (inkl. Barma und Ceylon) 38 verschiedene Missions-Gesellschaften, von denen allerdings etliche nur über sehr beschränkte Mittel verfügen und mehr oder weniger mit größeren in Verbindung stehen. Neben diesen 38 M.-GG. werden noch 7 „isolierte Missionen“ und 7 Frauenvereine aufgeführt, die letzteren jedoch im Anschluß an Gesellschaften aus der Zahl der 38 arbeitend. Die ärztlichen Missionare sind in den folgenden Ziffern meist mit eingeschlossen.

Es ist das 4. mal, daß solche statistische Berichte über den Stand und Fortschritt des Missionswerks in Indien veröffentlicht werden: 1851; 1861; 1871 und 1881. Die diesmaligen Tafeln sind die specifiziertesten und relativ vollständigsten, und es mag wohl sein, daß die teilweis bedeutende Steigung der Zahlen nicht ausschließlich auf das Wachstum des Missionserfolgs kommt, sondern auch auf genaueren statistischen Erhebungen beruht. Ich gebe nun im folgenden die Hauptübersichten:

	1851.	1861.	1871.	1881.
1) Stationen.				
In Indien:	222	319	423	569
In Barma:	?	18	25	32
In Ceylon:	40	57	74	115
Summa:	**262**	**394**	**522**	**716**
2) Auswärtige[1]) Missionare.				
In Indien:	339	479	488	586
In Barma:	?	22	29	36
In Ceylon:	34	36	31	36
Summa:	**373**	**537**	**548**	**658**
3) Eingeborne ord. Helfer.				
In Indien:	21	97	225	461
In Barma:	?	46	77	114
In Ceylon:	8	42	79	99
Summa:	**29**	**185**	**381**	**674**
4) Eingeb. nichtord. Helfer.				
In Indien:	493	1 266	1 985	2 488
In Barma:	?	411	359	368
In Ceylon:	58	102	184	132
Summa:	**551**	**1 779**	**2 528**	**2 988**
5) Gemeinden.				
In Indien:	267	291	2 278	3 650
In Barma:	?	352	353	530
In Ceylon:	43	224	341	358
Summa:	**310**	**867**	**2 972**	**4 538**
6) Eingeb. Christen.	**1851.**	**1861.**	**1871.**	**1881.**
In Indien:	91 092	138 731	224 258	417 372
In Barma:	?	59 366	62 729	75 510
In Ceylon:	11 859	15 273	31 376	35 708
Summa:	**102 951**	**213 370**	**318 363**	**528 590**
7) Kommunikanten d. h. kommunionfähige Kirchenglieder.				
In Indien:	14 661	24 976	52 816	113 325
In Barma:	?	18 439	20 514	24 929
In Ceylon:	2 645	3 859	5 164	6 843
Summa:	**17 306**	**47 274**	**78 494**	**145 097**

[1]) Inkl. eine verhältnismäßig kleine Anzahl sog. Eurasier d. h. in Indien geborner Europäer.

8) Beiträge der Gemeinden zur Selbsterhaltung pro Jahr.				
In Indien:	?	c. 80 000 Mk.	170 242	243 858
In Barma:	?	„ 24 000 „	85 472	138 340
In Ceylon:	?	„ 16 000 „	62 584	74 836
Summa:		c. 120 000 Mk.	218 248	457 034
9) Auswärtige (inkl. Eurasier) Lehrer.				
In Indien:	?	?	134	98
In Barma:	?	?	12	3
In Ceylon:	?	?	6	15
Summa:	?	?	152	116
10) Eingeb. christl. Lehrer.				
In Indien:	?	?	1 901	3 481
In Barma:	?	?	77	194
In Ceylon:	?	?	316	670
Summa:	?	?	2 294	4 345
11) Eingeb. nichtchristl. Lehrer.				
In Indien:	?	?	2 206	2 462
In Barma:	?	?	9	6
In Ceylon:	?	?	12	71
Summa:	?	?	2 227	2 539
12) Theologische Schüler.				
In Indien:	?	?	1 205	1 235
In Barma:	?	?	356	86
In Ceylon:	?	?	57	56
Summa:	?	?	1 618	1 377
13) Schulen.				
In Indien:	1 190	1 415	2 261	3 405
In Barma:	?	257	193	276
In Ceylon:	283	232	201	494
Summa:	1 473	1 904	2 655	4 175
14) Männliche Schüler.				
In Indien:	52 850	60 026	95 521	131 244
In Barma:	?	4 802	5 229	7 223
In Ceylon:	9 126	10 047	10 662	30 531
Summa:	63 855	74 875	111 372	168 988
15) Auswärtige Lehrerinnen.	1851.	1861.	1871.	1881.
In Indien:	?	?	370	479
In Barma:	?	?	35	43
In Ceylon:	?	?	18	19
Summa:	?	?	423	541
16) Eingeb. christl. Lehrerinnen.				
In Indien:	?	?	837	1 643
In Barma:	?	?	26	71
In Ceylon:	?	?	104	230
Summa:	?	?	967	1 944

17) Mädchenschulen.				
In Indien:	371	369	690	1 275
In Barma:	?	5	9	9
In Ceylon:	75	115	118	168
Summa:	**446**	**489**	**817**	**1 452**
18) Schülerinnen inkl. die Zenanaschülerinnen.[1]				
In Indien:	11 193	15 969	26 611	56 408
In Barma:	?	1 066	1 016	1 485
In Ceylon:	2 802	3 989	3 953	7 868
Summa:	**13 995**	**21 024**	**31 580**	**65 761**
19) Männl. u. weibl. Schüler zusammen.				
In Indien:	64 043	75 995	122 132	187 652
In Barma:	?	5 868	6 245	8 708
In Ceylon:	13 807	14 036	14 575	38 399
Summa:	**77 850**	**94 899**	**142 952**	**234 759.**

Das sind redende Zahlen, die keines weiteren Kommentars bedürfen und denen gegenüber die Behauptung von der Erfolglosigkeit der Mission in Indien schweigen muß. Nehmen wir die Zahl der Christen, so ist sie von 1851—61 um 53%, von 1861—71 um 61%, von 1871—81 um 86% gestiegen, und was die Kommunikanten betrifft, so haben sie sich in Indien allein innerhalb der ersten Dekade fast, innerhalb der beiden andern mehr als verdoppelt. Das ist doch Fortschritt. Natürlich verteilt sich dieser Fortschritt nicht gleichmäßig über das gesamte Gebiet. Die höchste absolute Ziffer kommt auf die alten Arbeitsfelder in der Madraspräsidentschaft, wo aus den 160 955 Christen in 1871 — 299 742 in 1881 geworden sind. Die höchste prozentuale Steigerung hat dagegen im Pandschab stattgefunden, wo sich die Christen von 1870 im Jahre 1871 auf 4762 in 1881 vermehrt haben. In Bengalen, den Centralprovinzen und Bombay hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts die Zahl der Christen mehr als verdoppelt, während sie in den Nordwestprovinzen und Audh nur um c. 50% gestiegen ist. Aus Barma ist nur die Zahl der Kommunikanten einigermaßen sicher, die der Christen beruht auf Schätzung. Desgleichen sind die Angaben über Ceylon ziemlich unvollständig, da aus den früheren Jahrzehnten seitens der Wesl. M.-G. und der P. G. S. nur ungenügende Zahlen vorliegen und die letztere G. auch pro 1881 keine befriedigende Statistik geliefert hat. Sehr erfreulich ist das Wachstum der eingebornen Mitarbeiter, speciell der ordinierten Pastoren, eine Thatsache, welche die Klage, daß die Vermehrung der auswärtigen Missionare keine bedeutende sei, auf das richtige Maß zurückführt. Die folgende Tafel zeigt den Bestand der auswärtigen und eingebornen Arbeiter derjenigen 5 M.-GG., welche die größte Arbeiterzahl auf dem indischen Missionsgebiete unterhalten:

---

[1]) Die Zenanaschülerinnen allein haben sich in Indien von 1997 in 1871 auf 9132 in 1881 vermehrt. — Von welcher Wichtigkeit gerade die Missionsarbeit unter der weibl. Bevölkerung Indiens, erhellt z. B. aus einer statistischen Notiz, die sich im For. Miss. (82. S. 281) findet. Nach dem letzten Census gab es in den Nordwestprovinzen 21 195 318 Frauen und Mädchen, von denen nur 21 590 also 1/10 Prozent lesen und schreiben konnten und 3 622 107 — Witwen waren, unter ihnen 28 216 jünger als 14 Jahre! Diese Menge Witwen erklärt sich daraus, daß bis zum Alter von 9 Jahren: 280 720, von 10—14 Jahren: 1 164 564 Mädchen bereits verheiratet waren!

	1851.				1861.				1871.				1881.			
Ch. M. S.	Ausw.	64	Eingb.	7	Asw.	103	Eigb.	28	Asw.	102	Eigb.	67	Asw.	95	Eigb.	110
P. G. S.	„	35	„	4	„	43	„	16	„	41	„	37	„	41	„	57
Lond. M. S.	„	49	„	2	„	46	„	7	„	44	„	27	„	46	„	37
Bapt. M. S.	„	30	„	?	„	39	„	4	„	26	„	3	„	38	„	49
Wesl. M. S.	„	13	„	?	„	31	„	4	„	22	„	6	„	38	„	26
Summa:	„	191	„	13	„	262	„	59	„	235	„	140	„	258	„	279

Pro 1881 verteilten sich die indischen Christen auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen:

Bengalen	:	83 583.
Nordwestprov.	:	11 676.
Audh	:	1 033.
Pandschab	:	4 762.
Centralprov.	:	4 885.
Bombay	:	11 691.
Madras	:	299 742.
Summa:		**417 372.**

Weitere Details aus den umfangreichen und mit bewunderungswürdigem Fleiße zusammengestellten statistischen Tabellen[1]) mitzuteilen, dürfte die Grenzen einer Rundschau übersteigen. Wie die vorliegenden Zahlen so konstatieren auch die eingegangenen Berichte fast überall Fortschritt, nicht bloß indem sie eine zieml. bedeutende Anzahl von Taufen auch aus der Brahmanenkaste melden, sondern auch darauf hinweisen, daß Anzeichen genug vorliegen, welche die sinkende Macht des Hinduismus bekunden, obgleich der Übertritt zum Christentum noch immer ein folgenschwerer Schritt ist, welchen zu thun tausenden der Mut fehlt. Daher auch immer neue Geschichten von Verfolgungen Getaufter; eine besonders ergreifende von der Standhaftigkeit eines 18jährigen Jünglings aus niederer Kaste in den Not. 83 S. 103 f. — Die seitens der indobritischen Regierung angeordnete Enquete in Schulangelegenheiten beschäftigt noch immer die Gemüter aufs lebhafteste („Heidenb." 1883 N. 3. Int. 82 S. 649, 83 S. 129), hat aber bis heute noch zu keinem gesetzgeberischen Resultate geführt. Die Thatsache, daß die Regierung eine Anzahl sachverständiger Missionare zu Rate gezogen, hat der christentumsfeindl. Presse wiederholt Gelegenheit gegeben, die Neutralität der Regierung in Religionssachen und damit das Princip der Religionsfreiheit für gefährdet zu erklären.

Eine charakteristische Thatsache, die in der jüngsten Zeit viel von sich reden gemacht hat, sind die in den größeren Städten des westlichen Indiens stattfindenden öffentlichen Vorlesungen einer Hinduwitwe, und zwar einer Brahmanin, Pandita Ramabai, über Kinderheiraten, Bildung des weiblichen Geschlechts, Reinheit des Familienlebens u. dergl. Themata. Die Dame ist etwa 25 Jahre alt, die Tochter eines Sanskritgelehrten und selbst Sanskritistin, ist viel gereist und nach kurzer Ehe verwitwet (Miss. Her. 83 S. 46. 154). Nach dem Zeugnis eines amerik. Missionars redet sie mit großer Sachkunde und steht dem Christentum ziemlich nahe. Deutsche Christen dürften dieser Art indischer Frauenemanzipation nicht ohne Vorbehalt das Wort reden.

[1]) Es wäre wünschenswert, daß auch über andre Missionsgebiete (z. B. Süd- und Westafrika, Westindien, Britisch Nordamerika, Niederländisch Indien, China, Japan, Südsee) ähnliche statistische Übersichten vorbereitet würden, wenn sie auch nicht gerade einen so reichen Schematismus enthalten. Erst wenn dies geschehen sein wird, können wir zu einer einigermaßen zuverlässigen allgemeinen Missionsstatistik gelangen.

Ein lehrreiches Zeugnis über die Abstammung der theistischen Ideen im Brahmo Samadsch aus dem Christentum hat (nach dem „Ev. Miss.-Mag.“ 1883 S. 160) jüngst der gebildete Hinduchrist Nilakantha Goreh in 2 Vorträgen abgelegt, welche die Orforder Missionare[1]) herausgegeben haben. In diesen Vorträgen weist er nach, daß der Theismus, welchen die Brahmoisten in den Vedas finden wollen, einzig und allein aus dem Christentum stamme und nur durch eine christliche Interpretation der betreffenden Stellen gefunden worden sei. „Ich habe“, sagt er bescheiden, „keinen Anspruch auf den Titel eines gelehrten Pandit, aber so lange ich ein Hindu war, war ich ein wirklicher Hindu, auferzogen in echt hinduistischen Anschauungen in einem Kreise gelehrter und orthodoxer Hindus in Benares, und meine Überzeugungen waren ganz beeinflußt von irgend welchen ausländischen Anschauungen . . . Ich weiß und bin dessen so gewiß als meines eignen Daseins, daß ich den Theismus erst aus dem Christentum kennen gelernt habe und daß überhaupt nur das Christentum ihn lehrt und er nirgend anders als aus dieser Quelle gelernt werden kann.“ Wer unter christl. Einflüssen aufgewachsen, der trage ganz unwillkürlich christliche Ideen in seine Auffassung des Hinduismus hinein, die aber ein eigentlicher Hindu nie und nimmer darin gefunden haben würde. „In kurzer Zeit wird vielleicht niemand mehr übrig sein, der sagen kann, was eigentlicher und echter Hinduismus ist“. Ein solches Zeugnis ist nicht bloß gegenüber den Brahmoisten sondern auch europäischen Gelehrten, wie z. B. Max Müller, die beständig den H i n d u i s m u s idealisieren, von durchschlagender Bedeutung. Ein in aller Weisheit des Hinduismus aufgewachsener Hindu muß über seine väterliche Religion doch wohl ein kompetenterer Beurteiler sein, als ein noch so gelehrter unter dem Einfluß christlicher Ideen stehender europäischer Sanskritist, zumal wenn er von religionsvergleichenden Vorurteilen nicht frei ist. Irren wir nicht, so beginnt überhaupt eine realere Auffassung der seitens der vergleichenden Religionswissenschaft bisher fälschlich idealisierten asiatischen Religionen sich anzubahnen, welche sich bemüht, auch den Hinduismus darzustellen wie er in Wirklichkeit ist und gewesen ist. Einen Anfang zu dieser Ernüchterung macht u. a. der gar nicht etwa für die Mission voreingenommene Sir A. L y a l l in seinen Asiatic Studies, religious and social, auf welche wir in einem besondern Artikel zurückzukommen gedenken.

Es sei gestattet, hier gleich einige Bemerkungen über den B u d d h i s m u s anzufügen, der fast noch mehr als der Hinduismus durch europäische Gelehrte in seinem wahren Wesen nach der idealistischen Seite hin alteriert worden ist. Das Mögliche in dieser Beziehung hat wohl E. Arnold in seiner Dichtung: The Light of Asia geleistet, offenbar eine Anspielung auf Christi Wort: „Ich bin das Licht der Welt“, das für Asien auf Buddha und den Buddhismus angewendet wird — eine Überschwenglichkeit, welche allen denjenigen als pure poetische Lizenz erscheinen muß, die mit der Finsternis einigermaßen vertraut sind, welche die buddhistischen Länder so dicht bedeckt. Es ist wohl auf Anregung des Arnoldschen Werks geschehen, daß man seitdem den Buddha wiederholt mit Christus zu parallelisieren und zwischen buddhistischen Legenden und gewissen Erzählungen der Evangelien nicht bloß Ähnlichkeiten zu entdecken versucht, sondern auf grund dieser Parforcevergleiche sich sogar zu der komischen Behauptung verstiegen hat, die evangelischen Erzählungen seien dem buddhistischen Sagenkreis entlehnt. Unter

[1]) Dieselben vertreten die extremste Richtung des Ritualismus und haben sich am 6. Januar dieses J.s unter direkter Mitwirkung des Bischofs von Kalkutta (der sich von der allg. Missionskonferenz fern gehalten) zu einer Oxford brotherhood of the Epiphany, d. h. zu einem Mönchsorden konstituiert mit dem Gelübde der Ehelosigkeit!

	1851.		1861.		1871.		1881.	
Ch. M. S.	Ausw. 64	Eingb. 7	Asw. 103	Eigb. 28	Asw. 102	Eigb. 67	Asw. 95	Eigb. 110
P. G. S.	„ 35	„ 4	„ 43	„ 16	„ 41	„ 37	„ 41	„ 57
Lond. M. S.	„ 49	„ 2	„ 46	„ 7	„ 44	„ 27	„ 46	„ 37
Bapt. M. S.	„ 30	„ ?	„ 39	„ 4	„ 26	„ 3	„ 38	„ 49
Wesl. M. S.	„ 13	„ ?	„ 31	„ 4	„ 22	„ 6	„ 38	„ 26
Summa:	„ 191	„ 13	„ 262	„ 59	„ 235	„ 140	„ 258	„ 279

Pro 1881 verteilten sich die indischen Christen auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen:

Bengalen	:	83 583.
Nordwestprov.	:	11 676.
Audh	:	1 033.
Pandschab	:	4 762.
Centralprov.	:	4 885.
Bombay	:	11 691.
Madras	:	299 742.
	Summa:	417 372.

Weitere Details aus den umfangreichen und mit bewunderungswürdigem Fleiße zusammengestellten statistischen Tabellen[1]) mitzuteilen, dürfte die Grenzen einer Rundschau übersteigen. Wie die vorliegenden Zahlen so konstatieren auch die eingegangenen Berichte fast überall Fortschritt, nicht bloß indem sie eine zieml. bedeutende Anzahl von Taufen auch aus der Brahmanenkaste melden, sondern auch darauf hinweisen, daß Anzeichen genug vorliegen, welche die sinkende Macht des Hinduismus bekunden, obgleich der Übertritt zum Christentum noch immer ein folgenschwerer Schritt ist, welchen zu thun tausenden der Mut fehlt. Daher auch immer neue Geschichten von Verfolgungen Getaufter; eine besonders ergreifende von der Standhaftigkeit eines 18jährigen Jünglings aus niederer Kaste in den Not. 83 S. 103 f. — Die seitens der indobritischen Regierung angeordnete Enquete in Schulangelegenheiten beschäftigt noch immer die Gemüter aufs lebhafteste („Heidenb." 1883 N. 8. Int. 82 S. 649, 83 S. 129), hat aber bis heute noch zu keinem gesetzgeberischen Resultate geführt. Die Thatsache, daß die Regierung eine Anzahl sachverständiger Missionare zu Rate gezogen, hat der christentumsfeindl. Presse wiederholt Gelegenheit gegeben, die Neutralität der Regierung in Religionssachen und damit das Princip der Religionsfreiheit für gefährdet zu erklären.

Eine charakteristische Thatsache, die in der jüngsten Zeit viel von sich reden gemacht hat, sind die in den größeren Städten des westlichen Indiens stattfindenden öffentlichen Vorlesungen einer Hinduwitwe, und zwar einer Brahmanin, Pandita Ramabai, über Kinderheiraten, Bildung des weiblichen Geschlechts, Reinheit des Familienlebens u. dergl. Themata. Die Dame ist etwa 25 Jahre alt, die Tochter eines Sanskritgelehrten und selbst Sanskritistin, ist viel gereist und nach kurzer Ehe verwitwet (Miss. Her. 83 S. 46. 154). Nach dem Zeugnis eines amerik. Missionars redet sie mit großer Sachkunde und steht dem Christentum ziemlich nahe. Deutsche Christen dürften dieser Art indischer Frauenemanzipation nicht ohne Vorbehalt das Wort reden.

---

[1]) Es wäre wünschenswert, daß auch über andre Missionsgebiete (z. B. Süd- und Westafrika, Westindien, Britisch Nordamerika, Niederländisch Indien, China, Japan, Südsee) ähnliche statistische Übersichten vorbereitet würden, wenn sie auch nicht gerade einen so reichen Schematismus enthalten. Erst wenn dies geschehen sein wird, können wir zu einer einigermaßen zuverlässigen allgemeinen Missionsstatistik gelangen.

Ein lehrreiches Zeugnis über die Abstammung der theistischen Ideen im Brahmo Samadsch aus dem Christentum hat (nach dem „Ev. Miss.-Mag." 1883 S. 160) jüngst der gebildete Hinduchrist Nikalantha Goreh in 2 Vorträgen abgelegt, welche die Oxforder Missionare[1]) herausgegeben haben. In diesen Vorträgen weist er nach, daß der Theismus, welchen die Brahmoisten in den Vedas finden wollen, einzig und allein aus dem Christentum stamme und nur durch eine christliche Interpretation der betreffenden Stellen gefunden worden sei. „Ich habe", sagt er bescheiden, „keinen Anspruch auf den Titel eines gelehrten Pandit, aber so lange ich ein Hindu war, war ich ein wirklicher Hindu, auferzogen in echt hinduistischen Anschauungen in einem Kreise gelehrter und orthodoxer Hindus in Benares, und meine Überzeugungen waren ganz beeinflußt von irgend welchen ausländischen Anschauungen . . . Ich weiß und bin dessen so gewiß als meines eignen Daseins, daß ich den Theismus erst aus dem Christentum kennen gelernt habe und daß überhaupt nur das Christentum ihn lehrt und er nirgend anders als aus dieser Quelle gelernt werden kann." Wer unter christl. Einflüssen aufgewachsen, der trage ganz unwillkürlich christliche Ideen in seine Auffassung des Hinduismus hinein, die aber ein eigentlicher Hindu nie und nimmer darin gefunden haben würde. „In kurzer Zeit wird vielleicht niemand mehr übrig sein, der sagen kann, was eigentlicher und echter Hinduismus ist". Ein solches Zeugnis ist nicht bloß gegenüber den Brahmoisten sondern auch europäischen Gelehrten, wie z. B. Max Müller, die beständig den Hinduismus idealisieren, von durchschlagender Bedeutung. Ein in aller Weisheit des Hinduismus aufgewachsener Hindu muß über seine väterliche Religion doch wohl ein kompetenterer Beurteiler sein, als ein noch so gelehrter unter dem Einfluß christlicher Ideen stehender europäischer Sanskritist, zumal wenn er von religionsvergleichenden Vorurteilen nicht frei ist. Irren wir nicht, so beginnt überhaupt eine realere Auffassung der seitens der vergleichenden Religionswissenschaft bisher fälschlich idealisierten asiatischen Religionen sich anzubahnen, welche sich bemüht, auch den Hinduismus darzustellen wie er in Wirklichkeit ist und gewesen ist. Einen Anfang zu dieser Ernüchterung macht u. a. der gar nicht etwa für die Mission voreingenommene Sir A. Lyall in seinen Asiatic Studies, religious and social, auf welche wir in einem besondern Artikel zurückzukommen gedenken.

Es sei gestattet, hier gleich einige Bemerkungen über den Buddhismus anzufügen, der fast noch mehr als der Hinduismus durch europäische Gelehrte in seinem wahren Wesen nach der idealistischen Seite hin alteriert worden ist. Das Mögliche in dieser Beziehung hat wohl E. Arnold in seiner Dichtung: The Light of Asia geleistet, offenbar eine Anspielung auf Christi Wort: „Ich bin das Licht der Welt", das für Asien auf Buddha und den Buddhismus angewendet wird — eine Überschwenglichkeit, welche allen denjenigen als pure poetische Lizenz erscheinen muß, die mit der Finsternis einigermaßen vertraut sind, welche die buddhistischen Länder so dicht bedeckt. Es ist wohl auf Anregung des Arnoldschen Werks geschehen, daß man seitdem den Buddha wiederholt mit Christus zu parallelisieren und zwischen buddhistischen Legenden und gewissen Erzählungen der Evangelien nicht bloß Ähnlichkeiten zu entdecken versucht, sondern auf grund dieser Parforcevergleiche sich sogar zu der komischen Behauptung verstiegen hat, die evangelischen Erzählungen seien dem buddhistischen Sagenkreis entlehnt. Unter

---

[1]) Dieselben vertreten die extremste Richtung des Ritualismus und haben sich am 6. Januar dieses J.s unter direkter Mitwirkung des Bischofs von Kalkutta (der sich von der allg. Missionskonferenz fern gehalten) zu einer Oxford brotherhood of the Epiphany, d. h. zu einem Mönchsorden konstituiert mit dem Gelübde der Ehelosigkeit!

dem Nimbus großer Gelehrsamkeit wird diese wahrhaft monströse „Religionsvergleichung“ oft in der kleinlichsten und gekünsteltsten Weise durchgeführt von R. Seydel: „Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddhasage und Buddhalehre mit fortlaufender Rücksicht auf andre Religionskreise“ (Leipzig 1882), ein Buch, das einen lebhaft an das Wort erinnert: „die große Kunst macht dich rasend.“ Indem ich mich begnüge auf die durchaus sachlich gehaltene Kritik dieses Produkts modernster Religionsvergleichung seitens des kompetenten B. von Strauß in der „Allg. ev. luth. K.-Z.“ 1882 (N. 38 bis 40) hinzuweisen, bemerke ich nur, daß — irre ich nicht — neustens selbst M. Müller geneigt ist, das hohe Alter der buddhistischen religiösen Schriften bedeutend herab zu setzen, so daß wenn ein Rest inhaltlich wirklich verwandter Überlieferungen zwischen beiden Religionen bleiben sollte, nicht eine Entlehnung evangelischer Geschichtsstoffe aus buddhistischen Quellen sondern umgekehrt die mehr oder weniger entstellte Aufnahme christlicher Erzählungen in die buddhistische Legende anzunehmen ist, eine Thatsache, auf welche auch der Artikel im „Ausland“ (83 N. 12) nicht hinweist. Überhaupt ist es merkwürdig, daß die meisten der modernen Vertreter der vergleichenden Religionswissenschaft stets geneigt sind, Rätsel dieser Art auf Kosten der Originalität des Christentums zu lösen und den kritisch noch so wenig gesicherten und gesichteten nichtchristlichen Religionsurkunden größeren Wert beizulegen und mehr Glauben zu schenken als den so gründlich durchforschten Quellen unsrer eignen Religion. Was aber die Ähnlichkeit der buddhistischen Lehre mit der christlichen betrifft, so hat jüngst selbst ein unitarischer Missionar in Indien, Dall, nachgewiesen, daß dieselbe nur auf Schein beruht (Bapt. Miss. Mag. 1883 S. 13 f. cf. auch Spirit of Miss. 1882 S. 382 ff.) — Viel mehr als alle gelehrten Idealisierungen des Buddhismus muß aber das Urteil eines Mannes ins Gewicht fallen, der in aller Bescheidenheit von sich sagen kann: „Ich habe länger als 20 Jahre den Buddhismus studiert und mich mit seiner umfangreichen Literatur vertraut gemacht. Ich habe mit hunderten buddhistischer Priester und Mönche in China, der Mongolei und Tibet verkehrt, habe viele buddhistische Tempel besucht und in ihnen gelebt und darf mich daher zu einem Urteil für kompetent halten.“ Dieser Mann ist allerdings ein Missionar, nämlich der amerikanische Bischof der Prot. Ep. Ch. zu Schanghai, Scheresschewsky. Aber warum soll sein Urteil an Wert verlieren, weil er — nur ein Missionar ist? Nun was sagt dieser Kenner des Buddhismus? Er sagt: „Ein riesenhafteres System des Betrugs, des Aberglaubens und der Idolatrie als der Buddhismus dürfte es kaum geben. Es ist wahr, der Buddhismus ist nicht ohne Lehren, welche viel Gutes und Edles enthalten. Aber als Religionssystem ist er völlig ungenügend einen bildenden Einfluß auf die Seelen oder die Leiber der Menschen auszuüben. Ich bin bereit, den Beweis zu führen, daß das Christentum älter ist als der Buddhismus, soweit wir den letzteren aus seiner Literatur kennen.[1]) Meine eigne langjährige Erfahrung hat mich davon überzeugt, daß der Konfutianismus dem Buddhismus weit vorzuziehen ist und daß das mancherlei Gute, was wir bei den Chinesen finden, auf den Einfluß des ersteren, nicht des letzteren, gesetzt werden muß. Jeder sachkundige Missionar in China wird mit mir darin übereinstimmen (Sp. 83 S. 184 f.).

So ist auch die Zahl der Anhänger des Buddhismus weit überschätzt. Arnold behauptet kühn, daß sie den dritten Teil der Menschheit bilde, eine Behauptung,

---

[1]) Auch der als gründlicher Kenner des Buddhismus bekannte Dr. Eytel ist derselben Ansicht, daß durch Vermittlung der nestorianischen Christen gewisse entstellte Züge aus dem Leben Jesu im 2. Jahrhundert in die Buddhalegende aufgenommen worden seien.

die man nur aufstellen kann, wenn man ohne weiteres die gesamte Bevölkerung Chinas und Japans als Buddhisten rubriziert. „Die eigentlich buddhistischen Nationen", schreibt der vorhin genannte Dall, „sind weder Indien, wo das System seit 1000 Jahren zusammengebrochen ist, noch China, wo nach dem Zeugnis des kundigen Dixwell, kaum der vierte Mensch jemals etwas vom Buddhismus gehört hat, noch Japan mit seinem Schintoismus — sondern folgende 6: Siam, Barma, Nepal, Tibet, die Tartarei oder Mongolei und Ceylon, das letztere aber lange nicht gänzlich. Nehmen wir an, daß es in China dem Namen nach 100, in Japan 10, in Siam 5, in Barma 4, in der dünn bevölkerten Mongolei, in Napal und Tibet[1]) mutmaßlich im Durchschnitt je eine, in Ceylon ½ Million Buddhisten giebt — allerdings nur unsichere Schätzungen, da jeder Census unmöglich ist, so erhalten wir 122 bis höchstens 125 Millionen Buddhisten, also statt eines Drittel noch nicht ein Zehntel der Menschheit" (Bapt. Mag. 83 S. 14). Hoffentlich verzeihen mir die Leser diese Abschweifung.

Wie das „Missionsblatt aus der Brüdergemeinde" (1883 Nr. 4 und 5) meldet, hat die lange Zeit gleichsam an der Thüre Tibets auf Vorposten gestandene brüdergemeindliche West-Himalaya-Mission zu Kyelang jetzt in der Hauptstadt von Ladak, Le, eine feste Station zu begründen versucht. Gott gebe, daß es gelinge, dieselbe dauernd zu behaupten.

Zu Simla im Pandschab fanden in der baptistischen Kapelle im Okt. v. J.s 12 Taufen erwachsener Hindus auf einmal statt, deren Bekehrungsgeschichten der Bapt. Miss. Herald (1883 S. 118 ff.) erzählt; während aus Agra dieselbe Quelle (S. 130 f.) die Einweihung einer neuen Kapelle, die Eröffnung einer Schule und eine bedeutende Zunahme der Hörer des göttl. Wortes berichtet und aus Kangra die Taufe von 19 Dienstboten gemeldet wird, die zum Teil durch den Einfluß einer gläubigen englischen Herrschaft zur Annahme des Christentums gebracht worden sind (Int. 83 S. 43).

Im Januar dieses J.s starb zu Clarkabad im Pandschab der angesehene dortige eingeborne Pastor Daud Singh, ein früherer Fakir, der erste Sikh, welcher zum Christentum übertrat. 1854 wurde er ordiniert und seitdem ist er in ausdauernder Treue und nicht ohne Erfolg zuerst in Amritsar, später in dem Christendorfe Clarkabad in Wort und Wandel ein Zeuge Christi gewesen. Der Int. (83 S. 175 f. und 239 f.) widmet ihm einen ehrenvollen Nachruf. Eine interessante Bekehrung eines jungen Hindu zu Allahabad siehe ebend. S. 237 f.

Im Krischnagardistrikt (Bengalen) wurde 1881 ein Mohammedaner getauft, der aber den heftigen Verfolgungen, die gegen ihn ausbrachen, nicht gewachsen war und wieder abfiel, zum großen Triumph der Feinde des Christentums. Als im Juli 1882 abermals 4 Mohammedaner aus dem Stamme des abgefallnen getauft wurden, versuchte man die Abschreckungsmethode von neuem. Erst begnügte man sich mit Spott, dann wurde der Befehl gegeben, daß niemand für die Täuflinge arbeiten sollte, dann sogar einem von ihnen das Haus angezündet. Aber die Konvertiten blieben fest. Als die Polizei erschien, um über den Ursprung des Feuers Untersuchungen anzustellen, logen

[1]) Was Tibet betrifft, so ist die Schätzung Dalls entschieden zu niedrig, hier muß man wohl 5—6 Millionen Buddhisten annehmen; überhaupt geht seine Taxe zu weit herunter und kommen in derselben die buddhistischen Grenz- und Mischgebiete kaum zu ihrem vollen Rechte. Eine sichere Statistik wird ja für lange Zeit noch unmöglich bleiben; aber das unterliegt mir keinem Zweifel, daß die bisherige Überschätzung der Zahl der Buddhisten einer sehr bedeutenden Reduktion Platz machen muß.

die Dorfbewohner so dreist, daß die besseren sich doch hinterher schämten und bei den Missionaren um Verzeihung baten. Seitdem haben die Täuflinge Ruhe und das Christentum hat einen nicht geringen Sieg davon getragen (Miss. Her. 83 S. 72).

Die schottischen höheren Erziehungsanstalten haben bei den neusten Universitätsprüfungen ihren alten Ruf wieder bewährt, da ein verhältnismäßig sehr großer Prozentsatz der Graduierten aus ihren Schülern besteht.

Im Okt. v. J.s wurde zu Kalkutta in der Kapelle der Londoner M.-G. Babu Tin Kari Chatterjea zum Missionsdienst ordiniert und erzählte derselbe bei dieser Gelegenheit etwa folgendes aus seinem Leben: „Vor meiner Bekehrung zum Christentum war ich ein Hindu und betete nach den Hinduschasters Götter und Göttinnen an. Meine Eltern, strenge Hindus, lehrten mich alle in den heiligen Hindubüchern vorgeschriebenen Gebräuche aufs pünktlichste zu befolgen und meine Knie vor den Götzen zu beugen, deren wir gegen 12 in unserm Hause hatten. Oft that ich es aus Furcht vor meinen Eltern, oft weil ich dachte, dadurch mir das göttl. Wohlgefallen zu verdienen. Nachdem ich die heilige Schnur erhalten, diente ich unsern Hausgötzen aus eignem Antriebe und las mit großem Eifer heilige Bücher. Um diese Zeit kam ich aus meinem Geburtsorte (in der Nähe von Bardwan) nach Ranaghat, einer Stadt am Tschumiflusse, um dort meine weitere Ausbildung zu erhalten. Hier hatte ich reichlich Gelegenheit, mit Männern der verschiedensten religiösen Überzeugungen: Brahmos, Hindus, Mohammedanern und auch christl. Predigern zu verkehren. Bald erkannte ich, daß die Hindugötter und -göttinnen, denen ich diente, nur Stein oder Metall waren und mich nicht von Schuld und Unreinheit erlösen konnten, da sie selbst Sünder waren. In dieser Stimmung traf ich einen Brahmofreund, der sich alle Mühe gab, mich mit den Lehren des Brahmoismus zu trösten. Einen Gewinn hatte ich aus dieser Unterredung mit meinem Brahmofreund, den ich niemals vergessen werde: ich lernte von ihm zu Gott zu beten; er selbst betete mit mir und gab mir Anleitung die Bibel zu lesen. Seitdem kam ich zu der Erkenntnis, daß ich ein unter dem Fluch stehender Sünder war und meine eignen Werke mich nicht retten konnten. Ich betete zu Gott, er möge mich seine Wahrheit erkennen lassen und mir helfen, ihr gemäß zu leben. So vergingen mehrere Wochen in viel Unruhe, Angst und Zweifel — da brachte mich Gott mit einem christl. Prediger zusammen, der Schriften auf dem Markte verkaufte und von dem ich mir eine Bengali-Bibel und etliche Traktate holte. Mehrere Tage that ich nichts anderes als die Bibel lesen und Unterredungen mit dem Prediger führen. Über dem Lesen, Beten und Unterreden öffnete mir Gott die Augen, daß ich die Herrlichkeit und die Liebe meines Heilandes Jesus Christus erkannte und völlig von der Wahrheit der christl. Religion überzeugt wurde. Ich wartete einige Monate, um zu sehen, ob mein Glaube an die christliche Religion eine bloße flüchtige Gefühlsregung sei oder nicht und als ich mich vergewissert hatte, daß meine Überzeugung von der Wahrheit der Bibel fest gegründet war, entschloß ich mich, meinen Glauben an Christus öffentlich zu bekennen durch den Empfang der heil. Taufe. Am 19. Febr. 1871 fand dieses wichtigste Ereignis meines Lebens statt in der Kongregationalistenkirche zu Bhowanipur. Seit dieser Zeit weiß ich, daß mein Heiland Jesus Christus in mir lebt und ich in ihm, daß er mich durch seinen Geist leitet, stärkt, lehrt. Er macht mich tüchtig, zu hassen, was er haßt und zu lieben, was er liebt. Sein Geist giebt meinem Geiste Zeugnis, daß ich durch den Glauben an ihn ein Kind und Erbe Gottes geworden bin“ (Chron. 83 S. 79 f.).

Recht nüchterne Berichte über die vielfach wenig befriedigenden Zustände innerhalb der Goßnerschen Kolhsmission giebt die „Biene“ (1883 Nr. 3 und 4). Im ganzen ist das Christentum in den meisten Kolhsgemeinden jetzt ein ziemlich laues, obgleich es,

Gott sei Dank, auch an recht erfreulichen Lichtbildern nicht fehlt. Auch die Schulen lassen viel zu wünschen übrig und selbst in dem Predigerseminar zu Ranschi und unter den eingebornen Mitarbeitern steht lange nicht alles gut. Es ist sehr ehrenwert von den Berichterstattern, daß sie „nicht als falsche Zeugen erfunden werden wollen, die den Schein entstehen lassen, als hätte Gott in Tschota Nagpur etwas gewirkt, das er nicht gewirkt hat.“ Freilich ist nicht zu zweifeln, daß diese Wahrheitsliebe von den Römischen abermals zur Verlästerung der evangelischen Mission und zur Verherrlichung ihrer eignen gemißbraucht werden wird. Die Art, in welcher römische Berichterstatter die Arbeit der evang. Mission darstellen, hat Ähnlichkeit mit einem gewissen Käfer, der seine Nahrung auf dem Düngerhaufen sucht. Man macht es mit der evangel. Missionsgeschichte gerade wie mit der Reformationsgeschichte: es werden einseitig nur die menschlichen Schwächen herausgelesen, die zu bekennen wir ehrlich genug sind, unter das Vergrößerungsglas gelegt und dann triumphierend ausgerufen: das ist nach seinem eignen Zeugnis der Protestantismus! Nun, wir wollen selbst auf diese Gefahr hin nicht verlernen uns selbst zu richten; Rom, das so systematisch seine Schwächen und Sünden zu verstecken sich befleißt und in so widerlicher Weise pharisäische Schönfärberei treibt, mag zusehen, wie es mit dieser Unwahrhaftigkeit vor dem ewigen Richter besteht. — Wie bekannt, sind die jesuitischen Friedensstörer leider auch in die Kolhsmission eingedrungen und scheuen vor keinem Mittel zurück, die oft noch recht schwachen evangel. Kolhschristen zu sich herüberzuziehen, wie Missionar Onasch an einer Reihe von Beispielen nachweist. Von einem der jesuitischen Missionare wird erzählt, daß er die Konvertiten nochmals taufe. „Wo er es für vorteilhaft hält, da tauft er ohne allen Unterricht über den römischen Glauben; ist aber der neue Konvertit ein Mann von einem gewissen Einflusse, so wird er vor der Taufe besonders unterrichtet.“[1]) Es sind fast niemals religiöse Gründe, welche den Übertritt zum Romanismus bewirken, sondern Klagen über irgend ein vermeintliches Unrecht, das den Leuten seitens des Missionars zugefügt worden; nur wird ihnen dann hübsch vorgeredet, sie seien um des Heils ihrer Seelen willen katholisch geworden.

Seitens der unter der P. G. S. stehenden Kolhsmission, die jetzt 14 eingeb. Pa-

[1]) Wie leichtsinnig die römischen Missionare taufen, darüber bringen die „Kath. Missionen“ (1883 S. 84) einen neuen Beweis. Daselbst berichtet nämlich der hochw. Herr Decarre, daß er sterbend am Wege liegende Dschaggernat-Pilger mit Hilfe eines Dolmetschers zu taufen pflege, versteht sich „nach dem notwendigen Unterrichte.“ — Bekanntlich wird seitens der römischen Missionare oft über protest. Unduldsamkeit geklagt. Nun meldet derselbe Herr (S. 85), daß ihm von der indobrit. Regierung zur Errichtung eines Nonnenklosters mit einer Mädchenschule nicht nur ein monatl. Beitrag von 168 Mk. sondern zur Erweiterung des Baus sogar 20 000 Mk. bewilligt worden seien und fügt hinzu: „Man sagt oft, der Engländer sei freigebig; er ist es in der That, das Gesagte ist ein neuer Beweis davon.“ Ob wohl eine römische Regierung einer protest. Mission solche Unterstützung zu teil werden ließ? — Endlich bringt die angezogene Quelle folgende religionsgeschichtlich staunenswerte Leistung: „Dschaggernath oder Puri, an der Westküste der Bai von Bengalen, ist bekanntlich eine der gefeiertsten Stätten des Buddhismus in Indien. In dem berühmten Tempel zeigt man den armen betrogenen Hindu außer einem Zahne Buddhas und andern derartigen Dingen, eine Menge der abscheulichsten Götzenfratzen, namentl. aber das Bild des Götzen Dschaggernath, eine Form Krischnas ohne Hände und Füße. Krischna ist nach der Lehre der Buddhisten eine Inkarnation Wischnus.“ So wörtlich S. 85.

storen in ihrem Dienste hat und c. 13 000 Christen zählt, wird auch den ausgewanderten Kolhs in den Theeplantagen von Caschar einige Aufmerksamkeit zugewendet und berichtet, daß dieselben auf ihre heidnischen Arbeitsgenossen einen missionierenden Einfluß ausüben (Field 82 S. 350. 83 S. 143).

Aus Santalistan, wo es nach den Statistical Tables in Summa c. 5500 Christen Ende 1881 gab, wird im „Ev. Miss.-Mag." (83 S. 218 f.) die interessante Mitteilung gemacht, daß ein dänischer Graf Moltke, der die gesegnete unter der Pflege der bekannten Missionare Skrefsrud und Börresen stehende Missionsstation Ebenezer (mit c. 3000 Christen) besuchte und auf ihr tiefe Eindrücke von der Macht der Mission empfing, sich entschlossen hat, ganz in den Missionsdienst einzutreten und zunächst die Leitung der durch Dr. Arendrups Tod verwaisten Santalkolonie in Assam zu übernehmen. Auch Dr. A. war durch die Berührung mit den Missionaren Skrefsrud und Börresen für die Mission gewonnen worden und hatte die glänzendsten Anerbietungen ausgeschlagen, um den Santals zu dienen. „Ich kam," schreibt Graf Moltke an ein dänisches Missionsblatt, „mit großen Erwartungen hierher, dieselben sind aber von der Wirklichkeit weit übertroffen worden . . Sehr groß ist der Unterschied zwischen den christl. Santals und den heidnischen; ja man kann es einem Santal am Gesicht ansehen, ob er ein Christ ist oder noch den Bongas dient. Doch selbst die Heiden besitzen eine gewisse Liebenswürdigkeit . . Meine meisten Freunde habe ich unter den Knaben in der Ebenezerschule. Sie sind so wohl erzogen, freundlich und liebenswürdig, daß ich nur beklagen kann, daß die dänische Schuljugend ihnen nicht ähnlicher ist . . Sie sollten es hören wie auch die Santals in der Kolonie jeden Abend für ihre Freunde in Dänemark und andern Ländern beten. Es geschieht mit so großer Liebe und Aufrichtigkeit, daß man es spüren kann: sie beten nicht bloß mit dem Munde sondern auch mit dem Herzen."

Aus dem Telugulande, wo bekanntlich die amerik. Baptisten im Laufe der letzten Jahre weit über zehntausend erwachsene Heiden getauft haben, kommen fortgehend ermutigende Nachrichten. Allerdings haben, wie das kaum anders zu erwarten stand, gegen manche der Neugetauften kirchendisciplinarische Maßregeln ergriffen, ja sogar c. 300 ausgeschlossen werden müssen, teils weil sie an der Praxis der Kinderverheiratungen festgehalten, teils auch weil sie in irgend einer Not wieder zu den Götzen gebetet. Auch an Verfolgungen seitens der Heiden hat es nicht gefehlt; so wurde z. B. ein noch nicht getaufter Brahmane von seinen Kastengenossen vergiftet, weil er an einer Missionsschule mit unterrichtet hatte. Dabei gehen die Übertritte zum Christentum beständig fort, wenn sie auch nicht mehr so massenhaft stattfinden, wie in den letzten paar Jahren. Die jungen Teluguchristen werden als eine große Heilsarmee bezeichnet. „Männer, Frauen und selbst Kinder sind voll Eifer, für Jesum thätig zu sein. Bei der Arbeit auf den Feldern, auf dem Wege zu ihrem Tagewerk legen sie Zeugnis für Christus ab und laden ihre noch unbelehrten Nachbarn ein, ihn zu suchen" (Bapt. M. Mag. 83 S. 49. 41. 86). — Eine besonders blühende Mission im Telugulande hat auch die amerik. luth. Generalsynode. Trotz nicht weniger Rückfälle hat sich die Zahl der zu ihr gehörigen Christen im Laufe von 5 Jahren von 2845 auf 5423 gehoben. Freilich machen sowohl fortgehende Kastenstreitigkeiten wie andre heidnische Sitten den Missionaren noch viele Not. — Interessante Details „aus der Telugu-Mission" teilt das „Ev.-Miss.-Mag." 1883 Febr. und die folgenden Nummern mit. — Aus Tinnevelly meldet Field 83 S. 158 eine erfreuliche christliche Bewegung auch unter den höheren Kasten. —

Von der Goldküste ist die Nachricht eingegangen, daß der zur Visitation des

dortigen Baseler Missionsgebietes abgeordnete zweite Inspektor Prätorius am 7. April zu Akra entschlafen ist, nachdem ein 2monatliches typhöses Fieber seine Kräfte aufgezehrt. Die so hoffnungsvoll begonnene Visitation, der wir auf S. 177 bereits gedacht, war für den Visitator dadurch je länger je schmerzlicher, daß er kurz hintereinander 4 Todesfälle im Kreise der Missionsarbeiter erleben mußte. Und als wir aus den eingegangenen Berichten ersahen, mit welcher geistigen Kraftanstrengung der liebe Mann ununterbrochen in dem gefährlichen Klima sich überarbeitete, da wurde es uns auch um ihn selbst immer banger. Es ist ein schwerer Schlag für die auf Afrikas Westküste so viel geprüfte Baseler Mission, daß sie auch einen Inspektor hat dort begraben müssen; aber wie aus der Todesanzeige hervorgeht, sieht sie auch in diesem Todeswege nur eine Bestätigung der alten christlichen Wahrheit, daß es durch Sterben zum Leben und durch Leiden zur Herrlichkeit geht. — Auch auf der indischen Visitationsreise erkrankte ja der dort inspizierende erste Inspektor Schott, aber er kehrte doch wieder in die Heimat zurück, nachdem er — wie wir unsre Mitteilung auf S. 177 genauer präzisieren — im ganzen sein Visitationswerk absolvirt und nur die unbedeutende Nilagiri Mission hatte unbesucht lassen müssen. Wie es scheint hat vor seiner Erkrankung der nun entschlafene Prätorius mit einer Ausnahme alle Stationen besucht, ist aber von der Teilnahme an der Generalkonferenz in Akropong abgehalten worden.

Literatur-Bericht.

1) **Sundermann:** „Kurze Formenlehre der Niassischen Sprache nebst einem syntaktischen Anhange“ (Batavia 1882). Der Verfasser, ein rheinischer Missionar, der jetzt über 6 Jahre auf der Insel Nias im praktischen Missionsdienste steht, legt in diesem auf sorgfältigem Studium beruhenden Büchlein (von nur 65 Seiten) eine reife Frucht seiner linguistischen Arbeit den Freunden der Sprachwissenschaft vor, die um so dankbarer begrüßt werden muß, als sie der erste Versuch einer Niassischen Grammatik ist. Wir sind allerdings nicht in der Lage, über den Inhalt selbst ein Urteil zu fällen, aber die Art der Behandlung wie die Anordnung des Stoffes zeigt uns, daß der Verfasser mit sprachlichem Verständnis und wissenschaftl. Gründlichkeit seine Aufgabe gelöst hat und freuen wir uns, seine Arbeit als einen neuen wertvollen Beitrag der Mission zur Förderung der Linguistik registrieren zu dürfen.

2) **Wilh. Baur:** „Von der Liebe. Ein Zeugnis für lebendiges Christentum“ (Frankfurt a. M. Ev. Verein 1883). 2. vermehrte Aufl. Das mit allen Vorzügen der Baurschen Beredsamkeit ausgestattete Buch behandelt in 9 Vorträgen die verschiedenen Erscheinungen und Wirkungen der aus der Liebe Gottes zu uns fließenden christlichen Liebe, unter denen einer sich auch speciell mit der Liebe beschäftigt, „welche die Heiden zu Christus führt“ und zwar unter dem doppelten Gesichtspunkte: der Liebe, „die uns zu Christen gemacht hat“ und „unsrer Liebe zu den Heiden“ — ein anmutiger Missionstraktat, der es verdiente in einer Separatausgabe zu erscheinen.

3) **Schwarz** und **Behr:** „Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde“. Mit vielen Illustrationen. (Kalw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1883. In 8 Lieferungen à 1 Mk.) Zur Zeit liegt nur die erste Lieferung vor, welche das Wichtigste bringt aus der mathematischen und physikalischen Geographie und mit der Behandlung Europas den Anfang macht. Manches erinnert lebhaft an die neulich angezeigte Geographie von Daniel. Für unsre Zwecke werden erst die folgenden Lieferungen von Bedeutung sein, von denen wir hoffen, daß sie mehr als das sonst in den geogr. Lehrbüchern der Fall zu sein pflegt, auf den Missionsgebieten sich

auch mit der Mission beschäftigen. Die Darstellung ist schon in der vorliegenden ersten Lieferung recht anschaulich, so daß das Werk in der That ein lehrreiches Lesebuch zu werden verspricht.

4) In demselben Verlage sind erschienen: „Bildertafeln zur Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der evang. Missionsarbeit (178 Tafeln. 1690 Bilder. 6 Mk.) Ein orbis pictus zu sehr billigem Preis, für Schule wie Haus brauchbar. Hier sind die fremden Länder, besonders die asiatischen, viel reicher als Europa bedacht. Neben manchen neuen und recht schönen Illustrationen begegnet man freilich auch vielen alten bekannten und besonders für die Missionskreise hätte manches wiederholt gebrachte und nachgerade verbrauchte und veraltete Bild ohne Schaden weggelassen werden können. Es machts nirgends die Menge; non multa sed multum. Wir brauchen auch auf dem Gebiete der Missionsillustrationen — frisches Blut.

5) **Bernhard**: „Kommet und helfet." Ein Missionstraktat zum Preise von 50 Pfg., dessen Reinertrag der Missionsanstalt zu Breklum zufallen soll, von welcher das Schriftchen auch verlegt ist. Eine in ihrer Anlage (wenn auch nicht in ihrem Inhalte) originelle Arbeit, die in ihren beiden ersten Abteilungen am Faden einer Lebensgeschichte des bekannten Südseemissionars Williams sich über Qualifikation und Vorbereitung zum Missionsberufe verbreitet und in dem dritten Abschnitte die heimatliche Missionsarbeit schildert.

6) Im Verlage des Baseler Missionshauses sind eine Reihe **Missionstraktate** teils neu teils in neuen Auflagen erschienen:

a) **Stolz**: „Land und Leute auf der Westküste Indiens", nach eigner Anschauung geschildert (50 Pf.). Ein lesenswerter Beitrag zur indischen Geographie und Ethnologie.

b) **Schott**: „Warum ist die Bekehrung der Heiden so schwer?" (10 Pf.). Eine kurze Beleuchtung der mancherlei Hemmnisse, welche den schnellen Erfolg der Mission aufhalten.

c) **Hesse**: „Zwei große Tage für Madagaskar" (10 Pf.) die Freilassung der importierten Sklaven und die Einweihung der Hofkirche, nach vorausgeschicktem kurzen Überblick über die madagassische Missionsgeschichte.

d) „Der Schreckenstag von Katharinenfeld" (30 Pf.).

e) „Der Kinderraub in Karras oder Tscherkessen und Kolonisten im Kaukasus" (10 Pf.).

f) „Dilawar Chan, ein afghanischer Christophorus" (10 Pf.).

g) „Gopinath Nandy, der Märtyrer von Allahabad" (20 Pf.).

h) „Stephan Dsing, ein chinesischer Nathanael" (15 Pf.).

i) „Annaso oder durch Sklaverei zur Freiheit" (20 Pf.).

7) **Jacobi**: „Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Centrumspartei". Eine Streitschrift (Halle, Strien, 1883, 75 Pf.). —

Streng genommen gehört die Anzeige dieser geharnischten und gesalzenen Broschüre allerdings nicht in den Rahmen der Missionsliteratur, da sie sich wesentlich mit dem durch römische Dreistigkeit jetzt leider auch auf das eigentlich religiöse Gebiet hinübergespielten heimatlichen Kulturkampfe beschäftigt. Wie wir erst wieder in dieser und der vorigen Nummer dieser Zeitschrift nachzuweisen Gelegenheit gehabt, wird die römische Aggression und systematische Verdächtigung aber auch auf dem Gebiete der Heidenmission immer unerträglicher, so daß längeres Schweigen gegen diese alles Maß übersteigenden Angriffe geradezu Feigheit und Verleugnung wäre. Es thut uns leid, so viel Polemik treiben zu müssen und wir bauten lieber das Reich Gottes im Frieden; aber Rom

provoziert uns in wahrhaft empörender Weise und je stillschweigender wir aus idealistischer Friedensliebe diese Dreistigkeiten ertragen würden, desto größer würden sie werden. Ist es doch jetzt schon dahingekommen, daß eine Abwehr unsrerseits fast als ein Attentat verschrieen wird. Der Kampf gegen Rom, den wir auch in dieser Zeitschrift zu führen gezwungen sind, ist nur eine Art Tirailleurgefecht vor der Front; in der vorliegenden Streitschrift dagegen wird einiges schwere Geschütz aufgefahren und wir machen unsre Leser darum darauf aufmerksam, weil die Geschosse, die es versendet, uns in unserm eignen Kampfe unterstützen. Allerdings führt Jacobi hier und da eine etwas derbe Sprache, aber Rom ist sehr schwerhörig und so wenig wie seiner Zeit Luther werden wir uns heute Gehör verschaffen, wenn wir nur lispeln. Auch ist es gerade keine sehr sanfte Sprache, welche sogar das Haupt der römischen Kirche in seinen offiziellen Erlassen gegen uns führt, indem es z. B. die Reformation beschuldigt Quelle der Revolutionen zu sein — ein Vorwurf, den unser Kirchenhistoriker dem römischen Papsttum in schlagender Weise zurückgiebt. Er hätte auch noch anführen können, daß in dem päpstlichen Missionsrundschreiben vom 3. Dezember 1880 die evangel. Missionare geradezu verlästert werden: „die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten“, andrer Beschimpfungen ganz zu geschweigen. Kurz: nostra res agitur in der Jacobischen Streitschrift und wir empfehlen ihre Lektüre aufs angelegentlichste. Daß sie niemanden langweilen wird, dafür leisten wir Garantie.[1])

Fragekasten.

Es ist mir von verschiedenen Seiten wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, in dieser Zeitschrift doch einen Brief- oder Fragekasten einzurichten, um zur Beantwortung von teils praktisch wichtigen teils wissenschaftlich interessanten kurzen Fragen,

[1]) Soeben (während der Korrektur) geht mir Janssens: „Zweites Wort an meine Kritiker“ zu, das auf S. 120—180 sich auch mit der Mission beschäftigt und ganz in der durch Ebrard und Köstlin charakterisierten Methode Janssen'scher „Objektivität“ und Quellenbenutzung die römische Mission auf Kosten der evangelischen glorifiziert. Leider fehlt in dieser Nummer nicht nur der Raum, sondern für die nächsten Monate dem durch andre Arbeiten bereits gebundenen Herausgeber auch die Zeit, in eine sachliche und gründliche Polemik einzutreten, ganz abgesehen davon, daß er zu dergleichen unfruchtbaren Arbeiten auch wenig Neigung hat. Allein die wachsende Dreistigkeit, mit welcher römischerseits Geschichte gemacht und protestantische Selbstkritik gemißbraucht wird, zwingt nun auch mich, sobald ich mich der bereits übernommenen Verpflichtungen einigermaßen entledigt habe, zu einer energischen Abwehr und zwar um so mehr, als Janssen (S. 124) auch die „Allg. M.-Z.“ (NB. ohne sie selbst eingesehen zu haben, nur nach einem Citat aus den „Kath. Missionen“) in sehr freier Weise für seine Zwecke verwertet. Ich hoffe, daß es mir möglich werden wird, diese protestantische Beleuchtung römischer Behandlung unsrer Missionsgeschichte noch in diesem Luther-Jubiläumsjahre erscheinen lassen zu können. Unterdes empfehle ich neben der Jacobischen Streitschrift die mit dem Janssenschen „Zweiten Wort“ zugleich mir zu Gesicht gekommene Broschüre Köstlins: „Luther und Janssen; der deutsche Reformator und ein ultramontaner Historiker.“ Dritte Auflage. Mit einem Nachwort über Janssens Schrift: „Ein zweites Wort an meine Kritiker“ (Halle, Niemeyer 83); eine durch und durch sachlich gehaltene und mit — ich muß sagen bewunderungswürdiger — Geduld und Mühe geschriebene Broschüre, die wenigstens auf dem Gebiete der Luthergeschichte die römischen „Historiker“ etwas vorsichtiger machen wird.

Gelegenheit, resp. zu ihrer weiteren Besprechung Anregung zu geben. Ich komme hiermit diesem Wunsche nach und stelle heute zunächst aus den eingegangenen Fragen zwei zur Diskussion:

1) Hat die heimatliche Missionsgemeinde ein Recht, über einen Missionar, der c. 15—20 Jahre unter den Heiden gearbeitet hat, und der dann den Wunsch hegt, den Rest seines Lebens und seiner Kraft der göttlichen Reichsarbeit in der Heimat als Pfarrer oder sonstwie zu widmen — hart zu beurteilen oder gar als einen treubrüchigen Fahnenflüchtling zu verurteilen?

Antwort: Solche Verurteilung wäre gewiß unrecht und wider die Liebe. Es kann Fälle geben, in denen die Vertauschung der Missionsarbeit mit einem heimatlichen Kirchenamt oder sonstigen Berufe auf dem Gebiete der freien Liebesthätigkeit durchaus zu rechtfertigen ist; z. B. wenn ein Missionar müde geworden oder wenn seine körperlichen Kräfte den Anstrengungen des Missionsberufes nicht mehr völlig gewachsen sind. Es ist dann besser, er kehrt zurück und wird in der Heimat noch einmal frisch, als daß er ohne Freudigkeit unter den Heiden seine Arbeit fortzusetzen genötigt wird. Selbst wenn der Wunsch, eine heimatliche Anstellung zu erhalten, recht menschliche Motive hat, möchte ich doch kein hartes Urteil fällen; ein Missionar ist auch ein Mensch, dem es zu verzeihen ist, wenn er unter gewissen Umständen nach einem Wechsel seiner Stellung sich sehnt. Allein hier gilt auch das Wort: „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles.“ Das Normale ist: der Missionsdienst wird als Lebensberuf betrachtet und ich würde es als eine sehr große Schädigung der Mission betrachten, wenn die Sitte etwa einreißen sollte, daß nach 15- oder 10- oder (wie einmal vorgeschlagen wurde) gar nach 6jährigem Dienste unter den Heiden der Missionar in die Heimat zurückkehrte. Der scheinbare Vorteil, daß bei einer solchen Einrichtung die Zahl der Missionare (auch aus den theologischen Kreisen) sich vielleicht vermehren würde, wird mehr als paralysiert durch den wirklichen Nachteil, daß wir dann bald eine Armee sprachhalbkundiger und praktisch ungereifter Missionare bekommen würden, die bei jeder Schwierigkeit Gefahr liefen, den so leicht gemachten Rückzug anzutreten. Wenn irgend ein Beruf Männer von ganzer Hingebung und reifender Erfahrung braucht, die entschlossen sind, dem Volke, unter dem sie arbeiten, alles zu werden, so ist es der Missionsberuf. Wenn aber ein Mann, der erfahrungsreich und sprachkundig ist, den Missionsdienst verläßt, so ist das stets ein Verlust, den man bedauern muß. Also Rückkehr in die Heimat bleibe nur die Ausnahme, werde nie Regel, es sei denn, daß völlige Arbeitsuntüchtigkeit eingetreten. Dagegen ist es billig und recht, daß nach Ablauf einer Reihe von Arbeitsjahren, die nach den verschiedenen klimatischen und persönlichen Verhältnissen verschieden zu bemessen ist, dem Missionar zu seiner körperlichen Erholung und geistigen und geistlichen Erfrischung ein längerer Urlaub in der Heimat bewilligt werde.

2) Wie kommt es, daß die Buddhisten so eifrig im Beten sind, obgleich doch ihre Leugnung eines persönlichen Gottes und ihr Glaube an eine Art Fatum den Gebrauch des Gebetes principiell ausschließen sollte? Hat man diesen ja freilich sehr veräußerlichten Gebetseifer der Buddhisten als einen Rest aus ihren früheren Religionen anzusehen, in denen sie Göttern dienten, oder als ein unverwüstliches Bedürfnis der Menschennatur zu betrachten, welches selbst atheistische Philosophie und Moral nicht auszurotten vermag?

Um Antwort wird gebeten. Wck.

Die Mission in der Volksschule.[1])

Vom Herausgeber.

Schule und Mission hängen von alters her aufs engste mit einander zusammen. Man darf wohl die Stiftungsurkunde der Mission, die zugleich mit dem Taufbefehle unzertrennlich verbunden ist, auch die Stiftungsurkunde der christlichen Schule nennen. „Gehet hin“ — „taufet“ — „lehret“: mit diesem dreifachen, organisch geeinten Befehle hat unser Herr Jesus Christus in unvergleichlicher Kürze das Fundament gelegt zu den drei christlichen Institutionen der Mission, Taufe, Schule, Institutionen von einzigartiger Bedeutung für das gesamte religiöse, sittliche und geistige Leben der Menschheit. Er ist eben ein Meister, dem kein Meister gleichet und von allem, was Er saget und setzet, muß man bewundernd ausrufen: So hat nie ein Mensch geredet.

Indem der Stifter der Mission als die Mittel, durch welche die Völker zu seinen Jüngern gemacht werden sollten, Taufe und Lehre bezeichnete, drückte er der Mission von vornherein den Charakter einer Völkerlehrerin auf, und wenn sie den ihr gegebenen Lehrauftrag auch nicht sofort durch Begründung von Schulen in der heutigen Form ausführte, so hat sich die eigentliche Schule, speciell die Volksschule, doch in so engem Zusammenhange mit diesem Lehrauftrage entwickelt, daß man die Mission getrost ihre Mutter nennen darf. Innerhalb der heutigen christlichen Kulturwelt hat man freilich, nachdem die Schule groß geworden, diese geschichtliche Entwicklung vielfach vergessen, aus Gründen, welche darzulegen hier nicht der Ort ist. In schlagender Weise illustriert aber die Mission der Gegenwart die Geschichte der Vergangenheit. Wo immer unsre heutigen Missionare ihr Evangelisationswerk treiben, da sind sie auch im eigentlichen Sinne des Worts Lehrer der Völker, d. h. sie gründen Schulen. Es giebt heute dieser durch die evangelische Mission ins Leben

[1]) Referat über das von der Königl. Regierung zu Merseburg für die diesjährigen Frühjahrs-Lehrerkonferenzen gestellte Thema: „Wie kann die Volksschule ihren Schülern von der Thätigkeit und den Erfolgen der Heidenmission, namentlich von der durch die evang. Kirche geübten Mission, Interesse erweckende Kenntnis verschaffen?“

Abdruck in pädagogischen Zeitschriften (selbstverständlich unter Angabe der Quelle) ist gestattet.

Auch sind Separatabzüge dieses Artikels direkt vom Verleger zu beziehen; je zehn Exemplare gegen Einsendung von 60 Pfg. — worauf die Herren Kreis- wie Lokalschulinspektoren und Lehrer besonders aufmerksam gemacht werden. Im Buchhandel wird der Vortrag nicht erscheinen.

gerufenen Schulen auf sämtlichen Missionsgebieten mehr als 12000, in Indien allein mehr als 4000 — ich denke eine respektable Zahl, die sich schon sehen lassen darf. Wahrscheinlich werden ja später auch auf diesen Missionsgebieten andere Faktoren mitwirken zur weiteren Ausbildung des Schulwesens und werden, wie dies zum Teil schon heute die Kolonialregierungen thun, auch aus eigener Initiative Schulen gründen; aber das hoffe ich wird auf diesen Gebieten niemand einfallen: in Abrede zu stellen, daß die Mission die Anregung zur Gründung der Schulen gegeben, wo noch keine bestanden, und eine epochemachende Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens angebahnt hat, wo bereits welche bestanden. Diese Andeutungen werden genügen, um die Behauptung für erwiesen erachten zu dürfen, daß die Schule eine Schuldnerin der Mission ist.

Baut aber die Mission die Schule, so soll die Schule die Mission wieder bauen. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe" — diese Stiftungsurkunde der christlichen Schule, die man zugleich als das kürzeste, inhaltreichste und gesundeste aller Schulregulative bezeichnen kann, stellt dem christlichen Lehrer offenbar auch die Aufgabe, gerade denjenigen Befehl Christi zu lehren, welcher im Zusammenhange des Textes unmittelbar vorhergeht, also den Missionsbefehl, und zwar so zu lehren, daß er sich einprägt als ein Gebot, das man nicht bloß wissen soll, sondern halten muß. Diese Verpflichtung ist so klar, daß man sich billig wundern muß, so sie von jemand in Abrede gestellt wird. Es erscheint mir von der höchsten Bedeutung, daß in demselben Satze, welcher für alle Zeiten Taufe und Lehre verordnet hat, auch die Mission befohlen ist, und für mich wenigstens gehört es zu den unbegreiflichen Dingen, wie ein Christ, der die Autorität Christi betreffs der Taufe und Lehre anerkennt, diese Autorität leugnen kann, sobald der Gehorsam gegen den Missionsbefehl von ihm verlangt wird.

Es sollte in der That nachgerade des Beweises nicht mehr bedürfen, daß der Gehorsam gegen den Missionsbefehl Christi eine selbstverständliche christliche Pflicht ist. Erkennt doch heutzutage selbst der „liberale" Protestantismus diese Pflicht an und beginnt mit der Ausübung derselben praktischen Ernst zu machen. Die Zeit, wo man die Mission als eine mit einem gewissen Makel behaftete Winkelsache etlicher Schwärmer betrachtete, ist endlich vorbei. Der heilige Geist hat die gesamte evangelische Christenheit mit einem solchen Nachdruck wieder an den vergessenen Missionsbefehl erinnert, daß umgekehrt diejenigen sich zu schämen anfangen, welche ihm bisher den Gehorsam verweigert haben. Wir leben, das wird je länger je mehr allgemein anerkannt, in einem Missionsjahrhundert.

72 selbständige evang. Missionsgesellschaften, die sich auf alle Nationen und Kirchenabteilungen des Protestantismus verteilen, unterhalten heut gegen 3000 männliche und mindestens eben so viele weibliche Arbeiter unter den Heidenvölkern fast aller bekannten und zugänglichen Länder der Erde, durch deren Dienst mehr als 2¼ Millionen Heiden in christliche Gemeinden gesammelt worden sind. Die Bedeutung dieses aus senfkornartigen Anfängen so ins große gewachsenen Werkes für die civilisatorische, sittliche und geistige Hebung der Völker, unter denen es getrieben wird, findet immer allgemeinere Anerkennung, und wie die umfassenden Rückwirkungen der Mission auf das religiöse Leben der Heimat immer klarer zu Tage treten, so werden auch seitens der Vertreter der verschiedensten Wissenschaften die bedeutenden Dienste immer mehr gewürdigt, welche die Missionare diesen Wissenschaften geleistet. Kurz: die Aschenbrödelstellung, welche bisher dem Werke der Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern angewiesen wurde, macht je länger je mehr einer ehrenvollen Anerkennung Platz, wenn es natürlich auch — wie sich das von selbst versteht, — an fortgehenden Angriffen und Verdächtigungen bei solchen nicht fehlt, denen die Mission ein Ärgernis sein muß, weil ihnen das Christentum selbst ein Ärgernis ist.

Wenn angesichts dieser Thatsachen die Universitäten sich immer ernstlicher daran machen, das Werk der Mission in den Kreis ihrer Lehrgegenstände zu ziehen, so dürfte es endlich an der Zeit sein, daß auch die Volksschule ihre Schüler mit diesem Werke planmäßig bekannt macht, und wir müssen der Königlichen Regierung dankbar sein, daß sie durch das für die diesjährige Frühjahrs-Lehrerkonferenz gestellte Thema die ernstliche Anregung dazu giebt.

Bevor ich mich jedoch zur Beantwortung der Frage wende: Wie das am praktischsten geschehen kann? muß ich den Finger legen auf eine Bestimmung in dem Regierungsproponendum, die mir von ganz besonderer Wichtigkeit zu sein scheint, nämlich daß der Schule die Aufgabe gestellt wird: eine Interesse erweckende Kenntnis von der Mission den Schülern zu verschaffen, das heißt doch mit anderen Worten: die Schüler warm für die Sache zu machen. Es giebt ja bekanntlich auch Kenntnisse genug, die den, welcher sie besitzt, innerlich ganz kalt lassen, und man kann auch andern Kenntnisse, selbst religiöse Kenntnisse mitteilen, ohne daß auch nur ein Hauch von Wärme sie anweht. Diese Art des Unterrichts, zumal des religiösen Unterrichts, ist nach meinem Dafürhalten selbst bei der größten methodisch-formellen Vollendung die unfruchtbarste Methode, denn sie weckt nicht, sondern zerstört Leben, sie ist in der Schule

der „Buchstabe, welcher tötet". Ein Tröpflein Wärme ist besser, als ein Meer formeller methodischer Kunst, und ich zweifle keinen Augenblick, daß mancher warmherzige Lehrer, dessen Unterrichts f o r m nicht von didaktischer Meisterschaft zeugt, einen viel segensreicheren Einfluß für das ganze Leben auf seine Schüler geübt hat, als ein kaltherziger formgewandter Kollege, der auf ihn mit Achselzucken herabsieht, eine Behauptung, mit der ich selbstverständlich der methodischen Stümperschaft nicht das Wort rede.

Also die Missionskenntnis, welche die Schule mitteilt, soll bei den Schülern I n t e r e s s e für die Mission wecken, sie soll ihnen die Sache l i e b machen — sonst dürfte von ihr kaum ein Segen erwartet werden. W i e w e c k e i c h a b e r I n t e r e s s e? Wie mache ich meinen Schülern eine Sache lieb? Zürnen Sie nicht, daß ich Ihnen eine sehr elementare Wahrheit als Antwort gebe, die aber darum, weil sie eigentlich selbstverständlich ist, nicht weniger wahr ist. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß die einfachsten Antworten nicht die schlechtesten sind, und daß die elementarsten Wahrheiten meist den Nagel auf den Kopf treffen. Interesse wecke ich nur an solchen Dingen, an denen i c h s e l b s t I n t e r e s s e h a b e, und lieb mache ich anderen nur eine Sache, die m i r s e l b s t l i e b ist — das ist das Ei des Kolumbus. Mit einem Eiszapfen kann man kein Feuer anzünden, auch nicht mit allen Künsten und Erfindungen des 19. Jahrhunderts. Alles, was wir als bloße Zwangsarbeit thun, läßt andere kalt; was uns aber selbst H e r z e n s s a c h e ist, das erwärmt auch andere. Der Pulsschlag unsres eigenen innersten Lebens teilt sich wie durch elektrische Drähte mit, selbst ohne viele direkte Ermahnungen.

Wollen wir also Interesse für die Mission bei unsern Schülern wecken, so müssen wir zuvor selbst ein H e r z für sie bekommen haben und das bekommen wir nur, wenn wir ein Herz für den Mann haben, der die Mission gestiftet hat. Wie jeder Christ, so wird auch der L e h r e r nur dann ein w a r m e r Missionsfreund, wenn er an sich selbst erfahren hat, daß „das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes zur Errettung ist für jeden, der da glaubt"; wenn er von sich selbst sagen kann: „Mir ist Erbarmung widerfahren", wenn es ihm ein persönliches Herzensanliegen geworden, daß der Name Gottes verherrlicht, das Reich Gottes gebaut, der Wille Gottes erfüllt werde; wenn er auf die Frage des Heilandes: „Hast du mich lieb"? mit fröhlichem Aufheben seines Hauptes antworten darf: „Ja Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe." Werden diese ABC-Wahrheiten nicht Wirklichkeiten in unserm Leben, so helfen alle anderen Künste n i c h t s. Sind sie aber bei uns Wirklichkeit, dann brauchen wir keine Anweisungen mehr darüber, w i e wir I n t e r e s s e

an der Mission wecken sollen. Das macht sich dann ganz von selbst. Gerade wie ein Feuer von selbst wärmt, so wird die ganze Art, wie wir die Mission in der Schule behandeln, darnach angethan sein, unsre Schüler für sie zu erwärmen.

Ebenso einfach und natürlich ist die andere Wahrheit: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Viele Gleichgiltigkeit, viel Vorurteil, ja selbst viel Feindschaft gegen die Mission stammt aus Unkenntnis der Sache. Leider ist diese Unkenntnis noch immer sehr weit verbreitet und ich fürchte, daß auch viele Lehrer, wenn ein Missionsexamen mit ihnen abgehalten werden sollte, nicht gerade glänzend bestehen würden. Ich will jetzt die Ursachen dieser Missionsunkenntnis nicht weiter untersuchen; mich auch nicht mit der Verpflichtung der Lehrerseminare beschäftigen: ihren Zöglingen einen solchen Grundstock von Missionskenntnissen mitzugeben, der sie in den Stand setzt und anregt, durch Selbststudium auf diesem Gebiete sich fortzubilden. Ich zweifle nicht, daß diese notwendige — soll ich sagen — Konsequenz oder Voraussetzung des heute verhandelten Themas seitens der Königlichen Regierung praktisch gezogen werden wird; indes nützt das doch denen nichts, die heute bereits im Lehramt stehen. — Sie sollen Ihren Schülern Missionskenntnis verschaffen. Das ist aber ein Kunststück, welches auch der beste Lehrer schwerlich fertig bringt, daß er andern Kenntnisse mitteilt, die er selbst nicht hat. Um etwas geben zu können, muß man zuvor auch etwas haben und um etwas zu haben, muß man arbeiten — das ist eine sehr einfache Philosophie. Das heutige Proponendum führt Sie also zunächst in Studierstubenarbeit. Was sollen Sie aber studieren? Nun fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen unerträgliche Lasten auflege. Ich weiß sehr gut, daß nichts erreicht, wer zu viel verlangt.

Zunächst gilt es, sich mit den Missionsgedanken und Missionsgeschichten der Bibel vertraut zu machen. Das können Sie zur Not auch ohne Hilfsmittel, und vielleicht geben Ihnen die Andeutungen, welche ich nachher machen werde, einige erwünschte Fingerzeige. Ganz besonders müssen Sie aber dem Studium der Missionsgeschichte einigen Fleiß widmen. Wer einen kurzen und doch ziemlich allseitigen Überblick über die Missionsthätigkeit des gesamten Protestantismus, von der Reformation bis auf die Gegenwart sucht, der findet ihn in der 2. Auflage meines „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen“, einem nur 160 Seiten starken Büchlein, das 1,50 M. kostet und alle nötigen Litteraturangaben enthält. Die seitens der Königlichen Regierung zur allgemeinen Orientierung empfohlene, von mir verfaßte Flugschrift: „Die

christliche Mission. Ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart," die nur 25 Pfg. kostet, ist vollständig vergriffen, und ich trage Bedenken, sie neu auflegen zu lassen, da sie bereits in 20 000 Exemplaren verbreitet ist. Die im Verlage des Evang. Büchervereins zu Berlin erschienene: „Missionsgeschichte in Heften", von der bis jetzt 11 Hefte zusammen im Betrage von 4,10 M. ausgegeben sind, bietet eine ziemliche Fülle von Detailmaterial. Ein handliches und für Schulzwecke ausreichendes, freilich aber kritisch nicht genug gesichtetes geschichtliches Material finden Sie in Kypkes: „Missionsgeschichte für das christliche Volk", herausgegeben von dem Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, irre ich nicht, zum Preise von 1 M. Gunderts sechsbändige: „Missionsbilder", welche besonders reich an Einzelgeschichten sind, kosten zusammen gegen 23 M., weshalb ich kaum wage, sie dem einzelnen zur Anschaffung zu empfehlen. Sehr brauchbare Stoffe bieten Ihnen die ebenso schön ausgestatteten wie billigen, in der Halleschen Waisenhausbuchhandlung erscheinenden, bunt illustrierten „Geschichten und Bilder aus der Mission", von denen bis jetzt 3 Hefte à 25 Pfg. ausgegeben worden sind. Lesen Sie endlich noch ein allgemeines Missionsblatt, etwa das Kalwer oder den Berliner „Missionsfreund", die jährlich à 1,20 M. kosten, so werden Sie fürs Erste mit auskömmlichem Material versehen sein. Ein billiger Missionsatlas von Dr. Grundemann für ca. 2 M. wird im Laufe dieses Jahres in der Kalwer Vereinsbuchhandlung erscheinen. Ein eigentliches Handbuch zum Gebrauch für den Lehrer existiert zur Zeit noch nicht; es ist aber wahrscheinlich, daß es nicht mehr sehr lange auf sich warten lassen wird, wie denn auch Verhandlungen schweben über die Abfassung eines Missionskatechismus und eines kurzen Überblickes über das Werk der Mission für das Volksschullesebuch. Besonders die Einzelgeschichten, die für den Schulgebrauch unerläßlich sind, müssen Sie sich freilich selbst zusammensuchen, eine Arbeit, die für einen selbständig arbeitenden Mann immer einen besonderen Reiz hat. Man kann sich ja auch Bücher leihen und sich aus ihnen Auszüge machen, z. B. aus der „Allg. Miss.-Zeitschrift", dem „Evang. Miss.-Magazin"; Grundemanns: „Kleiner Miss.-Bibliothek" und der monographischen und biographischen Missionslitteratur, besonders auch den Werken über die deutschen Missionen. Solche Anlegung von eigenen Stoffsammlungen haben nach meiner Erfahrung auch einen ganz besonderen pädagogischen Wert, einmal indem sie den Lehrer zur selbständigen Arbeit erziehen und dann, weil diese selbständig erarbeiteten Stoffe die Schüler am meisten erwärmen.

Ich komme nun zu der eigentlich methodischen Frage unseres Thema: Auf welche Weise soll die Volksschule ihren Schülern Missionskenntnis verschaffen? Selbstverständlich kann dies weder geschehen in besonders hierzu angesetzten Unterrichtsstunden, noch kann die Missionsgeschichte ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange nach durchgenommen werden. Es ist hier vielmehr das Princip der Konzentration des Unterrichts in Anwendung zu bringen, der Missionsstoff also teils in die religiösen Lehrstunden, teils in den erd- und weltkundlichen Unterricht einzuflechten, teils an das Lesebuch anzuschließen, wenn dasselbe erst ein missionsgeschichtliches Lesestück enthält. Schon die Art der Eingliederung des Missionsstoffes in andere Unterrichtsgegenstände bringt es notwendig mit sich, daß die Methode der Missionsgeschichtsbehandlung in der Volksschule im ganzen dieselbe sein muß, wie die der Kirchen- und Weltgeschichtsbehandlung, nämlich daß wesentlich Geschichten mitgeteilt werden, die allgemeine Übersicht sich auf die Hauptdaten und Hauptereignisse beschränkt und die vaterländischen Leistungen besondere Berücksichtigung finden. Nur darf das alles nicht zufällig geschehen, sondern der Lehrer muß planmäßig zu Werke gehen und möglichst in einem Jahre den gesamten Stoff durcharbeiten, versteht sich ohne dadurch auszuschließen, daß er diesen Stoff in einem andern Jahre ergänzt und verbessert, nachdem er selbst immer gründlicher in ihn eingedrungen ist.

Gestatten Sie mir nun, daß ich so anschaulich als möglich die praktische Ausführung dieser allgemeinen Grundsätze wenigstens anzudeuten versuche. Ich beginne mit den religiösen Unterrichtsfächern und zwar zunächst mit der biblischen Geschichte. Den ersten Anknüpfungspunkt bietet sofort die Geschichte der Schöpfung, nämlich die Erschaffung des Menschen zum Ebenbilde Gottes. Alles was Mensch heißt auf der ganzen weiten Welt trägt noch die, wenn auch noch so verwischten Spuren dieses Ebenbildes, und kann daher in Christo Jesu wiedergeboren werden zu einer neuen Kreatur, woraus folgt, daß die Boten des Evangeliums an keinem Menschen und an keinem noch so tiefgesunkenen Volke vorübergehen dürfen. Man kann hier einiges erzählen von den tiefststehenden Menschenstämmen, z. B. den Feuerländern oder Papus, und zeigen, wie auch ihre Finsternis immer noch durch einige verlaufene Sonnenstrahlen erhellt ist und das Evangelium von Christo aus ihnen bereits etliche zu neuen Menschen gemacht hat, in denen das göttliche Ebenbild wieder deutlich erkennbar geworden.

An der Geschichte des Turmbaus zu Babel werden wir kaum

vorbeikommen können, ohne der Entstehung des Heidentums zu gedenken. Bei dieser Gelegenheit ist es also, ein Wort nicht bloß darüber zu sagen, wie das Heidentum entstanden ist, sondern auch worin es eigentlich besteht und wie weit es bis auf diesen Tag verbreitet ist; was alles kaum geschehen kann, ohne zugleich der Mission Erwähnung zu thun. Auch ist es naheliegend, hier ein Wort über die Mannigfaltigkeit der Sprachen zu sagen; daß es ihrer wohl über 1000 auf Erden giebt, wie diese Sprachenmenge die Verkündigung des Evangeliums erschwere und dennoch in ihrer so vielen heute die gute Botschaft ausgerichtet werde, wie es bereits 345 Bibelübersetzungen gebe u. dgl. — ich denke, daß eine solche Unterrichtsstunde den Kindern nicht langweilig sein wird.

Und wenn wir zur Geschichte Abrahams kommen, nötigt nicht die ihm gegebene Verheißung, daß in seinem Samen alle Geschlechter auf Erden sollen gesegnet werden, zu einer Missionsbetrachtung? Der göttliche Missionsgedanke ist sehr alt und es ist sehr merkwürdig, daß zum erstenmale mit voller Deutlichkeit die Allgemeinheit des Heils für alle Völker gerade an dem Punkte der alttestamentlichen Geschichte ausgesprochen wird, wo Gott ein einzelnes Volk zum Träger der Offenbarung erwählt, also der Schein einer Beschränkung des Heils auf dieses eine Volk entstehen könnte. Niemand hat die Bedeutung der dem Abraham gegebenen Verheißung in ihrer ganzen Tragweite tiefer erfaßt als der große Heidenapostel Paulus, der den aufs engste in sich zusammenhängenden Doppelbeweis aus ihr herleitet, nämlich den von der Gerechtigkeit des Glaubens gegenüber der Gerechtigkeit des Gesetzes, und den von der Berechtigung der Heiden zur Anteilnahme an dem Heile in Christo gegenüber der jüdischen Engherzigkeit, welche diese Berechtigung leugnete oder doch beschränkte.

Ich übergehe eine Reihe typischer Züge in der Geschichte Israels, die sich als Missionsgleichnisse verwenden lassen, erinnere nur flüchtig an die Sendung des Jonas nach Ninive, die eine offenbare göttliche Missionsthat im alttestamentlichen Rahmen ist, und deute auch nur an, daß man die israelitischen Opfer benutzen kann, um ein Wort über den heidnischen Opferdienst und seine Bedeutung zu sagen. Aber wenn ich auch nur noch an die Fülle prophetischer Weissagungen erinnere, welche zu ihrer Zeit eine Aufnahme auch der Heiden ins Reich Gottes in Aussicht stellen, so dürften diese Andeutungen für den Nachweis genügen, daß schon die alttestamentliche Geschichte Anknüpfungen genug für die Einflechtung des Missionsgedankens bietet.

Und nun erst die Geschichte des neuen Testaments. Alle Grundthatsachen des Lebens Jesu stehen im innigsten Zusammenhange mit der Allgemeinheit des Heils, d. h. mit dem christlichen Missionsgedanken. Gleich bei seiner Geburt wird Jesus als der Weltheiland proklamiert, denn die Weihnachtsfreude soll ja allem Volke widerfahren, die Heiden aus Morgenland kommen, den neugebornen König anzubeten, und Simeon verkündet von ihm, daß er ein Licht sei, zu erleuchten die Heiden. In der Passionsgeschichte leidet Jesus unter der Sünde eines heidnischen Landpflegers nicht weniger als unter der des jüdischen Volks zum Zeichen, daß er das Lamm Gottes ist, welches die Sünde der ganzen Welt trägt. Der Verkehr des Auferstandenen mit seinen Jüngern ist wesentlich die Vollendung ihrer Erziehung zu ihrem apostolischen, d. h. zu ihrem Missionsberufe. Bei seiner Himmelfahrt erteilt der Heiland den ausdrücklichen Missionsbefehl und durch seine Erhöhung zur Rechten der Majestät wird er zu einem König gemacht, von dem alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei. So ist zugleich in die Geschichte jedes christlichen Festes der Missionsgedanke eingeflochten, selbst in die des Pfingstfestes, welche uns berichtet, daß die vom heiligen Geiste erfüllten Apostel redeten in den Sprachen von allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, zum Zeichen, daß die Botschaft des Heils in allen Zungen der Welt solle verkündigt und in der Kirche Jesu Christi alle Nationen sollen vereinigt werden.

Und nun ein Blick in die Reden, besonders die Gleichnisse Jesu. Welche Fülle von Missionsgedanken! Z. B. wenn der Herr spricht von der großen Ernte, für die er nur wenig Arbeiter habe; von den andern Schafen, die nicht aus diesem Stalle sind; von den Gästen aus Morgen und Abend, von Mittag und von Mitternacht, die mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen würden; von dem Gericht, das der wiederkommende Menschensohn halten werde über alle Völker der Erde; von der Predigt des Evangelii in der ganzen Welt als dem Zeichen seiner Wiederkunft; wenn er das Himmelreich vergleicht einem Senfkorn, das zum großen Baume wächst; einem Sauerteig, der drei Scheffel Mehl durchsäuert; einem Netze, das ins Meer geworfen wird; einem großen Abendmahl, zu dem die ursprünglich Geladenen nicht kommen wollen und daher die Gäste von den Landstraßen und Zäunen geholt werden; einem Weinberge, der den Weingärtnern genommen und anderen gegeben wird 2c. Die meisten dieser Aussprüche und Gleichnisse müssen doch im biblischen Geschichtsunterrichte, manche auch als Perikopen besprochen werden; mich dünkt: es gehört nicht Kunst dazu, den Missions-

gedanken immer wieder in den biblischen Geschichtsunterricht einzuweben, sondern es gehört Kunst dazu, ihn zu ignorieren; denn das erstere ist natürlich, das letztere unnatürlich.

Wenn nun schon diese so häufig wiederkehrende biblische Begründung der Missionspflicht reichlich Gelegenheit zur Mitteilung von missionsgeschichtlichen Thatsachen bietet, so wird diese Gelegenheit geradezu zur Notwendigkeit bei der Durchnahme der Apostelgeschichte, welche ja nichts anderes ist als die älteste Missionsgeschichte. Fast fürchte ich, daß es diesem wichtigen Buche des N. T. in der Schule geht, wie in der Kirche, nämlich daß es viel zu wenig eingehend behandelt wird. Jedenfalls wird lange nicht genug beachtet, daß ein ganzes und zwar ziemlich umfangreiches Buch des N. T.s eine Missionsgeschichte ist, eine Thatsache, durch welche doch der Gebrauch der Missionsgeschichte wie zur Erbauung der Gemeinde im Gottesdienste so zur religiösen Erziehung der Kinder in der Schule geradezu kanonisch legitimiert wird. Ohne Zweifel bringen wir nun sowohl den Inhalt der Apostelgeschichte wie die Missionspflicht der Christenheit in der Gegenwart dem Verständnis der Kinder viel näher, wenn wir von vornherein ihnen sagen, daß die Apostel die ersten Missionare waren, daß die Erzählung ihrer Thaten den ältesten Missionsbericht bildet; daß sie also nur thaten, was wir heute thun, wenn wir Mission treiben, und daß wir nur fortsetzen, was sie angefangen haben, wenn wir auch in der Gegenwart das Reich Gottes unter den Heiden ausbreiten. Es würde einen Vortrag für sich erfordern, wollte ich im einzelnen auf die missionsmäßige Behandlung der Apostelgeschichte eingehen; ich denke, es ist dies aber auch nicht nötig, sobald der Lehrer sich deß nur bewußt bleibt, daß er die Apostelgeschichte unter dem Missionsgesichtspunkte zu behandeln hat. Ganz natürlich schließen sich dann an die Besprechung der apostolischen Mission, wie sie uns die neutestamentliche Quelle erzählt, die notwendigsten Mitteilungen über den weiteren Verlauf der Geschichte der Ausbreitung des Christentums im Mittelalter wie in der Gegenwart an. Das Christentum ist durch Mission ausgebreitet worden; wo immer es unter einem Volke heimisch geworden, ist das durch die Mission geschehen. Auch unser Vaterland verdankt das Christentum der Mission und die heutigen christlichen Völker erfüllen nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen das, was ihnen selbst die Mission gebracht, wenn sie als die Nachfolger der Apostel und im Gehorsam gegen Christi Missionsbefehl Missionare unter die Heidenvölker der Gegenwart senden. In dieser Gedankenreihe haben Sie den ganz natürlichen Übergang von der apostolischen

Mission zu den folgenden Missionsperioden. Es dürfte genügen, wenn nun am Schlusse des biblischen Geschichtsunterrichts etwa vier Stunden zu einem kurzen in großen Zügen gegebenen, möglichst an hervorragende Personen sich anschließenden Überblicke über die mittelalterliche und besonders die gegenwärtige Mission benutzt würden, unter specieller Berücksichtigung der beiden Fragen: „Wie die alten Deutschen Christen wurden?“ und „Was die heutigen Deutschen für die Mission thun?“ ohne jedoch die so bedeutenden nichtdeutschen Missionsleistungen etwa zu übergehen.

Ich komme jetzt zum Katechismusunterricht. Schon die Einleitung, wenn wir über die Quellen der Gotteserkenntnis (Werke der Schöpfung und Gewissen und ganz besonders wenn wir über die heilige Schrift als die Urkunde der göttlichen Offenbarung) reden, legt die Beziehung auf die Mission sehr nahe. Auch die Heiden besitzen gewisse Reste der Gotteserkenntnis, etliche unter ihnen haben auch heilige Bücher, aber sie besitzen keine Offenbarung. Das Christentum ist die wahre Religion, weil es die Offenbarungsreligion ist. Es ist nicht eine Religion neben andern Religionen, sondern die einzige Religion, welche die Wahrheit hat. Darum außer Christo kein Heil — darum muß es auch die Religion der ganzen Welt werden, wenn allen Menschen geholfen werden soll.

Beim ersten Hauptstück bietet das erste Gebot Gelegenheit über den groben Götzendienst, also über das Heidentum zu reden, dasselbe an konkreten Beispielen zu schildern, zu zeigen, wie viel und wo es heute noch grobe Götzendiener giebt, was unsre Pflicht ihnen gegenüber ist u. dergl. Beim zweiten Gebot kann man der Zauberei, beim vierten der Sklaverei (gelegentlich unsrer Dienstbotenverhältnisse), beim fünften der Grausamkeit und Mißachtung des Menschenlebens, beim sechsten der Vielweiberei unter den Heiden gedenken und durch konkrete Züge aus dem religiösen, sittlichen und socialen Leben der Heiden ebensowohl die Erbarmung mit ihrem Elend wie die Dankbarkeit gegen die Segnungen des Christentums wachrufen, die wir genießen.

Bei der Behandlung des zweiten Hauptstücks nötigt der erste Artikel gelegentlich der Schöpfung des Menschen darauf hinzuweisen, daß alle Geschlechter, die auf dem Erdboden wohnen, von Einem Blute abstammen; der zweite, daß alles, was Mensch heißt, wegen der Allgemeinheit der Sünde eine Erlösung braucht, und daß die Erlösung, welche der Sohn Gottes ins Werk gesetzt, so groß ist, daß sie für die ganze Menschheit langt; der dritte, daß der heilige Geist auf der ganzen Erde die Christenheit sammelt — noch ganz abgesehen davon, daß man im zweiten

Artikel bei der Lehre von der Wiederkunft Jesu die Mission notwendig zur Sprache bringen muß, da der Herr ausdrücklich erklärt hat, daß vor seiner Zukunft das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnis gepredigt sein muß. Man wird nicht umhin können, hier die Frage zu beantworten: Welche Zeit ist es heut an der Weltuhr, d. h. wie weit ist das Werk der Mission vorgeschritten? Auch die Besprechung über den Tod, die Erlösung vom Tod und die Auferstehungshoffnung legt es nahe, an den Heiden zu exemplifizieren, was der Tod ohne Christus ist und was er durch Christum geworden.

Im dritten Hauptstück kann man schon in der allgemeinen Besprechung über das Gebet an die Mission erinnern. Es giebt keinen Menschen in der ganzen weiten Welt, der nie in seinem Leben gebetet hätte. Auch die Heiden beten. Man kann an recht anschaulichen Exempeln aus dem heidnischen Gebetsleben das Wort Christi erläutern: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden." Ganz besonders muß aber die zweite Bitte zum Eingehen auf die Mission veranlassen. Es ist eine ganz ungerechtfertigte Beschränkung dieser Bitte: „Zu uns komme Dein Reich." Unser Herr Jesus Christus hat uns im allerweitesten Sinne ganz allgemein zu beten befohlen: „Dein Reich komme" — nämlich zu allen Menschen, also auch zu denen, wo es noch nicht ist. Wenn man dann etwa auf das Wort zu reden kommt: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende", so kann man getrost sagen: „Steht auf Kinder, faltet die Hände, lasset uns jetzt gleich beten" — ich pflege auf diese Weise je und je meinen Unterricht zu unterbrechen und kann versichern, daß das nicht ohne Eindruck auf die Kinder bleibt.

Daß endlich bei der Besprechung der Einsetzungsworte der Taufe die Mission nicht umgangen werden kann, ist so selbstverständlich, daß kein Wort darüber verloren zu werden braucht. Man kann aber hier etwas warm werden und den Kindern zeigen, wie dankbar zu sein sie Ursache haben, daß sie getaufte Christenkinder und keine Heiden sind.

Diese Andeutungen über die Einwebung biblischer Missionsgedanken und geschichtlicher Missionsthatsachen in die religiösen Unterrichtsfächer mögen genügen. Ich hoffe, man wird ihnen nicht vorwerfen, daß sie etwas Gesuchtes, Gemachtes enthalten. Die Mission ist so sehr ein Grund- und Wesensgedanke des Evangelii, daß sie sich jedem, der ihre centrale Stellung im Ganzen der göttlichen Heilsordnung begriffen hat, an den verschiedensten Punkten der Heilsgeschichte wie der Heilslehre mit Notwendigkeit, ich möchte sagen, aufdrängt. Man kann ja diesen Zusammenhang der Mission mit

den Centralthatsachen und den Centralwahrheiten der göttlichen Offenbarung in sehr überzeugender Weise auch systematisch darstellen. Ich verzichte aber dieses Ortes darauf, weil in die Volksschule die wiederholte gelegentliche organische Verbindung der Mission mit biblischer Geschichte und Lehre gehört, wie ich sie anzudeuten versucht habe.

Außer den religiösen Fächern giebt aber auch der geographische Unterricht reichlich, der geschichtliche je und dann Gelegenheit, der Mission zu gedenken.

Was zunächst den erdkundlichen Unterricht betrifft, so sollte schon der Wunsch, ihn vor Trockenheit und Langweiligkeit zu bewahren, jede Hilfe willkommen heißen, welche ihn für die Schüler interessant zu machen verspricht. Wie die Erde selbst belebt wird durch Pflanzen, Tiere und besonders Menschen, so liegt auch das Geheimnis der Belebung des erdkundlichen Unterrichts in der Verbindung desselben mit Pflanzen-, Tier- und Menschenkunde. Wie viel Stoff besonders für die letztere bietet aber die Missionsgeschichte. Lassen Sie mich das nur an einigen Beispielen zeigen.

Auch in der Volksschule muß wenigstens eine orientierende Übersicht über die fremden Weltteile und ihre Hauptländer gegeben werden. Also nehmen wir Asien. Da ist das große Wunderland Indien. Es wird sofort das Interesse der Kinder erregen, wenn ihnen an einzelnen Zügen die Menschen beschrieben werden, die es bewohnen und die Götter, denen sie dienen; wenn sie etwa von den dort üblichen Kinderheiraten, von der traurigen Stellung der Witwen und überhaupt der Frauen, von der Kaste, von einem Götzenfeste oder von Götzenopfern, von den Waschungen im Ganges oder von den Selbstpeinigungen etwas hören, durch welche die Hindus die Gerechtigkeit vor Gott zu erlangen suchen. Gelegentlich der deutschen Kolhsmission kann auch ein Wort über die Ureinwohner des Landes gesagt werden. Oder gehen wir nach China. Da ist zunächst an manches Löbliche zu erinnern, nämlich daß die bezopften Chinesen sehr fleißig, sparsam und nüchtern sind und daß sie ihre Eltern und Vorgesetzten im Leben und noch mehr nach dem Tode mit großer Ehrerbietung behandeln; dann freilich auch von dem ganz heidnischen Wesen des Ahnendienstes und dem mancherlei Aberglauben, besonders der Wind- und Wasserlehre einiges zu erzählen. Da kann man ferner eine chinesische Schule beschreiben und über die merkwürdige Sprache und Schrift ein Wörtlein sagen, auch des Hasses der Chinesen gegen die Fremden und des traurigen Opiumhandels gedenken. In ganz natürlicher Weise wird sich an Schilderungen dieser Art immer die Mitteilung

anschließen, daß Missionare in diesen Ländern arbeiten, um die Heiden zu Christen zu machen und was sie bisher ausgerichtet haben. Daß seit seiner Eröffnung für den Weltverkehr das japanische Reich ein so hoffnungsvolles Missionsgebiet geworden, ist gleichfalls anzudeuten. Für uns, die wir mit der rheinischen Missionsgesellschaft zusammenhängen, ist es notwendig bei der großen Sundainsel Sumatra, wo dieselbe ein so gesegnetes Arbeitsfeld hat, ein wenig stehen zu bleiben und über das interessante Volk der Batta einiges mitzuteilen. Stoff dazu bieten reichlich die rheinischen Missionsberichte.

Durchstreifen wir flüchtig die Südsee. Wie fest werden sich den Kindern beispielsweise die Sandwichinseln einprägen, wenn ihnen die Geschichte der dort erfolgten Ermordung Cooks vor ca. 100 Jahren und dann die etwa 50 Jahre später begonnene und wieder 50 Jahre darauf vollendete Christianisierung dieser Inseln anschaulich erzählt wird; oder wenn sie von dem gewaltigsten aller feuerspeienden Berge der Erde, dem Kilauea und dann die der Fällung jener Donarseiche durch Bonifatius ähnliche Geschichte von der mutigen Prinzessin Kapiolani hören, die der Göttin Pele trotzbietend unter Gebet zu dem lebendigen Gott Wasser in den Feuersee des Kraters goß. Mit welcher Aufmerksamkeit werden Ihnen die Kinder folgen, wenn Sie ihnen etwa die Lebensgeschichte des großen Südseemissionars John Williams erzählen und an der Hand der Karte eine der vielen Reisen dieses seltenen Mannes von Insel zu Insel ihnen beschreiben. Oder wenn Sie die Witiinsulaner schildern, wie sie waren vor 60, 50, 40 Jahren und wie sie nun durch die Arbeit der Missionare so ganz anders geworden sind und man unter diesen ehemaligen Kannibalen, welche einst den Schrecken der Seeleute bildeten, heute so sicher reisen kann, wie in der Provinz Sachsen.

Werfen wir nur einen Blick auf Afrika, das vor andern Erdteilen durch die neuen Entdeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Mission und Geographie stehen auch hier in engster Wechselbeziehung zu einander. Wie die Mission der geographischen Entdeckung die wesentlichsten Dienste leistet, so bahnt diese wieder der Mission sehr häufig den Weg. Selbst in der Volksschule können Sie heutzutage nicht von Afrika reden, ohne wenigstens Livingstones und Stanleys zu gedenken. Wenn Sie den Kindern Züge aus dem interessanten Leben Livingstones erzählen, dieses großen „Missionars, Reisenden, Menschenfreundes“, wie er auf seinem Grabstein unter der Kanzel der herrlichen Westminsterabtei genannt wird; wenn Sie seine Jugendentwickelung, seine Missionslaufbahn, seinen Kampf gegen den Sklavenhandel, die Erlebnisse

auf seinen Reisen, seine Entdeckungen und die großartigen Anregungen schildern, die von dem allen ausgegangen sind; und dann schließlich die Kinder an die drei innerafrikanischen Seen führen, an denen seit Livingstones Tode die romantischsten Missionen der Neuzeit ins Werk gesetzt worden sind, so dürfen Sie davon überzeugt sein, daß eine solche Geographiestunde nicht bloß an Belehrung, sondern auch an Genuß für die Kinder reich ist. Und wenn Sie von Stanleys Zusammentreffen mit Livingstone zu Udschidschi am Tanganyika und dann von seiner epochemachenden Entdeckungsreise quer durch Afrika den Kongo hinab zu Ihren Schülern reden, so müssen Sie durch Hinweisung auf die bereits in Angriff genommenen neuen Kongomissionen zeigen, wie sofort durch das neue geöffnete westafrikanische Eingangsthor Christi Boten mit dem Evangelio des Friedens ins Innere des dunkeln Weltteils eingedrungen sind. Jawohl des „dunkeln Weltteils", wie Stanley treffend sagt. Malen Sie also auch an Bildern aus dem afrikanischen Völkerleben, wie es die Missionare und die Reisenden uns geschildert, den Kindern das Elend Afrikas vor die Seele, welches zu uns herüberschreit: „Kommt und helft uns" — und Sie werden ihnen nicht blos einen Beweis für die Notwendigkeit und von dem Segen der heutigen Heidenmissionsthätigkeit in die Hand geben, sondern auch ihr Interesse an diesem Werke erwecken. Daß die von lauter schwarzen Missionaren betriebene und sogar unter der Oberleitung eines schwarzen Bischofs, des bekannten Samuel Crowther, stehende gesegnete Mission am Niger, die erfolgreiche Mission in Madagaskar und endlich die verschiedenen deutschen Missionen in West- und Südafrika besonders zu erwähnen sind, sei nur gelegentlich bemerkt.

Endlich noch einige flüchtige Andeutungen betreffs Amerikas. Hier bietet Grönland und Labrador im äußersten Norden wie Feuerland im äußersten Süden treffliche Gelegenheit, einige Züge von der Selbstverleugnung der Missionare mitzuteilen, die auch durch Schnee und Eis und Sturm und Kommunikations- und Nahrungsmangel sich nicht abhalten lassen, verkommenen Heiden das Evangelium zu bringen. Die brüdergemeindliche Mission und die Geschichte des edlen Gardiner, der mit seinen Genossen im Feuerlande den Hungertod starb, ist erwecklich für Groß und Klein. Einen ganz andern Gesichtspunkt kann man verfolgen, wenn man zu den Indianern Nordamerikas und den als Sklaven eingeführten Negern Westindiens kommt. Hier läßt sich, was freilich auch z. B. bei Südafrika oder Australien geschehen kann, ein Blick in das große die Schandthaten der christlichen Europäer gegen die wilden heidnischen Völker umfassende Sündenregister thun, welches eins der schwärzesten Blätter der

Weltgeschichte bildet. Auch um dieser vielen Blutschulden willen sind die christlichen Völker Europas und Amerikas Schuldner der Heiden und es muß uns einige Genugthuung gewähren, daß die Mission diesen gemißhandelten Heiden gezeigt hat: es giebt doch auch Thatchristen, welche nicht zu ihnen kommen, um sie auszubeuten, sondern um sie auf den Weg des Heils zu führen. In Südamerika verlohnt es sich bei der gräber- und erfolgreichen brüdergemeindlichen Mission in Suriname einen Augenblick zu verweilen, besonders um der tapfern Treue zu gedenken, die hier — wie allerdings auch auf dem Bremenser und Baseler Missionsgebiet in Westafrika — auch durch das häufige Sterben der Missionare von der Fortsetzung der Evangelisationsarbeit sich nicht hat abhalten lassen.

Alle auf solche Weise gelegentlich gemachten missionsgeschichtlichen Mitteilungen lassen sich dann in ein paar geographischen Repetitionsstunden trefflich zusammenfassen und zwar so, daß beides: Missionskunde und Erdkunde den gleichen Vorteil davon hat. Man macht etwa eine Reise um die Welt unter der Aufforderung: wir wollen heute einmal sehen, in welchen außereuropäischen Ländern Mohammedaner und Heiden wohnen und in welchen die Mission der Gegenwart bereits angefangen hat, das Christentum einzuführen. Durch dergleichen geographische Orientierungen leistet die Schule der Einprägung von Missionskenntnissen einen sehr wesentlichen Dienst. Ohne Zweifel hindert die mangelnde geographische Unterlage die Zurechtfindung auf den verschiedenen Missionsgebieten und das Behalten der in Missionsschriften und Missionsstunden mitgeteilten Thatsachen in ganz enormer Weise. Schafft die Volksschule diese geographische Unterlage, so wird sie eine sehr wirksame Missionsmitarbeiterin in der Heimat; und während sie der Mission dient, dient diese ihr dadurch reichlich wieder, daß sie ihr die Stoffe zur Belebung mehr als eines ihrer Unterrichtsfächer liefert.

Über die Einflechtung der Mission in den weltkundlichen Unterricht ist nur wenig zu sagen, da die notwendige Beschränkung dieses Unterrichts in der Volksschule etwa nur bei Konstantin, Bonifatius und Karl dem Großen für eine Erinnerung an die älteren Missionen Raum läßt, für die neuere Mission aber etwa nur bei der Erwähnung der großartigen Entdeckungen und Erfindungen unsres Jahrhunderts dadurch eine Anknüpfung bietet, daß dieselben der heutigen Missionsthätigkeit wichtige Wegbahnerdienste geleistet haben.

Außer durch ihren Unterricht kann ja die Volksschule noch manches zur Erweckung und Pflege des Missionssinns bei den Kindern thun, wenn der Lehrer ein für die Sache erwärmter Mann ist. Man kann die

Kinder anhalten, die öffentlichen Missionsstunden regelmäßig zu besuchen und den Inhalt dieser Stunden in der Schule kurz wiederholen; man kann geeignete volkstümliche Missionsschriften (vornehmlich die schon oben erwähnten „Geschichten und Bilder aus der Mission") unter den Kindern und durch die Kinder in den Häusern verbreiten, auch ein Kindermissionsblatt den Schülern zum Abonnement empfehlen; man kann durch Einübung passender Gesänge (vornehmlich aus der „Missionsharfe") bei Missionsfesten die Kinder sich aktiv beteiligen lassen; man kann auch — nachdem bereits ein Interesse erweckt ist — zur freien Sammlung von kleinen Missionsgaben den Kindern Anregung geben. „Wo ein Wille ist", sagt ein amerikanisches Sprichwort, „da ist auch ein Weg", und wo ein Herz ist, da ist auch ein Mund zum Werben und eine Hand zum Handeln. An einer Uhr, die ein inwendig treibendes Uhrwerk hat, braucht man die Zeiger nicht von außen zu schieben. Ist der Gehorsam gegen den Missionsbefehl, den Christus selbst gegeben, ist die Dankbarkeit gegen die Segnungen des Evangelii, die wir selbst genießen, und ist die Barmherzigkeit gegen die Millionen unsrer Mitmenschen, die dieses Evangelium noch nicht einmal kennen — ist das alles in uns eine inwendig treibende Kraft, so werden wir es ganz von selbst nicht lassen können, auch in der Schule auf jede Weise dahin zu wirken, daß die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden zu einer Sache des lebendigsten Interesses unsrer Schüler gemacht wird.

Zur apologetischen Bedeutung der Heidenmission.

Vom Herausgeber.

II.

Die Mission ein Thatbeweis der Kraft des Evangelii.

Sie führt diesen Beweis 1. durch die Mittel und Werkzeuge, deren sie sich bedient, und 2. durch die Wirkungen, welche sie ausübt.

1.

Versetzen wir uns einen Augenblick in die Geburtsstunde der christlichen Mission. Einer kleinen Schar von Männern, die aus ungelehrten Leuten und Laien besteht, noch voller jüdischer Vorurteile ist und in den Sichtungsstunden der Passion sich als schwache Rohre bewiesen hat, erteilt in einem unbekannten Winkel der Erde ein von seinem eigenen Volke verworfener Prophet, dessen Namen jenseit der Grenzen des jüdischen Landes völlig unbekannt war, den staunenerregenden Befehl: „Gehet hin

und machet alle Völker zu meinen Jüngern." Als Mittel zur Ausführung dieser Riesenaufgabe legt er nicht etwa großartige Waffen weltlicher Gewalt in ihre Hand. Er ist so weit davon entfernt, daß er vielmehr ausdrücklich verbietet, das Schwert zu ziehen. Auf nichts anderes verweist er sie, als auf die Taufe und Lehre. Und auf welche Lehre? Etwa eine solche, die auf den Beifall der Welt zu rechnen hat, die an die menschlichen Leidenschaften appelliert und dem Fleische schmeichelt? Ganz im Gegenteil. Das Evangelium von seinem Tode und von seiner Auferstehung, das er ihnen zu verkündigen befiehlt, ist der Welt ein Ärgernis und eine Thorheit." Er sendet seine Boten aus nicht als Löwen, sondern „als Schafe mitten unter die Wölfe"; er weiß, daß die Welt sie hassen, verfolgen, ja töten wird — welches Vertrauen in die Gotteskraft seines Evangelii mußte Christus haben, daß er gewiß war, auf einem solchen Wege zur Weltherrschaft zu gelangen? Es kann keinen schreienderen Kontrast geben, als den zwischen der Größe der Missionsaufgabe und den zu ihrer Ausführung von Christo selbst angewiesenen Mitteln, die — menschlich betrachtet — völlig unzureichend, ja vielleicht geradezu verkehrt erscheinen müssen, um die Welt zu erobern. Wird aber diese Eroberung mit diesen Mitteln dennoch ausgeführt, so dünkt mich, ist der Beweis erbracht, daß nicht menschliche Macht, sondern Gottes Kraft hier wirksam gewesen sein muß.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick in die Missionsgeschichte, ob sie diesen Beweis wirklich erbringt. Ich darf mich hier ziemlich kurz fassen, da der Artikel: „Die Heidenmission eine Großmacht in Knechtsgestalt" (S. 3 ff.) diesen Gesichtspunkt schon eingehend beleuchtet hat.

Wir alle kennen die Widerstände, welche die antik-klassische Welt dem Evangelio entgegenstellte, Widerstände nicht blos der politischen Gewalt und des Pöbelhasses, sondern noch mehr des Weisheitsstolzes und der Kulturüberlegenheit. Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei ungleichere Mächte einander gegenüber gestanden als das antike Heidentum und das junge Christentum. Nach menschlicher Meinung war absolut keine Aussicht, daß jener Riese durch diesen Zwerg könne überwunden werden. Und doch ist er überwunden worden. Es sind weder Machtmittel menschlicher Gewalt noch menschlicher Weisheit gewesen, die diesen Sieg herbeigeführt haben. Beide standen der Mission der ersten Jahrhunderte nicht zu Gebote. Das Christentum ist in seiner ersten Missionsperiode eine Großmacht geworden ohne Mittel weltlicher Ritterschaft, allein durch die dem Evangelio immanente Gotteskraft. Diese

Wahrheit wird auch nicht entkräftet, durch die Thatsache, daß Konstantin die Partei des Christentums ergriff und von da ab die politische Gewalt in der Ausbreitung des Christentums eine beklagenswerte Rolle spielt. Denn obgleich zu Anfang des vierten Jahrhunderts die Christen sich noch sehr in der Minorität befanden, so war der Sieg des Christentums damals doch bereits völlig entschieden und die Parteinahme Konstantins glich nur dem Zeiger an der Uhr, der diesen Sieg als ein weltgeschichtliches Faktum markierte. Nun folgte ja freilich eine Zeit, in der die Ausbreitung des Christentums sich vielfach auf den weltlichen Arm stützte, aber was geschieht? Gott richtet diesen Gebrauch weltmächtlicher Missionsmittel als eine schwere Verirrung, denn in dem Maße, als man Fleisch für seinen Arm hält, entweicht der Geist. Wohl gelingt es der Weltmacht, der christlichen Kirche Massen einzuverleiben, aber in diesen Massen ist von der rettenden Kraft des Evangelii wenig zu spüren. Liegt in dieser göttlichen Negation, in dieser Zurückhaltung der Kraft Gottes nicht auch ein mächtiges apologetisches Zeugnis? Sobald die Mission den ihr von ihrem Stifter vorgezeichneten knechtsgestalteten Weg verläßt und statt des der Welt mißfälligen Wahrheitszeugnisses Mittel in Anwendung bringt, die der Welt imponieren, entbehrt sie der göttlichen Kraftlegitimation — geradeso wie innerhalb der Christenheit diese Legitimation fehlt, sobald man dem Evangelio das Ärgernis des Kreuzes nimmt, um es der Welt desto annehmbarer zu machen. Die menschliche Kraft und die menschliche Weisheit macht stets Fiasko, wenn sie sich an die Stelle der göttlichen Schwachheit und der göttlichen Thorheit setzt. Was lehrt diese Thatsache? Doch offenbar das, daß die Kraft Gottes nur in dem Evangelio von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen liegt? Mit andern Worten, daß Christus nur dann in Wahrheit König ist, wenn er als Hoherpriester seine Eroberungen macht. Bis auf Konstantin hat die Missionsgeschichte diesen Beweis in positiver Weise geführt, nach Konstantin führt sie ihn auch in negativer Weise.

Ich will keinen längern Exkurs über die mittelalterliche Mission einflechten, die in demselben Maße, als Wahrheit und Verirrung in ihr sich mischten, auch ein Gemisch von Kraft und Schwäche an sich trug. Aber auf zwei nachmittelalterliche Missionsthatsachen muß ich hinweisen, denen das göttliche Kraftzeugnis fast gänzlich fehlt, weil sie in verkehrten menschlichen Macht- und Weisheitswegen einhergegangen sind. Das sind zuerst die römischen Missionen im mittleren und südlichen Amerika wie in Indien, China und Japan, und zum andern die protestantisch-holländischen

Missionen im indischen Archipel. Was die ersteren betrifft, so ist hinlänglich bekannt, daß die amerikanischen Missionen, die das schwärzeste Blatt in der Geschichte der christlichen Mission überhaupt bilden, ein Christentum gepflanzt haben, das bis heute, also nach vier Jahrhunderten, sich von dem Heidentum nicht wesentlich unterscheidet; ebenso bedarf es nur der Erinnerung, daß in Japan die römische Mission durch eigene schwere Verschuldung dem Gerichte des Schwertes verfiel. Aber auch in Indien und China haben sich die römischen Missionen als ein kraftloses Salz bewiesen, und selbst die Prahlerei mit ihren vermeintlich großen Zahlen ist ein sehr nichtiger Ruhm, wenn man bedenkt, daß diese Missionen bereits über drei Jahrhunderte am Werke sind und zahlreiche Arbeiter ihnen zur Verfügung standen. Nach einer dreihundertjährigen evangelischen Missionsarbeit in Indien und China werden ganz andere Erfolge zutage getreten sein, als sie heute die römische Mission aufweist. Leider hat auch der Protestantismus eine der römischen Praxis ähnliche Verirrung in seiner Missionsgeschichte durchgemacht und das Gericht ist auch hier nicht ausgeblieben. Von den hunderttausenden, welche einst die holländische Regierungsmission im indischen Archipel in verhältnismäßig kurzer Zeit auf sehr mechanischem Wege für das Christentum gewann, ist nur ein sehr dürftiger Rest übrig geblieben und auch dieser dürftige Rest war so sehr wieder verheidnischt, daß eine erneute Missionsarbeit im evangelischen Geiste unter ihm nötig wurde.

Es liegt durchaus kein Grund vor, diese für unsre Beweisführung ungünstig scheinenden Thatsachen irgendwie zu vertuschen. Sie sind vielmehr der göttliche Thatprotest gegen die Verirrung, welche aus dem Reiche Christi ein Reich von dieser Welt machen will; eine Vertheidigung, die das Evangelium selbst führt, indem es den verkehrten Wegen seiner Ausbreitung die Kraft Gottes versagt. Dem Mohammedanismus fehlt eine solche Desavouierung ebenso, wie ihm der positive Beweis der göttlichen Kraft fehlt. Ihm kommt es nur auf äußere Herrschaft, daher auf Ausbreitung um jeden Preis, nicht auf Seelenrettung, nicht auf Lebenserneuerung an. Darum spekuliert seine Lehre auch auf das Fleisch und empfiehlt er zu ihrer Ausbreitung äußere Gewalt. Hier gehört zum Wesen der Religion und daher auch zum Wesen ihrer Mission, was in der christlichen Mission durch den Mangel an göttlicher Krafterweisung als Entartung desavouiert wird.

Leider hat auch die neuere römische Mission von dieser Entartung sich nicht völlig losgesagt. Wo immer die Gewaltmittel des weltlichen Arms, vornehmlich Frankreichs, aus politischer Klugheit sich ihr zur

Verfügung stellten, da hat sie von ihnen den ungeistlichsten Gebrauch gemacht. So z. B. in ihrer China- und Südseemission und ich fürchte, daß wir am Kongo und auf Madagaskar ähnliches erleben werden. Dagegen hat die neuere evang. Mission das vestigia terrent ernstlich beherzigt. Vereinzelte kleine Mißgriffe abgerechnet, ist es ihr wirklicher Ernst, das Christentum auszubreiten ohne Mittel weltlicher Ritterschaft allein in der Kraft des Zeugnisses von Christo. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert z. B. die madagassische Missionsgeschichte. Es ist bekannt, wie infolge der Annahme des Christentums seitens der dortigen Königin plötzlich hunderttausende ihrer Unterthanen die heidnischen Götter verließen. Was geschah seitens der protestantischen Missionare? Statt den knechtlichen Sinn der Madagassen auszubeuten, die es für ihre Unterthanenpflicht hielten, dem königlichen Beispiele mechanisch zu folgen, traten sie mit aller Energie dem Mißbrauche entgegen, welchen viele Beamte mit der königlichen Autorität trieben, um einen äußerlichen Religionswechsel herbeizuführen. Mit nüchternem Blick erkannten sie die kritische Lage des Christentums auf der Insel und statt immer größere innerlich unvorbereitete Massen in die christliche Kirche einströmen zu lassen, begannen sie ein Werk der Sichtung, das bis heute fortgesetzt wird. So fern waren sie davon, die Gunst des Hofes zu einer massenhaften Konvertierung zu benutzen, daß sie vielmehr durch eine energische Opposition gegen staatliche Übergriffe in das geistliche Gebiet diese Gunst aufs Spiel setzten. So operiert die evangelische Mission auch auf keinem anderen ihrer zahlreichen Gebiete mit Gewaltmitteln irgend einer europäischen Macht. Wohl haben die Kolonialregierungen den Missionaren manchen Schutz gewährt, auch indirekt ihrem Werke manchen präparatorischen Dienst geleistet; aber selbst wo sie keine feindliche Stellung, sondern eine wohlwollende Neutralität einnahmen, ist der Missionserfolg nirgends auf ihre Rechnung zu setzen. Was erreicht ist, ist in der Kraft des Evangelii erreicht.

Zum Beweise lenke ich Ihren Blick auf eine doppelte Thatsache. Zuerst auf die furchtbare Realität der entgegenstehenden Schwierigkeiten, von deren wirklicher Größe wohl nur wenige unter uns eine richtige Vorstellung haben. Ganz abgesehen von den Erschwerungen, welche das Klima und besonders die Sprache bietet, abgesehen auch von den vielen Ärgernissen, welche das gottlose Leben so vieler Namenchristen bereitet — vergegenwärtigen Sie sich nur die Widerstände, welche z. B. in China und Indien Selbstgerechtigkeit und Weisheitsdünkel, Fremdenhaß und Kastengeist; in Afrika Stumpfheit und Versunkenheit und Tyrannei, Wollust und

Sklaverei der Mission entgegenstellen; bedenken Sie, wie überall das Heidentum mit dem gesamten politischen und gesellschaftlichen Leben zusammengewachsen ist, und welch eine Macht die Zaubereifurcht wie die väterlich überlieferte Sitte repräsentiert; und dann stellen Sie sich die hier kompakten, dort in zahllose Stämme zersplitterten Millionen vor, welche unter dem knechtenden Banne dieser komplizierten Verhältnisse seit Jahrtausenden dahin leben — so ist einleuchtend, daß das Bekenntnis: „Mit unserer Macht ist nichts gethan," hier mehr als eine rhetorische Phrase, daß es volle ernste Wahrheit ist. Indem wir es wagen mit diesem riesigen Feinde in allen Weltteilen den Kampf aufzunehmen, legen wir lautes Zeugnis ab, daß wir eine allmächtige Gotteskraft des Evangelii glauben. Ohne diesen Glauben wäre die Heidenmission eine Schwärmerei und sie verdiente die Kritik: „Paule, du rasest".

Aber, Gott sei Dank, die Thatsachen widerlegen einen solchen Vorwurf. Trotz der ungeheuren Widerstände ist Erfolg da. Zwar von wenigen bereits abgeschlossenen Missionen abgesehen, können wir heute noch von keinen vollendeten Siegen reden, einfach darum nicht, weil wir noch im Anfange des Kampfes stehen, aber die mehr als $2^1/_4$ Millionen Heiden, die in christliche Gemeinden gesammelt, die zahllosen Götzenaltäre, die auf allen Missionsgebieten gestürzt, die christlichen Lebensordnungen, die an die Stelle heidnischer Unsitten, selbst über den Bereich der Missionsstationen hinaus getreten sind, beweisen, daß unser Glaube an die Kraft des Evangelii keine Schwärmerei ist. Und zwar beweisen sie das im Zusammenhange mit der zweiten Thatsache, die ich Sie ins Auge zu fassen bitte, nämlich, daß andere als die Missionsmächte des Evangelii ähnliche Erfolge nicht zustande zu bringen vermocht haben. Allerdings ist durch die europäischen Kolonialregierungen den heidnischen Nationen der Gegenwart manche Wohlthat erwiesen worden. Es wäre geradezu eine Unwahrheit in Abrede zu stellen, daß sowohl die britische wie die niederländische Kolonialmacht nicht bloß viel zur wirtschaftlichen, sondern auch manches zur geistigen Hebung der unter ihrem Regiment stehenden Völkerschaften gethan und daß manche rohe heidnische Unsitte durch ihren Einfluß abgeschafft worden ist. Auch hat die durch den Weltverkehr vermittelte Berührung mit der abendländischen Kultur nicht bloß verderbliche Einwirkungen auf die fremden Nationen ausgeübt, sondern auch mehr als eine Bresche in die Mauern des Heidentums gelegt, die der Mission als offene Thüren dienten. Aber — vergeblich sehen wir uns selbst auf den günstigsten Gebieten nach Thatsachen um, welche

eine Überwindung der vorhin charakterisierten heidnischen Widerstände durch diese Mächte dokumentieren. Weder in West- oder in Südafrika, noch im indischen Archipel oder in Vorderindien, wo die europäischen Kolonial- und Kulturmächte doch bereits seit Jahrhunderten ihren gewaltigen Einfluß geltend machen, haben sie den heidnischen Götzendienst, die heidnische Zauberei, die heidnische väterliche Sitte in nennenswerter Weise zu überwinden, oder gar eine sittliche Wiedergeburt herbeizuführen vermocht. Einigen polytheistischen Glauben haben sie zerstört, einigen Civilisationsfirnis aufgetragen und zur alten Selbstgerechtigkeit noch manchen neuen Dünkel hinzugefügt; aber eine Regeneration können sie nirgends aufweisen. Wer es mit Händen greifen will, wie ohnmächtig zu einer solchen die weltlichen Großmächte sind, der muß in die unter ihrem Einfluß stehenden Heidenländer gehen. Wenn nun durch die Verkündigung des Evangelii, sei es bis jetzt auch nur in beschränkter und unvollkommener Weise, die Mission thatsächlich thut, was die weltlichen Großmächte thatsächlich nicht können, beweist sie dadurch nicht, daß in diesem Evangelio ein Kraft wirksam sein muß, die die Welt nicht geben — Gott sei Dank, aber auch nicht nehmen kann, wenn sie sich ihm feindlich gegenüber stellt.

Nach einer andern Seite hin führen diesen Beweis auch die menschlichen Werkzeuge, deren sich Gott zur Ausbreitung seines Reiches bedient und zwar zunächst, so überraschend das auch klingt, durch ihre Schwachheit.

Lassen wir die Zahl der Missionsarbeiter ganz außer betracht, die zu allen Zeiten in einem schreienden Mißverhältnis zur Größe und Schwierigkeit der Missionsaufgabe gestanden hat, zumal die alte Klage: „Wenige sind der Arbeiter", nicht bloß bezüglich der Quantität, sondern auch der Qualität verstanden sein will. Im Eingange des ersten Korintherbriefes preist es St. Paulus als einen Ruhm Gottes, daß er erwählet hat, was thöricht, was schwach, was unedel, was verachtet ist vor der Welt, weil dadurch jeder Menschenruhm zu nichte gemacht und der überschwenglichen Kraft Gottes die Ehre gegeben wird. Auch bezüglich der Missionsarbeiter gilt diese göttliche Wahl. Zwar es hat unter ihnen in jeder Missionsperiode auch einige Gewaltige nach dem Fleisch gegeben, Männer von großer natürlicher Begabung, die auch in jedem andern Berufe eine hervorragende Stellung eingenommen haben würden. Paulus selbst ist unter diesen Großen der Größte. Man giebt sich in den Biographien dieses außerordentlichen Mannes viel Mühe, um aus seinem Bildungsgange und seinen Naturgaben nicht nur seine besondere

Qualifikation zum Heidenapostel, sondern auch die Erfolge seiner Thätigkeit zu erklären, weil wir leider zu sehr gewohnt sind, bloß mit menschlichen Faktoren zu rechnen. Paulus selbst ist aber soweit davon entfernt, die Erfolge seiner Arbeit auf Rechnung seiner natürlichen Stärke zu setzen, daß er vielmehr bekennt, durch seine Schwäche zu ihnen tüchtig gemacht worden zu sein. Erniedrigen wir diese überraschende Erklärung des größten aller Apostel nicht, indem wir sie als eine bloße Demutsphrase auffassen; sie war das reale Ergebnis einer langen Erfahrung im praktischen Missionsdienst, einer Erfahrung, die nach Paulus alle natürlich großen Missionare gemacht haben. Wenn sie schwach waren, waren sie stark, und wenn sie sich für stark hielten, waren sie schwach — eine Wahrheit, die zu allen Zeiten genugsam auch durch die Thatsache illustriert wird, daß viele von Natur wenig begabte Männer das Reich Gottes mit größerem Erfolg ausgebreitet haben, als manche natürlich hochbegabte. Was beweist dieses Zeugnis der Erfahrung? doch offenbar das, daß nicht in den menschlichen Naturgaben, sondern in der dem Evangelio immanenten Kraft Gottes das Geheimnis des Erfolges liegt. Je entbundener diese Kraft, desto größer der Erfolg.

Die Wahrheit dieser Thatsache springt noch evidenter in die Augen, wenn wir auf die auch natürlich schwachen Missionare schauen, welche zu allen Zeiten die große Mehrheit bildeten. Es ist eine geheimnisvolle Knechtsgestalt der Wege Gottes in dieser Welt, daß er gerade zu dem so großen und schweren Werke der Ausbreitung seines Reiches, zu dem nach unsrer Meinung die ausgezeichnetsten Kräfte nötig sind, sich nicht bloß mit „ungelehrten Leuten und Laien" begnügen muß, sondern daß unter diesen von der Welt gering geachteten Werkzeugen sich auch viele wirklich unbedeutende Männer befinden, die ihrer großen Aufgabe nicht gewachsen sind. Nun hüte ich mich wohl, in der Paradoxie soweit zu gehen, daß ich das ohne Einschränkung für einen Triumph der Mission erkläre. Es ist auch ein Hemmschuh für sie und es giebt natürlich schwache Missionare genug, die nichts ausrichten. Und doch — liegt eine Ironie Gottes auf den menschlichen Kraft- und Weisheitsdünkel darin, daß er auch mit schwachen Werkzeugen die Welt erobert. Sobald nämlich von diesen wenig angesehenen, wenig gebildeten und vielleicht auch wenig begabten Männern nur gesagt werden kann: Christus lebet in ihnen, und sie in der Einfalt eines persönlichen Erfahrungsglaubens den Gekreuzigten verkündigen, so haben sie den uns oft überraschendsten Erfolg. Es giebt nur eine Erklärung dieses Geheimnisses: die rettende Gotteskraft des Evangelii ist hier entbunden und feiert ihren Triumph über alle menschlichen Künste.

Aber so wenig wir die Missionare idealisieren dürfen, so wenig dürfen wir sie verkleinern. Mögen immerhin die meisten von ihnen unter die „Kleinen“ gerechnet werden. Wie manche Größe sehr klein wird, wenn man sie in das Licht des Evangelii stellt, so wird auch manche Kleinheit sehr groß in diesem Lichte. Es gehört mit zu den Ehren, mit denen der Herr die seine Schmach reichlich tragende Mission fort und fort schmückt, daß sie nicht wenige solcher Menschen aufzuweisen hat, deren Leben eine Apologie der Kraft des Evangelii ist. Mosheim eröffnet seine — ich fürchte viel zu wenig gekannten — „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi“ mit einer meisterhaften Predigt über das Thema: „Der Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel.“ Man kann mutatis mutandis einen ähnlichen Vortrag halten über den „Beweis der Kraft des Evangelii nicht bloß aus dem Leiden und Sterben, sondern auch aus dem Leben der Missionare.“ Ich begnüge mich der Kürze halber mit der bloßen Andeutung dieses Gedankens, um ebenfalls nur andeutungsweise noch auf einige andere Punkte hinzuweisen, bevor ich zum 2. Teile übergehe.

Wie aus der immerhin stattlichen Schar von ca. 6000 Männern und Frauen, welche heute im Missionsdienste stehen, ein nicht ganz geringer Prozentsatz ein lebendiger Beweis der Kraft des Evangelii ist, so liegt ein solcher Beweis auch schon in der Thatsache, daß es in der Christenheit heut überhaupt ein Missionsleben giebt. Ich würde dem dritten Hauptteile meines Themas vorgreifen, wollte ich jetzt von der erinnernden Thätigkeit des heiligen Geistes reden, die den vergessenen Missionsbefehl der evangelischen Christenheit wieder ins Gedächtnis gerufen, oder von dem göttlichen Mitwirken, welches durch auffallende Wegbahnungen und Thüröffnungen eine „Fülle der Zeit“ auch für die Mission der Gegenwart deutlich erkennbar macht. Es genüge daran zu erinnern, daß das heutige Missionsleben an sich selbst eine Frucht der lebendigmachenden Kraft des Evangelii ist. Was anders ist seine Hauptquelle, als die in dieser Kraft geschehene geistliche Erweckung, die allmählich alle Nationen und Kirchen des Protestantismus ergriff? Und wie das Missionsleben unsres Jahrhunderts das Produkt einer Erweckung ist, ist es nicht ebenso auch der Producent einer solchen? Selbst ein mächtiges Zeugnis der neu erwachten Glaubenskraft ist es fortgehend ein Erzeuger derselben geworden. Wodurch anders hat sich der Missionssinn unter uns so eingewurzelt und ausgebreitet, haben die Missionsarbeiter sich so vermehrt, sind die Missionsgaben so gestiegen, als weil das Evangelium von Christo wieder eine Kraft unter

uns geworden ist? Ich weiß recht gut, daß heutzutage zu diesem Wachstum auch die Routine nicht wenig beiträgt; aber hätten wir die Kraft des Evangelii nicht wirklich hinter uns, so würden alle Kunstroutinen der Welt den Rückgang unserer Missionsleistungen nicht aufhalten.

Wir haben viel Grund zur Klage, auch zur Klage über mangelnden Missionssinn und mechanischen Missionsbetrieb: aber lassen wir uns durch Klagelieder nicht in jenen oft genug verbitterten und unfruchtbaren Pessimismus hineintreiben, der am Tage das Licht nicht sieht. Lernen wir von demselben Apostel, der sich nur seiner Schwachheit rühmen will, auch uns freuen über das und preisen für das, was Gottes Gnade auch in unsern Tagen an Krafterweisungen wirkt. „Er ist noch bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Und wenn es keine anderen Beweise für diese erquickliche Wahrheit gäbe — die Heidenmission, die wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer größeren Dimensionen treiben, macht es offenbar, daß auch im 19. Jahrhundert das Evangelium eine lebendigmachende Gotteskraft ist.

2.

Sie macht das noch offenbarer, wenn wir den Blick auf die Missionswirkungen richten. Diese Wirkungen sind wesentlich zweierlei Art: sie äußern sich sowohl an dem einzelnen Individuum, welches das ihm nahe gebrachte Evangelium im Glauben ergreift, wie an dem gesamten Volks- und Lebensorganismus, unter welchen dasselbe als ein Sauerteig gemengt wird. Die erstere Art der Missionswirkungen stellt die innere, die zweite die äußere Siegesgeschichte des Evangelii dar. Der Natur der Sache nach vollzieht sich der beste Teil jener inneren Siegesgeschichte im Verborgenen, aber diese Geheimgeschichte der individuellen Seelenrettung dokumentiert am unmittelbarsten die Kraft des Evangelii. Die äußere Siegesgeschichte, die in der Volkschristianisierung und Sittenregenerierung besteht, fällt allerdings mehr in die Augen, aber sie ist nur mittelbar eine Erweisung der Gotteskraft des Evangelii.

Nach der bekannten dem unter die Heiden entsandten Paulus gegebenen Anweisung (act. 26, 18) hat es die christliche Mission nicht bloß auf einen äußerlichen Religions- und Sittenwechsel, sondern auf reelle Bekehrung anzulegen. Die Missionsgeschichte ist ihrem innersten Wesen nach Bekehrungsgeschichte. So berechtigt wir auch sind, gegen jene Missionsgeschichtsbehandlung zu protestieren, welche wesentlich in der Aneinanderreihung von oft genug gekünstelten Bekehrungsgeschichtchen besteht, und diejenige Fassung der Missionsaufgabe als ungesund zurückzuweisen,

welche bloße Auswahl-Gemeinden unter den Heiden sammeln will — so müssen wir uns doch ernstlich vor der noch schlimmeren Einseitigkeit hüten, welche den Grundcharakter der Mission als einer Bekehrungsveranstaltung verkennt. Freilich haben wir nicht bloß da eine Bekehrung zu suchen, wo sich eine Bekehrungsgeschichte erzählen läßt. Auch gehen die Kraftwirkungen des Evangelii an den einzelnen Seelen weit über die engen Grenzen hinaus, welche der pietistisch-methodistische Bekehrungsbegriff steckt. Aber hörte die Missionsgeschichte auf, Bekehrungsgeschichte zu sein, so hätte sie ihren Ursprung verleugnet, ihre höchste Aufgabe verfehlt und auch ihrem apologetischen Beweise die Axt an die Wurzel gelegt. Die unmittelbarste Erweisung der göttlichen Kraft liefert die Mission durch die Gewinnung solcher Juden, Heiden und Mohammedaner für den Glauben an Christus, die in ihrem Leben, Leiden und Sterben es dokumentieren, daß sie mit dem alten wirklich gebrochen haben und neue Kreaturen geworden sind.

Wider Willen muß selbst die ungläubige Welt die Realität dieses Krafterweises zugestehen. Da sie nämlich nur eine menschliche, keine göttliche Kraft kennt, so erklärt sie a priori Umwandlungen dieser Art für unmöglich. Wenn nun in allen Missionsperioden unter den Millionen die das Christentum angenommen haben, eine Anzahl solcher Menschen sich findet, bei denen sich die wirkliche Bekehrung von der Finsternis zum Licht nicht leugnen läßt, so dünkt mich, hat die Mission den Thaterweis geliefert, daß dem Evangelio eine umwandelnde Gotteskraft einwohnen muß, da ohne eine solche Kraft diese Umwandlung thatsächlich unerklärlich bleibt. Selbstverständlich kann man die Erfahrung dieser rettenden Kraft nur bei den Glaubenden erwarten, wie die Kraft einer Medizin nur an dem Kranken sich äußern kann, der sie einnimmt.

Weist nun die Missionsgeschichte reelle Bekehrungen wirklich auf? Es ist wie eine weissagende Bürgschaft, wenn wir gleich auf ihrem ersten Blatte eine Bekehrung finden, deren Realität auch der destruktivste Kriticismus nicht zu bestreiten vermag: die Bekehrung Pauli von Tarsen, eine Thatsache, die für sich allein immer eine der mächtigsten Apologieen des Christentums bleiben wird. Und was für eine lange Reihe reeller Bekehrungen aus Juden und Heiden schließt sich in der apostolischen und nachapostolischen Zeit dieser Paulinischen an! Es thut nicht not, daß ich Zeugnisse dafür aus dem N. T. und den alten christlichen Schriftstellern Ihnen vorführe. Ohne Zweifel war es ein relativ bedeutender Prozentsatz der ersten Christen, von dem die Apostel bezeugen durften: ihr seid bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen; ihr seid aus

dem Tode zum Leben gekommen; ihr seid ein Licht in dem Herrn. Auch die Heiden jener Zeit konnten es nicht leugnen, daß die Christen eines andern Geistes Kinder waren, als sie selbst, und daß Kräfte an ihnen und aus ihnen wirkten, die sie weder hatten noch verstanden.

Weil das Evangelium nicht mit der Reinheit wie in der apostolischen Zeit in der mittelalterlichen Missionsperiode dargeboten wurde, so ist auch der Prozentsatz der reellen Bekehrungen in derselben ein weit geringerer. Nur dürfen wir um der Sünden Roms willen, die einen verhüllenden Vorhang über die Kirchenzeit vor der Reformation gewoben haben, das Mittelalter nicht als eine heulende Wüste betrachten. Auch in der mittelalterlichen Missionsperiode sind Heiden genug aus der Obrigkeit der Finsternis in das Reich des Sohnes Gottes versetzt worden, wenngleich ihre Bekehrung oft einen uns wenig sympathischen mönchischen Beigeschmack hat. Besonders in den Anfängen dieser Periode finden wir in Britannien, Gallien, Deutschland eine stattliche Reihe solcher Männer und Frauen, welche ebensowohl als Frucht der damaligen Mission wie als Träger derselben lebendige Zeugnisse der Kraft des Evangelii sind. Und ohne Zweifel hat es ihrer viel mehr gegeben, als die Kirchengeschichte uns mit Namen nennt. Ist nicht z. B. der altsächsische Heliand weniger ein Gedichts- als ein Geschichtszeugnis dafür, daß der Glaube als eine persönliche Hingabe an Christus auch im Volke lebte? Nun ist doch der Schluß gewiß gerechtfertigt, daß das Evangelium eine große Gotteskraft sein muß, wenn selbst ein mehr oder weniger verdunkelter Rest desselben eine ganz ansehnliche Schar solcher Christen, noch dazu unter barbarischen Völkern, zu erzeugen vermochte, in denen ein Leben aus Gott war.

Und wie steht es in der gegenwärtigen Mission? Soweit ich entfernt bin von jeder Idealisierung des christlichen Lebens der großen Majorität der heutigen Heidenchristen, ja so kritisch ich mich gegen eine ganze Anzahl traditioneller Bekehrungsgeschichten verhalte, so entschieden konstatiere ich es als eine Thatsache, daß die heutige Mission ehemalige Heiden genug aufzuweisen hat, welche lebendige Beweise der Kraft des Evangelii sind. Es ist freilich nicht möglich, daß ich Sie von Missionsgebiet zu Missionsgebiet führe und Namen auf Namen nenne; aber ich darf Sie getrost auffordern: studieren Sie die Specialgeschichte, welches Gebietes Sie wollen, Sie werden überall auf Gestalten stoßen, die das Siegel einer reellen Bekehrung an sich tragen. Diese Bekehrung mag keine so ideale sein wie die Paulinische oder Augustinische, obgleich auch ganze Männer in Christo, wie z. B. Samuel Crowther, Tiyo Soga,

Narajan Scheschadri u. a. da sind; aber mögen die meisten auch nur Kinder in Christo sein und an Vollkommenheit in der Heiligung ihnen noch manches fehlen, so wird es doch in ihrem Leben, Leiden und Sterben offenbar, daß sie wirklich erneuert sind im Geiste ihres Gemüts, aus ganzen Heiden ganze Christen geworden. Was diese Bekehrungen zu so drastischen göttlichen Kraftbeweisen macht, das ist, daß das Sonst und Jetzt, Heidentum und Christentum, gleichsam handgreiflich durch sie markiert wird, und daß sie sich auf dem dunklen Hintergrunde des heidnischen Lebens viel signifikanter abheben, als eine Bekehrung innerhalb der Christenheit. Auch will es mir scheinen, daß ein größeres Maß der göttlichen Kraftwirkung nötig sei, um aus einem in pur heidnischer Atmosphäre aufgewachsenen Götzendiener einen ganzen Christen zu machen, als einen innerhalb der Christenheit lebenden ungläubigen Menschen oder sittlich tief gefallenen Sünder zu bekehren.

Dazu kommt, daß die heutige Mission in der überzeugendsten Weise die Allgenugsamkeit der Evangeliumskraft für die Menschen jedes Volkes und jeder Kulturstufe dokumentiert. Die Thatsache, daß in Indien wie auf den Inseln der Südsee, in China wie unter den rohen Stämmen Afrikas die gegenwärtige Mission gleich reelle Bekehrungen aufzuweisen hat, setzt die Paulinische Behauptung auch für unsere Zeit außer Zweifel, daß das Evangelium Christi eine Kraft ist zur Rettung für jeden, der da glaubt, sei er ein Grieche oder Barbar, gehöre er zu einem civilisierten oder wilden Volke.

Es ist allerdings in weiten Kreisen der Missionskritiker noch immer Mode, mit einer gewissen Verächtlichkeit darauf hinzuweisen, daß die größere Zahl der heutigen Heidenchristen den barbarischen Völkern angehöre und die aus den sogenannten Kulturvölkern gewonnenen vorwiegend auf die niederen Stände kommen; und man erklärt diese Erscheinung aus dem pietistischen Wesen der Mission, d. h. in diesem Falle aus ihrem strengen Festhalten an dem alten biblischen Evangelio. Wir wollen es ununtersucht lassen, ob die Bekehrung eines weisheitsstolzen Brahmanen oder eines kulturüberfirnißten Japaners ein größerer Triumph der göttlichen Kraft ist, als die eines kanibalischen Witiinsulaners oder eines halb vertierischten Feuerländers; auch nicht auf die Thatsache pochen, daß bis jetzt das freiprotestantische Evangelium weder gebildete noch ungebildete Heiden zum Christentum bekehrt hat. Jedenfalls sieht derjenige, welcher einiges Verständnis für die göttlichen Gedanken und Wege besitzt, in dem erhobenen Vorwurf kein Ärgernis, das ein Argument gegen die Kraft des Evangelii enthält, sondern gerade umgekehrt einen Glaubensbeweis

für diese Kraft. Hat nicht schon Christus selbst aus der Thatsache, daß die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden und den Armen das Evangelium gepredigt wird, einen Beweis dafür gemacht, daß er wahrhaftig der von Gott gesandte Heiland sei? Und hat nicht Paulus in der Erfahrung, daß nur wenige Weise, Gewaltige und Edle nach dem Fleisch sich haben berufen lassen, uns ein Argument für die göttliche Kraft gezeigt? Es bleibt eine empfindliche Demütigung für die hochmütige Welt, die sie nicht verwinden kann, daß Gott sein Reich von unten nach oben baut und aus den letzten die ersten macht. Man mag des Spottes noch so viel über diesen knechtsgestalteten Niedrigkeitsweg haben — das steht außer allem Zweifel: die überschwengliche Kraft Gottes wird auf diesem Wege in der eklatantesten Weise demonstriert. Und zwar in doppelter Beziehung: indem diese Kraft sich nicht nur als mächtig erweist, die Krankesten zu heilen und die Gesunkensten zu erretten, sondern auch von den Tiefen aus nach und nach die Höhen zu erobern.

Nun ist es richtig, daß unter den ca. 2¼ Millionen der heute zum Christentum übergetretenen Heiden nur eine verhältnismäßig kleine Zahl wirklich bekehrter sich findet. Das beweist allerdings, daß es der großen Menge dieser Heidenchristen an lebendigem Glauben fehlt, aber es beweist nichts gegen die Kraft des Evangelii. Seine eigentlich rettende Kraft hat das Evangelium immer nur an einer relativ kleinen Schar ausgeübt und dabei wird es auch bleiben bis an das Ende dieser Weltzeit. Diese kleine Herde bildet den eigentlichen Ewigkeitsertrag der Missionsarbeit. Nun stehen wir vor einem großen Geheimnis. Neben der kleinen Herde, der das Reich zu geben das Wohlgefallen unseres himmlischen Vaters ist, giebt es nämlich eine große Schar, an welcher das Evangelium in größerem oder geringerem Maße allerdings Krafteinflüsse geübt hat, bei der es aber nicht wirklich bis zur seelenrettenden Bekehrung gekommen ist. Welchen Wert für die Ewigkeit hat diese — ich will sagen — pädagogische Beeinflussung, die nur Bruchstücke eines göttlichen Lebens wirkt? Diese Bruchstücke sind ja nicht ausreichend zur Seligkeit. Daß sie ihren großen Wert für das diesseitige Leben haben, ist zweifellos; sollten sie für das jenseitige ganz ohne Bedeutung sein? Ich begnüge mich heute mit der bloßen Aufstellung dieser Frage, die mir von fundamentaler Bedeutung zu sein scheint für die richtige Würdigung der Volkschristianisierung als Missionsaufgabe.

Wir stehen nämlich in allen Missionsperioden vor der ganz unwiderleglichen Thatsache, daß nicht bloß überall kleine Herden Bekehrter,

sondern christianisierte Völker als das Resultat der Missionsarbeit hervorgegangen sind. Bezüglich der apostolischen und mittelalterlichen Mission ist diese Thatsache so weltgeschichtlich evident, daß jede weitere Bemerkung Zeitverschwendung wäre. Die gegenwärtige Mission hat allerdings, ihrem Anfangscharakter entsprechend, ungerechnet einige kleinere Stämme in Amerika und Afrika, erst auf einer Reihe Südseeinseln und teilweise in Westindien, Südafrika, Madagaskar und der Minahassa auf Celebes größere Volkskörper thatsächlich christianisiert, aber es liegt auf der Hand, daß überall wo sie wirkt, ihre Gemeinden nicht sogenannte Auswahl-Gemeinden sind, sondern Bruchstücke von Volkskirchen, die zur Volkschristianisierung tendieren. Diese Thatsache ist um so bemerkenswerter, als sie — von einigen durch politische Motive beeinflußten mittelalterlichen Versuchen abgesehen — ganz und gar nicht das Ergebnis menschlichen planmäßigen Handelns ist. Auch in den Anfängen der heutigen Mission dachte kein Mensch an Volkschristianisierung. Lassen wir den religiösen Wert oder Unwert dieser Völkerchristianisierungen jetzt ganz ununtersucht — jedenfalls müssen wir in ihnen eine gottgewollte Geschichtsentwickelung und damit auch eine Manifestation der göttlichen Kraft erkennen. Und zwar nicht sowohl deshalb, weil es der christlichen Mission der früheren Jahrhunderte gelungen ist und der der Gegenwart noch gelingen wird: ganze Nationen der christlichen Kirche einzuverleiben — denn die buddhistische und mohammedanische Mission hat für ihren Glauben ähnliches geleistet — wohl aber darum, weil mit diesen Volkschristianisierungen, freilich oft im sehr langsamen Tempo und verschiedenen Grade, eine Sittenregeneration und geistige Hebung verbunden ist, die wir auf den vom Buddhismus und Islam eroberten Gebieten vergeblich suchen.

Es ist eine, wie mir scheinen will, apologetisch nicht genug ausgebeutete Thatsache, daß die durch die frühere Missionsarbeit christianisierten Völker in sittlicher und geistiger Beziehung allen nichtchristlichen Völkern weit überlegen sind, daß sie die Führerrolle in der Weltgeschichte überkommen haben und auch an der Spitze der Kulturbewegung stehen. Ohne allen Widerspruch giebt es keine heidnische oder mohammedanische Nation, die dem christlichen Europa oder Nordamerika in sittlicher, geistiger oder kultureller Beziehung den Vorrang streitig machen könnte. Einzelne Individuen genug mögen in diesen Nationen sein, welche sittlich und geistig höher stehen als einzelne Individuen innerhalb der Christenheit; aber das Volksgewissen, die nationale Sitte und Bildung, der moralische und geistige Gesamtstand-

punkt bildet ein viel höheres Niveau in den christlichen, speciell den protestantischen Nationen als in den nichtchristlichen. Wir haben ja freilich der Sittenlosigkeit genug unter uns, aber die christlichen Grundsätze, die in der Luft liegen, üben ein Richteramt und reagieren immer wieder gegen die Verderbnis. Es mögen es viele nicht wissen, andere nicht wissen wollen, daß sie unter dem Einflusse dieser Grundsätze stehen, allein auch ohne, selbst wider Wissen und Willen können sie sich demselben nicht entziehen. Soviel Mißbrauch auch mit dem sogenannten „unbewußten Christentum" getrieben wird, so ist es doch gewiß eine Wahrheit, daß durch die Volkschristianisierung mehr christliche Lebensmächte in Fleisch und Blut des Volksorganismus übergegangen sind, als bei der religiösen Indifferenz der Massen scheinen könnte. Wenn heute die Feindschaft gegen das Christentum systematisch darauf ausgeht, den Zusammenhang desselben mit den verschiedensten Organismen des Volkslebens zu lösen, so ist das doch nur der Beweis, daß diese Organismen von den Sauerteigwirkungen des Evangelii durchdrungen sind.

Wenn ein fanatischer Feind des Christentums wie von Hellwald es ausdrücklich anerkennt, daß auf der christlichen Weltanschauung unleugbar unsere gesamte Gesittung und Kultur beruht, so können wir uns des Beweises für die Richtigkeit dieser Thatsache für überhoben erachten. Es haben allerdings heutzutage viele unter uns diesen Zusammenhang vergessen, wie Fürst Bismarck voriges Jahr einmal so drastisch im Deutschen Reichstage ausführte. Zum Glück giebt es aber auch heute eine Heidenmission, die uns wieder zum Bewußtsein bringt, welche Umwandlungen wir selbst dem durch die Mission unserm Volke eingepflanzten Christentum verdanken. Denn wenn wir in der Gegenwart auf mehr als einem Missionsgebiete sehen, wie mit der Einführung des Christentums eine sittliche, geistige und civilisatorische Hebung des gesamten Volkslebens Hand in Hand geht, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß dieser Gesamtaufschwung eine Wirkung des Evangelii ist, ähnlich der, welche auch in der Vergangenheit stattgefunden hat.

Allein so imponierend für einen außerhalb der christlichen Centralwahrheiten befindlichen Standpunkt diese Machtwirkungen sind, so lege ich doch durchaus nicht den Hauptnachdruck auf sie. Ich würde sie viel entschiedener betonen, wenn ich eine Apologie der Mission zu liefern hätte. Aber wenn es gilt, die Mission als eine Apologie des Christentums zu erweisen, so haben sie nur den Wert von Zeugnissen zweiten Ranges. Und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens weil die Schrift auf diese sekundären Wirkungen des Evangeliums ihren Geistes- und Kraft-

beweis für die Wahrheit desselben nicht stützt, sondern in ihnen teils nur einen zufallenden Gottessegen, und teils nur eine göttliche Pädagogik erblickt. Und zweitens darum, weil diese Wirkungen, zumal die kulturellen, keineswegs ausschließlich Ausflüsse der Evangeliumskraft sind, sondern auch andere rein menschliche Faktoren: weltliches Regiment, bürgerliche Gesetzgebung, Berührung mit abendländischer Wissenschaft und Kultur, Handel u. s. w. konkurrieren, und es ein Ding der Unmöglichkeit ist, reinlich zu scheiden, was auf Rechnung dieser menschlichen Faktoren, was auf Rechnung des Evangelii zu setzen ist.

Das Evangelium hat es seinem Wesen nach nur mit der Rettung der Seelen und mit der Gründung eines Gottesreiches in dieser Welt zu thun. Aber dieses Reich hat auch eine centrifugale Tendenz nach der großen Peripherie des Sittlichen und Socialen und trägt auch insofern einen universalen Charakter, als nichts Menschliches von seiner durchsäuernden Kraft ausgeschlossen ist. Wo daher das Evangelium in einem Volke eine Lebensmacht zu werden beginnt, da weckt es einen innern Trieb, giebt es eine Anregung, legt es das Fundament zu einer sittlichen und geistigen Erneuerung und Hebung des gesamten Volkslebens.

Allerdings gelingt es nicht sofort, alle Reste heidnischer Sitte zu beseitigen und in die neue christliche Lebensordnung einzugewöhnen; besonders die Überwindung der Fleischessünden und der Trägheit macht oft geringe Fortschritte. Aber auf welches Missionsgebiet wir auch gehen: überall ist eine neue sittliche Atmosphäre in der Bildung begriffen; regeneriert sich das Ehe- und Familienleben; findet die Menschenwürde wieder Anerkennung und das Menschenleben Schonung; wird Despotismus und Sklaverei erst gemildert und allmählich beseitigt; Anstand, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit, Gemeinschaftssinn, Selbständigkeit eingewöhnt; der Geist befreit, die Schule gepflanzt, die Sprache befruchtet, eine Litteratur erzeugt, auch allerlei Gewerbthätigkeit gepflegt — kurz ein sittlicher, geistiger und civilisatorischer Erziehungsprozeß wird eingeleitet, dessen Früchte, freilich langsam reifen und durch manchen Nachtfrost geschädigt werden, aber doch erkennbar hervortreten, wenn man von Generation zu Generation das Sonst mit dem Jetzt und die reinheidnischen Gebiete mit den heidenchristlichen vergleicht. Durch das alles wird ja freilich weder die göttliche Wahrheit noch die seelenrettende Kraft des Evangelii eigentlich erwiesen; aber es wird doch dargethan, daß das Evangelium auch die Verheißung dieses Lebens hat und daß es eine sittigende, geistig befreiende, bauende, belebende Macht ist auch für

die Reiche dieser Welt, sodaß man mit vollem Recht auch diese sekundären Missionswirkungen als eine Apologie des Christentums bezeichnen darf.

Livingstone schreibt einmal aus dem Innern Afrikas in die Heimat: „Das Christentum erfordert beständige Ausbreitung um seine Echtheit zu bezeugen.“ Je treuer wir werden in der Ausübung unserer Missionspflicht, desto nachdrücklicher helfen wir auch dem Evangelio seine Verteidigung vor der ganzen Welt zu führen.

Ist nicht Gott auch der Heiden Gott?

Vortrag gehalten in der Pastoralkonferenz zu Schwittersdorf.

Von D. Flügel.

(Schluß.)

Ich komme nun zu den eigentlichen Greueln des Heidentums, bei deren richtiger Schätzung wir uns vor allen zu hüten haben, unsern eigenen sittlichen Maßstab anzulegen. Das Töten der Alten und Schwachen ist fast unter allen Völkern Sitte gewesen. Es ist möglich, daß es ursprünglich aus Roheit hervorging, oder aus der Schwierigkeit, die Alten bei dem Jagd- oder Nomadenleben zu pflegen. Indes in vielen Fällen geschieht es nicht aus Roheit, im Gegenteil, aus Wohlwollen und Mitleid. Es herrscht dabei durchaus kein Groll oder Zorn, sondern ruhige Überlegung. Der Alte trägt meist selbst darauf an, man feiert ein Familienfest und preist Gott, daß er, der Herr des Lebens, ihnen verliehen hat zu wissen, wie sie mit den Bejahrten und Unvermögenden handeln und sie in die bessere Welt schicken sollen, wo sie verjüngt werden, um aufs neue mit jugendlicher Kraft zu jagen. Weder der Alte sieht sein Los als ein Wehe an, noch der Sohn, der ihn tötet, seine That als etwas Unrechtes oder aus Eigennutz entsprungen.[1])

Dasselbe gilt vielfach von dem Aussetzen der Kinder. War vorauszusehen, daß das Kind kein menschenwürdiges Leben führen könne, war ihm Unheil prophezeit, waren die Eltern in schweren Nahrungs-

[1]) Zahlreiche Beispiele der sehr weiten Verbreitung dieser Sitte, aus welchen zugleich hervorgeht, daß die Tötung nicht geschah, um sich einer Last zu entledigen, sondern gar oft aus Erbarmen mit den Altersschwachen s. in der Zeitschrift für Völkerpsychologie XII. 42. Am gräßlichsten erscheint es uns, z. B. wenn bei den Baktriern die Alten noch lebendig den Hunden zum Fraße vorgeworfen wurden. Und doch scheinen sie kein Gefühl für das Gräßliche dabei gehabt zu haben. Die Vornehmen hielten sich besonders Hunde, die sie ihre Totenbestatter nannten, und sahen es für eine Schande an, wenn Hunde oder Tiere den Körper nicht berühren wollten (s. Spiegel: Eranische Altertumskunde III. 682).

sorgen, war es krüppelhaft, nicht vollsinnig, lag wie bei Zwillingen und Drillingen der Verdacht unehelicher Zeugung vor, und durfte es als solches kein ehrliches Leben führen, war es an einem Unglückstage geboren — in diesen und ähnlichen Fällen meinte man, ihm viel Leid durch einen frühen Tod ersparen zu können. Sehr oft mag hier das Motiv gewesen sein, um sich selbst vor Behexung zu schützen. Es werden aber genug Beispiele erzählt, wo ausdrücklich hinzugefügt ist pour épargner les douleurs de l'agonie oder pour blesarracher à la douleur (Helvetius. De l'esprit. II. 13). Indianer töten ihre kleinen Mädchen, um ihnen das traurige Los der Frauen zu ersparen (Waitz, a. a. O. III. 103). Die Araber vor Mohammed töteten die Mädchen, um deren Ehre nicht auf das Spiel zu setzen bei den unaufhörlichen Fehden und Raubzügen (Klemm: Allg. Kulturgesch. IV. 155).

Ebenso sind vielfach die Totenopfer zu beurteilen. Der Mensch verschmilzt in Gedanken mit seiner Umgebung; zum Hausherrn gehören seine Waffen, sein Roß, und alles, was ihn als solchen charakterisiert, zu ihm gehören daher seine Weiber und Sklaven. Sie gehören zu dem Besitzenden wie das Accidenz zur Substanz, sind an sich nichts Selbständiges, haben eine Existenz gleichsam nur durch Anlehnung an den Hausherrn, daher müssen sie ihm auch im Tode folgen, um im Jenseits ihm weiter zu dienen. So grausam uns diese Sitte erscheint, und so grausam sie hier und da ausgeführt wird, so wird dies glücklicher Weise häufig weder von den Zuschauern noch von den Opfern empfunden. Letztere hoffen auf diese Weise in den Herren-Himmel zu gelangen, auf welchen sonst weder Sklaven noch Frauen für sich Anspruch hätten; ja von den als seelenlos angesehenen Sklaven auf den Tongainseln glaubt man, daß diese auf solche Weise einem Herrn Geopferten überhaupt erst fähig werden, den Tod zu überdauern.[1]) Darum drängen sich zuweilen Sklaven und Weiber dazu, einem mächtigen Herrn geopfert zu werden oder opfern sich selbst, wie sich die nordische Brunhild mit Siegfried verbrannte. „Der Afrikaner ist größtenteils fatalistisch und dem Tode gegenüber sehr gleichgiltig. In denjenigen Ländern, wo man noch Menschenopfer bringt, die Gefangenen gewohnheitsmäßig abthut oder wo man Kannibalismus treibt, gehen die Opfer mit stumpfer Resignation ihrem Verhängnis entgegen. . . Es kommt vor, daß beim Tode eines geliebten Mannes und Herrn Weiber, Kinder, Sklaven sich selbst umbringen oder umbringen lassen. . . Bei dem Tode der Mutter des Zulukönigs Tschaka zerfleischten sich u. a. die

[1]) Waitz, a. a. O. VI. 307.

exaltierten Legionäre gegenseitig mit einer Art bestialischer Zerknirschung bis ihrer 7000 den Boden bedeckten.“ Stirbt ein Vornehmer unter den Aschantis, so töten sich bei der Leichenfeier desselben Leute beiderlei Geschlechts, um mit dem Verstorbenen der Freuden des Paradieses teilhaftig werden zu können. Gleichem Bestreben sind die Menschenopfer bei Gelegenheit der Totenfeier hochgestellter Personen beizurechnen.“[1])

Von der Witwenverbrennung in Indien urteilt M. Müller: „Der freiwillige Tod der Witwe dürfte wohl ihren nächsten Verwandten kein anderes Gefühl entlocken, als das des Mitleids und des Bedauerns, eine noch so junge Braut ihrem Gatten ins ferne Land folgen zu sehen. Sie selbst wird fühlen, daß, indem sie ihrem Gatten in den Tod folgt, sie nichts anderes thue, als was jede andere Witwe auch thun würde — daß sie nur ihre Pflicht gethan habe.“[2]) In der That stritten sich die die beiden Frauen des Fürsten Keteus um die Ehre, mit dem Gemahl verbrannt zu werden. Als der jüngern das Recht zuerteilt ist, weil die ältere schwanger war, nimmt letztere das Diadem vom Haupte, rauft das Haar und wehklagt, wie über ein großes Leid. Die jüngere aber besteigt herrlich geschmückt, von ihrem Bruder geleitet, Hymnen singend den Scheiterhaufen. Eine ganz ähnliche Scene führt uns das Gedicht Mahabharata vor, wo sich die beiden Frauen des Königs Pandu um die Ehre des Scheiterhaufens streiten. Das letztere ist allerdings nur Poesie. Aber eben darum recht bezeichnend für das, was als Ideal galt, und was sicher auch oft Wirklichkeit war. Dürfen wir nun annehmen, daß solche Verachtung des Todes bei den Witwen, wenn nicht allgemein, so doch etwas Gewöhnliches war? Unglaublich wäre es nicht. Herodot (V. 5) berichtet dies ganz allgemein, z. B. von einem thracischen Volke: wenn ein Mann stirbt, so entsteht ein großer Streit unter seinen Weibern, und welcher der Ehrenpreis zuerkannt wird, die wird von Männern und Weibern feierlich nach dem Grabe gebracht und auf demselben von ihren nächsten Anverwandten geopfert. Die andern Frauen tragen aber großes Leid, denn das ist für sie der größte Schimpf.“ Es ist mir wahrscheinlich, daß es nicht viel anders in Indien war. Die Witwen selbst werden sich kaum gegen den Scheiterhaufen gesträubt haben. Noch heutzutage,

[1]) R. Hartmann: Die Völker Afrikas. 1879, S. 187, 190, 213. Natürlich giebt es auch Beispiele des Gegenteils, daß die Opfer nur mit Zwang zum Tode gebracht werden. Diese den Negern und den Mohammedanern eigene Apathie wird auch von Ärzten als Ursache angegeben, warum bei jenen die Wunden so rasch und gut heilen. Diese Erfahrung ist auch vielfach in dem letzten türkischen Kriege in den Lazaretten gemacht.

[2]) Essays I. 56.

wo sich doch die Anschauungen der heidnischen Indier so sehr verändert haben, berichtet der Missionsinspektor Schott (auf der Missionskonferenz 1882 in Basel): „Ich habe mich in Indien oft gewundert über die Weiber, sie leisten dem Reiche Gottes den härtesten Widerstand, sie hängen zäh an ihrer Entwürdigung, und es ist neu und auffallend, daß letzthin die jungen Witwen sich mit einer Bittschrift an die Königin von England gewandt haben gegen den Witwenfluch." Der Todesverachtung bezw. Todesfreudigkeit der indischen Witwen widersprechen nun auch solche Beispiele nicht, nach welchen die Witwe, wenn sie von der Flamme erfaßt wird, zu fliehen sucht und oft mit Gewalt festgehalten werden muß, denn der unmittelbare Schmerz wird gar oft den vorher gefaßten Entschluß auf Augenblicke wankend machen, zumal die unglücklichen Opfer, meist vorher durch narkotische Mittel betäubt, oft kaum wissen werden, was sie thun und also ohne Reflexion der Flamme auszuweichen suchen.

Und wenn man bedenkt, daß es nach der letzten Zählung (Kreuz-Zeitung 1882 vom 9. Nov.) in Indien 21 Millionen Witwen giebt, und man erwägt, wie viele, viele Millionen von Witwen also im Laufe der Jahrtausende verbrannt sein müssen, so ist es ohne Zweifel tröstlicher, anzunehmen, wenigstens der größte Teil derselben habe nicht die innern Qualen ausgestanden, die wir nach unsern Begriffen leicht in ihnen voraussetzen, sondern seien gefaßt wohl gar freudig in den Tod gegangen.

Außerdem aber darf man andern Völkern nicht ohne weiteres unsere Art, den Tod anzusehen und zu fürchten, unterschieben. Es ist wohl nicht zufällig, daß gerade Völker mit verhältnismäßig reiner Moral wie die Perser, Ägypter und Juden die größte Furcht vor dem Tode gehabt haben sollen. Aber sonst finden wir, zumal unter den Naturvölkern, viel Gleichmut dem Tode gegenüber. Ganze Völkerschaften haben sich im Verdruß über die Quälereien der Weißen massenweise den Tod gegeben. Auf Madagaskar herrscht ab und zu eine wahre Selbstmordmanie, wo sich die Leute bei der geringsten Ungelegenheit von einem Felsen stürzen.[1]) Unter den Indianern töteten sich viele aus Verdruß über die Entstellung durch die Blattern. Indianische Knaben und Mädchen sollen sich oft bei den geringsten Vorwürfen von seiten ihrer Eltern ersäufen. Man handelt eben nach den augenblicklichen Impulsen. Die Thracier beklagen, wie Herodot erzählt, den Neugeborenen, den Verstorbenen aber bringen sie mit Jubel und Freude unter die Erde und

[1]) Chronicle of the London-Missionary-Society. October 1878 (mitgeteilt in dieser Zeitschrift.)

sagen dabei: nun wäre er des Unglücks ledig und lebte in Seligkeit. Eine ähnliche pessimistische Lebensanschauung führte in Indien die Menschen massenhaft in der Blüte des Lebens unter die Räder des Dschaggenathwagens; kann der Kläger sonst keine Hilfe erlangen, so hungert er sich vor der Thür des Richters, dem zur Schande, zu Tode; der Philosoph geht, wenn er meint, genug gelernt zu haben, ruhig in den Ganges, um am andern Ufer des Daseins anzugelangen.[1])

Ich meine daher, das Aussetzen der Kinder, das Töten der Alten, die Totenopfer, die Witwenverbrennung sind von den Betreffenden nicht, wie es von uns geschehen würde, als Greuel und Übel angesehen worden. Kein Wunder, denn wenn jemand, der eben außerhalb der christlichen Lebensanschauung steht, sieht wie bei uns Tausende von jungen, lebenskräftigen Personen ihr Leben damit hinbringen, Alten, Schwachen, Unheilbaren ihr trauriges Leben zu verlängern, so wird er erstaunt fragen: ist das Billigkeit, ist das Liebe, wäre nicht beiden Teilen geholfen, wenn man nach unserer Weise verführe? und wenn den Tod erleiden, ein Opfer ist, warum sinnt man dieses Opfer nicht den Lebensmüden an, statt daß die Lebenskräftigen ihr Leben in der Pflege der Unheilbaren aufopfern? Sehet doch zu, wie es den Alten bei euch oft traurig genug ergeht, hört doch, wie sogar eine Fürstin Andromache ihr Witwenleid beklagt! Ist nicht ein kurzer, ehrenvoller Tod dem vorzuziehen, lieber perdere vitam quam vivendi perdere causas (die Reize des Lebens). Bedenkt ferner: unsere Witwen und Greise begehren zu sterben und volenti non fit injuria.

So würde ein Heide von seinem Standpunkt aus sprechen.

Nicht so leicht komme ich über das Los der Frauen und die Sklaverei hinweg. Was das erstere betrifft, so ist es wohl kein Zweifel, daß es als hart auch von den Frauen empfunden ist, wenn schon bei weitem nicht in dem Maße, als wir es uns vielleicht vorstellen. Die Frauen wußten es eben nicht besser, sie werden sich damit getröstet haben, daß es ihren Genossinnen, so weit ihr Blick reichte, nicht besser erging. So hören wir ja heute noch, daß die Türkinnen im Harem keineswegs sich unzufrieden mit ihrer Lage fühlen, so lange sie nämlich von der Welt nichts weiter wissen; die Verstimmung und die Sehnsucht nach Verbesserung ihrer Lage beginnt erst, wenn sie hören, wie anders die Christenfrauen leben. Sonst aber heißt es ignoti nulla cupido. Wie oben auch von den indischen Frauen gesagt wurde, sie hängen zäh an ihrer Entwürdigung. Dasselbe gilt zunächst auch hinsichtlich der Parias

[1]) Die Belege in der Zeitschrift für Völkerpsychologie XII. 44 und M. Müller Essays I. 56.

und der Sklaven. Es ist festzuhalten, daß Sklaven servi d. h. nach Augustins Etymologie servati waren, solche, die im Kampfe nicht, wie sonst üblich war, getötet, sondern am Leben erhalten, also einem schlimmern Lose entgangen waren; ferner, daß der Begriff persönlicher Freiheit sich erst allmählich ausbildet; Abhängigkeit also auf niedern Kulturstufen nicht als etwas Entwürdigendes, sondern als das Naturgemäße betrachtet wird. Sodann ist auch bei primitiver Kultur die Beschäftigung und Lebensweise des Sklaven und der des Herren nicht viel verschieden. Dominum ac servum vix dignoscas, inter eadem pecora in eadem humo degunt, sagt Tacitus von den germanischen Sklaven. Und so lange die römischen Herren noch wie Cincinnatus den Acker gemeinsam mit ihren Kindern und Sklaven bebauten, brachte die vorherrschend einfache und mäßige Lebensart den Herrn in die innigste Verbindung mit seinen Sklaven, und seine Aufsicht über sie unterschied sich in den meisten Fällen nur wenig von der, welche er über seine Kinder führte. Gar mild war die Sklaverei bei vielen Negerstämmen, ehe Christen und Araber die Sklavenräuberei systematisch betrieben. Im alten Mexiko, Peru und unter den Juden, welche humane Behandlung der Sklaven, wenigstens dem Gesetze nach![1])

Erst wo die Kultur höher steigt, und dadurch die Kluft zwischen Freien und Unfreien tiefer wird, fehlen die natürlichen Bedingungen des Mitgefühls, und es beginnt die eigentliche Bedrückung der Sklaven.

„Für die Menschheit aber war zu ihrer Zeit die Sklaverei ein Glück. Sie setzte die ausbeutende Unterwerfung als Siegeserfolge an die Stelle des Vernichtungskampfes, drängte Kräfte zur Leistung der ersten produktiven Arbeit, zum vereinigten Kampfe mit der äußern Natur zusammen, ermöglichte hierdurch erst Volksverdichtungen und höhere Bedürfnisse der hausherrlichen Gewalthaber. Sie war zu ihrer Zeit erträglich, weit entfernt von der abrackernden Plantagensklaverei, überdies gemildert durch das Zusammenleben mit den übrigen unselbständigen Elementen der Familie. Nicht daß Sklaverei entstand, sondern daß sie nicht zur rechten Zeit wieder verschwand, und bei einigen Nationen erst zu einer spätern Zeit entstand, bewirkte das Unglück der klassischen Völker, der orientalischen Despotien, der romanischen Kolonialnationen, der mohammedanischen Eroberungsnomaden. So wie wir sie bei Wilden und Barbaren der Gegenwart und den alten Germanen finden, war sie der

---

[1]) Über die milde Behandlung der Sklaven von seiten der Mohammedaner, s. Hartmann a. a. O. 292 ff. und Lüttke: Der Islam und seine Völker. S. 133.

einzige Weg zur Erhaltung der Besiegten und zur Verwertung der Schwachen für Anbahnung produktiver Arbeit." (Schäffle.)

Alles, was bisher angeführt ist und wodurch es wahrscheinlich gemacht werden sollte, daß die Heiden ihren an sich trostlosen Zustand nicht als solchen empfunden haben, beruht zum allergrößten Teile auf deren Glauben. So lange ihr Glaube an Unsterblichkeit noch nicht von des Zweifels Blässe angekränkelt ist, gehen die Alten, die Opfer, die Witwen freudig in den Tod; wer ferner wirklich an die Kraft der Sühnmittel glaubt, fühlt sich auch durch sie versöhnt. Aber wenn dieser Glaube wankend wird oder gar schwindet? Und das pflegt immer auf höheren Kulturstufen zu geschehen, zumal wenn der Blick durch den Verkehr mit andern Völkern weiter wird. Was dann? Dann beginnt sich allerdings die volle Trostlosigkeit des Heidentums einzustellen, wie sie sich immer einstellt, wo Glaubenslosigkeit ganze Volksschichten ergreift.

Aber dann pflegt sich hier und da ein providentieller Zug geltend zu machen, nämlich in dem Auftreten von Reformatoren oder Religionsstiftern. Ich denke z. B. an Buddha. Dieser ist wirklich vielen Millionen eine Art von Erlöser geworden. Seine Religion, so wenig tröstlich in ihrer Theorie, ist doch ihrer Tendenz nach eine Erlösungsreligion und hat, als der Brahmaismus zu zerfallen drohte, und die Chinesen an ihren Traditionen irre wurden, faktisch als Erlösung, d. h. zur Beruhigung und Beschwichtigung der Gemüter gewirkt. Von Zoroasters Einwirkung auf die Denkungsart ganzer Völker ist uns zu wenig bekannt. Von Mohammed aber ist nicht zu leugnen, daß durch den von ihm gelehrten Fatalismus viele Millionen zur ruhigen Ergebung in ihr Schicksal und also zu einer Art von Trost im Leiden gelangt sind.

Vor allen denken wie hierbei natürlich an das Christentum. Wo dieses schnell und allgemein festen Fuß faßte und noch faßt, da ist sicherlich der heidnische Glaube schon vorher in einer Zersetzung begriffen gewesen. So in der alten klassischen Welt, so unter den Germanen, so in der Südsee u. s. w.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich nur die eine Seite des Heidentums hervorgehoben habe. Das Heidentum bietet auch noch eine andre dar; was insbesondere die Kulturvölker angeht, so haben viele derselben die Leiden, zumal diejenigen im Gefolge der socialen Verhältnisse, hart und schwer empfunden. Es sei nur an die alten Hindus erinnert. Schwer lastete auf ihnen das Elend der Kaste, und die schnelle Ausbreitung des Buddhismus erklärt sich wohl vorzugsweise mit daraus, daß dieser das Joch der Kaste brach. Schwer lastete auf ihnen das geistliche und welt-

liche Regiment. Die Herrscher handelten nach der Vorschrift des Manu: Das Volk gleicht dem Sesambaum, er giebt sein Öl nicht freiwillig, es will herausgeschlagen, gestoßen, getreten, gebrannt sein. Am schwersten lastete die Aussicht: Gedenke Sohn der Geburt aus zehn Millionen Mutterschößen.[1]) Wie sehr das Schreckbild der Seelenwanderung das ganze Seelenleben des Hindu beherrscht, tritt recht augenfällig in ihren Klassikern zu Tage. In der Sakuntala verläßt dieser trübe Gedanke den König Duschanta auch in der Behausung der Seligen und sogar in jenem Momente nicht, da er, der Überglückliche, mit Weib und Kind endlich wieder vereinigt ist, und seinem Sohne eine ruhmreiche Zukunft verheißen wird. Von Kasjapa aufgefordert, sich (neben dem höchsten Haus- und Herrscherglück) noch einen andern Segen zu erbitten, spricht er endlich als den tiefstliegenden, innersten folgenden Wunsch aus: „Daß der unbegrenzte Schöpfer von der Wanderung der Seele, Ruhe mir schenkend mich erlöse! Ist es nicht, als wäre in Indien viele tausend Jahre schon Gegenwart gewesen, was die Offenbarung 9, 6 (und Hiob 3; 21, 22) als Schrecken der Zukunft darstellt, die Menschen werden den Tod suchen und nicht finden, sie begehren zu sterben und der Tod flieht vor ihnen!

Aber diese pessimistische Weltanschauung teilen die andern Völker nicht. Bei der Darstellung des heidnischen Elends ist eben auch die andere oben hervorgehobene Seite wohl zu berücksichtigen, daß man vielfach das eigene Elend nicht so fühlt, als wir es fühlen würden, und zum andern Mittel hat, sich darüber hinweg zu helfen.

Aus derartigen Betrachtungen könnten nun leicht Bedenken wider die Bestrebungen der Mission abgeleitet werden, als wenn diese den heidnischen Völkern das ihnen eigentümliche Lebensglück störte.

Darauf ist zuvörderst zu antworten: Der Zustand, den wir einmal irdisches Glück nennen wollen, beruht, wie oben erwähnt, meistens darauf daß der heidnische Glaube noch intakt ist. Ist dieser aber erschüttert, so geht auch notwendig die Zufriedenheit mit sich und dem gegenwärtigen Zustande verloren. Und Völker, bei denen der eigene Glaube wankt und keine Befriedigung mehr gewährte, das sind von jeher unsre fruchtbarsten Missionsfelder gewesen und müssen jederzeit zumeist ins Auge gefaßt werden. Je mehr nun heutzutage die Berührungen der Heiden, mit unserer Kultur, auch abgesehen von der Mission, stattfinden, um so mehr wird auch der heidnische Glaube und damit das sog. Glück der Heiden erschüttert. Solchen Völkern wird das Christentum nicht allein

---

[1]) Eine Schilderung des Elends der Hindus s. bei M. Dunker: Geschichte des Altertums, III. Die Arier. 1875. S. 259 ff.

den innern Frieden bringen, sondern auch äußere Zustände, in welchen sich die Völker glücklicher fühlen müssen, als zuvor.

Aber wo das Heidentum noch in Flor steht und wo — wie wir einmal annehmen wollen — die Völker darin ihr Genüge finden, ohne Verlangen nach etwas Besserem zu haben, auch hier ist die Mission am Platze. Denn das ist eben der Höhepunkt des Heidentums, wenn es bessere Regungen nicht aufkommen läßt oder erstickt; dann stehen die Völker, nach unserm Maßstab gemessen, am tiefsten, wenn sie, wie Paulus Römer 1, 32 hervorhebt, nicht allein das Böse thun, sondern auch noch Gefallen daran haben. Subjektiv freilich vom Standpunkt der Heiden angesehen, fühlen sie sich wohl in ihren Greueln, sind glücklich auf ihre Weise, objektiv vom Standpunkt des Christentums betrachtet, muß dieses sog. Glück, diese Blindheit gebrochen werden.

Es verhält sich hier nicht anders als mit dem Einzelnen. Ein Fleischesmensch, welcher leichtsinnig, im Stande der Sicherheit, ohne Gewissensregungen dahin lebt, fühlt der etwa sein inneres Verderben? Und weil er es nicht fühlt, sollen wir ihn darin beharren lassen? Sehen wir es nicht als Aufgabe der Predigt und Seelsorge an, sein Gewissen zu wecken, ihm die Stützen seiner Sicherheit, seines geträumten Glückes zu zerbrechen? Paulus bedauert es keinen Augenblick, die Korinther göttlich betrübt zu haben 2 Kor. 7, 8. Und warum handeln wir so? Wir wollen an die Stelle des gemeinen, niederen Glückes ein höheres, reineres setzen. Aber eine Frage, die nicht ohne weiteres zu bejahen ist, ist die: wird das höhere Glück so voll und ganz befriedigen als das sinnliche? Selbst wenn die göttliche Traurigkeit ihre Frucht, nämlich Friede und Freude im heiligen Geiste, gewirkt hat; das eigentliche unbefangene Genießen, das Aufgehen im Genuß, ist für den wahren Christen für immer vorbei und kehrt auf Erden nie wieder in dem Maße, als es vielleicht der irdisch Gesinnte genießen mag; und kann und soll auch nicht in dem Maße zurückkehren. Die Erde kann und soll unsere Seele nicht sättigen. Löhe nannte sein Leben sehr bezeichnend ein „getröstetes Elend". Und was meint der Herr anders, wenn er von einem „sanften Joch und einer leichten Last" spricht?

Und nun bedenke man noch außerdem, daß zu den heidnischen Völkern die Mission nicht allein das Christentum mit seinem Ernste, sondern zugleich eine höhere Kultur mit ihren Folgen bringt. Mit der Kultur aber mehrt sich nirgends die subjektive Empfindung des Glückes. Die Civilisation macht im allgemeinen nicht glücklicher, wenigstens nur einzelne und auch diese oft nur auf Kosten sehr vieler andern. Mit der Fähigkeit zu

genießen, wächst auch die Fähigkeit zu leiden. Die Kultur erleichtert wohl die Stillung vieler Begierden, aber sie erzeugt auch viele neue. Es mehren sich die Bedürfnisse und damit stellt sich das Gefühl der Bedürftigkeit und der Entbehrung ein. Es täuscht uns nicht allein die Hoffnung, es täuscht uns auch das Gehoffte, indem dieses nicht mehr des Wunsches Weite füllt. Wer sein Wissen mehrt, mehrt seinen Kummer, sagt ein italienisches Sprichwort und der Prediger 1, 18 spricht: Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens.

Daran ist freilich die Mission nicht unmittelbar Schuld, wohl aber mittelbar, indem sie unvermeidlich mit dem Christentum die Kultur und mit dieser deren unausbleibliche Folgen bringt. Aber auf Glück, d. h. die Stillung unserer sinnlichen Begierden, geht auch das Christentum nirgends aus. Gleichwohl kann dieses allein durch seine himmlische Perspektive, oder durch „das Seligsein in Hoffnung" ein Gegengewicht gegen die Schäden der Kultur bringen. Es gleicht jenem Speer, der die Wunden heilte, die er schlug. „Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden" Hosea 6, 1. Und wo das Christentum wirklich tief erfaßt wird und eine den ganzen Ideenkreis beherrschende Macht des Einzelnen wie ganzer Völker wird, da macht es allerdings auch glücklich, natürlich in seiner Weise. Man denke nur an die vielen, gewiß aus den reichsten Herzenserfahrungen entsprungenen christlichen Danklieder! Man suche nach ähnlichen Erfahrungen unter den Heiden! Im Homer kommen z. B. sehr viele, oft recht herzliche Bittgebete vor, aber nicht ein einziges, eigentliches Dankgebet.

Sollte nun aber dennoch jemand meinen, der Tausch sei ein ungleicher, ein heidnisches Naturvolk verliere durch das Christentum sein unmittelbar empfundenes Glück und tausche dafür etwas ein, wodurch es in viele, viele bisher unbekannte Bekümmernisse und Sorgen gestürzt werde, so ist dies nach dem Obigen nicht unrichtig, sofern man unter dem verlorenen Glück die niedern sinnlichen Genüsse und die sorglose Indifferenz des Lebens versteht. Aber diese muß auch unter allen Umständen gebrochen werden. Früher oder später. Auch wenn wir gern annehmen, daß jeder Heidenseele noch einmal jenseits des Todes das Evangelium mit seinen Segnungen angeboten wird — einen andern Weg zum Himmel giebt es dort auch nicht als den, welcher den natürlichen Menschen durch Selbsterkenntnis, durch Buße, durch Brechen mit den ungöttlichen Lüsten oder die göttliche Traurigkeit hindurchführt. Es ist den Menschen auch dort kein anderer Name gegeben, durch welchen

sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi und das Verklärtwerden in sein Bild.

Aber, so könnte endlich noch ein Einwand lauten: wenn wir diese Hoffnung hegen, wenn wir der Höllenfahrt Christi diesen Sinn geben dürfen, dürfen wir uns dann nicht etwa trösten und sagen: Die Sorge für die Heiden und deren endliche Bekehrung steht in bessern Händen als die unsern sind. Überlassen wir also diesen Händen das schwere Werk, mögen sich die Heiden hier unbefangen ihres Daseins auf ihre Weise freuen, hüten wir uns, ihre Schuld etwa noch zu vergrößern, indem wir ihnen die Augen über ihre Sünden und Greuel öffnen! Wären diese Reflexionen richtig, so müßte man mit Recht fragen: warum ist dann überhaupt Christus auf Erden erschienen, warum hat er sein Werk an unsern Seelen nicht bis dahin verschoben, wo wir vielleicht empfänglicher dafür sind, nämlich bis nach dem Tode? Wenn er selbst bezeugt, wäre ich nicht gekommen und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde (Joh. 15, 22 u. 9, 41), warum ist er dann gekommen und hat uns die Augen geöffnet?

Ohne mich näher hierauf einzulassen, stelle ich diesen Gedanken eine feste Maxime entgegen: Wenn in der göttlichen Offenbarung irgend ein bestimmter Befehl gegeben ist, so ist derselbe unter allen Umständen auszuführen. Wenn es z. B. heißt: Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet, so scheint alles Gebet überflüssig. Gleichwohl ist dasselbe so bestimmt geboten, daß wir diesem Befehl nachkommen müssen, selbst wenn wir unser Gebet nicht mit jenem Wort zu reimen wüßten. Es ist bekannt, in welche Bedrängnis Luther kam, als er den Schwarmgeistern antworten sollte auf die Frage: wenn der Glaube allein selig macht, wozu noch die Sakramente, insbesondere die Taufe? Er hatte auch keine andere Antwort als: es ist so befohlen, taufet, das thut! So hoffen wir auch, daß den Heiden noch einmal nach dem Tode die Thüre des Evangeliums weit wird aufgethan werden, und daß dann die Missionsthätigkeit besseren und allgemeineren Erfolg haben werde, als die unsere, aber diese tröstliche Aussicht darf unsere Arbeit nicht lähmen, auch hier gilt der bestimmte Befehl: Das thut, gehet hin, lehret, taufet! Das Vertrauen auf die Hilfe Gottes darf uns nie träge machen, es ist eine alte Maxime: beten, als ob kein Arbeiten hälfe, und arbeiten, als ob kein Beten hälfe.

Als die Unterwerfung des Occidents unter die römische Herrschaft vollendet war, weigerte sich der, welcher nicht am wenigsten zu dieser Unterwerfung beigetragen hatte, Scipio Aemilianus bei einem feierlichen

Gottesdienste die alte solenne Formel zu gebrauchen und zu bitten: ut di immortales populo romano res meliores amplioresque facerent, denn satis, inquit, bonae magnaeque sunt, itaque precor ut eas perpetuo incolumes servent.[1]) Also nicht um Erweiterung, nur um Erhaltung des römischen Reichs wollte er bitten. Wir Christen in der ecclesia militans sind noch weit entfernt, nur um Erhaltung und nicht mehr um Erweiterung des Reiches Gottes auf Erden zu bitten. Wir werden noch lange zu bitten haben, Dein Reich komme, und müssen den Grundsatz befolgen: ich glaube noch nichts gethan zu haben, so lange ich nicht alles gethan habe.

Die inländischen Christengemeinden des indischen Archipels.

Von Dr. Schreiber.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun der Missionsarbeit außerhalb Java zu, so sind zunächst zwei weitere Gesellschaften zu nennen: Die Utrechtsche Zendingsvereeniging und die Luthersche Zendingsvereeniging. Die erstere, welche seit 1859 besteht, hat ihre Missionare nach Bali, Almaheira und Neu Guinea gesandt. Auf der ersteren Insel ist die Arbeit, die sich bis jetzt fast nur erst auf Erlernung der schwierigen Sprache beschränken mußte, durch die im letzten Jahr erfolgte Ermordung des einen Missionars, de Vroom, und die infolge dessen dem andern Missionar von seiten der Regierung erteilte Weisung, seine Station zu verlassen, einstweilen zu einem völligen Stillstand gekommen. Auf Almaheira, wo augenblicklich nach mancherlei Wechselfällen und Schwierigkeiten zwei Missionare arbeiten, ist wenigstens an einer Stelle die Arbeit unter den Alifuren soweit von Erfolg gewesen, daß man ein kleines Christendorf Duma gegründet hat mit c. 120 Getauften; außerhalb dieses Dörfchens scheint die Arbeit noch überall vergeblich zu sein.

Noch schwieriger ist das dritte Arbeitsfeld Neu Guinea, denn unter den ganz wilden und rohen Papuas hat es erst unsägliche Mühe und Geduld gekostet, ehe auch nur der erste Anfang von Erfolg sich zeigen wollte und verdient die Ausdauer und verleugnungsvolle Arbeit der ut-

---

[1]) Ranke: Weltgeschichte II. 411.

rechtschen Missionare in dieser äußersten Abgeschiedenheit und wilden Umgebung alle Anerkennung. Es sind dort jetzt 4 Stationen mit ebensoviel Missionaren besetzt, alle nahe der Geelvink Bai. Von Gemeinden kann noch keine Rede sein, doch sind die Erstlinge aus den Papuas, im ganzen c. 20—30 getauft. Daß übrigens diese Gesellschaft bis jetzt so außerordentlich wenig Erfolg gehabt hat, liegt doch nicht nur an der besonders großen Schwierigkeit welche man auf den Arbeitsfeldern, die man sich ausgesucht, gefunden hat, sondern hat ihren Grund zum teil auch in der heimatlichen Organisation, namentlich wohl in dem Mangel eines Missionshauses, dem es doch ohne Zweifel zuzuschreiben ist, daß so viele Missionare den Dienst dieser Gesellschaft verlassen haben.

Die zweite schon oben genannte, lutherische Missionsgesellschaft ist die jüngste unter allen holländischen. Sie hat erst im letzten Jahr ihren ersten Missionar, einen Zögling des Breklumer Missionshauses ausgesandt und zwar nicht, wie anfänglich beabsichtigt war, nach der kleinen Insel Engano sondern nach Sumatra, nach Benkulen, wo er unter den im Innern der Insel wohnenden Redjangs wirken soll. Außerdem treffen wir auf Sumatra noch zwei Missionare von zwei schon bei Java genannten holländischen Gesellschaften. Das Java-Komitee hat trotz seines Namens auch auf Sumatra einen (früher 2) Missionare, der in der Landschaft Angkola, also südlich von dem Gebiete der rheinischen Missionare, arbeitet. Um die zwei Stationen Huta Rimbaru und Mapilapil sind 4—5 kleine Geminden mit c. 600 Christen aus den Battas gesammelt. Noch weiter südlich, an der Südgrenze der von Battas bewohnten Gegenden, in Pakanten hat die doopsgezinde Missionsgesellschaft eine Station und Gemeinde mit c. 200 Christen.

Und nun kommen wir zum Schluß zu der Arbeit derjenigen Missionsgesellschaft, welche außerhalb Java und überhaupt im ganzen Archipel bisher am meisten gethan und auch am meisten erzielt hat, ich meine die schon oben erwähnte Nederlandsche Zendelinggenootschap, bei uns auch wohl die alte Rotterdammer Mission genannt. Dieselbe hat seit dem Jahre 1820 eine ganz bedeutende Anzahl Missionare — unter ihnen auch viele deutsche — nach den verschiedensten Teilen des Archipels, nach Ceram, Timor, Rotti, den Südwest-Inseln, nach Sumatra, Riouw, Buru, Süd- und Nord Celebes und Savu gesandt. Manche dieser Missionare sind namentlich für die alten Christengemeinden von großem Segen gewesen, doch würde uns das hier zu weit führen, wollten wir auf diese Arbeiten im Einzelnen eingehen. Augenblicklich hat diese Gesellschaft außer Java Missionare nur noch auf Amboina, Savu, und Nord Celebes

(Minahassa). Auf Amboina befindet sich nur noch als eine Erinnerung aus alter Zeit der ehrwürdige alte Missionar Luyke, der aber jetzt auch noch seine letzten kleinen Gemeinden den Regierungsgeistlichen zur Versorgung übergeben hat. Auf Savu, dieser kleinen zwischen Timor und Sumba gelegnen Insel, hat Missionar Teffer die Freude gehabt, aus den Heiden eine Anzahl (8) Gemeinden zu sammeln von zusammen c. 500 Seelen, die sich durch Ordnung, Reinlichkeit und Anstand nicht nur, sondern auch durch christliche Bruderliebe und Barmherzigkeit sehr zu ihren Gunsten von den Heiden und Mohammedanern unterscheiden. Leider sind diese Leutchen und ihr Missionar mit ihnen grade jetzt von einem entsetzlichen alles verheerenden Orkan heimgesucht. Auf Süd Celebes in Bonthain hat diese Gesellschaft auch lange Jahre hindurch zwei Missionare gehabt, doch legte die holländische Regierung der Arbeit hier solche Hindernisse in den Weg, aus Rücksicht auf die Mohammedaner, mit denen man nicht in Konflikt geraten wollte, daß die Arbeit wieder aufgegeben werden mußte, noch ehe man außer sprachlichen Arbeiten irgend etwas erzielt hatte. Desto erfolgreicher ist dagegen die Arbeit in Nord Celebes gewesen in der

Minahassa.

Schon aus den Zeiten der Spanier hatten hier kleine Christengemeinden an der Küste bestanden, die hier ebenso wie anderwärts von den Holländern aus katholischen zu reformierten gemacht worden waren. Doch nicht diese schon vorhandnen Christengemeinden, in denen doch auch hier nicht mehr wirkliches christliches Leben zu finden war, wie anderwärts, sondern hauptsächlich ein Brief, welchen der damalige Gouverneur der Molukken, P. Merkus 1828 dem Leiter der Gesellschaft schrieb und in welchem er sagt: „Ich wünsche wohl daß einige Ihrer Missionare sich in der Minahassa von Menado niederließen, wo die Bevölkerung wirklich bereit ist, unsern Glauben anzunehmen," gab den Ausschlag. Diese Hoffnungen haben sich im reichsten Maaß erfüllt, die Minahassa ist die Krone der evangelischen Mission unsers Jahrhunderts im indischen Archipel geworden.

Die 137 kleinen Christengemeinden der Minahassa zählen jetzt c. 80 000 Christen, während die ganze Bevölkerung des Landes nur etwas über 100 000 beträgt. In einigen Strichen sind schon die letzten Heiden getauft; im Jahre 1880 wurden 4298 Christenkinder und 711 Erwachsene aus den Heiden getauft, 1395 konfirmiert und 1003 Ehen christlich eingesegnet, die Schulen zählen 10 378 Kinder, von denen freilich nur 5700 die Schulen regelmäßig besuchen. Aber dieses schöne gesegnete Feld gehört

jetzt nicht mehr der Missionsgesellschaft an, die das zustande gebracht hat. Hier wie meist überall in Indien war die Organisation derart, daß in den einzelnen kleinen Gemeinden ein eingeborner Lehrer zugleich die Schule versorgte und Sonntags Gottesdienst hielt, während immer nur für eine größere Anzahl Gemeinden (10—20) ein Missionar bestellt war, der die Oberleitung, Visitation ꝛc. wahrnahm. Man hatte nun wohl von Anfang an die Gemeinden nicht so sehr zum Selbstunterhalt herangezogen, wie es nötig und wünschenswert gewesen wäre, so daß doch noch zu viel auf den Schultern der Gesellschaft lasten blieb. Dieser Mißstand hätte sich aber wohl abstellen lassen, wenn nicht die holländische Regierung durch Errichtung von Regierungsschulen dazwischen gekommen wäre. Indem sie nun ihren Schullehrern ein bedeutend höheres Gehalt gab und zugleich die Forderung aufstellte, daß die Christen ihren Schullehrern nicht mehr wie bisher als Beihilfe zu ihrem geringen Gehalt, Feld und Garten unentgeltlich bestellen dürften, kam nun die Missionsgesellschaft in eine sehr üble Lage. Sie mußte um mit den Regierungsschulen Schritt halten zu können, auch bessere Schulgebäude errichten und bedeutend höhere Gehälter zahlen, konnte aber unmöglich von den Leuten Schulgeld oder sonst größere Leistungen fordern, da ja in den Regierungsschulen der Unterricht ganz unentgeltlich war. Während man früher zum Unterhalt sämtlicher Schulen nur 6000 Gulden jährlich beigesteuert hatte, sah man sich jetzt genötigt das doppelte zu gewähren und bald darauf wurden sogar, und zwar mit gutem Grunde 25 000 Fl. Zuschuß von der Gesellschaft gefordert. Zu solchen Leistungen sah sich dieselbe außerstande und nachdem noch ein letzter Aufruf an die Freunde der Mission zwar ganz schönen aber doch nicht ausreichenden Erfolg gehabt hatte, sah sich het Nederlandsche Zendelinggenootschap genötigt, diese ganze Mission mitsamt ihren Missionaren in die Hände der indischen Kirche, oder was dasselbe sagen will, der indischen Regierung übergehen zu lassen. Man muß es noch als ein Glück bezeichnen, daß die Regierung jetzt so steht, daß sie die von alters her auf ihr ruhende Verpflichtung, für die geistliche Pflege der aus den Eingebornen gesammelten Christengemeinden Sorge zu tragen, anerkennt und ihr nachzukommen sucht, und weiter daß sie bis jetzt überall, wo es nur möglich war, gewesene Missionare als hulppredikers für diese Gemeinden aus den Eingebornen angestellt hat. So sind denn auch in der Minahassa sämtliche ehemaligen Missionare auf ihren Posten belassen und nur jetzt als hulppredikers angestellt, mit Ausnahme von dreien, die einstweilen noch im Dienst der Missionsgesellschaft geblieben sind, nämlich Missionar Ulfers, der zu alt war um noch von der Regierung

angenommen zu werden, Missionar Graafland, der als Direktor des Schullehrers-Seminars noch unentbehrlich ist, und Missionar de Langge, der der Missionsdruckerei vorsteht. So hat also die Missionsgesellschaft immerhin noch wichtige Beziehungen und Verbindlichkeiten in der Minahassa. Dazu kommt noch, daß von den 31 penulongs oder eingebornen Hilfsmissionaren bis jetzt erst 25 als eingeborne Hilfsprediger angestellt sind, also auch von diesen noch 6 im Dienst der Missionsgesellschaft verblieben. Auch eine bedeutende Anzahl Schulen muß man einstweilen noch weiter unterhalten an solchen Orten, wo sonst keine sind und wo ohne Zweifel die Römischen, die sich seit einigen Jahren große Mühe gegeben haben, auch in dies Missionsfeld einzudringen, sofort eine Schule errichten würden, sobald die Evangelischen sie eingehen ließen. Infolge dessen belaufen sich die Gesamtausgaben der Missionsgesellschaft für die Minahassa nach dem letzten Jahresbericht immerhin noch auf über 15 000 Gulden.

Da wir es hier mit dem wichtigsten Missionsgebiet des ganzen Archipels zu thun haben, so müssen wir doch auch etwas ausführlicher auf die dermaligen Zustände eingehen. Von großer Bedeutung für die einzelnen Gemeinden ist es, daß der Schullehrer zugleich Pastor (voorganger) ist. Da wo solches der Fall ist, genießt er bei jung und alt eine ganz andere Achtung, die Schule kommt vielmehr zu ihrem Recht und ist wirklich Volksschule und wiederum übt die Schule ihrerseits auch einen viel heilsameren Einfluß auf das Leben der Gemeinde aus, als an den Orten, wo der Schulmeister mit dem Gottesdienst nichts zu thun hat.

Unter den eingebornen Lehrern und Evangelisten verdienen viele alles Lob wegen ihres Eifers, ihres herzlichen Glaubens, ihrer Liebe und der Beständigkeit in ihrer Arbeit. Dasselbe läßt sich auch sagen von einem guten Teil der Ältesten und Diakonen, von denen manche mit großem Eifer und unter Gottes sichtlichem Segen an der Erbauung der Gemeinden mitarbeiten. Der Einfluß und die Bedeutung der Ältesten für das geistliche Leben der Einzelgemeinde ist ganz unberechenbar groß und ist es darum sehr zu bedauern, daß viele von ihnen ihr Amt nur als einen Ehrenposten betrachten, auf den sie sich nicht wenig einbilden, für den sie aber nur sehr wenig thun. Diese Ältesten haben nicht nur die Gemeindeangelegenheiten zu verwalten, sondern sie müssen auch oft als Evangelisten die Gottesdienste leiten. Das Bestreben der Ältesten, mit denen der Nachbargemeinden Gemeinschaft zu pflegen zur gemeinsamen Besprechung der wichtigeren Angelegenheiten und zur gegenseitigen Förderung, welches sich hie und da zeigt, ist natürlich sehr erfreulich und verdient alle Aufmunterung.

Der Zustand der einzelnen Gemeinden ist außerordentlich verschiedenartig. Hier ist eine Gemeinde, die Jahre lang in Todesschlaf gelegen hatte, wieder zu neuem Leben erwacht und zeigt einen Eifer und ein Interesse, die mit Freude erfüllen müssen. Dort ist eine andere Gemeinde, in der man den Mut hat, jetzt endlich mit dieser oder jener alt eingewurzelten heidnischen Sitte zu brechen z. B. mit der Sitte, wenige Tage nach einem Todesfall in dem Trauerhause eine Festlichkeit zu halten, oder mit der Sitte des Brautschatzes. Daneben eine andere Gemeinde, in welcher christliches Leben und christliche Thätigkeit von Jahr zu Jahr in höherem Maß sich offenbart.

Auf der andern Seite aber Gemeinden, in denen völlige Gleichgiltigkeit herrscht oder wo man Spuren von Spott mit dem Heiligen findet. Zuweilen üble Vorbilder, Leute, die hohe Worte im Munde führen, welche von großer Weisheit zeugen sollen aber leider nur allzugroße Unwissenheit in geistlichen Dingen verraten, trotzdem aber willige Nachfolger finden. In andern Gemeinden, wo es an der nötigen Unterweisung und Aufsicht gefehlt hat, findet man noch viel heidnisches Wesen und traurige Unwissenheit, wobei zugleich Tanzen, Kartenspiel und Würfeln als Beweise der Civilisation angesehen werden. Es fehlt oft in den Gemeinden an der nötigen Kraft, um sich als das der Fäulnis wehrende Salz oder als das hellscheinende Licht den Heiden oder den heidnischen Christen gegenüber zu beweisen, und infolge dessen finden sich hie und da Rückfälle ins Heidentum freilich nicht ausgesprochenermaßen aber doch thatsächlich, wenn man z. B. wieder anfängt fossos, d. i. heidnische Opfer zu bringen, oder auf Vogelgeschrei zu achten, um voraus zu wissen, ob die Reisernte reichlich sein wird, oder wenn man durch einen heidnischen Priester die bösen Geister aus seiner Hütte vertreiben läßt.

In ganzen Strecken der Minahassa tritt uns aber der christliche Geist mit seinem heiligen Einfluß auf allen Gebieten des häuslichen und des Gemeindelebens entgegen. Die Sonntagsfeier läßt da kaum etwas zu wünschen übrig und auch die Sonntagsnachmittage werden zu allerlei erbaulichen Zusammenkünften der Männer oder Frauen oder zum Unterricht für die Jugend benutzt. Ganz besonders erfreulich ist die Zunahme der verschiedenen Männer- Frauen- und Jünglingsvereine, die sämtlich erbauliche Zwecke verfolgen. Namentlich die Frauen-Vereine haben eine große Bedeutung für die Förderung eines echt christlichen Familienlebens, christliche Kinderzucht und Reinlichkeit. Gewöhnlich werden auch in all diesen Vereinen Sammlungen gehalten zu irgend welchem bestimmten Zweck, bald für einen Kirchbau, bald für die Mission, bald für die Beleuchtung

oder für die Ausschmückung der Kirche, oder Beiträge für „die gegenseitige Unterstützung.“

Diese „gegenseitige Unterstützung“ (onderling hulpbetoon), die 1879 ins Leben gerufen ist, hat zu ihrem nächsten Zweck, in neuen Dörfern Schulen zu stiften und die Evangelisten-Schullehrer zu besolden. Schon früher hatte man in einigen Gemeinden Beiträge gesammelt um dafür einen eingebornen Hilfs-Missionar in Menado anzustellen für die dort zeitweilig in allerlei Berufen anwesenden Christen aus dem Oberlande. Damit wollte es nicht recht glücken, weil man in Konflikt kam mit den dortigen Einrichtungen. Statt dessen hat man nun den obengenannten allgemeinen Zweck sich vorgesetzt und seitdem hat diese Vereinigung unter den Christen eine große Ausbreitung erlangt. Da sie aus dem freien Antrieb der Gemeinden entstanden, und auf der freien Liebe beruhend dabei solch ein schönes Ziel verfolgt, so muß man ihr nur einen recht langen kräftigen Bestand und Gottes reichen Segen wünschen. Von seiten dieser Vereinigung ist an die Missionsgesellschaft das Gesuch gerichtet, man möge ihr für ihre Zwecke den Ertrag der bei Missionsstunden und ähnlichen Gelegenheiten erhobenen Collekten überweisen. In Holland scheint man wenig Lust zu haben, dieser Bitte nachzukommen und doch wäre das im Interesse der Sache gewiß sehr zu empfehlen.

Überall werden auch allmonatlich Missionsstunden gehalten, doch ist der Besuch derselben in den meisten Gemeinden mangelhaft, daher auch die Kollekten nur gering. Bei den Hausbesuchen, welche von den Missionaren und Hilfsgeistlichen wenigstens regelmäßig gehalten werden, zeigt sich's, daß in dem häuslichen Leben freilich noch viel zu wünschen übrig bleibt, daß oft das Verhältnis der Kinder zu den Eltern und umgekehrt nicht das rechte ist; auch Ehebruch und Ehescheidung kommen noch vor; doch giebt es auch viele Gemeinden, wo man davon nichts mehr weiß, und so beweist das Evangelium noch in vielen Dingen seine heiligende Kraft, muß aber freilich immer und immer wieder aufs neue gepredigt werden auch in der Minahassa.

c. Die Versorgung der inländischen Gemeinden durch die Regierung.

Schon in dem letzten Abschnitt hatten wir bei den Gemeinden in der Minahassa Veranlassung davon zu reden, wie dieselben jetzt größtenteils nicht mehr von einer Missionsgesellschaft sondern von der niederländisch indischen Regierung versorgt werden. Aber nicht dort allein sondern nachgerade in ganz niederländisch Indien haben sich jetzt die früher so verwahrlosten Christengemeinden dieser Fürsorge der Regierung zu erfreuen

Als Dr. Heldring im Jahre 1855 seinen schon oben erwähnten Antrag wegen Versorgung dieser Gemeinden bei dem Vorstand der Niederländischen Missionsgesellschaft einbrachte, da mußte diese freilich denselben, so edel und gut gemeint er auch war, dennoch abweisen, aber Heldring hatte damit einen Anstoß gegeben, der nicht vergeblich blieb. Durch seinen Einfluß auf einzelne Regierungsbeamte kam es später zu einer Verordnung, durch welche zum erstenmal 10 Hilfsprediger zur Beschickung der indischen Kirche gestellt wurden. Bis dahin hatte man in Indien nur ganz vereinzelte Hilfsprediger gehabt und zwar nur als Stellvertreter der Prediger an europäischen Gemeinden. Im Jahre 1870 wurde nun zum erstenmal in Indien die königliche Verordnung bekannt gemacht, „daß zur geistlichen Versorgung der inländischen Christengemeinden in Niederl. Indien zunächst einmal 10 Hilfsprediger angestellt werden sollen, deren Standorte der General-Gouverneur zu bestimmen hat.“ Das bedenkliche der Sache bestand aber noch in dem Mangel an Pensions-Berechtigung und Witwen-Versorgung für diese Hilfsprediger. Diesem Mangel wurde durch eine neue Verordnung vom Jahre 1873 abgeholfen und ihre Zahl zugleich auf 12 erhöht, auch ein Reglement für diese neue Einrichtung aufgestellt. Nachdem dann im folgenden Jahr die Zahl noch einmal um 2 vermehrt worden war, erschien im Jahre 1879 die Verordnung: „Zur Versorgung der inländischen Gemeinden werden Hilfsprediger angestellt, denen der General-Gouverneur ihre Standorte anzuweisen hat.“ Durch diese ganz allgemeine Fassung hatte also die Regierung ihre Verpflichtung für sämtliche dermalige Gemeinden zu sorgen, öffentlich anerkannt. Seitdem ist nun die Zahl der Hilfsprediger allein für die buitenbezittinger auf 20 und dann sogar auf 23 gestiegen. Ihnen stehen noch 52 eingeborne leeraars (Missionare oder Pastoren) zur Seite, die gleichfalls von der Regierung angestellt und besoldet sind.

Sehen wir uns nun die Art dieser Versorgung etwas näher an und zwar zunächst auf dem Gebiet, welches nächst der Minahassa die zahlreichsten Gemeinden enthält, die Ambonschen Inseln. Die Regierung hat für diese Inseln zwei Prediger und 8 Hilfsprediger angestellt. Die beiden Prediger wohnen in der Hauptstadt Amboina selbst und haben dort außer einer europäischen Gemeinde auch noch zwei eingeborne Gemeinden, die eine in Amboina, die andere in einem Nachbarorte, den sie 6mal im Jahre zu besuchen haben. Außerdem haben die beiden Prediger die Aufsicht über die 8 Hilfsprediger im Namen des Kirchenregimentes auszuüben. Durch ihre Hand geht alle Korrespondenz dieser Hilfsprediger mit dem Kirchenregiment, sie haben dafür zu sorgen, daß alles ordnungsmäßig

seinen Gang in den Gemeinden geht und haben die Hilfsprediger einmal im Jahre zu einer gemeinsamen Beratung aller Gemeindeangelegenheiten nach der Hauptstadt zu berufen.

Die Bezirke der 8 Hilfsprediger sind folgendermaßen begrenzt: Der eine hat den südlichen Teil der Insel Amboina, mit 13 Gemeinden, 4942 Seelen darunter 2512 Kommunikanten. Der zweite hat den nordöstlichen Teil der Insel nebst der Westküste von Ceram mit 15 Gemeinden, 6375 Seelen und 2075 Kommunikanten. Der dritte Bezirk wird von dem nordwestlichen Teil Amboinas nebst drei andern Inseln (Manipa, Bonoa und Buro) gebildet und zählt 8 Gemeinden mit 3275 Seelen nnd 1119 Kommunikanten. Der vierte ist die Insel Saparua, eine der drei sogenannten Uliasser, mit 12 Gemeinden, 13 302 Seelen und 4479 Kommunikanten. Der fünfte die Insel Haruka mit 6 Gemeinden 5061 Seelen und 1557 Kommunikanten; der sechste die Insel Nussalaut mit 6 Gemeinden, 4140 Seelen und 2072 Kommunikanten; der siebte die Südküste von Ceram mit 11 Gemeinden, 5129 Seelen und 1177 Kommunikanten; der achte endlich das zu den Südwest-Inseln gehörige Letti mit 2 Gemeinden, 581 Seelen und 45 Kommunikanten.

Einmal alle Jahre, im Oktober oder November findet in der Hauptstadt Amboina die Versammlung (Commissie) der Hilfsprediger unter Vorsitz der Prediger statt. Die Hauptbefugnisse dieser Kommission sind, die Zöglinge der Hilfsprediger, welche eingeborne Pastoren werden wollen, zu examinieren und sie danach anzustellen und weiter die kirchliche Aufsicht und Kirchenzucht in allen ihnen unterstellten Gemeinden zu üben.

Jeder einzelne Hilfsprediger hat außer dem Pfarramt an der Gemeinde seines Wohnplatzes die Aufsicht über die ihm unterstellten Gemeinden auszuüben, wozu er auf Regierungskosten die einzelnen Gemeinden in festgestellten Terminen zu bereisen hat. Je nach der Schwierigkeit der Reisegelegenheiten ist festgesetzt, daß der Hilfsprediger die Gemeinden seines Bezirkes wenigstens 2, 4 oder auch 6mal im Laufe des Jahres zu besuchen hat. Natürlich haben aber alle Hilfsprediger volle Freiheit, über dieses angegebene Minimum hinaus die Gemeinde so oft sie wollen und für nötig achten zu besuchen. Am Wohnort des Hilfspredigers ist auch ein Presbyterium (kerkeraad), bestehend aus 2—4 Ältesten und eben so viel Diakonen, deren Wirksamkeit aber, wenigstens in allen finanziellen Angelegenheiten, sich über den ganzen betreffenden Bezirk erstreckt. Der ganze betreffende Bezirk hat nämlich nur eine gemeinsame Kasse, infolge dessen die ärmeren Gemeinden durch die wohlhabenderen unterstützt werden. In den andern Gemeinden des Bezirkes giebt es also keine Presbyterien,

sondern an deren Spitze steht je ein eingeborner Pastor (godsdienst onderwijzer). Früher war in jedem Dorf der Schullehrer auch zugleich Pastor. Seitdem aber die Regierung den sogenannten neutralen d. h. religionslosen Unterricht auch hier eingeführt hat, werden diese Leute, die meist noch alle aus der früheren Zeit herstammen, nur noch für den Unterricht in der Schule besoldet, thun aber mit Zustimmung der Regierung daneben auch noch kirchliche Dienste und zwar gratis, d. h. sie leiten die Gottesdienste und geben auch den Kindern außer den offiziellen Schulstunden Religionsunterricht. Freilich den neuangestellten, nicht mehr aus dem Missionsseminar sondern aus dem Regierungsseminar hervorgegangnen Schullehrern konnte die Kirche solche kirchlichen Dienstverrichtungen nicht mehr anvertrauen, und darum hat man neben ihnen besondere eingeborne Pastoren (guru djamaat) anstellen müssen, die aber freilich bisjetzt fast sämtlich ohne Besoldung sind. Augenblicklich giebt es 22 Gemeinden, in denen der Schullehrer zugleich auch Pastor ist, dagegen 47 Gemeinden, wo ein solcher Pastor neben ihm hat angestellt werden müssen. Dieser Zustand ist indessen natürlich nur ein Notbehelf und darf man ja wohl hoffen, daß die Regierung, wie sie damit schon einen Anfang gemacht hat, allmählich allen diesen Pastoren ein kleines Gehalt gewähren wird. Taufe, Abendmahl und Konfirmation haben diese eingebornen Pastoren hier übrigens nicht zu verrichten, das bleibt den Hilfspredigern vorbehalten.

Diese letzteren haben außerdem auch den Auftrag, junge Leute als Zöglinge anzunehmen und dieselben zu dem Amt eines eingebornen Pastors auszubilden und empfangen sie für jeden solchen Zögling, deren sie jedoch nicht mehr als höchstens 4 haben sollen, eine angemessene Vergütung. Inzwischen haben die Prediger von Amboina eine Eingabe an die Regierung gemacht, daß lieber alle diese Zöglinge von einem Hilfsprediger, der dann ausschließlich damit zu belasten wäre, ausgebildet werden möchten, jedenfalls ein sehr zweckmäßiger Vorschlag, der ja auch wohl hoffentlich angenommen werden wird.

Ganz ähnlich wie hier auf den ambonschen Inseln, ist die Sache auch überall sonst geregelt, wo Hilfsprediger für die inländischen Gemeinden angestellt sind, d. h. bis jetzt außer Celebes auf Timor, Rotti und Batjan.

Auf den Südwestinseln ist außer dem schon genannten Hilfsprediger auf Letti noch niemand angestellt, doch hat die Regierung einstweilen 10 ambonsche Schulmeister dorthin gesandt mit dem Auftrag, außer dem Schulunterricht auch Sonntags Gottesdienst zu halten. Auf den Sangir- und Talaut-Inseln sind ja schon seit langen Jahren einige Goßnersche Missionare von der Regierung angestellt um für die eingebornen Christen

zu sorgen. Für die Südostinseln, wo indes nur noch wenig Christen zu finden sind, müßte noch gesorgt werden.

Es liegt auf der Hand, daß die wichtigste Person bei dieser Versorgung der Gemeinden der Hilfsprediger ist. Da ist es nun sehr erfreulich zu sehen, welche vernünftige Anforderungen die Regierung an diejenigen stellt, welche sich zu dem Hilfsprediger-Examen melden, das nur in Batavia abgelegt werden kann. Sie müssen nämlich nachweisen 1) daß sie die Ausbildung zum Missionar empfangen haben; 2) daß sie eine oder mehrere indische Sprachen verstehen; 3) daß sie eine mäßige theologische Bildung — namentlich auch in praktischer Theologie, — jedoch ohne Kenntnis der alten Sprachen besitzen; 4) einen tadellosen Lebenswandel geführt haben. Demgemäß sind sämtliche bis jetzt angestellten hulppredikers ehemalige Missionare der Nederlandsche Zendelinggenootschap, Utrechtsche Zendingsvereeniging u. a. Die Regierung hätte die Qualifikationen zu diesem Posten wohl kaum besser und zweckmäßiger bestimmen können und daß infolge dieser Maßregel die Gemeinden nicht nur gut versorgt sind, sondern auch, wie wir weiter unten noch sehen werden, hie und da anfangen, sich auszubreiten, das läßt sich gut begreifen.

Um nun auch den ferneren Bedarf an Hilfspredigern, sowohl für diejenigen Stellen, die durch Abgang erledigt werden als für solche, die noch neu hinzugefügt werden möchten, zu decken, ist zwischen der Regierung und dem Ned. Zendelinggenootschap eine Übereinkunft getroffen, nach welcher diese letztere einzelne Zöglinge für Rechnung der Regierung in ihr Missionshaus zu Rotterdam aufnimmt und es scheint, daß man auch sonst in Holland versuchen wird, junge Leute für dieses Amt vorzubereiten.

Ebenso vernünftig und richtig scheinen die Bestimmungen wegen der eingebornen Pastoren (inlandsche leeraars) zu sein. Sie müssen 5 Jahre lang durch einen Hilfsprediger unterwiesen sein, werden mit keinen fremden Sprachen behelligt, dagegen gründlich im Evangelium, namentlich über das Leben Jesu, in christlicher Glaubens- und Sittenlehre und Bibelkenntnis unterwiesen. Ehe sie angestellt werden können, müssen sie, wie schon gesagt, ein Examen ablegen, müssen mindestens 22 Jahre alt sein und wenigstens 2 Jahre lang Glied einer christlichen Gemeinde gewesen sein. Sie sollen außer Gottesdienst und Konfirmanden-Unterricht auch mit der Befugnis der Austeilung von Taufe und Abendmahl sowie der Eheschließungen betraut werden, diese letzteren drei Funktionen erhalten sie jedoch erst nachdem sie sich drei Jahre lang im Amt bewährt haben — wir würden sagen, dann werden sie ordiniert.

Ausgesprochenermaßen beschränkt sich die Absicht der N. I. Regierung

keineswegs nur auf die Versorgung und Erhaltung der bis jetzt vorhandnen christlichen Gemeinden, sondern wie es vor wenigen Jahren schon ein Minister der Kolonieen in der Kammer in Holland offen aussprach, man ist zu der richtigen Einsicht gekommen, daß das beste Mittel um den letzten Rest von heidnischem Glauben wie er sich noch in N. Indien findet, zu beseitigen in der Arbeit der Missionare zu finden ist. Auch die Rücksicht auf die Mohammedaner, deren geheime, gegen den Bestand der holländischen Regierung gerichteten Umtriebe in den letzten Jahren an verschiednen Orten von N. Indien ans Licht gekommen sind, ist gewiß mit maßgebend gewesen, da man offenbar jetzt begriffen hat, daß der Islam ein sehr gefährlicher und durch kein Mittel zu gewinnender Feind des holländischen Regiments in Indien ist und es darum auch aus politischen Gründen von der allergrößesten Bedeutung ist, an einer ansehnlichen christlichen Bevölkerung in Indien ein Gegengewicht gegen den Islam und an den inländischen Christen wenigstens loyale, zuverlässige Unterthanen zu haben. Daraus erklärt sich die in den letzten Jahren immer mehr entgegenkommende Haltung gegenüber allen Missionsarbeiten in N. Indien und daraus ersieht man, daß es auch durchaus nach dem Sinn und Wunsch der Regierung ist, wenn diese neu angestellten Hülfsprediger auch in ihrer neuen Stellung ihren frühern Missionsberuf nicht vergessen, sondern fortsetzen und wenn also diese Christengemeinden sich auch noch weiter ausdehnen. Bis jetzt ist davon freilich noch nicht überall etwas zu spüren, doch sind einige sehr schöne Anfänge gemacht, die es außer Zweifel stellen, daß wir auf eine ganz ansehnliche Missionsarbeit auch von seiten dieser Regierungs-Hilfsprediger in Zukunft rechnen dürfen.

Daß in der Minahassa noch jahraus jahrein eine Anzahl aus den Heiden getauft wird — im Jahr 1881 711 Seelen — wurde schon oben mit erwähnt. Auf der Südküste von Ceram, wo ja die Missionsarbeit noch ein weites wichtiges Feld findet, wurden im Jahre 1880 111 Heiden und ein Mohammedaner getauft und sieben heidnische Dörfer hatten aufs neue um den Taufunterricht gebeten. Im Binnenlande von Timor wurde schon vor einigen Jahren ein Häuptling, Willem Tabelak getauft, und als der Hilfsprediger Donselaar ihn vor zwei Jahren in seinem Dorfe besuchte, fand er daß er samt seiner Frau nicht nur selbst als Christen wandelten, sondern daß sie auch ihre Unterthanen mit großem Fleiß in der christlichen Lehre unterwiesen hatten, so daß noch weitere 20 Personen sofort getauft werden konnten. Auch an mehrern andern Orten auf Timor sind in letzter Zeit durch die Arbeit desselben Hilfspredigers mehrere Häuptlinge für das Christentum gewonnen und durch ihren Einfluß

neue Christengemeinden von zusammen mehreren hundert Seelen entstanden. Ebenso berichtet auch der Hilfsprediger v. Malsen von der kleinen Insel Batjan, wo die schon seit mehr als 200 Jahren bestehende Christengemeinde bis jetzt ohne allen Einfluß auf die übrige noch heidnische Bevölkerung gewesen war, daß nun schon im letzten Jahr 22 Seelen aus den Heiden der Gemeinde hinzugefügt werden konnten. Also wir sehen, es ist wirklich in diesen so lange vernachlässigten und verkümmerten Gemeinden ein neues Leben durch die Fürsorge der Regierung erweckt worden und dieses neue Leben fängt an sich auch in einem Wachstum nach Außen zu bezeugen.

Man könnte nun die Frage aufwerfen, ob es unter diesen Umständen nicht für alle in N. Indien arbeitenden Missionsgesellschaften das geratenste sei, sich als Ziel zu setzen, die aus den Heiden gewonnenen Gemeinden so bald als möglich der Fürsorge der Regierung zu übertragen. Der Vorteil, den das gewähren würde, liegt ja auf der Hand, indem man dadurch in den Stand gesetzt werden würde, mit denselben Kräften immer neue und immer weitere Gebiete in Angriff nehmen zu können. Dennoch möchte ich entschieden davon abraten. Abgesehen davon, daß es mit dieser jetzt von seiten der Regierung gewährten und höchst erfreulichen Unterstützung der Sache des Christentums und der Mission doch immerhin deswegen etwas Unsicheres bleibt, da man ja nicht wissen kann, wie bald ein Umschlag in den Regierungskreisen eine Aufhebung herbeiführen kann, hat die Sache auch sonst ihre Bedenken. Nicht nur daß man ja nicht weiß, ob die Regierung immer so vernünftig wie jetzt denken und also auch immer die rechten Leute als Hilfsprediger anstellen wird, sondern auch das ist zu bedenken, daß die Sache jetzt zu sehr centralisiert, als eine große indische Kirche behandelt wird, wobei natürlich zu wenig Rücksicht auf die lokalen Besonderheiten genommen werden. Am schlimmsten äußert sich das darin, daß, so viel man sehen kann, bis jetzt von den Hilfspredigern noch viel zu viel in der malaiischen und viel zu wenig in den betreffenden Landessprachen gepredigt und gelehrt wird, selbst noch z. B. in der Minahassa. Doch das ist ja ein Mißstand, der sich beseitigen ließe und, das darf man ja wohl hoffen, in der That auch mit der Zeit beseitigt werden wird. Ein viel schwererer Mißstand scheint mir aber gerade in dem zu liegen, was zunächst als die größte Wohlthat empfunden wird, ich meine dies, daß die Regierung selbst alle Kosten der Versorgung der Gemeinden auf sich nimmt. Das ist ja jetzt für den Augenblick freilich ganz wunderschön und ginge auch wohl gar nicht anders, aber das ist ja klar, daß auf diesem Wege niemals Gemeinden, die auch finanziell auf eigenen Füßen stehen können, und noch weniger selbständige Volkskirchen

aus den einzelnen Völkern des Archipels sich bilden werden. Wenn man also von seiten der Missionsgesellschaften dieses letztere sich zum Ziele gesetzt hat, dann wird man auch von einer Übertragung der Gemeinden an die Fürsorge der indischen Kirche d. h. der Regierung doch lieber ganz absehen. Die große Schwierigkeit in der Ausgestaltung der aus den Heiden gewonnenen Gemeinden und kirchlichen Gemeinwesen liegt aber für die Missionsgesellschaften wie mir scheint jetzt darin, daß es unter indischen Verhältnissen gar nicht anders geht, als daß in den kleinen Gemeinden der eingeborne Pastor auch zugleich Schulmeister sein muß und daß also die ganze Gemeinde- und Kirchen-Verfassung aufs engste mit der Schule verknüpft ist. Nun aber kommt die Regierung mit ihren Regierungsschulen dazwischen und stört dadurch — wie solches ja in der Minahassa der Fall gewesen ist — die ganze Entwicklung. Es wäre außerordentlich wichtig und erfreulich, wenn hier bald zwischen der Regierung von N. Indien und den Leitern der Missionsgesellschaften irgend welches heilsame Abkommen und Verständigung erzielt werden könnte, damit dann beide, Missionsgesellschaften und Regierung, jeder in seiner Weise und auf seinen Wegen ungehindert kräftig fortarbeiten könnte an dem Ausbau und der Vermehrung der inländischen Christengemeinden von niederländisch Indien.

„Die Mai-Meetings in London."[1])

Bericht über die wichtigsten der christlichen Versammlungen des Jahres 1883.

Von Pastor E. A. Ehemann.

In der Zeit vom 18. April bis 20. Juni fanden in London die jährlichen Mai-Meetings statt, in denen die größeren und kleineren christlichen Vereine und Gesellschaften ihren Rechenschaftsbericht öffentlich ablegen, für die im abgelaufenen Jahre erwiesene Teilnahme danken und um Erneuerung derselben bitten. Die Verhandlungen werden von einem Präsidenten geleitet, dessen Name in christlichen Kreisen einen guten Klang hat und das Interesse weiterer Kreise sichert. Zu ihnen gehört in hervorragendster Weise der über 80 Jahre alte Earl von Shaftesbury, der bei

---

[1]) Ich gebe den Bericht ziemlich unverändert, wie er eingesandt worden ist, obgleich nach meiner Intention es wesentlich auf die Gesellschaften, welche äußere Mission treiben, abgesehen war. Jedenfalls ist aus ihm ersichtlich, daß die äußere Mission die innere nicht hemmt sondern fördert. D. H.

mehr als 25 solcher Versammlungen den Vorsitz führt und dabei mit jugendlichem Feuer und mit Herzensüberzeugung für die Sache einsteht, die er gerade zu vertreten hat.

Waren es bis vor einigen Jahren kaum 50 solcher Mai-Versammlungen, so ist heuer deren Zahl auf 150 gestiegen, indem eben jede, auch die kleinste Gesellschaft einmal wenigstens im Jahre vor die Öffentlichkeit treten muß, um sich die Teilnahme christlicher Freunde zu erwerben und zu sichern. Von besonderer Bedeutung ist dabei das, daß nicht bloß die christlichen Zeitschriften, sondern auch die größeren Tageszeitungen insgesamt fortlaufende, genaue Berichte über die einzelnen Versammlungen in ihren Spalten bringen, und so ungemein viel zur Verbreitung und Beachtung der in den Meetings vertretenen Gesellschaften beitragen.

Bei der großen Zahl dieser Versammlungen kann es nun nicht anders sein, als daß der Berichterstatter nur die wichtigsten hervorhebt. So müssen z. B. die Gesellschaften, die unter den Juden wirken, wie die „British Society for Propagation of the Gospel among the Jews", oder die „Operative Jewish Converts Society"; ferner die Vereine für „Sonntagsheiligung", für „Mitternachtsgottesdienste für Straßendirnen", für „Rettung gefallener Frauen"; ebenso die meisten Gesellschaften der Dissenters, der Methodisten, Baptisten und der Quäker übergangen werden. Sie alle bieten des Interessanten genug, aber der Raum gestattet nicht, uns mit ihnen eingehend zu beschäftigen.

Die erste Woche war besetzt von den Meetings der baptistischen, wesleyanischen und frei-methodistischen Missionsgesellschaften, von denen wir nur die Rechenschaftsberichte im Auszug wiedergeben können.

Die „Baptisten Missionsgesellschaft" konnte im letzten Jahre zehn neue Missionare aussenden und arbeitet nunmehr in Indien, China, Japan, Westafrika und am Kongo. Sie begann das Jahr mit 7000 Pfd. Strl. Schulden, erhielt aber eine Einnahme von 60 722. Da aber die Vermehrung der Stationen auch vermehrte Ausgaben mit sich brachte, schließt ihre Rechnung mit einem Defizit von 2910 Pfd. Strl. Doch hat schon ein Freund 300 Pfd. Strl. versprochen, wenn innerhalb zwei Monaten der Rest dieser Schuld gedeckt wird. Mit Befriedigung blickt der Bericht auf die wachsenden Erfolge in der Heidenwelt und erwähnt besonders das sich steigernde Verlangen nach der heiligen Schrift.

Ein besonderer Zweig dieser Mission ist die „Zenana-Mission", die Arbeit unter den Frauen in Indien. Sie wird von Frauen besorgt und umfaßt das Personal 32 Frauen, die die Besuche in den indischen Frauenhäusern besorgen, und 50 Bibelfrauen und eingeborne Lehrerinnen,

die an 20 Schulen mit etwa 800 regelmäßigen Schülerinnen wirken. Es sei hier bemerkt, daß auch die „kirchliche Missionsgesellschaft“, sowie die „Londoner Missionsgesellschaft, eine eigene Zenana-Mission haben.

Aus dem Bericht der „Wesleyanischen Missionsgesellschaft“ erfahren wir, daß sie ihr Werk unter Christen und Heiden betreibt; so in Irland, Frankreich, Italien (besonders in Rom), Malta, Spanien, Portugal und Deutschland. „In Deutschland wurde geduldig und unausgesetzt weiter gearbeitet, heißt es, trotz der großen Schwierigkeiten, die dem Werk entgegenstanden.“ Von Heidenländern gehören in ihren Wirkungskreis: Indien (besonders Lacknau, Madras und Meisur), China mit Kanton und Fatshau, in welch letzterer Stadt das Hospital der Gesellschaft 10 000 Kranke behandelte, ferner Ceylon, Südafrika und Sierra Leone; auch in den westindischen Inseln hat die Gesellschaft ihr Werk, mußte aber auf Haiti infolge des gelben Fiebers, an dem etliche der Missionare starben, sich zurückziehen. Die Gesamteinnahmen betrugen 169361 Pfd. Strl., die Ausgaben 169 446 Pfd. Strl.; Defizit 85 Pfd. Strl.

Die „vereinigte freikirchliche Methodistengesellschaft fürs In- und Ausland“ (United Methodist Free Churches' Home and Foreign Mission) feierte ihr Fest am 23. April. Ihr Arbeitsfeld ist besonders Ostafrika (die Gallas) und Jamaica, dann auch China und Neuseeland, sowie ein Teil von Westafrika. Zu ihr gehören in den Heidenländern 53 Missionare, 7845 Kirchenmitglieder und 8128 Sonntagsschüler; in der Heimat hat sie 22 Stationen mit 1353 Mitgliedern und 4009 Sonntagsschülern. Einkommen 17 011 Pfd. Strl., Ausgaben 18 612 Pfd. Strl.; Schulden 1600. — Diese Gesellschaft steht in keiner Gemeinschaft mit den andern Missionsgesellschaften, ja sie zeigt sich diesen gegenüber ziemlich schroff. So waren auch etliche der gehaltenen Reden gespickt mit groben und feinen Angriffen auf jene, besonders auf die kirchlichen Vereine, die der Gesellschaft wenig zur Ehre gereichen.

Ebenfalls klein ist die folgende Gesellschaft „die ursprüngliche Methodisten-Missionsgesellschaft“ (Primitive Methodist Missionary Society). Einnahmen und Ausgaben decken sich mit 36 865 Pfd. Strl. In England wirken ihre Angestellten besonders in Sonntagsschulen und mit Bibelverbreitung von Haus zu Haus. Ausländische Missionsgebiete sind Südaustralien, Neuseeland und Südafrika.

Ebenfalls den Methodisten gehört die „koloniale Missionsgesellschaft“ (Colonial Mission Society), deren Zweck ist den Kirchen, die im Ausland gegründet worden sind, unter die Arme zu greifen. Sie thut dies besonders in Kanada und Neuseeland mit einem Einkommen von 3600 Pfd. Strl.

Die „evangelische kontinentale Gesellschaft“ (Evangelical continental Society) hat zum Zweck, das Evangelium in römisch-katholischen Ländern Europas zu verbreiten. Ihr Jahresfest war dürftig besucht, ganz im Gegensatz zu den anderen Versammlungen. Die Berichte lauten nicht günstig. Frankreich wirft sich dem Unglauben mehr und mehr in die Arme; die Kirchen dort sind fast nur von Frauen besucht. In Böhmen, der Heimat Hußens, sind Verfolgungen und Bedrückungen der Evangelischen an der Tagesordnung, wodurch dieses Land einzig dasteht in Europa. Italien ist zwar offen für die Bibel, aber das Volk zu bigott, um ein erfreuliches, fruchtbares Wirken zu gestatten. So ist es auch mit Spanien. Um so größer aber ist die Notwendigkeit, mit aller Energie weiter zu wirken. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen 4938 Pfd. Strl.

Noch erwähnen wir hier „die Gesellschaft zur Unterdrückung des Opium-Handels“. Das ist zwar eine kleine Gesellschaft, die nur über 608 Pfd. Strl. zu verfügen hat; ihr Zweck aber ist ein edler; leider hat sie ihn noch nicht erreicht, trotz aller Rührigkeit, mit der 170 Versammlungen gegen den Opiumhandel gehalten wurden, und trotz der Verbreitung ihrer Zeitschrift „Friend of China“ (Chinas Freund). Am 3. April 1882 hatte das Parlamentsmitglied Pease den schon etliche male wiederholten Antrag im Parlament vorgebracht: es möge China die Kontrolle über die Opiumeinfuhr allein zugestanden werden. Den Antrag fiel abermals durch, da die Regierung erklärte, sie könne die Einnahmen nicht missen, die durch das Opium in Indien eingehen. Beim Jahresfest nun nahm die große Versammlung einstimmig folgende Resolution an: „Die Versammelten bedauern von Herzen, daß die Regierung den Antrag im Parlament nicht angenommen hat, wonach China das ausschließliche Recht gegeben wird, den Opiumhandel zu kontrollieren.“ Allen Respekt vor dieser zwar kleinen, aber beharrlichen und unerschrockenen Gesellschaft. Es ist nicht zu zweifeln, daß sie doch noch ihren Zweck erreichen und dem England zur Schmach gereichenden Opiumhandel ein Ende machen wird.

Es folgen nunmehr drei Gesellschaften, die wegen des Werkes, das sie betreiben, und der Ausdehnung dieses Werkes den Mittelpunkt sämtlicher Maimeetings bilden und die wir ihres allgemeinen Interesses wegen ausführlicher betrachten müssen. Das waren: „die britische und ausländische Bibelgesellschaft“, die „religiöse Traktatgesellschaft“ und die „kirchliche Missionsgesellschaft“. Jede dieser Gesellschaften arbeitet der anderen in die Hand und dadurch dient die jeweilige Ausbreitung der einen zum Gedeihen der übrigen. Der Stoff, der den Verhandlungen bei der Jahresversammlung zu Grunde lag, war zu groß, um in einer Zusammenkunft

bewältigt zu werden; daher hielt jede der Gesellschaften zwei, resp. drei verschiedene Meetings. Das eine war die eigentliche Versammlung, in der der Rechenschaftsbericht vorgelegt wurde, das andere dann ein sog. Frühstücksmeeting (weil wie bei einem „breakfast“ Erfrischungen gereicht werden) oder ein sog. conversazione, eine mehr zwanglose Vereinigung.

Zuerst die „britische und ausländische Bibelgesellschaft“ mit ihrer Versammlung am 2. Mai in Exeter Hall, unter des Earls von Shaftesbury Vorsitz. Der Rechenschaftsbericht bei dieser 79. Jahresversammlung lautet im Auszug, wie folgt: „Das Werk der Gesellschaft zeigt gegenüber dem vorhergehenden Jahre 1881 erfreulichen Fortschritt. Das freie Einkommen aus Geschenken, Subskriptionen und Vermächtnissen beziffert sich auf 112 428 Pfd. Strl., mehr gegen 1881: 7590 Pfd. Strl. Die Einnahmen durch Erlös verkaufter Bibeln und Teile derselben ergaben 98 068 Pfd. Strl., gegen 1881 ein Mehr von 3225 Pfd. Strl. Mit einem kleinen Posten von 104 Pfd. Strl., der in Indien einging, betrug die Gesamteinnahme 210 600 Pfd. Strl., oder 10 816 Pfd. Strl. mehr als Anno 1881. Wie die Einnahmen, so haben aber auch die Ausgaben eine Steigerung erfahren, gegenüber 1881 ein Mehr von 17 079 Pfd. Strl., und eine Gesamtsumme von 207 996 Pfd. Strl. Die Bibelanstalt in London selbst hat im vergangenen Jahre 1 542 413 Exemplare der heil. Schrift verbreitet; die verschiedenen Depots außer Landes brachten 1 422 223 Exemplare an; Gesamtumsatz 2 964 636 Exemplare; seit dem Bestehen der Gesellschaft wurden nunmehr 96 917 629 Exemplare verbreitet. Als vor etlichen Monaten einer der Bibelkolporteure ein Kaffee betrat, wurde er mit dem Zuruf empfangen: „Bringen Sie Ihre Bücher den Kindern; wir sind Männer und brauchen sie nicht.“ Das ist in der That die Hauptgesinnung in allen Teilen des Kontinents, wo die Arbeiter zu sehr beschäftigt sind, um auf das Wort Gottes zu hören, und wo die Männer der Wissenschaft zu stolz auf ihre eigenen Produkte sind, als daß sie nach jenem noch fragten. Darum kommen die Kolporteure auch jener obigen Weisung nach; sie bringen die Bibel mehr und mehr zu den Kindern, d. h. zu den Nationen in Afrika und auf den Südseeinseln besonders, die noch im Stande der Kindheit sich befinden, ohne aber das Werk in christlichen Ländern im geringsten zu vernachlässigen. In den protestantischen Ländern Europas verfolgt die Gesellschaft den Plan, die Bibelgesellschaften der betreffenden Landesteile zur alleinigen, selbständigen Verbreitung der heil. Schrift zu veranlassen, und je mehr das geschieht, desto mehr zieht sich die englische Gesellschaft daselbst zurück, um ihre Wirksamkeit anderen Ländern zuzuwenden. In katholischen Ländern hat sich

aber die Gesellschaft die Aufgabe gesetzt, in entschiedenerer Weise vorzugehen. In Frankreich wurde die Bibel zum ersten Male im letzten Jahre in sämtlichen 86 Departements verbreitet; in Österreich, wo die Erbitterung gegen das Bibelverbreitungswerk nie so groß gewesen, wie 1882, sind dennoch fast 10 000 Exemplare mehr verbreitet worden. In Deutschland trotz seiner großen Zahl katholischer Bewohner, ja zum größten Teil in den katholischen Bezirken wurden 324 614 Exemplare abgesetzt und 8000 wurden in den überfluteten Gegenden des Rheins ausgeteilt. Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzenpaares hatte der Vertreter der Gesellschaft die Ehre vorgestellt zu werden und aus hohem Munde die Versicherung der Teilnahme am Gedeihen des Werkes zu vernehmen. In Rußland zeigt sich die russisch-griechische Kirche mehr und mehr geneigt, selbst an dem Werk der Gesellschaft mitzuarbeiten; es wurden 314 422 Exemplare verbreitet, und während seither im russischen Reiche nur das Neue Testament verkauft werden durfte, kam im letzten Jahre, veranstaltet von der heiligen Synode selbst, die ganze Bibel in russischer Sprache zur Ausgabe. In Sibirien stieg der Umsatz um das sechsfache gegenüber 1881, indem dieses Land teils vom Depot in Taschkent, teils von dem in Centralasien reisenden Missionar Lansdell versorgt wurde. Während des Krieges in Ägypten kam auch die Arbeit der Gesellschaft dort zum Stillstand und bei der Rückkehr war das Depot mit seinem Inhalt im Werte von 900 Pfd. Strl. zerstört. Die Gesellschaft reichte anfangs eine Eingabe um Ersatz dieses Schadens ein; als sie aber vernahm, daß die steuerpflichtigen Bewohner des Landes diesen zu tragen hätten, stand sie von einer Rückvergütung ganz ab. Ägypten soll nach dem Beschluß des Verwaltungsrates der Sitz einer neuen großen Agentur werden für Syrien, Palästina, die Suezkanallinie und die Länder um das rote Meer. In Nordafrika ist neulich in Algier ein Depot errichtet worden; Marocco wird gegenwärtig von einem Agenten der Gesellschaft durchreist. In Ostindien haben die Zweigvereine eine Zahl von 150 Kolporteuren, die etwa 240 000 Exemplare verbreiteten. In China besteht das Personal aus einem Agenten in Schanghai, acht Missionaren, die die Hälfte ihrer Zeit dem Werk der Bibelverbreitung widmen, vier europäischen Kolporteuren und 53 eingebornen Gehilfen. Durch diese wurden 162 700 Bücher abgesetzt. Gerade in China wird die Erfahrung gemacht, daß es weit besser ist, selbst zum geringsten Preise zu verkaufen, als die Schriften ganz unentgeltlich herzugeben, und so wurden nur die Studenten in Peking und Nanking mit Freiexemplaren versehen. Im ganzen genommen wird es notwendig, das Werk in China in grö-

ßerem Maßstabe zu betreiben und so hat sich die Gesellschaft zur Errichtung von drei besonderen Agenturen in Nord-, Mittel- und Südchina entschlossen. Weitere Agenturen sind in Aussicht genommen für Australien, Tasmanien und Neuseeland. Für Neu-Guinea, von dem England kürzlich Besitz genommen, wurde die Übersetzung des Evangeliums Markus in der Landessprache eben erst vollendet. In 87 neuen Sprachen wurden im letzten Jahre Schriften der Bibel gedruckt und verbreitet, oder sind in der Vorbereitung begriffen. Mit der Mission der Baptisten auf dem Telugu-Gebiet in Indien drohten in betreff der Übersetzung des Wortes „Taufe" Differenzen, die für die Verbreitung des Christentumes überhaupt bedenklich werden konnten. Die Baptisten übersetzen „Untertauchung". Um diesen Differenzen auszuweichen, beschloß die Bibelgesellschaft, diesen baptistischen Ausdruck in einer Fußnote besonders zu bemerken, als anderweitige Übersetzung des griechischen Wortes *βαπτισμα*.

Als der Bericht verlesen war, trat Dr. Benson, der neue Erzbischof von Canterbury auf, um in längerer, mit Begeisterung aufgenommener Rede, denselben der Versammlung zur Annahme zu empfehlen. Er erklärte sich mit der Art, wie die Gesellschaft das Werk betreibt, einverstanden, besonders auch mit den wichtigen Beschlüssen wegen der Differenz mit den Baptisten und dem Zurücktreten der Gesellschaft in solchen Ländern, wo die eigenen Bibelgesellschaften für die Verbreitung genügen. Man müsse Ernst machen damit, daß zu allen Völkern der Same des Wortes Gottes komme, der sich ja trotz allem, was ihm im Wege steht, als ein lebendiger und lebenschaffender Same überall beweise. Wo es sich darum handle, die Bibel als das Wort des Lebens zu verbreiten, da dürfen keine Spaltungen irgend welcher Art aufkommen; da müssen alle und allerorten sich die Hand bieten. Wenn man nicht jedem, der es wünscht, einen offenen Brief des Paulus in die Hand geben darf, was für Schriftstücke, Bücher, Zeitungen darf man sonst geben? „Ich hielt mich, erzählte der Erzbischof, vor einiger Zeit in einem kleinen Orte in Frankreich auf, wo ich einen alten Matrosen, der römischen Kirche angehörend, kennen lernte. Als die Zeit meiner Abreise herannahte, bat mich dieser um ein Andenken. Auf meine Frage, was er denn gerne haben möchte? erwiderte er: „Eine französische Bibel". Ich sagte: „Haben Sie denn noch keine?" „Nein, antwortete er, ich hatte nie eine und möchte gar zu gerne eine besitzen." Da ich nicht gewiß war, ob er diese Bitte nicht etwa bloß deshalb gestellt, um mir zu schweicheln, so ließ ich ihn etliche Tage warten; ich ließ ihn zwei-, dreimal bitten, bis ich merkte, es sei ihm in der That ernstlich darum zu thun, eine Bibel zu bekommen. Dann gab ich ihm eine. Vor Freuden drückte er mir die Hand, daß es mich schmerzte, und verbarg das

Buch in seinem blauen Kittel, daß niemand es sehen konnte. „Was wollen Sie damit thun?" frug ich den Mann. „Ich werde meinen Kindern alle Abende daraus vorlesen," war die Antwort. „So versammeln Sie Ihre Kinder alle Abende um sich, ehe sie zu Bette gehen?" war meine weitere Frage. „Freilich," erwiderte er; „ehe sie sich niederlegen, knieen sie alle um den Tisch und ich bete mit ihnen. Von jetzt an aber werde ich ihnen jedesmal ein Stück aus der Bibel vorlesen." Also nur getrost hinaus in die Welt mit der heiligen Schrift; wo noch ungestilltes Verlangen nach dem Worte des Lebens ist, da muß die Hilfe kommen von Gesellschaften, wie die Bibelgesellschaft eine ist.

Dem Erzbischof folgten noch mehrere Redner, unter anderen der Bischof von Exeter, die alle mit großer Wärme für das Bibelverbreitungswerk eintraten. Von besonderem Interesse aber war der Bericht des Missionars Dr. Mitchel über die Arbeit und deren Aussichten in Japan, wo er selber gewirkt hatte. Wir geben aus demselben folgende Bemerkungen wieder. „Hätte jeder der hier Versammelten, wie ich, die Gelegenheit in Japan, China, Indien und Italien, die Erfolge der Bibelverbreitung mit eigenen Augen zu sehen, das Herz würde ihm aufgehen vor Freude und Dank gegen Gott. In Japan fand ich drei Bibelgesellschaften vertreten: die britisch-ausländische, die schottische und die amerikanische, deren Kolporteure durchs ganze Land ziehen und meist herzlich willkommen geheißen werden. Die Missionare, besonders die amerikanischen, haben sich in bedeutender Weise an der Übersetzung in die Landessprache beteiligt. Bis jetzt ist das Neue Testament übersetzt und sowohl in japanesischen als in lateinischen Buchstaben gedruckt. Erleichtert wird das Werk dadurch, daß in Japan etwa 70 Prozent lesen können, ein reiches Feld für die Bibel! Und auch das Verlangen nach derselben ist allenthalben vorhanden, und um so mehr, als die Gebildeten und durch sie auch das Volk an ihrem alten Glauben, dem Buddhismus, immer wankender werden. Die Zwietracht der Gelehrten unter einander in betreff der einzelnen Glaubenssätze findet in den einheimischen Zeitungen ein Echo in dem Satze: Gebt das Streiten auf, oder das Christentum wird es überall gewinnen. Hat doch einer der obersten Würdenträger der buddhistischen Kirche zu einem Missionar gesagt: „Können wir beide uns nicht vereinigen, um dem von Europa und Amerika eindringenden Unglauben zu wehren?" Eben weil das Volk nach der Bibel verlangt, haben die römisch-katholischen Missionare beschlossen, die Vulgata zu übersetzen und in Japan zu verbreiten. Also ein weites Feld für die Bibelgesellschaft; möge diese mit allem Eifer in ihrem Werke daselbst vorgehen!"

Mit der Erteilung des Segens durch den Bischof von Exeter schloß dann das Meeting.

Am 11. Mai hielt dieselbe Gesellschaft ein Abendmeeting, wieder in Exeter Hall. Von den dabei gehaltenen Reden wollen wir nur eine im Auszug wiedergeben, die eines Methodistenpredigers Hughes, eines Verwandten des Begründers der Bibelgesellschaft. Er erinnerte daran, wie die Gesellschaft gegründet wurde. Im Jahre 1804 wanderte in Wales ein armes Mädchen bei Regen und Schnee viele Meilen weit um eine Bibel zu bekommen. Das gab etlichen Missionsfreunden den Anlaß, eine Gesellschaft zu begründen, die der Bibel überallhin Verbreitung schaffen möchte. Und was ist aus jener Gesellschaft geworden? Sie ist die Mutter geworden allen christlichen Gesellschaften. Die welche die Bibel noch lieben, haben heuer 150 Maimeetings gehalten; und die Feinde der Bibel? Sie haben es nicht zu einem einzigen Meeting gebracht. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist die Bibelverbreitung unter den arbeitenden Klassen. Die Bewohner Englands auch in den unteren Teilen sind, nach dem Urteil Fremder, mehr durchdrungen von Liebe zum Worte Gottes als in anderen Ländern; überall findet man die Bibel: in Wartesälen, Hotels, Spitälern. Nichts aber bringt gerade der arbeitenden Bevölkerung solchen Segen als die Bibel. Die Geschichte eines jeden Landes kann zeigen, daß da, wo die Kraft der Christenbibel nicht gefühlt wird, der Arbeiter ein Sklave ist. Sie allein macht den Arbeiter zum freien Mann. Welches andere Buch in der Welt ehrt und heiligt die Armut? welches andere zieht so offen gegen die Sünden der Reichen zu Feld? oder welches Buch sonst wagt es als einen seiner Hauptgrundsätze den hinzustellen: Du sollst jedermann ehren? Was stürzte die Despoten in Europa? war es nicht die Entdeckung einer Bibel durch Martin Luther in einem alten Kloster? Was kann dagegen der Unglaube für Trophäen aufweisen? Die Feinde der Bibel haben nicht so viel Wohlthätigkeitssinn, daß sie auch nur ein einziges Hospital unterhalten könnten! Hört die Liebe zur Bibel auf, so ist es aus mit Wohlthätigkeit und Nächstenliebe!

Die nächste große Gesellschaft ist „die religiöse Traktatgesellschaft“ (Religious Tract Society). Unter dem Vorsitze des Earl Cairns hielt diese Gesellschaft am 4. Mai in Exeter Hall ihr 84. Jahresfest. Dem Bericht über das Jahr 1882 entnehmen wir: Die Gesellschaft hat 809 neue Bücher veröffentlicht, darunter 262 Traktate. Zur Austeilung kamen 7 9379 350 Exemplare, das ist 6 217 730 mehr als im Vorjahre. Die Einnahmen vom Verkauf der Schriften, von freiwilligen Gaben u. a. betrugen 215 063 Pfd. Sterl., während die Ausgaben die Höhe von

213 535 Pfd. Sterl. erreichten. In Frankreich wird den Evangelischen fortwährend unter die Arme gegriffen, sowohl in der Herstellung als Verbreitung von Traktaten. Die Schweiz wird von der Gesellschaft in Genf reichlich versehen und besonders die Veröffentlichungen der Sonntagsschulgesellschaft werden unterstützt. In Italien wurden Schriften in Florenz gedruckt, und kamen in Rom und sonst durch freiwillige Gaben reichlich zur Verbreitung. Die Depots in Madrid und Barcelona versehen Spanien, wo eine Zunahme des Werkes zu verzeichnen ist. In Portugal werden neue Depots angelegt, die notwendig geworden sind. Gibraltar, Malta und Cypern haben gesonderte Niederlagen für die Garnisonen und Schiffe. In Deutschland ist das Werk der Berliner Gesellschaft nach jeder Seite gewachsen; in allen Teilen werden Kolporteure von derselben mit Schriften ausgestattet. Auch die Vereine in Hamburg, Baden, Bremen, Breslau und Elberfeld wurden unterstützt. In Österreich erfreuen sich die Niederlagen in Wien, Graz und Lemberg einer gesteigerten Teilnahme, und neue Schriften erschienen in polnischer und ruthenischer Sprache. Auch die Comenius-Gesellschaft in Böhmen wurde in der Veröffentlichung wichtiger Schriften unterstützt. In Ungarn erschienen Werke in sieben Sprachen. Von Petersburg aus geht, trotz aller Hindernisse das Werk in ganz Rußland seinen Gang weiter, und besonders auf der Ausstellung zu Moskau kam eine bedeutende Menge der Schriften zur Verteilung (1¼ Millionen). Riga und Warschau bilden Centren von rühriger Thätigkeit. In Serbien und Croatien, in Schweden und Norwegen, in Dänemark und Holland, überall gedeiht das Werk der Gesellschaft. Ebenso schreitet dasselbe vorwärts in Griechenland und in der Türkei. Endlich arbeitet die Gesellschaft im Segen in allen Heidenländern Asiens, Afrikas und Australiens; das Neue Testament für die Nestorianer wird demnächst ausgegeben werden; für Tahiti ist ein Gesangbuch erschienen; die Samoa-Inseln sind in den Bereich der Gesellschaft getreten.

Es ist nicht möglich bei dem kurz bemessenen Raum auch nur annähernd wiederzugeben, was die anwesenden Arbeiter der Gesellschaft aus allen möglichen fernen Landen (West-Afrika, Central-Afrika, Indien, Mongolei u. s. w.) des Interessanten und Erfreulichen nunmehr zu berichten hatten. Einen einzigen wollen wir hören, Missionar Dr. Landsdell, der eben aus Centralasien heimgekehrt ist. Seit er als Jüngling mit dem Austeilen von Traktaten in Brighton begonnen, hat er erstaunliche Reisen gemacht, nicht als Angestellter der Traktatgesellschaft, sondern nur aus Liebe zu dieser und zum Reiche Gottes mit seinen Reisen das Amt eines Kolporteurs verbindend. Zuerst reiste er nach Petersburg und versorgte

dessen Gefängnisse und Hospitäler mit Schriften; dann zog er langsam von dort nach Moskau, unterwegs seinen Samen säend, wobei er nicht einmal wußte, daß er dabei gegen die russischen Gesetze sich verfehle. Die zweite Reise 1876 brachte ihn nach Norwegen, Schweden, das Arktische Meer und den bottnischen Meerbusen, wobei er 10 000 Schriften verbreitete. Auch 1877 besuchte er die Hospitäler während des russisch-türkischen Krieges. 1879 reiste er abermals durch Rußland 5500 (engl.) Meilen weit und teilte 23 000 Schriften aus. Im folgenden Jahre 1879 trat er, diesmal mit Empfehlungen vom russischen Hofe versehen, eine Reise durch Sibirien an; er machte 25 000 Meilen, teilte 48 000 Schriften aus, besuchte die Verbannten in Sibirien fast in jedem größeren Orte und kann er nicht genug erzählen von der Begierde, mit der in jenem Lande seine Schriften verlangt und hingenommen wurden. Im Jahre 1880 gings in den Kaukasus und das Gebirge Ararat. Endlich im Jahre 1882 unternahm er seine große Reise nach Centralasien mit 30 großen Bücherkisten und zwar von Petersburg aus. Es war besonders Kuldja, Bokhara und Khiwa, die er besuchte. In Perm im Ural wurde er von den russischen Grenzwächtern gefangen, weil sie in seinen Traktaten nihilistische Schriften vermuteten; aber auf Vorzeigen seiner Empfehlungsschreiben gab man ihn alsobald frei. Die englischen Zeitungen aber erzählten über diesen Vorfall: er sei so fest eingekerkert gewesen, daß nur die Fürsprache der Herzogin von Edinburg am Hof von Petersburg ihn habe herausbitten können. Von dort gings nach Sibirien, um zu erfahren, was die Arbeit der früheren Reise für Früchte getragen. Überall sehnte man sich nach dem Mann mit den „heiligen Büchern"; ein russischer Kaufmann nahm ihn aus Freude über sein Werk 1000 Meilen zur See ganz unentgeltlich mit. Der Gouverneur von Tobolsk hatte über die ihm zur Verteilung gegebenen Schriften genau Buch geführt und konnte von jedem Gefängnisse und Bergwerke Empfangsbescheinigung vorlegen. Von Sibirien gings nach Centralasien, wo alle Gouverneure und höheren Beamten besucht und zur Mitarbeit angegangen, auch mit Schriften versehen wurden. Über Djusk, Semipalatinsk, Kuldja und Barnaul langte er in Taschkent an, wo ihn der Agent der Bibelgesellschaft mit Freuden empfing. Aufgabe der Traktatgesellschaft wird es nun sein müssen, auch in Taschkent ein Depot zu errichten und Übersetzungen in kirgisischer, tarantschischer, usbegscher und tajikscher Sprache erscheinen zu lassen, wozu Landsdell schon Helfer in Taschkent gefunden hat.

Wir kommen nun zu der dritten großen Gesellschaft „der kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society). Es

war für ihr Jahresfest ein Ereignis, daß Dr. Benson, der neue Erzbischof von Canterbury hierbei den Vorsitz führte, was seit dem Bestehen der Gesellschaft das viertemal ist, daß sie den Erzbischof der englischen Gesamtkirche ihre Versammlung leiten sieht. Am 1. Mai wurde das Fest gefeiert und zwar auch in Exeter Hall. Diese Halle faßt mehr als 6000 Personen und ist bei allen interessanteren Meetings mehr als voll; hunderte müssen wieder abziehen. Daher gilt es, bei Zeit und mit Proviant versehen sich einzufinden; die Frauen bringen auch eine Handarbeit mit, was entschieden zur Aufrechterhaltung von Sitte und Ruhe beiträgt.

In seiner Begrüßungsrede hob der Erzbischof hervor, daß diese Gesellschaft unter allen anderen das größte Einkommen zu verzeichnen habe. Das treibt zum Dank gegen Gott; noch mehr, wenn man bedenkt, wo dieses Geld hinkommt und was es schafft: Seelen gewinnen fürs Reich Gottes unter Heiden, die noch im Schatten des Todes sitzen. Wie aber seit des Apostels Paulus Exempel die großen Verbreiter des Reiches Gottes in der alten Zeit nicht bloß zu den Armen, Unwissenden ihren Gottessamen getragen haben, so ist es auch jetzt für diese Gesellschaft Zeit, an die höheren Stände, an die Gebildeten unter den Heiden, besonders in Indien und China heranzutreten. Bisher habe man fast ausschließlich die an den Zäunen gesucht; das sei gut. Aber wenn es gelinge, die Gebildeten fürs Christentum zu gewinnen, so werde die Frucht eine große, herrliche sein, wie zu jenen Zeiten, da ein Tertullian, Cyprian, Augustin u. a. für das Reich Gottes eingestanden seien. Dazu sei notwendig, daß gründlich gebildete Männer ausgesandt werden, die sich in den Kampf mit den theologisch-philosophischen Systemen der Inder und Chinesen einlassen können. Er appelliere besonders an die Studenten der Theologie auf den Universitäten, sich in diesen Dienst der Mission zu stellen. Zwar seien in den letzten sieben Jahren 55 auf Universitäten graduierte ausgesandt worden, aber das reicht bei weitem nicht hin. So lange die Kirche draußen nicht imstande ist, alle Kreise der Bevölkerung zu erfassen und in sich aufzunehmen, so lange ist ihre Arbeit Stückwerk. Wenn man aber aus allen Teilen der Heidenwelt und in allen den christlichen Versammlungen hören darf, daß das Feld reif ist zur Ernte und ein Sehnen nach dem bisher unbekannten Gott durch die Herzen von Millionen geht, wohlan, dann ist es an der Zeit, daß wer kann, kommt und in des Herrn Dienst sich stellt, und wer das nicht kann, doch mit seiner Gabe und Fürbitte dafür eintritt.

Aus dem Rechenschaftsbericht ersehen wir, daß ein Herr W. C. Jones die Summe von 72 192 Pfd. Strl. gegeben hat, um eine seinen Namen

führende Mission in China und Japan aufrecht zu erhalten. Dieser Fonds wird gesondert verwaltet und verwendet. Außer dieser großartigen Gabe weist die Gesellschaft eine Einnahme von 225 231 Pfd. Strl. auf. Die Ausgaben betrugen 215 483 Pfd. Sterl. Im abgelaufenen Jahre wurden 36 Missionskandidaten aufgenommen, von diesen stehen 23 in Vorbereitung, 13 können ausgesandt werden. Unter diesen 13 kommen 5 Ärzte von den Universitäten Edinburg und Glasgow, 4 Theologen von englischen Universitäten und 3 sind Frauen. Die Gesellschaft aber könnte noch eine Reihe auf Universitäten gründlich ausgebildeter Männer in ihren Dienst nehmen. — Das Arbeitsfeld hat sich ausgedehnt. In Afghanistan sind zwei Missionare seit einem Jahre thätig; ebenso unter den Bheels in Rajputana. Ebenfalls neu in Angriff genommen ist die Stadt Hok-Ning-Fu in der chinesischen Provinz Fuh-Kien; ein ärztlicher Missionar arbeitet in Hainad, Südchina; in Caledonia, Athabasca, Moosonee unter den Eskimos konnten Stationen errichtet werden; von Mombasa aus konnte man endlich, wie schon Dr. Krapff vor Jahren gewünscht hatte, ins Innere eindringen; und endlich hat die Stadt Bagdad eine Station erhalten. Alle diese neuen Erfolge verdankt die Gesellschaft den großen Summen, die ihr von verschiedenen Seiten mit besonderen Wünschen betreffs des in Angriff zu nehmenden Gebiets übergeben wurden, so daß das regelmäßige Einkommen in seitheriger Weise und zwar desto kräftiger verwendet werden konnte. Was Afrika betrifft, so hat Kairo eine neue Station erhalten; in Onitscha, Westafrika, wo kürzlich zwei Agenten wegen Grausamkeit von den Behörden zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt wurden, hat das Evangelium bedeutende Fortschritte gemacht: 43 Erwachsene wurden getauft; der König, seither feindlich gesinnt, hat die Sonntagsfeier befohlen, und an seinem Hofe den Gottesdienst regelmäßig eingeführt; ja, eingeborene Christen sind zu ihren Nachbarn gegangen, zu predigen, und als auf ihre Einladung Missionar Johnson dort hin kam, fand er eine Versammlung von 1500 Personen seiner wartend! Auch in Ost- und Centralafrika, am Hofe des Königs Mtesa, in Uganda, überall reift die Ernte und Gott hat über Bitten und Verstehen zum Werke sich bekannt. — Über Indien giebt der letztjährige Census am besten Aufschluß. Es waren 492 882 protestantische Christen, wovon ein viertel der kirchlichen Missionsgesellschaft zugehört; 113 000 Abendmahlsgäste, also 114 Prozent Zuwachs in den letzten zehn Jahren. Die Gesellschaft hat in Indien 1150 Schulen unter sich, wobei sie sich der Hilfe der englischen Behörden in großem Maße zu erfreuen hat. Sechs eingeborene Geistliche wurden im letzten Jahre eingesetzt. — In Neuseeland wurde unter

dem Vorsitze der Bischöfe von Auckland, Waiapu und Wellington ein Missionskomitee gegründet, das die Mission daselbst leitet und bestimmt ist, diese Mission mehr und mehr auf eigene Füße zu stellen und den Zuschuß von London aus unnötig zu machen.

Sodann gab Missionar Gedge etliche Notizen über die Fortschritte der Missionsgesellschaft. In den vier ersten Jahren ihres Bestehens erhielt sie 1800 Pfd. Strl., in den letzten vier Jahren 950 000 Pfd. Strl.! Vierzehn Jahre lang bekam die Gesellschaft keinen englischen Geistlichen in ihre Dienste, jetzt hat sie deren 220. 22 Jahre mußte sie warten, bis sie einen eingebornen Geistlichen anstellen konnte, jetzt arbeiten 240 solcher. Nach sechzehnjähriger Arbeit zählte sie 6 Kommunikanten, und jetzt 36 000!

Noch ein Redner, Missionar Poole trat auf und gab in längerer Ausführung Bericht über das Werk der Mission in Indien. Er selbst ist im Telegu-Distrikt in Süd-Indien angestellt, der 14 Millionen Einwohner umfaßt, aber erst seit 40 Jahren predigt man dort das Evangelium. Die Missionsgesellschaft geht auch in Indien darauf aus, die christlichen Kirchen der Eingebornen selbständig zu machen. Soll das geschehen, so müssen die Brahmanen, die reichen und gebildeten Bewohner, gewonnen werden; zu dem Zwecke aber ist's nötig, eine gute, umfassende Schule zu gründen und zu erhalten. Die Basler Mission hat an der Westküste ihre englisch-eingebornen Schulen zehn Jahre lang aufgegeben, und darnach gefunden, daß ihr ganzes Werk zurückging; daher mußte sie ihre Schulen wieder aufnehmen. Es war besonders Dr. Noble, der von Anfang an auf gute Schulen mit höherer Bildung in christlichem Sinn drang, und daher seine Missionsschule für Brahmanensöhne in Masulipatam gründete, die gegenwärtig 25 Zöglinge umfaßt. Schon hunderte von gebildeten Männern sind aus ihr hervorgegangen, und wenn sie auch bis jetzt noch ihr Christentum im Verborgenen halten, so findet doch der Missionar, wo er hinkommt, an ihnen die besten Freunde, Helfer und Berater. Der Stadtrichter von Masulipatam, ein bekehrter Brahmane, war Zögling von Noble; der Richter in einem Nachbarbezirk ebenfalls; zwei Leiter großer Schulen daselbst und sieben Unterlehrer lernten in Nobles Schule das Christentum kennen; einer von ihnen ist Herausgeber des christlichen Magazins der Eingebornen; bei den Arbeiten der Übersetzung fällt ihnen das Hauptverdienst zu. Solcher Schulen aber müssen noch mehrere und an recht vielen Orten gegründet werden. Um so notwendiger aber werden diese christlichen Schulen, je mehr vom Westen, von Europa her, auch im fernen Indien der Unglaube und die falsche philosophische Spekulation sich

Eingang zu verschaffen suchen. Zwei Blätter dieser Richtung, der National-Reformer und der Malthusian haben schon starke Verbreitung in Madras. Möge, wer ein Herz hat fürs Reich Gottes, helfen, daß die Werke dieses falschen Christentums und die Macht des indischen Heidentums gebrochen werden. An Gottes Hilfe fehlt es nicht.

Der kirchlichen Missionsgesellschaft reiht sich am besten eine andere große Missionsgesellschaft an, nämlich: „Die Londoner Missions-Gesellschaft“ (London Missionary Society). Dieser großen Gesellschaft mit dem Zwecke, das Evangelium unter den Heiden aller Länder zu verkündigen, darf man das Prädikat „ehrwürdig“ wohl geben, denn es war das 89. Jahresfest, das sie am 10. Mai in Exeter Hall unter dem Vorsitz des unermüdlich thätigen Earl von Shaftesbury beging. Nach dem Eingangsgebet gab Rev. Whitehouse den Jahresbericht, aus dem folgende Daten anzuführen sind. Die Jahreseinnahmen betrugen 127 627 Pfd. Strl., die Ausgaben 127 088 Pfd. Strl., Kassenbestand 539 Pfd. Gegenwärtig stehen 166 Missionsarbeiter draußen im Werke, darunter 15 Frauen; neu ausgesandt wurden im letzten Jahre 22, darunter 5 Frauen; gestorben sind 15, darunter 5 Frauen. Rev. Thompson, der Sekretär, und A. Spicer, der Präsident des Verwaltungsrates besuchten im Laufe des Jahres 1882 das Arbeitsfeld in Indien; der letztere kehrte zurück, während Thompson nach China ging und später auch Süd-Afrika besuchen wird. Ferner die Herren Hubbard und Colborne wurden zur Inspektion nach Westindien (Jamaica u. a.) gesandt, um besonders die Verhältnisse der Kirchen der Eingebornen daselbst zu untersuchen, indem die Gesellschaft schon seit etlicher Zeit diese Kirchen ganz auf eigene Füße gestellt hat. Das Resultat, das diese zwei Männer nach Hause bringen durften, war in jeder Hinsicht ein zufriedenstellendes.

Nach diesem Bericht begannen die Verhandlungen, wobei zunächst zwei brennende Fragen zur Besprechung kamen: Madagaskar und das Betschuanenland in Südafrika. Bei Madagaskar wurde die Gefahr durch die katholisch-jesuitische Einmischung Frankreichs hervorgehoben, welche das evangelische Missionswerk auf der Insel recht ernstlich bedroht; beim Betschuanenlande handelte es sich um das Verfahren der Boern und europäischen Marodeure gegenüber den schwachen Eingeborenen. Dabei gab Missionar Mackenzie interessante Nachrichten über die Betschuanen selbst. Aus einem Volke, sagte er, das moralisch und intellektuell so tief gestanden, wie nur ein Volk stehen konnte, sei, selbst nach Berichten nichtmissionsfreundlicher Männer, ein gesittetes, fleißiges, arbeitsames Volk geworden, das imstande sei, seine Kirchen selbständig, ohne fremde Hilfe, zu unter-

halten, und die gegenwärtig dort herrschenden Streitigkeiten könnten gar leicht innerhalb der Grenzen des Landes geschlichtet werden, wenn nicht eine dritte Partei sich stets einmischte, nämlich die Boern. Während 1858 durch den britischen Gouverneur Sir G. Grey die Boern in ihren Feindseligkeiten energisch gehemmt wurden, haben sie nach der Übereinkunft von Prätoria nach England und dessen Mahnungen nichts mehr gefragt, sondern die größten Ungerechtigkeiten gegen die Betschuanen aufs neue begonnen. Die ganze, große Versammlung gab hierauf ihre Zustimmung zu der eingebrachten Resolution, daß in betreff Madagaskars und des Betschuanenlandes von der englischen Regierung Maßregeln erwartet werden, die dem für das Missionswerk daselbst drohenden Schaden vorzubeugen geeignet wären.

Nun folgten die Berichte der zu Visitationen in die Heidenländer ausgesandten Männer. Spicer, eben von Indien zurückgekommen, referierte über die dortige Mission. Die Gesellschaft habe ein Arbeitsfeld, das vom Kap Comorin im Süden bis zum Himalajah im Norden reicht und einige der wichtigsten Distrikte Indiens umfaßt. Er habe, sagt Spicer, die 23 Hauptstationen, auf denen in neun verschiedenen Sprachen gepredigt wird, besucht und dabei eine Reise von 6000 engl. Meilen gemacht. Der Zweck dieser Reise war der, eine recht enge Verbindung zwischen der Gesellschaft zu Hause und den dortigen europäischen Missionsarbeitern und ganz besonders den eingebornen Predigern und Lehrern herzustellen, da man in letzterer Hinsicht sich dessen wohl bewußt sei: wenn Indien im großen fürs Reich Gottes gewonnen werden soll, so kann es nur dadurch geschehen, daß eine eingeborne christliche Kirche mit eingebornen Hirten gepflanzt wird. Der Empfang der Abgesandten war überall ein herzlicher, manchmal ein großartiger, wie in Nagerkoil, in Süd-Travankore, wo die christlichen Einwohner mit Fackeln 5 engl. Meilen weit entgegengingen und tausende auf den Straßen der Stadt zu einem weithinschallenden „Willkommen" sich zusammenfanden. Das Missionswerk selbst wird nach drei Richtungen hin betrieben: Arbeit an der Jugend, an den Frauen, an den Erwachsenen. Zur ersten gehören die Missionsschulen allereinfachster Art und die staatlichen Volksschulen, die in der Landessprache und im Englischen unterrichten, auf die staatlichen Prüfungen vorbereiten und aus welch letzteren schon eine schöne Anzahl der besten Prediger und Lehrer hervorgegangen ist, die jetzt im Dienste der Gesellschaft stehen. Dazu kommen die derselben gehörenden Waisenhäuser, in denen mit Hilfe der Regierung eine große Anzahl der durch die Hungersnotzeiten elternlos gewordenen Kinder untergebracht wurden und die zu schönen

Hoffnungen berechtigen. Die Arbeit unter den Frauen [die sogenannte Zenana-Mission, die nur im Norden von Indien zu finden ist], ist verhältnismäßig neueren Ursprungs, geht aber einen erfreulichen und raschen Gang. Noch vor wenigen Jahren wäre es unmöglich gewesen, daß, wie es im letzten Winter geschah, zwei vornehme Frauen in Bengalen in öffentlicher Versammlung hätten dürfen Vorträge halten über das Recht der Frauen, am Lernen und Lehren teil zu nehmen. Daher wird es jetzt Aufgabe der Missionsgesellschaft sein müssen, auf allen ihren Hauptstationen besondere Schulen für Mädchen zu errichten, die dann in den Dienst der Mission treten und da in reichem Segen wirken könnten.

Das Werk unter den Erwachsenen beginnt mit der Reisepredigt. Einer der Reiseprediger, Ebenezer Lewis, hat 194 Tage des letzten Jahres zu Reisen verwendet und in einem Distrikt von etwa einer Million Einwohnern gepredigt. Ist durch die Reiseprediger der Boden zubereitet, so beginnt das Predigen der Missionare selbst auf den Bazars, in gemieteten Lokalen, denen bald eigene Kirchen und Kapellen folgen. Dann wird der letzte Schritt, der wichtigste, gethan: eigene, eingeborne Prediger werden angestellt und die Kirchen, abgesehen von der Oberaufsicht der Gesellschaft, von der letzteren unabhängig auf eigene Füße gestellt. In Nagerkoil bei Kap Comerin hat eine solche, ganz von eingebornen Christen unterhaltene Kirche schon eine zwanzigjährige Probe bestanden. Im Rückblick auf das was seither in Indien geschehen und im Hinblick auf den gegenwärtigen Stand des Werkes daselbst, darf Spicer die Gnade und Hilfe des Herrn aller Herren dankbar rühmen.

Auch über China liegen erfreuliche Berichte vor, die Missionar Gilmour giebt. In Peking hat die Gesellschaft drei Kirchen, allerdings sehr einfacher Art, ohne äußeren und inneren Schmuck. Das wäre auch nicht angezeigt bei der Art und Weise, wie der Chinese in den Versammlungen sich aufführt. Da muß Theetrinken und Tabakrauchen gestattet sein; dann hören die Leute gerne zu und finden sich auch bei den Gottesdiensten, die täglich gehalten werden, ein. Es gilt eben in der Regel, einen zu fesseln; die Neugierde, zu erfahren, was da verhandelt wird, treibt die anderen herbei, und es fehlt nicht, daß die Pfeife bald ausgeht und der Rauch sich verzieht und die Versammlung andächtig der verkündigten Wahrheit des Wortes Gottes zuhört. Langsam zwar, aber doch im Segen, geht auch im Lande der Mitte das Werk der Mission voran. Gebet und Gaben derer aber, die in der Heimat sind, dürfen nicht aufhören. Das war der Schluß dieses Missionsmeetings.

Am selben Tage, den 10. Mai, konnte man noch zwei anderen Ver-

sammlungen anwohnen, nämlich der der „Freunde für Mission unter den Matrosen" und der der „britischen Frauentemperenzgesellschaft," die zudem am folgenden Tage um 10 und 2 Uhr zwei Konferenzen abhielt, in welchen Frauen präsidierten. Die Mission unter den Matrosen wirkt in reichem Segen sowohl hier in London als auch in sämtlichen größeren Hafenstädten des Reiches und wer die Gefahren kennt, denen gerade die Seeleute in moralischer Beziehung ausgesetzt sind, kann sich nur freuen über dieses Werk. Auch der Mäßigkeitsverein, der sein Augenmerk darauf richtet, Frauen für sich zu gewinnen, ist von großer Wichtigkeit für England. Denn einmal ist die Trunksucht gerade auch unter dem weiblichen Geschlecht in allen großen Städten ungemein groß und sodann ist die Wirkung, die eine für Mäßigkeit gewonnene Frau auf den Mann und das ganze Haus auszuüben imstande ist, nicht zu unterschätzen, wenn es sich einmal darum handelt, der Trunksucht ein Ziel zu setzen. Diese Gesellschaft hat 95 Zweigvereine, davon 25 im letzten Jahre neu hinzugekommen, mit einem Einkommen von 558 Pfd. Strl.

In ähnlicher Weise wie diese Gesellschaft, nur mehr ins allgemeine arbeitend, wirken die folgenden Gesellschaften:

Die „blaue Band-Armee (blue Ribbon Army)" (denn an Armeen sind wir gegenwärtig reich hierzulande). Sie hielt ihre Versammlung am 21. Mai, und

die „nationale Temperenzliga (national temperance league)" mit ihrem Meeting am 25. Mai. Doch würde eine nähere Ausführung der Verhandlungen zu weit führen; auch ist der Zweck dieser Vereine zu lokal, um weiteres Interesse zu wecken.

Hierher gehören auch folgende Gesellschaften: die „Theatermissionsgesellschaft", zum Wohl der niederen Angestellten an den verschiedenen Theatern; der „Besserungsverein für Frauenzimmer", dem wieder der ehrwürdige Earl von Shaftesbury präsidierte, und unter demselben Präsidium: „der christliche Mädchenverein" entsprechend den christlichen Jünglingsvereinen. Die große Halle in Exeter Hall war gedrängt voll von Frauen und Mädchen, die den Verhandlungen mit gespanntem Interesse folgten. Nach dem Rechenschaftsbericht pro 1842 existieren in London selbst 24 Vereine, sonst im Lande 40. Die Zahl der Mitglieder beträgt 5660, mit einer Zunahme von 1600. Zwei neue Vereinshäuser wurden eröffnet, ein drittes geht seiner Vollendung entgegen. Mit diesen Vereinen ist ein äußerst wichtiges Institut verbunden, nämlich ein Departement für Auswanderung, in dem jedes Mädchen, das außer Landes geht,

Rat und Auskunft bekommt. Die ganze Sache blüht. Die Einnahmen betrugen 3100 Pfd. Strl., die Ausgaben 2934. Der Verein gedenkt in der City und in Oxford Street zwei neue Vereinshäuser zu erwerben und braucht dazu 4000 Pfd. Strl., um die ernstlich gebeten wird. Mit den nun folgenden Reden wechselten schöne und harmonisch vorgetragene Chöre der Mädchen.

Am passendsten findet hier gleich die Versammlung des „christlichen Jünglingsvereins" ihre Erwähnung, bei der wir abermals unsern Earl von Shaftesbury im Vorsitz finden, der für die Vereine der Jugend eine besondere Vorliebe hat und es versteht, dieselben zu fesseln und zum Guten anzufeuern. Hunderte mußten abgewiesen werden, da die Exeter Hall, Eigentum des Vereins, nicht alle fassen konnte, die gerne gekommen wären. Nach Eröffnung durch Gebet folgte ein gedrängter Rechenschaftsbericht. 2332 sind zahlende Mitglieder, die anderen können nicht gezählt werden. Einkommen 8000 Pfd. Strl., Schulden auf dem Gebäude 7500 Pfd. Strl. Zur besonderen Aufgabe macht es sich der Verein, junge Männer, die noch unerfahren in London sind, und erkranken, zu besuchen, sowie die Adressen derselben bekannt werden. In dieser Richtung sind 452 junge Leute thätig. 600 000 Schriften gediegenen Inhaltes wurden verteilt. Drei Redner traten nunmehr auf. Der erste sprach über „die Kühnheit der Christen", wobei er Martin Luther in Worms auf dem Reichstag als leuchtendes Muster eines kühnen Christen vorstellte, und den jungen Leuten ans Herz legte, ihr Christentum dadurch zu beweisen, daß sie sich nie und nirgends schämen, Christum zu bekennen, und kühn am Versprechen, Mitglieder des Mäßigkeitsvereins zu sein, festzuhalten, indem einem jungen Manne nichts gefährlicher sei, als sich zum Trinken und zur Völlerei verleiten zu lassen. In ähnlicher Weise führte der zweite Redner sein Thema aus: „Der junge Mann ein ganzer Christ." Der letzte Redner legte in seinem Vortrag über „die Vergnügungen des Christen" seinen Hörern ans Herz, daß trotz der Vergnügungen, die das Leben in einer Stadt wie London dem Menschen tagtäglich darbietet und die von tausenden von jungen Leuten emsig gesucht werden, doch das beste, köstlichste Vergnügen im Frieden des Herzens mit seinem Gott zu finden sei. Je mehr ein junger Mann diesem nachjage, desto genußreicher werde sein Leben und desto befriedigender seine Arbeit und seine Stellung in der Welt. Zum Schluß drückte der Earl von Shaftesbury seine große Freude aus über die zahlreiche Versammlung so vieler junger Männer und über das Werk, das sie treiben, von dem man, als er selbst noch jung war, keine Ahnung gehabt

habe. Er warnt vor dem pharisäischen Sinn, der meint, genug gethan zu haben und ermuntert die Jugend zu Fleiß und Treue am Werke, damit das Ende derselben einmal dem schönen Anfange gleichen möge.

Auf dem Gebiete der innern Mission begegnen wir ferner einem „Bibelleseverein in der königlichen Marine" (royal Naval Scripture Readers Society). Da waren 16 Männer angestellt, die auf den verschiedenen Schiffen der Kriegsmarine den Matrosen, die dienstes-halber nicht ans Land gehen können, die Bibel vorlesen und in schlichter Weise auslegen. Geklagt wurde bei der Versammlung über verminderte Teilnahme an diesem Werke, indem die Einnahmen in den zwei letzten Jahren von 2028 Pfd. Strl. auf 1766 Pfd. Strl. herabgegangen seien. England, die größte Seemacht der Welt, äußerte ein Redner, gebe jährlich 120 000 000 Pfd. Strl. für geistige Getränke aus, während für sämtliche Missionsanstalten nur 1000 000 Pfd. Strl. zusammengebracht würden. Das giebt allerdings zu denken!

Eine Schwestergesellschaft der vorigen ist die „britische und aus-ländische Matrosengesellschaft" (british and foreign Sailor's Society), die unter den Matrosen der Handelsmarine arbeitet und für das materielle, geistige und moralische Wohlergehen derselben, sowie der Fischerleute an den englischen Küsten besorgt ist, dadurch daß sie überall und in allen Sprachen die Bibel und Teile derselben austeilt. An der Mündung der Themse ist eine Station errichtet, von der aus jedes Schiff mit diesem kostbaren Stoff versehen wird. Nicht bloß einzelne Exemplare, sondern ganze Bibliotheken von handlicher Größe werden abgegeben, wozu die britische und ausländische Bibelgesellschaft offene Hand bietet. Tref-fend bemerkte ein Redner bei der unter dem Vorsitze des Lord Mayors von London im Mansion House stattfindenden Jahresversammlung: „jedes Schiff, das unsre Küste verläßt, ist ein Missionsschiff; entweder schickt es Gutes oder Böses hinaus in die Welt. Daß es nur Gutes mit sich bringen möchte, dazu will diese Gesellschaft verhelfen und jeder, dem am Guten etwas liegt, sollte mit Freuden da mithelfen." Die Gesellschaft hat in England und auf dem Kontinent 29 Stationen. Leider waren die Einnahmen im letzten Jahre mit 10 483 Pfd. Strl. kleiner als die Aus-gaben, und konnte ein Defizit nur dadurch verhindert werden, daß vom Jahre 1881 her noch ein Kassenvorrat von 958 Pfd. Strl. vor-handen war.

Über „die Diakonissenanstalt in Tottenham" mögen hier auch etliche Notizen folgen, zumal der Begründer und seitherige Leiter der-selben, Dr. Lasaron nebst Frau auf dem Kontinent, besonders durch seine

Arbeit in den Hospitälern während des letzten russisch-türkischen Krieges wohl bekannt ist. Die Anstalt in Tottenham, einer Vorstadt Londons, feierte ihr 15. Jahresfest, wobei durch den Vorsitzenden, den als Wohlthäter so vieler Anstalten bekannten Samuel Morley, der Grundstein für ein neues Kinderhospital gelegt wurde. Im Freien war ein großes Zelt errichtet, unter dem die zahlreichen Besucher sich zusammenfanden, um den Rechenschaftsbericht des Dr. Lasaron zunächst zu hören. Der Anstalt gehören an 22 Diakonissen, 7 Schwestern im zweiten, 10 im ersten Probejahr, zusammen 39 Schwestern. Davon arbeiten 16 in Sunderland, dessen Hospital um 40 Betten vergrößert wurde; ferner stehen Hospitäler in Dublin und Cock in Irland unter ihrer Leitung. Im Tottenhamer Hospital selbst wurden im letzten Jahre 456 meist sehr schwer kranke Patienten und außerhalb desselben 2465 Personen verpflegt; die Räume waren zu klein, um der Nachfrage zu genügen. Das war besonders seit etlicher Zeit bei der Abteilung für Kinder der Fall und so wurde beschlossen das Kinderhospital zu erweitern und zwar in vier Abteilungen, deren Gesamtkosten 20 000 Pfd. Strl. betragen werden. Für die erste Abteilung, deren Grundstein gelegt wurde, ist das Geld beisammen; der Rest wird wohl auch noch kommen. Das Einkommen war 2707 Pfd. Strl.; die Ausgaben betrugen 2614 Pfd. Strl. Der Vorsitzende drückte seine Freude darüber aus, daß nach Berichten, die er von verschiedenen Seiten erhalten, das Werk Anerkennung finde in England und Irland; in zehn Jahren sei in Sunderland die Zahl der Verpflegten von 450 auf 1300 per Jahr gestiegen, seitdem die Diakonissen dort arbeiten. Nachdem der Grundstein gelegt und die offizielle Feier beendigt war, wurden die Gäste mit Thee und Kaffee regaliert und verließen äußerst befriedigt die freundliche Anstalt.

Weil gerade von den Kindern die Rede war, sollen noch etliche Vereine in der Kürze genannt werden, die sich mit ihnen besonders beschäftigen. Da ist der große „Sonntagsschul-Bund“, der sein 80. Jahresfest beging. Zu ihm gehören auch viele Sonntagsschulen auf den Kontinent, so daß die Zahl der Sonntagsschullehrer des Bundes die Höhe von 130 000, die der Kinder 1¼ Million aufweist. Im letzten Jahre kamen neu hinzu hier und auswärts 411 Schulen, 5069 Lehrer und 65 507 Schüler.

Für das leibliche und seelische Wohl armer, verkommener Kinder arbeiten verschiedene Anstalten. Unter anderen die „nationale Zufluchtsgesellschaft für heimatlose Kinder (national refuge for Homeless Children), der wieder der Graf von Shaftesbury präsidierte, dann

verschiedene „Lumpenschulen“ (ragged Schools) in verschiedenen Teilen Londons, die an dem ebengenannten Herrn einen warmen Freund haben. Endlich Dr. Barnardos Homes mit seiner Knabenanstalt im Ostende Londons, und seinem Mädchenhause in Ilford bei London. Es ist jedesmal ein Genuß, die Knaben bei ihrer Arbeit und Erholung zu sehen, wenn das Jahresfest daselbst gehalten wird. Wie kann doch Liebe und Treue auch aus den verkommensten Kindern etwas machen zu Gottes Ehre und der Kinder eigenem Heil!

Die großartigste Anstalt aber auf dem Gebiete der inneren Mission ist die „Londoner Stadtmission (London City Mission)“, die ihr 48. Jahresfest in Exeter Hall am 3. Mai beging unter der Leitung des Earl von Aberdeen. In seiner Begrüßungsrede hob dieser hervor, daß wenn eine Gesellschaft Teilnahme und Interesse an ihrem Jahresfeste verdiene, so sei es die Londoner Stadtmission. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal ist sie am unzudringlichsten, die ihr Gutes, ohne viel Rumor nach außen, in der Stille vollbringt; desto notwendiger aber wird es, alle Jahre einmal wenigstens vor das große Publikum zu treten und zu zeigen, was geleistet worden, und was man an Hilfe notwendig hat. Sodann aber verdient die Schwierigkeit, mit der da gearbeitet wird, volle Teilnahme. Die Stadtmissionare haben ein rauhes Feld zu bebauen und sind in besonderer Weise auf Geduld im Warten auf Früchte angewiesen. Um so freudiger aber können sie weiter arbeiten, wenn sie auch der Teilnahme und Mithilfe ihrer Mitbrüder versichert sind.

Dem dann verlesenen Jahresbericht entnehmen wir folgendes: Im abgelaufenen Jahre standen durchschnittlich 454 Missionare in der Arbeit, mehr als je zuvor. Aber genügend ist ihre Zahl noch lange nicht, zumal Londons Einwohnerzahl sich enorm vergrößert. Aus verschiedenen Gründen mußten fünf der seitherigen Bezirke aufgegeben werden; dagegen sind 13 neue eröffnet worden; zu diesen gehören namentlich: die Angestellten an der Great Western Eisenbahn, die Droschkenkutscher in Nordlondon, die Angestellten in Hotels und Klubs, die Feuerwehrbrigaden und die Theaterangestellten. Stünden mehr Mittel zur Verfügung, so könnte das Werk sofort erweitert werden, da es an Missionaren nicht fehlt. Die Gesamteinnahmen waren 47 519 Pfd. Strl., oder 459 Pfd. Strl. mehr als 1881; Ausgaben 51 014 Pfd. Strl., also Defizit von 3494 Pfd. Strl. Kommt nicht bald neue Hilfe, so sieht sich die Mission veranlaßt, wieder etliche Bezirke eingehen zu lassen. Die Besuche der Missionare erstreckten sich außer auf Privathäuser noch besonders auf die Wirtschaften, die Postanstalten, Eisenbahnstationen, Hospitäler, Logierhäuser, und auf Juden und

Zigeuner. 452 Missionare machten im ganzen 3 099 551 Besuche, davon bei Kranken und Sterbenden 274 393. Bibeln und Teile derselben teilten sie aus 29 814; religiöse Traktate 4 103 273; Bücher ausgeliehen 40 550. Versammlungen in Lokalen wurden von ihnen gehalten 63 517, darunter auch die in Fabriken und Strafanstalten; Versammlungen auf freier Straße 6424; neue Abendmahlsgäste wurden 1891 gewonnen, während 944 Familien zum regelmäßigen Hausgebet geleitet wurden; 4835 Trunkenbolde wurden von ihrem Laster abgebracht, 118 in wilder Ehe lebende Paare getraut; 402 gefallene Frauenzimmer in Anstalten untergebracht; 163 Ladenbesitzer dazu gewonnen, Sonntags ihr Geschäft zu schließen; 4930 Kinder zum Schulbesuch vermocht und 7788 Erwachsene besucht, die im Laufe des Jahres starben.

Das Parlamentsmitglied W. M'Arthur empfahl hierauf der Versammlung die Annahme dieses Berichtes. Die Stadtmission, sagt er, verfolgt einen weiten Zweck; ihr Motto ist: Gnade sei mit allen, die Jesum Christum lieb haben. Dabei hören die Verschiedenheiten der christlichen Richtungen auf; denn die einzige Frage bleibt bei allen, die daran arbeiten: wie wird die Ehre unsres Herrn Jesu am besten befördert und ausgebreitet? Was vermögen aber so wenige Arbeiter bei der Größe Londons, das jetzt 400 englische Quadratmeilen bedeckt, 4 500 000 Einwohner hat und von unberechenbarem Einfluß ist auf die ganze weite Welt? Es hat in sich die besten und die schlechtesten Menschen, die es geben kann; nirgends finden sich die Extreme im socialen Leben so nahe beisammen, wie in London. Da stehen die prächtigsten Paläste; einen Steinwurf entfernt findet man die Stätten der Sorge, der Sünde. Eine Million derer, die in London wohnen, besucht niemals ein Gotteshaus, und lebt im Stand des ärgsten Heidentumes. — Mit Freuden ersieht man aus dem Bericht, daß die Trunksucht in Abnahme begriffen ist. Die „Times“ hat letzthin dargethan, daß in dem kleinen und ärmlichen Bezirk von Seven Dials 26 Wirtshäuser existieren, die wöchentlich 1600 Pfd. Strl. einnehmen, also im Jahre 80 000 Pfd. Strl.! Die Mission nimmt 47 000 Pfd. Strl. ein, während in dem einen Bezirk 80 000 Pfd. Strl. vertrunken werden! — Mit Genugthuung darf ferner gesagt werden, daß die Stadtmissionare überall freundlich aufgenommen werden und daß unter den arbeitenden Klassen ein Verlangen nach Gottes Wort sich kund giebt. Die große Frage bleibt immer die, wie kommt man am besten an die großen Massen des Volkes? Die Missionare suchen diese Frage zu lösen dadurch, daß sie von Haus zu Haus gehen und niemanden unbesucht lassen, auch nicht erst abwarten, bis sie gerufen werden. Gelingt es einmal, London christlich zu machen, so wird die ganze Welt christlich werden!

Es trat nun ein anderer Redner auf, der Methodistenprediger Hughes, den wir schon von dem Abendmeeting der Bibelgesellschaft am 11. Mai her kennen und führte an: London ist das Rom der alten Zeit, eine Stadt, die des Evangeliums eben so bedürftig, wie jenes zu des Paulus Zeit. In London sind mehr Schottländer als in Schottlands Hauptstadt Edinburg, mehr Irländer, als in Dublin, mehr Juden, als in ganz Palästina, mehr Katholiken, als in Rom selbst. London ist das Centrum des größten Handels der Welt; kein einziger Volksstamm, er lebe wo er wolle, bleibt von Londons Handel, direkt oder indirekt, unberührt. Wie der Einfluß des Handels, so ist auch der der Literatur Londons enorm. Könnte man die Londoner Zeitungen mit christlichem Geiste durchtränken, es würde unbeschreibliche Folgen haben für die ganze Welt. Wenn seiner Zeit Archimedes die Forderung stellte, gebt mir einen Punkt außer der Erde, so will ich diese aus den Angeln heben, so glaube er, London sei der Punkt, von dem aus sie ins Christentum gehoben werden könnte. Der Weg aber hierzu ist der, daß man hingeht und die Massen des Volkes holt; kein Fischermann wartet bis die Fische zu ihm ins Haus kommen; so muß man den Weg in die Häuser derer unter die Füße nehmen, die noch wie Heiden dahinleben. Wenn nur die Zahl der Missionare recht groß würde, wenn nur die Einnahmen der Mission nach tausenden sich mehrten, wie anders würde sich manches in unsrem London gestalten. Als einmal Wesley über den rechten Gebrauch des Geldes predigte, habe er folgende drei Teile seiner Predigt zu Grunde gelegt: erstens: nimm so viel du bekommen kannst; damit seien alle Hörer einverstanden gewesen. Zweitens: spare, so viel du kannst; das paßte denen nicht, die der Verschwendung huldigten. Drittens: gieb her, so viel du kannst! und nur wenige waren es, die damit einverstanden waren! Wir brauchen große Summen für die Stadtmission; möge doch keiner, der es vermag, mit seiner Gabe zurückbleiben!

Nachdem eine Kollekte veranstaltet worden, traten noch zwei Redner auf, um mit Nachdruck die Missionssache den Hörern ans Herz zu legen. Einer erwähnte der Heils-Armee, die von sich geltend mache, daß sie die erste Anstalt sei, die zu den Armen gedrungen. Die Stadtmission habe das gethan, ehe es eine Salvation Army gegeben habe, und zwar brauche sie keine Trommeln und Tamburine, um durch Lärmschlagen sich zu zeigen, sondern in der Stille gehe sie von Haus zu Haus, und die Ewigkeit werde einmal zeigen, welche Früchte gewirkt worden sind. Nur möchte man der Stadtmission auch solche freigebige Freunde wünschen, wie die Salvation Army sie habe, indem bei deren Meeting in Exeter Hall an einem Tage 10 000 Pfd. Strl. gesammelt worden seien.

Und nun zum Schlusse. Ihn soll „die Gesellschaft des Frie-

dens" (Peace Society) machen. Ihr Zweck ist: den Krieg abzuschaffen und Völkerstreitigkeiten durch internationale Schiedsgerichte zu vergleichen. Sie verfolgt ihren Zweck durch öffentliche Vorträge, durch Traktate und durch enge Verbindung mit gleichgesinnten Vereinen in Amerika und auf dem Kontinent (Schweden, Dänemark, Österreich). In Frankreich haben die Anhänger dieser Richtung der Regierung ihre Gedanken vorgelegt zur Begutachtung. Über den Krieg in Ägypten wurde in dieser Jahresversammlung laut geklagt, wie der Verein auch schon beim Ausbruch desselben seine Stimme erhoben hatte. Allein die Aussichten auf Verwirklichung der Ideen dieses Vereins sind nicht groß. Es wird vorderhand bei dem bleiben, was Samuel Morley in der Versammlung sagte: „Durch Krieg die Streitigkeiten endigen, ist eine Methode, die vom Satan kommt; und doch, so lange die Natur des Menschen ist, wie sie ist, sind stehende Heere ein notwendiges Übel."

Wir aber hoffen nicht bloß, sondern wissen es gewiß, daß wenn der Herr Jesus Christus kommen wird, dann auch das wahre Friedensreich mit ihm kommen wird, in dem alle ihren Lohn finden dürfen, die nach außen oder innen, unter Heiden oder in der Christenheit mit lauterem Herzen die Ehre des Herrn aller Herren gesucht und gefördert haben!

Die neuesten Phasen der englischen Politik in Südafrika.[1])

Die Wiedereinsetzung Ketschwayos auf den Thron seiner Väter und die Annexion von Betschuanenland durch Transvaal sind zwei bedeutende Ereignisse für die Beurteilung der englischen Politik in Südafrika.

Nachdem Ketschwayo im Oktober 1882 aus England nach dem Kap als restaurierter Herrscher von Zululand zurückgekehrt war, hielt man ihn dort wie einen Gefangenen bis zum Ende des Jahres von seinem Königreiche zurück; erst am 2. Januar 1883 wurde er mit einer Abteilung englischer Soldaten in Simonsbai eingeschifft und am 10. Januar in Port Durnford an der Ostküste von Zululand gelandet. Man hatte absichtlich Natal vermieden, um ihn nicht den möglichen Beleidigungen der gegen ihn aufgebrachten weißen Bevölkerung der Kolonie auszusetzen.

Der Empfang bei der Landung war ein sehr trübseliger; nur wenige Kaffern begrüßten den lang entbehrten Häuptling; nur wenige Rinder wurden ihm als Huldigung gebracht; unter dem Schutz der englischen Eskorte begann dann der Einzugsmarsch durch das Land nach der Hauptstadt Ulundi; von Tag zu Tag mehrten sich die Zuzüge der Bewillkommnenden, gegen Mitte des Monats stieg die Anzahl der gelieferten Rinder bis zu 360 Stück und als am 28. Januar die feierliche Krönung in Ulundi stattfand, war Ketschwayo von 5000 Unterthanen umgeben.

[1]) Aus „Ausland" 1883, Nr. 24.

Die englischen Berichte variieren je nach der Parteifärbung über die Aufnahme, die Ketschwayo bei seinem Volke gefunden. Während die einen behaupten, er sei in einem wahren Triumphzug von Ort zu Ort geschritten, erwähnen die anderen seine Mißstimmung über die Lauheit seiner Unterthanen. Jedenfalls ist es unerhört in der Geschichte eines Zulufürsten, daß einer seiner untergeordneten Häuptlinge ihn also anzureden wagte: „Du kommst mit reinen Händen zurück; erhalte Deine Hände rein! Werde nicht wieder, wie Du früher warst!"

Die Aufnahme konnte — das ist wohl sicher — keine ungeteilt freudige und unterwürfig jubelnde sein, da Ketschwayo nur mit Verzicht auf einen beträchtlichen Teil seiner Herrschermacht von den Engländern eingesetzt worden war. Die Bedingungen, welche er am 12. September 1882 in London unterzeichnen mußte, waren folgende:

1. Usibepu bleibt unabhängiger Häuptling.

2. Alles Land südlich des Umlatosi wird vom Zulureich getrennt und wird als Reservation unter englische Verwaltung genommen. Die hier wohnenden Häuptlinge herrschen nur innerhalb ihrer Gaue, deren Bevölkerung stets an die englischen Beamten apellieren kann.

3. John Dunn und Hlubi erhalten so viel Land in der Reservation als notwendig, um ihre bisherigen Unterthanen unterbringen zu können.

4. Ketschwayo hat auf seine Kosten einen englischen Residenten in seiner Hauptstadt Ulundi zu unterhalten. Er verpflichtet sich, niemand wegen politischer Verbrechen, die während des Krieges begangen worden, vor Gericht zu ziehen oder zu bestrafen; endlich verspricht er, keine militärischen Kraals wieder zu errichten.

Durch die Unterzeichnung dieser Bedingungen ist Ketschwayo zum Schattenkaiser geworden, so lange er sich an dieselben bindet. Der größte Teil seines früheren Gebietes, jener südlich vom Umlatosi, ist ihm entrissen und bildet zu gleicher Zeit eine sehr günstig gelegene Zufluchtsstätte für alle Zulus, die sich etwa seinem harten Regiment oder kriegerischen Unruhen entziehen wollen. Der empfindlichste Schlag wurde ihm jedoch dadurch versetzt, daß allein Usibepu, jener Häuptling, welcher ihn in hervorragender Weise während des Krieges mit den Engländern verraten hat, nicht abgesetzt, sondern gleichsam ihm zum Hohn und als Drohung in vollständiger Unabhängigkeit nordwestlich von Ulundi belassen wurde. Die Engländer hätten auch ihn dem neuorganisierten Zulureiche unterworfen, wäre er nicht zu mächtig und trotzig gewesen. Damit ist ein böses Beispiel gegeben; auch andere Häuptlinge werden jetzt nach der Wiedergewinnung ihrer Selbständigkeit trachten, um so mehr, da der aller früheren Macht beraubte Ketschwayo nicht mehr zu fürchten ist.

Nach den neuesten Berichten ist Ketschwayo der alte geblieben. Trotz seines Vertrages mit der englischen Regierung, der freilich in der Kapstadt im Dezember 1882 ihm noch mehr Einschränkungen auferlegte, als jener in London im August desselben Jahres abgeschlossene, hat er sich eine neue Armee in Zululand organisiert und mit dieser, wenn sie auch nur 6000 Mann zählte, versucht, seinen alten Feind, den Häuptling Usibepu Anfang April zu überfallen. Der Zulukönig wurde zurückgeschlagen und that den Engländern gegenüber, als sei der Angriff ohne sein Wissen unternommen worden. Usibepu aber vereinigte sich mit dem alten Onkel Ketschwayos, mit Oham, brach im Zululand ein und schlug Anfang Mai wiederholt die Truppen seines Todfeindes. Für die britische Regierung

bereiten diese Vorfälle böse Verlegenheiten. Alle ihre Arrangements in Südafrika leiden an Halbheit und zu durchgreifenden, freilich auch kostspieligen Unternehmungen zeigt weder sie, noch das englische Parlament große Neigung.

Hat England durch direktes Eingreifen in die politischen Verhältnisse des Zululandes versucht, Ruhe und gedeihliche Ordnung an den Grenzen Natals herzustellen und jede gewaltsame Störung in der Entwickelung seiner Kolonien sich vom Halse zu schaffen, so hat es andererseits die Politik des laisser faire eingeschlagen und zwar einem Staate gegenüber, dessen störrische Thatkraft und fernab gelegene Situation ihm es zu sehr erschwerten, das eigene gute Recht und den eigenen Willen durchzusetzen. Dieser Staat ist Transvaal.

Transvaal hat, seitdem es existiert, Grenzstreitigkeiten im Osten mit den Zulus und im Westen mit den Betschuanen gehabt; die Engländer haben niemals verfehlt, sich einzumischen, freilich ohne jemals ein länger andauerndes, allseitig befriedigendes Resultat zu erzielen. Am offensten liegt die Grenze Transvaals im Südwesten gegen das Betschuanenland; kein Flußlauf dient als Marke; die notwendigen Tränkestellen für das Vieh liegen weit zerstreut; so daß es von jeher bei Benützung der Weideplätze zu blutigen Reibereien zwischen den Farmern und Schwarzen kam. Gesteigert wurde die Lust an Beutezügen durch den Umstand, daß die Häuptlinge der Betschuanen selbst untereinander fortwährend im Streite lagen und gerne die Weißen als freiwillige Alliierte in ihre Streifkorps aufnahmen. Allmählich bildeten sich zwei scharf getrennte Parteien: die Häuptlinge Mankoroane und Montsiva gegen die Häuptlinge Moshette und Massow; letztere wurden von den Boeren unterstützt, erstere hielten zu den Engländern und zwar während des Krieges 1880/81 in so offener Weise, daß sofort nach Erhebung der Boeren die Regierung von Pretoria an Mankoroane folgende Botschaft sandte:

„Nimm Dich in acht; solltest wir Dich oder einen Deines Volkes gegen uns bewaffnet oder im Kampfe finden, oder solltest Du nur in irgend einer Weise die Engländer, unsere Feinde, unterstützen, so werden wir Dich und Dein Volk als unsere Feinde betrachten und demgemäß handeln. Laß uns sofort wissen, ob Du Freund oder Feind zu uns bist."

In der Konvention von 1881 zwischen den Boeren und den Engländern wurde eine neue Grenzlinie festgesetzt, welche die Regierung von Transvaal sofort für unhaltbar erklärte, die sie aber dennoch gezwungen war, anzunehmen. Nicht nur Betschuanenhäuptlinge, welche unverhohlen den Anschluß an Transvaal wünschten, sondern auch weiße Farmer wurden dadurch der Herrschaft Mankoroanes und Montsivas überliefert.

Kaum war der Friede zwischen England und Transvaal feierlich geschlossen, so begann der Guerilla-Krieg in den strittigen Grenzdistrikten von neuem. Abenteurer und kampflustige Farmer aus Transvaal, dem Oranje-Freistaat, auch aus Griqualand-West, alle, welche hofften, mit leichter Mühe sich ein großes Stück Ackerland zu erobern, schlossen sich den Flibustierzügen an. Die Regierung von Pretoria verhielt sich anfangs neutral; sie schickte sogar ein Kommando nach der Grenze ab, um ihren Unterthanen die Beteiligung an diesen zu verwehren. Allein als diese Grenzwache selbst in das Betschuanenland einbrach und die öffentliche Meinung

in Transvaal offen die Grenzerweiterung unterstützte, ließ die Regierung geschehen, was sie nicht verhindern konnte, da ihr die Mittel zur militärischen Exekution absolut fehlten. Trotz mehrerer zerstreuter Erfolge befanden sich Mankoroane und Montsiva in einer sehr bedrängten Lage. Da die einzige Hilfe von den Engländern zu erwarten war, so hielten sie sich genau an die von diesen fixierten Grenzen, hinter welche sich die geschlagenen Freibeuter rasch zurückzogen, um nach Beschaffung des notwendigen Ersatzes von Munition und Mannschaft wieder frisch gerüstet in das Betschuanenland einzufallen. Die schwarzen Häuptlinge fühlten ihre Kampfmittel schwinden, ließen sich aber durch englische Agenten von der schlimmsten Sorte, die bei ihnen ihren Vorteil suchten, zu neuen Kämpfen aufhetzen und zum hoffnungsvollen Vertrauen auf eine thatkräftige englische Unterstützung verleiten. Diese englischen Abenteurer verfaßten die Schreiben an britische Gouverneure, Minister und Parlamentsmitglieder.

Ein Betschuanenhäuptling wandte sich an den Residenten Hudson in Pretoria mit den Worten: „Ich wünsche Dir zur Kenntnis zu bringen, daß die Boeren mich mit Krieg überzogen und in jenen Gegenden sich ansässig gemacht haben, welche gemäß der Konvention den Betschuanen gehören sollen. Ich frage, ist die englische Regierung einverstanden, daß die Freibeuter mein Land wegnehmen? oder ist die Konvention von Pretoria wieder vernichtet worden? Stehen die Freibeuter am Ende unter gar keiner Regierung und dürfen sie thun, was sie wollen?" Die Antwort bestand darin, daß ein englischer Kommissär geschickt wurde, um sich über die Verhältnisse eingehend zu unterrichten. Da er nichts weiter that, keine wirkliche Hilfe in Aussicht stellte, sprach der entrüstete Häuptling zu ihm: „Warum macht ihr Engländer euch so viel Mühe und kommt von Zeit zu Zeit so weit her, um mit eigenen Augen zu sehen und eigenen Ohren zu hören, wenn „Nichts thun können" das Schlußwort eurer Ratschläge bildet?" Am schlimmsten waren die Betschuanen dadurch gestellt, daß ihnen England nicht die Möglichkeit verschaffen konnte, sich Pulver zu kaufen; denn nicht nur der Oranje-Staat, sondern auch das zur Kap-Kolonie gehörige Griqualand-West verschloß ihnen die Thüre, weil sie strenge Neutralität beobachten wollten und an dem Verbot festhielten, Munition an die Eingeborenen abzugeben.

So kam es, wie es kommen mußte, Mankoroane und Montsiva schlossen im Sommer und Herbst 1882 Frieden mit Transvaal, erklärten in strittigen Fällen sich nicht mehr an die englische, sondern an die Boeren-Regierung zu wenden und traten 7/10 ihres Gebietes an Transvaal ab, welches dieses Territorium unter dem Namen „Stellaland" im Frühjahr 1883 unter eigene Verwaltung genommen hat.

Mit diesem Akt aber wurde mit der Konvention vom 3. August 1881 rücksichtslos gebrochen.

Hudson, der englische Resident in Pretoria, erhob dagegen am 30. November 1882 Protest; die Regierung von Transvaal, sprach er aus, scheine ihm offenbar im Widerspruch mit den Punktationen der Konvention gehandelt zu haben. Das Kolonial-Amt in London billigte das Auftreten Hudsons und drückte sein Erstaunen und Bedauern aus,

daß die Regierung von Transvaal „nicht in mehr befriedigender Weise“ auf seine Vorstellungen geantwortet habe.

Aber wie wenig kümmerten sich die Boeren um den Protest, der ja zuerst nur gegen die Absendung von Kommissären zu den Betschuanenhäuptlingen gerichtet war, da sie gleich darauf einen festen Vertrag mit diesen abschlossen und ein großes Stück Land der Eingeborenen dem Staate Transvaal einverleibten!

Dies waren übrigens nicht die ersten Versuche, welche die Boeren unternommen, um die ihnen unbequemen Bestimmungen der Konvention abzuschütteln. Abgesehen davon, daß sie hartnäckig die Bezeichnung „Südafrikanische Republik“ für ihren Staat beibehielten und daß sie bei offiziellen Festlichkeiten den Toast auf die Königin von England in dritter oder vierter Reihe folgen ließen, sie haben auch die freilich drückenden finanziellen Verpflichtungen möglichst unberücksichtigt gelassen. Die Zinsen der von England 1881 übernommenen Staatsschuld wurden zwar regelmäßig bezahlt. Aber von den 100000 Pfd. Strl., welche im August 1882 als erste Rate von dem Kapitale der Gesamtschuld entrichtet werden sollten, sah der englische Staatsschatz nicht einen Pfennig; ebenso wenig zahlten sie weder den sie treffenden Kostenanteil für die Arbeiten der Friedens-Kommission, noch jene 120000 Pfd. Strl., welche England als Entschädigungsgelder den durch den Krieg 1880/81 Beschädigten einstweilen vorgeschossen und deren Rückzahlung ebenfalls in der Konvention vorgesehen war.

Was hat nun England all dem gegenüber gethan? Gethan? Nichts! Gesprochen aber sehr viel und zwar im Hause der Lords und der Gemeinen am 13. und 16. März. Die Opposition ließ sich eine so günstige Gelegenheit, die Politik der Regierungspartei anzugreifen, natürlich nicht entschlüpfen und donnerte pathetisch auf die Boeren und die Whigs los; aber sie wagte nicht, irgend einen praktischen Vorschlag zu machen, weil der einzig mögliche Ausweg zu einem Krieg mit Transvaal führen muß und dieser von allen Seiten auf das gründlichste perhorresziert wird.

Wichtig sind zwei Thatsachen, welche aus den langatmigen Debatten sich herausschälten: Die offen ausgesprochene Politik des laisser faire von seiten der Whigs gegenüber der südafrikanischen Republik und der unbändige Haß der Torys gegen die Boeren. Gladstones Rede ist demgemäß sehr bemerkenswert („Times“ 17. März). Er sagte:

„Das herrschende, das ausschlaggebende Element in Südafrika bilden die Boeren. Rühren wir die Boeren in Transvaal an, so erhebt sich das ganze Volk der Boeren im Oranje-Staat wie in der Kap-Kolonie gegen uns. Wir sind nicht berechtigt, mit Verachtung oder Mißachtung von den Boeren zu sprechen. Sie sind uns stammverwandt; ihre Fehler waren die unserigen, was die Politik gegenüber den Eingeborenen betrifft. Wir haben zu frühzeitig in andere Bahnen gelenkt, vielleicht weil wir schwerere Sünden gut zu machen hatten. Nicht die Boeren haben die Konflikte in Südafrika hervorgerufen; wir kamen später als sie und richteten uns dort ein, ohne imstande zu sein, den Einfluß und die Stärke der holländischen Rasse zu vermindern. Eine wesentliche Aufgabe einer gesunden Politik in Südafrika ist für uns, die Beziehungen mit diesem Volke zu pflegen. Die Tendenz der südafrikanischen Kolonisten war immer darauf gerichtet, die Grenzen zu überschreiten, am Kap sowohl, wie in Transvaal und wollten wir derselben Einhalt thun, so müßten wir militärische Expeditionen auf Schritt und Tritt überall hin folgen lassen, bis die Meeresküsten oder der Äquator erreicht wäre. Es steht uns nicht zu, kostspielige Kriege zum Schutze der Eingeborenen gegen die nach Ausdehnung strebenden Europäer zu unternehmen. Die Erfahrung von acht Kriegen

in dem Zeitraum von 1811—1881 mit einem finanziellen Aufwand von mindestens 12000000 Pfd. Strl. lehrt uns, nicht leichtsinnig und übereilt uns in kriegerische Unternehmungen zu stürzen."

Dagegen stellen die Torys es als eine Pflicht Englands auf, im Namen des Christentums für die von den Weißen bedrohten Negerstämme Südafrikas einzutreten, ebenso wie einst das britische Volk die Abschaffung der Sklaverei auf seine Fahne geschrieben hat. „Wer sind die Boeren, denen wir das Schicksal der armen Eingeborenen überlassen sollen?" frägt die Opposition. „Sie sind der Abschaum Südafrikas; sie sind jene Handvoll Leute, welche wegen Aufhebung der Sklaverei aus der Kap-Kolonie auswanderten und alle ihre Wege mit Grausamkeiten, Raub und Mord bezeichneten!"

Obwohl, wie gesagt, keine Partei in England gegenwärtig daran denkt, aus Rache für die verletzte Konvention und zum Schutz der unterjochten oder vertriebenen Betschuanen einen Kriegszug gegen die Boeren im westlichen Transvaal in Vorschlag zu bringen, so dürfte es doch außer Zweifel sein, daß mit dem Wechsel des gegenwärtigen englischen Ministeriums ein Wechsel der Politik gegenüber den Boeren-Staaten eintreten könnte. Wir müssen uns dann an diese Debatten erinnern und uns wohl hüten, die englische Nation für das verantwortlich zu machen, was eine vorübergehende Parteiregierung in selbstsüchtigem Interesse für die Befestigung ihrer Herrschaft etwa verschulden wird.

Die widerstreitenden Beurteilungen, welche die Ereignisse in Südafrika jüngst im Schoße des englischen Parlaments erfahren haben, beleuchten mit grellem Licht das Verhalten der Engländer gegenüber den Boeren in früheren Zeiten: scharfen Gegensatz in der Behandlung der farbigen Rasse und die unfertige, herumtastende, stets neue Versuche anstellende Politik der englischen Kolonialminister. B. F.

Missionsrundschau.

Asien. In einem ausführlichen Artikel über die gegenwärtigen Aussichten der Missionsarbeit in **China** teilt Miss. Williamson zu Tschifu eine Reihe der ermutigendsten Erfahrungen mit, die er auf seinen neusten Reisen gemacht und die einen bedeutenden Unterschied zwischen dem früheren und dem jetzigen Verhalten der Chinesen gegen die Missionare dokumentieren: Viele Mandarinen stellen sich freundlich; die Aufnahme der Missionsreiseprediger in den besuchten Städten ist eine herzlichere; die Zahl der Schüler aus den besseren Ständen, welche die Missionsschulen besuchen, und der Erwachsenen, welche Aufnahme in die christlichen Gemeinden begehren, wächst; christliche Schriften werden mehr gekauft als früher, selbst seitens der Literaten; die Bereitwilligkeit der Nachbarn, den Missionaren Dienste zu leisten, und der Handwerker, für sie zu arbeiten, nimmt zu 2c. Besonders bedeutungsvoll ist auch der wachsende Zugang, welchen die Missionarsfrauen in die Häuser der Chinesen zu deren Frauen finden. Williamson schreibt diesen Umschwung den ausgedehnten Reisen der Missionare, der Verbreitung christlicher Bücher, dem Einflusse der ärztlichen Missionare, dem ehrbaren Wandel der Missionare und den durch die chinesischen Gesandtschaften nach Europa und Amerika vermittelten richtigeren Anschauungen über die Verhältnisse des christlichen Abendlandes zu. (The Missionary 1882, S. 277 ff.) Freilich muß man sich hüten, solche Erfahrungen eines einzelnen, wenn auch noch so weit gereisten und mit China durch langen Aufenthalt noch so vertrauten Missionars zu generalisieren. In einem so großen Reiche wie China liegen die Verhältnisse in jeder Provinz anders und sind sie selbst in

derselben Provinz sehr verschieden. So berichtet z. B. der Miss. Her. (82 S. 390) aus der Provinz Petschili verschiedene Feindseligkeiten seitens der Mandarinen, denen aber durch den freundlich gesinnten Vicekönig bald gewehrt wurde. Doch stehen die Erfahrungen von Williamson keineswegs vereinzelt. So schreibt z. B. auch der Miss. Jonas aus Tsintschenfu, daß die Schülerzahl wachse, der Bücherverkauf zunehme, neue Stationen entstehen, die Anhänger sich mehren und zwar indem das Evangelium laufe auch ohne das direkte Eingreifen der Missionare. Die Christen besuchen ihre Freunde oder Verwandten in andern Orten und überreden sie das Evangelium zu hören. Diese verlangen dann nach Büchern und Unterweisung und wenn nun aus der nächsten Gemeinde einige geförderte Christen kommen, so finden sie eine vorbereitete und empfängliche Zuhörerschaft. Hier ist es ein Doktor, der nach christlichen Büchern verlangt, sich bekehrt und nun in seinem Hause gottesdienstliche Versammlungen hält; dort bewegt ein armer halbblinder Mann einen eingebornen Katechisten, seinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen und viele werden gläubig; dort wieder wird ein Schullehrer, der bis dahin das Christentum für Unsinn gehalten, durch das Lesen eines Buches von der Wahrheit überzeugt und giebt sein Haus zur Abhaltung christlicher Gottesdienste, her rc. So wächst das Werk an den einzelnen Orten durch die Thätigkeit der Christen, bis die Gemeinden, die sie sammeln, so groß sind, daß man eine eigne Station errichtet und sie mit einem europäischen Missionar oder einem eingebornen Prediger besetzt (Bapt. Her. 82 S. 340 ff.). Ähnliche Erlebnisse werden auch aus der Provinz Schantung (Miss. Her. 83 S. 20 ff.) und selbst aus der Nähe von Peking (Ebd. S. 144) gemeldet.

Von Jahr zu Jahr dehnt sich das Missionsgebiet in dem weiten chinesischen Reiche aus. So hat z. B. der Am. Board eine neue Mission in Angriff genommen zu Tai fuen yu in der Provinz Schanse, welche sehr hoffnungsvolle Aussichten gewährt (Miss. Her. 82 S. 497. 83 S. 89); die Church M. S. zu Hok ning yu in der Fuhkienprovinz (Int. 82 S. 749 ff.), wo überhaupt der Fortschritt ein so bedeutender ist, daß wir der Schilderung desselben demnächst einen speciellen Artikel zu widmen gedenken; auch die China Inland M., deren Boten in ausgedehntestem Maße die Reisepredigt treiben, findet immer neue offene Thüren und hat jetzt schon in 15 von den 18 Provinzen des eigentlichen Chinas feste Stationen angelegt; während des letzten Jahres allein in den Hauptstädten dreier Provinzen. Über dieselbe siehe „Monatsblätter" 1882 S. 11.

Gelegentlich der in den Hauptstädten der Provinzen abgehaltenen Staatsexamina, zu denen von 3 zu 3 Jahren Zehntausende sich einfinden, haben verschiedene Missions-Gesellschaften den Versuch gewagt, an die Examinanden christliche Schriften zu verteilen. So in Hankau, wo englisch-kirchliche Missionare und verschiedene amerikanische Presbyterianer gegen 10000 Traktate unter die Literaten austeilten, welche in weit den meisten Fällen freundlich angenommen wurden (The Miss. 83 S. 31 ff.); in Nanking, wo die Londoner Missionare ganz die gleiche Erfahrung machten (Chron. 83 S. 46 ff.); zu Schin-tschau, wo sich gleichfalls die Arbeiter verschiedener Missions-Gesellschaften von eingebornen Helfern unterstützt zu diesem Werke vereinigten und zu ihrer eignen Überraschung fast durchgehends willige Abnehmer für ihre Gaben fanden (B. Her. 83 S. 25). Ob der auf diese Weise so reichlich unter die wissenschaftlich gebildeten Chinesen ausgestreute Same sofort viel Frucht schaffen wird, das ist freilich eine andre Frage; immerhin aber ist die bloße Thatsache schon von großer Bedeutung, daß ein Unternehmen dieser Art in China überhaupt jetzt möglich ist. Mag die Annahme der dargebotenen Schriften auch wesentlich auf Rechnung der chinesischen Höflichkeit zu setzen sein; jedenfalls beweist sie, daß der Haß gegen die fremden Lehrer des Christentums unter den Literaten nicht mehr so intensiv sein kann als noch vor einem Jahrzehnt. Zweifellos wird bei den nächsten Prüfungen die evangelische Mission den so unerwartet günstig abgelaufenen ersten Versuch in noch allgemeinerer und durchdachterer Weise fortsetzen.

Auf der vorjährigen Jahresversammlung in Amoy baten 5 Gemeinden um die Anstellung eingeborner Pastoren, indem sie sich bereit erklärten, das Gehalt derselben ganz aus eigenen Mitteln aufzubringen (Miss. Her. 83 S. 156), in Swatau wurden 42 Männer und Frauen auf einmal getauft (Bapt. Her. 83 S. 20) und in Tang-tschau 353 Personen während des letzten Jahres als volle Kirchenglieder aufgenommen. In Futschau wurden im Juni v. J. Mutter, Frau und eine Schwester des bereits früher

getauften Ahok (diese Zeitschrift 82 S. 571) getauft, der noch als Heide 40000 Mark für eine christliche Erziehungsanstalt gegeben hatte („Ev. Miss.-Mag." 83 S. 162).

Die große an der Südostküste Chinas gelegene Insel Hainan, auf welcher bis dahin noch kein evangelischer Missionar thätig gewesen, hat sich jüngst ein von jeder Gesellschaft unabhängiger Laienmissionar zu seiner Arbeitsstätte gewählt. Der Mann heißt Jeremiassan und ist ein Däne, war früher Seemann, dann als chinesischer Zollbeamter angestellt, als welcher er auf Formosa das dortige besonders von einem presbyt. Arzte[1]) getriebene evangelische Missionswerk kennen und lieben lernte. Nach kurzer Vorbereitung in Kanton, wo er namentlich in dem Hospitale des Missionsarztes Dr. Kerr medizinischen Studien oblag, begab er sich ganz auf eignen Antrieb und eigne Kosten nach Hainan, bereiste in 2½ Monaten die ganze Insel, behandelte viele Kranke und predigte das Evangelium, fast überall freundliche Aufnahme findend (For. Miss. 82 S. 251 ff.).

Infolge einer Verteidigungsschrift des Opiumhandels seitens des früheren englischen Gesandten in Peking, Sir R. Alcock, dem in der „Times" tapfer sekundiert wurde, ist dieses bereits so viel beklagte und angegriffene Ärgernis jüngst von neuem der Gegenstand einer sehr lebhaften literarischen Kontroverse geworden, an der sich natürlich die chinesischen Missionare in hervorragender Weise beteiligt haben. So wurde von Peking aus eine Adresse an das Parlament gerichtet, die auf grund persönlicher Erfahrungen der Unterzeichner den qu. Handel als ein „großes Unglück für China" bezeichnete (Miss. Her. 82 S. 393); von dem im Dienste der Londoner M.-G. stehenden Arzte, Dr. Dudgeon, eine gründliche Widerlegung der Alcockschen Argumente im Chinese Recorder (82 Mai und Juni) veröffentlicht; von dem amerikanischen Missionar Liggins eine Schrift: Englands coercive policy and its disastrous results in China and India (Sp. of Miss. 83 S. 47); und von dem Sekretär der China Inland M., Broomhall, in Verbindung mit erfahrenen Missionaren von noch 4 andern M.-GG. eine andre: The truth about opium smoking (Chinas Millions 82 S. 119 ff.) herausgegeben. Mit schlagenden Gründen werden in allen diesen Publikationen die Scheinargumente der Verteidiger des Opiumhandels widerlegt; aber noch immer ist die Hoffnung eine schwache, daß die englische Handelspolitik durch sie wirklich geändert werde.

Wie schon früher in dieser Zeitschrift (82 S. 568) mitgeteilt, haben bereits verschiedene Missionsfreunde den Blick auf das jüngst dem abendländischen Verkehr geöffnete Korea gerichtet. Wie es scheint, ist aber für die nächste Zeit noch wenig Aussicht vorhanden, daß die evang. Mission in diesem Lande festen Fuß fassen werde. In einer an seine mit den Handelsverträgen unzufriedenen Unterthanen gerichteten Proklamation hat der König nämlich erklärt, daß zwar die Öffnung des Landes für den Handelsverkehr eine gebieterische Notwendigkeit gewesen, aber die Einführung ihrer Religion nimmermehr geduldet werden solle. „Die Gegner der Verträge fürchten, die ausländischen Nationen könnten uns mit ihren entarteten Religionen anstecken. Aber nach den Regeln der Wohlanständigkeit kann es nicht gestattet werden, daß eine ausländische Religion im Innern ausgebreitet werde. Und überdies, wie wäre es möglich, daß ihr, die ihr so lange nach den Lehren des Konfutius und Mencius gelebt, und euch in Anstand und Rechtlichkeit lebenslang gebadet habt, plötzlich das Wahre verlassen und dafür das Falsche und Schlechte annehmen solltet? Angenommen, ein dummer ungebildeter Lümmel würde heimlich versuchen, seine Lehre zu verbreiten, so haben wir ja unser Landesgesetz, nach welchem alle solche ohne Erbarmen ausgerottet und vernichtet werden sollen. Welcher Grund ist also da zu fürchten, daß wir mit solchem Unfug nicht fertig werden würden? Überdies, wenn diese Mißvergnügten sehen, daß mit der Einführung ausländischer Methoden auf dem Gebiete der Mechanik und Technik auch nur ein kleiner Anfang gemacht wird, so erblicken sie darin sofort eine Befleckung durch fremdländische Irrlehren; das ist doch über alle Maßen dumm! Ist die ausländische Lehre anzusehen als eine unsittliche, zur Liederlichkeit führende, so kann sie fern gehalten werden; sind aber die ausländischen Maschinen von Nutzen, so können wir diesen Nutzen auch uns aneignen und unsern Wohlstand dadurch vermehren. . ." (Miss.-Mag. 83 S. 163.) Das ist doch charakteristisch! —

Durch die freundliche Vermittlung des nordamerikanischen Gesandten in Siam hatten die amerikanischen dortigen Missionare jüngst eine Audienz bei dem Könige von Siam, bei welcher derselbe äußerte, daß er selbst allerdings ein loyaler Anhänger des

---

[1]) Dr. Mackay hat seit ca. 1 Jahre wieder 140 Personen getauft.

Buddhismus sei, aber gegen alle Religionen Toleranz übe, welche den moralischen und intellektuellen Fortschritt seines Volkes beförderten und sich nicht in Gegensatz zu den Gesetzen des Landes stellten. Se. Majestät sprach sich sehr anerkennend aus über die Bestrebungen der amerikanischen Missionare und diese benutzten die Gelegenheit, um für die gewährte Religionsfreiheit dem König ihren Dank zu sagen. (For. Miss. 83 S. 405.)

Seitens der evangelischen Allianz in **Japan** ist eine neue statistische Übersicht pro 1882 über den Stand der dortigen Mission veröffentlicht worden, der wir folgende Zahlen entnehmen: Missionare: 145; organisierte Gemeinden: 93; Kirchenglieder (Kommunikanten): 4987; Schüler: 2546; theologische Studenten: 71; Sonntagsschüler: 4131; ord. eingeborene Pastoren: 49; Hilfsprediger, Katechisten &c.: 100. Im Jahre 1882 erwachsene Getaufte: 895; Beiträge der eingeborenen Christen zu ihrer Selbstunterhaltung 30 160 M., pro Kirchenglied, also durchschnittlich: 6 M. (Gospel in all lands 83 S. 209).

Die griechische kathol. M. der russischen Kirche in Japan, an deren Spitze ein sehr tüchtiger Bischof steht, macht gleichfalls bedeutende Fortschritte. Sie zählt jetzt 69 Gemeinden, 14 Priester, unter ihnen 7 Japaner, 79 eingeb. Katechisten und Lehrer, 6099 Getaufte (1882 allein 1087), welche zusammen 14 928 M. Beiträge aufbrachten. Geklagt wird nur über Mangel an Priestern. Die Schülerzahl scheint gering zu sein (Indep. v. 11. 11. 83).

Ebendaselbst macht der in dieser Zeitschrift wiederholt erwähnte Amerikaner Cook manche interessante Mitteilung über „Neu-Japan". So z. B. über den dortigen reformierten Buddhismus, der die alten buddhistischen Tempel und Lehren gleicherweise im modernen Sinne restauriert. „Ich hatte", erzählt er, „eine instruktive Unterredung mit dem hervorragenden buddhistischen Priester zu Kioto, bei welcher auch einer der gelehrtesten Missionare dieser Stadt gegenwärtig war. Wir fanden, daß dieser Priester unter Nirvana keineswegs das Aufhören der persönlichen Existenz oder gar des Bewußtseins verstand. Den reformierten Buddhisten Japans ist Nirvana vielmehr der westliche Himmel und es unterscheidet sich nicht wesentlich von der Idee des Paradieses. Als Max Müller einst von 2 Missionaren dieses reformierten japanesischen Buddhismus gefragt wurde, ob ihre Lehren nach seinem Urteil mit denen Buddhas übereinstimmten, gab er zur Antwort: „Nein. Ihr reformierten Buddhisten habt eine große Menge von neuen Lehren dem reinen Buddhismus hinzugefügt. Einige derselben sind ganz willkürlicher Art, andre nähern sich dem Christentum. Ihr habt kein völliges Recht, euch orthodoxe Nachfolger des Stifters des Buddhismus zu nennen. Man kann eure Lehren in der alten buddhistischen Literatur nicht finden." Ich teilte dem Priester von Kioto dieses Urteil M. Müllers mit und bat ihn, sich darüber zu äußern. Seine einzige Antwort war, „daß in den Wäldern des Himalaya und in den heiligen Tempeln Tibets viele heilige buddhistische Bücher existierten, von denen M. Müller und die Gelehrten Europas nichts wüßten."

In diesem Artikel erzählt Cook auch in der Kürze die Geschichte von dem bedeutendsten japanesischen Pastor, Neesima von Kioto. „Seine Geschichte ist ein Roman. Als er in seiner Jugend Geographie studierte, lernte er, daß die westlichen Nationen groß geworden seien durch den Gebrauch der Bibel. Er begehrte dies Buch kennen zu lernen, fand aber in Japan für seine Wißbegierde keine Befriedigung. So floh er aus seinem väterlichen Hause nach Schanghai und schiffte sich hier nach Amerika ein. Das Schiff gehörte dem ehrenwerten Herrn A. Hardy und als der Kapitän nach Boston kam, so brachte er den jungen Neesima zu diesem angesehenen Kaufmann mit den Worten: „Hier ist ein junger Mann, der etwas vom Christentum zu wissen wünscht; ich glaubte, Sie seien imstande, seinen Wunsch zu befriedigen." So war der Jüngling in einen Kreis gekommen, in welchem das Christentum nicht ein bloßes äußeres Bekenntnis sondern Leben war. Sein Wohlthäter schickte ihn auf die Phillipps-Akademie zu Andover, später ins Armherst-College und zuletzt aufs theologische Seminar zu Andover. Als der amerikanische Board den Präsident Seelye über Neesima um sein Urteil bat, erwiderte dieser: „Sie fragen mich nach lauterem Golde." Mit dem Eifer eines Apostels kehrte Neesima nach Japan zurück. Jetzt steht er an der Spitze der Unterrichtsanstalt zu Kioto, welche wahrscheinlich sich bald zu einer Universität erweitert haben wird. Während er sein ganzes Leben an die Regeneration des Unterrichts in Japan setzt, thut er zugleich was er sonst kann zur Ausbreitung des Christentums in seinem Vaterlande. Mit dem Werke Neesimas in Japan kann man vielleicht kaum

das eines andern jungen Mannes in Parallele ziehen, obgleich es verschiedene junge durchgebildete Japaner giebt, welche einen dem seinigen ähnlichen Einfluß üben. . ."

Wie einige japanische Zeitungen melden, ist auf Befehl des Mikado jüngst ein nationales Moralsystem zusammengestellt worden, welches an die Stelle des bis jetzt gebräuchlichen Konfutianischen treten und in allen Schulen gelehrt werden soll. Wie es scheint, handelt es sich um eine nationale Reaktion zu gunsten des Schintoismus, zu dessen Belebung die Regierung auch sonst große Summen zur Verfügung stellt (Miss. Her. 83 S. 126).

Trotzdem melden fast alle in dem Inselreiche thätigen M.-GG. mehr oder weniger bedeutende Fortschritte ihres Werkes: die Taufen mehren sich in allen Ständen, neue Kirchen werden gebaut, große Versammlungen an öffentlichen Orten gehalten, christliche Bücher zahlreich verkauft. Daneben fehlt es auch nicht an Einwürfen, welche gegen das Evangelium erhoben werden und an Erklärungen selbst bei den öffentlichen Predigten, daß das Christentum dem nationalen Geiste des Landes entgegen sei und daher von patriotisch gesinnten Japanern nimmermehr angenommen werden könne (Ebd. S. 57 f.). „Es ist Zeit", heißt es im letzten Jahresberichte der ref. amerik. M., „daß wir in Japan aggressiv zu Werke gehen, denn unsre Gegner sind auch aggressiv. In Tokio wird der Schintoismus durch eine, der Buddhismus durch 3 Zeitschriften vertreten. Für ihre Versammlungen brauchen sie jetzt dasselbe Wort, das bei uns Kirche bezeichnet. Zur Ausrottung des Christentums machen sie allerlei abenteuerliche Vorschläge, während die politischen Zeitungen ihnen den Gamalielrat geben, das Christentum in Ruhe zu lassen und lieber sich selbst zu reformieren, jedenfalls nicht zu verfolgen, da der Buddhismus selbst ja nur als verfolgte Religion in Japan den Sieg davongetragen habe. In Nagoja sind große Plakate ausgestellt, welche Christum am Kreuz darstellen und in einer Liste all die verschiedenen Arten von Narren aufzählen, welche seine Lehre annehmen — zur großen Belustigung des Publikums. Die reformierten Buddhisten strengen sich auch gewaltig an, durch Errichtung von Schulen, öffentliche Vorträge 2c. dem Christentum entgegen zu wirken. Millionen sind allein im vorigen Jahre zur Restaurierung und Vergrößerung ihrer Tempel beigesteuert worden. Durch einige tumultuarische Versuche, christliche Gottesdienste und Versammlungen zu stören, haben sie deutlich bewiesen, daß, wenn sie die Macht hätten, von Toleranz keine Rede sein würde" (Nach „Ev. M.-Mag." 83 S. 167.). Ebendaselbst (S. 164 ff.) werden nach dem Int. die ersten Eindrücke beschrieben, welche Japan auf den englisch-kirchlichen Missionar Hutchinson gemacht, der jüngst von Hongkong nach Nagasaki übersiedelte.

Höchst interessante Mitteilungen machen die „Dibre Emeth" (83, Nr. 1, 5 f.) aus Palästina, wo besonders unter den jüngst aus Rußland eingewanderten Juden infolge der vielfachen Samariterdienste, welche ihnen die palästinensischen Missionare haben zuteil werden lassen, eine starke christliche Bewegung sich bemerkbar macht. Die orthodoxen Juden bieten freilich alles auf, um ihre Glaubensgenossen vom Übertritt zum Christentum abzuhalten, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß mancher augenblicklich von Dankbarkeit gegen die christlichen Missionare erfüllte Israelit wieder andern Sinnes wird, sobald die Unterstützungen aufhören. Aber ohne bleibende Früchte wird die Bewegung sicherlich nicht vorübergehen.

Südsee. Zu Waimea auf den Sandwichinseln feierte im vorigen Jahre der Missionar Lyons sein 50jähriges Missionsdienst-Jubiläum. 50 Jahre lang hat dieser Mann auf ein und derselben Station ausgehalten, erst als Missionar, dann als Pastor, und während dieser langen Zeit nicht einen einzigen Besuch in der Heimat gemacht. Besonders um die Sonntagsschule hat er sich große Verdienste erworben, indem er die Lektionen für sie vorbereitete und für Lieder und Melodien sorgte (Miss. Her. 82 S. 487). Gleichfalls auf Hawaii ging gegen Ende des v. J.s ein andrer der dortigen Missionsveteranen, Dr. J. Coan, nach 48jähriger Arbeit heim. Wohl kein andrer Missionar der Gegenwart hat eine so stattliche Anzahl von Heiden in die christliche Kirche aufgenommen, wie dieser Dr. Coan, der bis 1880 über 12000 Seelen für das Christentum zu gewinnen begnadigt war. Auch in der wissenschaftlichen Welt hat er sich einen Namen gemacht durch seine Erforschung der Hawaiischen Vulkane. Sein Heimgang war sehr erbaulich. „Blicke ich auf mich selbst", sagte er, „so sehe ich keinen Grund, warum ich in den Himmel kommen sollte. Blicke ich aber auf Jesus, so sehe ich solch einen Heiland, daß ich keine Furcht habe, auch nicht die geringste." Mit ebenso großer Demut wie feierlichem Ernste wiederholte er Pauli Worte: „Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf

vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Mit dem Ausruf: „Herrlichkeit, Herrlichkeit! Hallelujah" verschied er. (Ebd. 83, S. 48 f.)

Die Erweckung unter den Christen der Sandwichinseln, von der wir schon früher berichtet, hält noch immer an. Auch die Jugend und die Mischlingsbevölkerung, Eingeborne und Fremde stehen unter ihrem belebenden Einflusse (Ebd. 82, S. 536 f.). — Der beständig wachsenden, jetzt schon auf 15000 Seelen gestiegenen chinesischen Bevölkerung des Inselreichs, unter der sich auch einige hundert eingewanderte Christen befinden, die jetzt ihre eigne Kirche haben, wird eine immer organisiertere Missionsthätigkeit zugewendet („Kalwer Missionsbl." 83, Nr. 5). — Ein sehr ehrenvolles Zeugnis für die segensreiche Thätigkeit des Am. Board hat jüngst wieder der Hawaiische Gesandte in Washington, Sir E. H. Allen, abgelegt, der 27 Jahre lang verschiedene hervorragende Stellungen auf den Sandwichinseln bekleidete (Miss. Her. 82, S. 514 f.).

Von dem mikronesischen Arbeitsgebiete der Haw. Assoc. sind diesmal fast ausschließlich gute Nachrichten eingetroffen. Aus Ponape freilich wird geklagt, daß diejenigen Eingebornen, welche sich als Matrosen auf europ. resp. amerik. Schiffe verdingen, in der Regel sehr demoralisiert heimkehren. „Viele Jünglinge haben in den 30 Jahren meines hiesigen Aufenthalts Ponape verlassen, um Matrosendienste zu nehmen", schreibt Miss. Doane „aber nicht so viele von ihnen, als ich an den Fingern Einer Hand herzählen kann, sind später für die Civilisierung und Christianisierung der Insel brauchbar gewesen." — Leider fehlt es an Arbeitern, um das Verlangen der benachbarten Insulaner nach christlichen Lehrern zu befriedigen, sodaß man genötigt ist, die christlichen Gemeinden auf Ponape ihrer Lehrer zu berauben, um dieselben nach auswärts zu senden. — Besonders erfreuliche Nachrichten kommen von Apemama[1]) (einer der Gilbertinseln), wo noch vor wenig Jahren das roheste Heidentum herrschend war. Gegen 800 Insulaner, an ihrer Spitze der König, begehren die Taufe. Bei einem Besuche, den der früher so rohe König auf der benachbarten Insel Maiana machte, verbat er sich die heidnischen Tänze &c., mit denen man seine Anwesenheit feiern wollte. „Ich bin zu euch gekommen", sagte er, „ohne Waffen, denn ich habe den Krieg aufgegeben. Ich kann auch eure Trinkgelage und Spiele nicht annehmen, denn sie sind böse. Ich habe etwas neues gelernt, nämlich daß alle diese Dinge Sünde sind. Es giebt ein Leben nach diesem Leben und wenn wir uns nicht auf dieses ewige Leben vorbereiten, gehen wir verloren. Ich habe von Christus gehört, er ist der König aller und ich habe ihn als meinen König angenommen. Ich habe meine Weiber entlassen, weil es Sünde ist, mehr als Ein Weib zu haben. Und nun gebe ich euch den Rat, daß ihr alle dasselbe thut." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck und jetzt giebt es auch auf Maiana gegen 200 Taufkandidaten. Ähnlich ging es auf andern Inselchen der Gilbertgruppe, wo die Eingebornen durch Gesetze die alten heidnischen Unsitten abschaffen. — Auch aus dem Marschall-Archipel werden von verschiedenen Inseln (Ebon, Namerik, Jaluij, Mille, Malwonlap) ähnliche Fortschritte des Missionswerkes gemeldet, während auf einigen andern (Arno, Mejuro) die Mission noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat (Miss. Her. 82 S. 495. 524, 83 S. 145 ff.).

Überraschende Erfolge haben auch die australischen Wesleyaner in Neubritannien gehabt, wo noch vor wenigen Jahren die Eingebornen mehrere christliche Südseelehrer ermordet hatten und Miss. Brown die Bestrafung der Mörder leider selbst in die Hand nahm. Nach dem letzten Jahresberichte gab es dort 215 Kirchenglieder und bereits 17 eingeb. Lehrer. Neun neue Kirchen waren allein im Laufe des letzten Jahres eröffnet und überall wuchs die Zahl der Gottesdienstbesucher. Auch die Schulen mehren sich und das Evangelium Lucä ist bereits in die Landessprache übersetzt. Leider ist das Klima selbst für die Witilehrer sehr ungesund, so daß je und je ein Wechsel derselben eintreten muß (Indep. v. 19.|4. 83).

Nach Neu-Guinea ist der Londoner Missionar Mc. Farlane von seinem Urlaube in England voriges Jahr wieder zurückgekehrt, freudig von den Eingebornen begrüßt. Zu Murray Island hatten dieselben eine Straße gebessert und die Wohnung des Missionars in gutem Zustande erhalten. Zu Saibai und Danan waren neue Kirchen und Wohnungen für die Lehrer gebaut, doch schien es als ob während der Abwesenheit des Missionars die Menschenjagd noch einmal aufgelebt sei. Doch waren die

---

[1]) Eine höchst romantische Geschichte von der Rettung einiger durch den Sturm weit verschlagener Apemama-Insulaner siehe im Beiblatt.

Leute willig sich sagen zu lassen und zeigten das größte Vertrauen. In der gemeinsamen Erziehungsanstalt befinden sich jetzt bereits über 100 junge Leute von Neu-Guinea und den benachbarten Inseln, unter ihnen 18 Christen, welche zu Evangelisten ausgebildet werden (Miss. Her. 82 S. 584).

Aus Hermannsburg, der seit einigen Jahren nach Überwindung großer Schwierigkeiten einigermaßen konsolidierten Station der Hermannsburger Missionare im Innern Australiens, berichtet Miss. Kempe im „Hermannsb. M.-Bl." (83 S. 18 ff.) über die dortigen Eingebornen und die Missionsarbeit an ihnen folgendes: „Sie sind Knechte durch Furcht des Todes ihr lebenlang. Überall wittern sie Gefahr ihres Lebens und kommen eigentlich aus der Furcht gar nicht heraus. Daß jeder Mensch um der Sünde willen sterben muß, will ihnen gar nicht einleuchten, sie meinen immer, wenn einer stirbt, habe ihn entweder der Teufel oder irgend ein Mensch eines andern Stammes ermordet. Daher kommen auch die immerwährenden Mordzüge hin und her. Ist jemand im andern Stamm gestorben, so kommen die Männer hierher und ermorden den ersten besten, den sie habhaft werden können, ebenso machen es die hiesigen. Wir haben alles versucht, sie davon abzuhalten, ihnen die Nutzlosigkeit, Thorheit, Schädlichkeit, Niederträchtigkeit und Sünde eines solchen Verfahrens vorgestellt, aber alles umsonst. Ich habe mich früher oft gewundert über die geringe Anzahl der in Australien wohnenden Heiden, je mehr Einsicht man aber erhält in ihre Anschauungen und Unsitten, desto mehr wird es mir klar, daß es eigentlich gar nicht anders sein kann, sie reiben sich einfach gegenseitig selbst auf. Ich sagte vorhin, daß sie Knechte durch Furcht des Todes sind ihr lebenlang. Dies erfuhren wir auch neulich beim Tode einer Frau, welche hier nahe an der Station starb. Dieselbe gehörte zu einem südlichen Stamme und war nebst noch mehreren andern von den Weißen geschossen worden. Es hatten nämlich eine Anzahl Schwarzer einige Stück Rindvieh gestohlen und geschlachtet. Aus Rache zogen die Weißen aus, schossen unter die Eingebornen, welche sie zuerst trafen und die sich ganz arglos schlafen gelegt hatten, und verwundeten drei davon, zwei aber starben alsbald. So viel wir davon erfuhren, waren diese ganz unschuldig bei der Sache. Es ist dies aber die allgemeine Taktik der Weißen hier, und zeigt dies an einem Beispiel besser, wes Geistes Kinder sie sind, als durch lange Beschreibungen. Eine dieser Verwundeten war die erwähnte alte Frau, und außerdem noch zwei Männer, welche allesamt hier ankamen. Wir wußten anfangs von der alten Frau gar nichts, denn die Heiden hatten es uns verschwiegen. Erst als es ganz schlimm war, kam Br. Schwarz zufällig in das Lager und fand sie da, aber leider schon zu spät, denn der Unterleib, wohin der Schuß gegangen, war von Würmern ganz und gar zerfressen und sie lag schon ganz bewußtlos da. Eines Sonntags abends kamen die Heiden herauf und baten um eine Schaufel, da, wie sie sagten, die Alte stürbe. Wir eilten hinunter, fürchtend, sie möchten sie lebendig begraben, und fanden sie auch noch lebend, wiewohl schon mit dem Tode ringend. Sie waren dabei alle so voll Furcht, daß ich glaube, wenn wir nicht heruntergekommen wären, sie hätten sie wirklich lebendig verscharrt, so bange sind sie vor dem Tode. Neben der Kranken stand ein Mann, mit zwei großen Speeren bewaffnet, um, nach ihrer Aussage, den Teufel wegzutreiben oder doch bange zu machen. Ja selbst als einige von ihnen das Grab gruben, mußte einer mit den Waffen in Bereitschaft stehen. Wir fragten sie, woher es doch käme, daß die Menschen sterben müßten, worauf sie antworteten: Andere Männer töten sie. Das gab uns Gelegenheit, sie einmal ernstlich auf die wahre Ursache des Todes hinzuweisen, die Sünde, und auf den, der allein uns von Sünde und Tod erretten kann, auf den Herrn Jesum. Ich habe noch nie gesehen, daß sie alle so still und aufmerksam einmal hätten zugehört, als an diesem Abende. Während der Nacht war die Alte auch noch gestorben, und noch in der Nacht hatten sie die Leiche verscharrt, um ja den lästigen Anblick baldmöglichst los zu werden. Wie immer bei solchen Fällen, verließen sie auch diesmal des Morgens alle ihr Lager und zogen einige hundert Schritte westwärts. Es hält sehr schwer, sie von ihrer Thorheit und ihrem Unsinn und Unrecht zu überzeugen, ja es scheint fast, als ob sie dächten, sie wüßten das viel besser, wir wären viel zu dumm dazu, das zu verstehen.

Mit der Schule ging es dieses Vierteljahr recht unbeständig; zum Teil zeigte sich bei ihnen wieder einmal recht ihre Quecksilbernatur, die sie immer hin und her treibt; zum Teil waren wir auch so mit Arbeiten überhäuft, daß wir nicht die nötige Sorgfalt darauf verwenden konnten, denn wir mußten eilen, die angefangenen Arbeiten noch vor Beginn der heißen Zeit fertig zu stellen. Wir haben nämlich anstatt der alten von

Holz erbauten Schmiede eine größere steinerne gebaut, verbunden mit einer Geschirrkammer und zwei Schauer für die Wagen. Dazu kam noch mehreres andere, worauf wir erstlich gar nicht gerechnet hatten, so daß wir alle Hände voll zu thun hatten. Hoffentlich sind die ankommenden Kolonisten tüchtige Männer, so daß, wenn sie erst hier sind, wir mit körperlicher Arbeit etwas mehr verschont werden können, was auch sehr nötig ist. Das Beste und Sicherste, sowohl für uns als auch für die Heiden, wäre, wenn wir beständig Ackerbau treiben könnten, aber da das nicht der Fall ist, so müssen wir sehen, wie wir ihnen auf andere Weise Beschäftigung geben können. Nun wir hoffen auf den Herrn, er weiß in allen Sachen Rat, er wird auch Mittel und Wege finden, daß dies arme Volk noch zur Erkenntnis seines Heils komme."

Auf den Neuhebriden sind die von der Mission noch unbesetzten heidnischen, von Kannibalen bewohnten Inseln fast sämtlich willig, christliche Lehrer aufzunehmen. Es sind deren nicht weniger als 90 aus den Eingeborenen, von ihnen die Hälfte allein aus Aneityum, welche unter ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium verkündigen; der Erfolg ist jedoch ein spärlicher. Außer der ganz christlichen Insel Aneityum, welche die ganze Bibel in ihrer Sprache besitzt [und die Druckkosten selbst getragen hat, sind Teile der heil. Schrift jetzt auch in die verschiedenen Dialekte von noch 6 andern Inseln übersetzt. Leider ist besonders auf Aneityum die Sterblichkeit eine große (Free Ch. Rec. 83, S. 7 u. 110).

Ein im ganzen sehr liebliches Bild von dem geistlichen Leben der Christen auf der zu der Herveygruppe gehörenden Insel Mangaia entwirft der dortige Missionar Harris im Chron. (82 S. 402 ff.), das leider der Raummangel zu reproduzieren verbietet; wir hoffen aber demnächst diese Versäumnis im „Beiblatt" nachzuholen.[1])

Amerika. Die brüdergemeindliche Mission in Labrador hat im vergangenen Jahre durch eine Masernepidemie bedeutende Verluste erlitten. Auf der Station Nain starben 32, in Zoar 19, in Hebron 30, in Hoffenthal 20 — während von den Europäern keiner, von den Kindern derselben nur eins der Krankheit erlag. So schreitet das traurige Aussterben auch unter den Eskimos unaufhaltsam vorwärts („M.-Bl. der Br. G. 82, S. 213 f.).

Ebend. (S. 215 f.) wird eine instruktive Geschichte aus Suriname erzählt, daß um eines christlichen Begräbnisses willen die dortigen Neger, wenn sie bedenklich erkrankt sind, je und je die Taufe begehren. Auch die heidnischen Verwandten sind damit einverstanden, weil ein christliches Begräbnis nicht so viel Kosten verursacht als ein heidnisches mit seinen vielen Tanz-, Freß- und Saufgelagen.

In einem lehrreichen Artikel über die Feuerländer teilt der „Globus" (83 Nr. 10) auch über die dortige mit so großen Opfern begonnene und immer noch mit unsäglichen Schwierigkeiten kämpfende evang. Mission mancherlei Anerkennenswertes mit. So heißt es: „In der Mission Uschuwaia am Beagle-Kanale schämen sich die Jakunusch (d. h. die Zauberdoktoren) schon so sehr ihres Handwerks, daß sie nur bei Nacht ausgehen und ihr Handwerk ohne Geschrei, Gesang und jeden Lärm ausüben." „Seit der Gründung der M. von Uschuwaia sind die Kämpfe im Beagle-Kanal sehr selten geworden; dieselben Alakaluf, welche früher jährlich regelmäßige Streifzüge machten, raubend und mordend, überschreiten jetzt nur selten die Insel Stewart und leben in gutem Einverständnis mit den angrenzenden Jagan. Nur die Bewohner des Ostens und die von Addubaia bekämpfen sich noch häufig und oft genug dringt die Kunde von Gewaltthat, Todschlag und Beleidigungen zu der Mission. Doch auch in diesen abgelegenen Teilen vom Feuerland bricht sich das Wort Christi Bahn und der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, wo aller Haß unter ihnen aufhören und alle sich als Brüder betrachten werden." Freilich auch in Uschuwaia kommen noch Streitigkeiten vor, eine Thatsache, über die man sich aber ebensowenig wundern kann, wie darüber, daß je und je ein christlich gewordener Feuerländer eine zweite Frau zu nehmen Lust hat. Noch vor wenigen Jahren starb kaum einer eines natürlichen Todes und die Faulheit und Fleischeslust hatte die Polygamie zu einer eingewurzelten Sitte gemacht. „Allerdings", schließt der Artikel, der in einigen Punkten den von Darwin gemachten dunkeln Schilderungen widerspricht, „ist es wohl ohne Zweifel die Anwesenheit der englischen Missionare, welche den Charakter der Bewohner des Feuerlandes geändert hat und nach Boves (eines italienischen Kapitäns, der an der feuerländischen Küste Schiffbruch litt) Ansicht

---

[1]) Auf den Witiinseln ist der bekannte Exkönig Thakombau am 1. Februar dss. J.'s gestorben.

wird man in wenigen Jahren von allen Feuerländern sagen können, was heutzutage von dem einen Pallalaia gilt: er war einer der kriegerischsten, der abergläubischsten, der schurkischsten unter den Feuerländern und heute lebt er im Schatten des Kreuzes als ein Vorbild von Tugend, ein Beispiel von Arbeitsamkeit."

Literatur-Bericht.

1) **Vahl:** „**Missions-Atlas.**" I. Heft. Imper. Folio. Forklaring dertil. 8°. (Kjöbenhavn 1883.) Von dem Atlas, auf den wir schon im vorigen Jahre nach Empfang eines Probeblattes hingewiesen haben, ist nun das erste Heft erschienen. Es enthält fünf sauber ausgeführte Karten in Farbendruck im nicht ganz handlichen Format von 30 × 25 cm. Dieselben geben die Konturen, das Flußnetz und die Schrift in schwarz. Terrain fehlt. Die Farbenplatten dienen zur Angabe ethnographischer Unterschiede oder auch (1. 5.) als Tonplatten für Wasser und Land. Die Angaben, welche die Mission betreffen, bestehen in Ziffern, die sich auf verhältnismäßig wenige Rubriken beschränkend nur im allgemeinen die an der bezüglichen Stelle arbeitenden Denominationen bezeichnen. Die Karten sind klar und übersichtlich gehalten; alle für die Mission nicht wesentlichen Angaben sind fortgeblieben. — Das vorliegende Heft enthält die Karten von Asien in folgender Einteilung: 1. Übersichtskarte. 2. Nördliches Indien. 3. Südliches Indien. 4. Die indischen Inseln mit Barma. 5. China.

Schon für sich allein genommen würden diese Karten ein schätzbares Hilfsmittel zum Studium der Mission sein, wenn die Signaturen nicht bloß auf die Denominationen beschränkt wären. Diesen Mangel aber hat der Verf. aufs beste beseitigt durch die beigegebene Erklärung, die einen fingerstarken Oktavband bildet. Ist schon beim Anblick der Karten die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit bemerkenswert, so muß man hier staunen über die Fülle des Stoffes, den der fleißige Verfasser bewältigt hat. Hier sind nicht bloß die einzelnen Missionsgesellschaften, welche sich an der Arbeit auf den betreffenden Feldern beteiligen, mit peinlicher Vollständigkeit angegeben, sondern alles was nur irgend den Namen Mission verdient, auch die begleitende Mitarbeit, die Unterstützung der Bibel- und Traktatgesellschaften und die vereinzelten Missionsunternehmungen sind, so weit davon Kenntnis zu erlangen war, gewissenhaft aufgeführt. Alle Daten sind mit Citaten belegt. Wir können Vahl nur gratulieren, daß er über eine so ausgedehnte Missionsliteratur verfügen konnte, wie aus den Citaten ersichtlich ist. Noch mehr aber bewundern wir seine Ausdauer und seinen Fleiß, um so mehr als wir aus eigner Erfahrung wohl wissen, was solche Arbeiten auf sich haben. — Vahl hat sich nicht bloß darauf beschränkt, uns statistisch den gegenwärtigen Stand der Missionen vorzuführen. Er giebt auch in knappen Umrissen eine Geschichte jeder derselben, so wie er bezüglich jedes Landes und seiner Bewohner einige allgemeine Bemerkungen vorauf schickt. Den Schluß bildet ein Verzeichnis der sämtlichen auf den Karten vorkommenden Ortsnamen, die nach Signaturen an der betreffenden Stelle leicht aufzufinden sind unter Beifügung der entsprechenden Seitenzahl der Erklärung.

Wir haben bereits eine ganze Reihe statistischer Missionskompendien, wir stehen aber nicht an, vorliegendes Bändchen als das vollständigste der Art anzuerkennen. Besonderen Wert gewinnt es noch durch die ausführlichen Angaben über die Missionen Rußlands in seinen asiatischen Besitzungen, über die sich in der uns zugänglichen Literatur bisher nur sehr allgemeine Mitteilungen fanden.

Bei dem hohen Maße von Anerkennung, das wir dem Werke spenden, wollen wir uns nicht lange aufhalten mit kleineren Ausstellungen, die wir im einzelnen zu machen hätten. Wir bedauern, daß nicht durchweg die Originalbenennungen der verschiedenen Gesellschaften angegeben sind, die nur hie und da beigefügt wurden. Einen und den anderen Ortsnamen bemerken wir mit Fragezeichen versehen nicht an der ihm zukommenden Stelle. Eine Karte wie Nr. 5, die große leere Flächen des chinesischen Reiches zeigt, giebt nicht bloß in der That ein unrichtiges Bild des Landes, sondern ist auch Raumverschwendung. Die Hauptkarte auf ein Viertel des Maßstabes beschränkt, hätte auf dem Blatte Raum gewährt, um die in betracht kommenden Strecken in doppeltem Maßstabe zu zeigen. — Wegen der Orthographie der Namen wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten: wir wissen, daß sie in der That zur Zeit noch unüberwindliche Schwierigkeiten hat.

Wir möchten den Atlas allen Missionsfreunden, welche die Sache eingehender studieren wollen, namentlich wenn sie nicht im Besitze des „Allgemeinen Missionsatlasses" sind, bestens empfehlen. Leider wird manchem die bei uns so vernachlässigte dänische Sprache (die jeder Norddeutsche mit Leichtigkeit — an Andersens köstlichen Märchen mit wahrem Vergnügen lernen kann) für viele ein Hindernis sein. „Eine deutsche Ausgabe ist in Vorbereitung" besagt eine Notiz auf dem Umschlage. Ich wünsche derselben den besten Erfolg. Im vorigen Jahre drückte ich meine Freude darüber aus, daß mir durch Vahls Arbeit die Herausgabe eines kleinen populären M.-Atlasses abgenommen werde. Das langsame Erscheinen des Vahlschen Atlasses, der erst in drei Jahren vollendet sein kann, hat verschiedene Missionsfreunde bewogen, mich an mein früheres Versprechen bezüglich eines kurzen Auszugs aus meinem Atlas so dringend zu erinnern, daß ich nicht umhin konnte an die Erfüllung dieses Versprechens zu gehen. Nach einigen Monaten angestrengter Arbeit habe ich das Werkchen in 12 Karten vollendet. Voraussichtlich wird es noch in diesem Jahre erscheinen. Dieser mein kleiner Missionsatlas aber schließt den Vahlschen so wenig aus, als seiner Zeit Sydows Schulatlas den Methodischen Handatlas desselben Verfassers überflüssig machte. Beide dienen verschiedenen Zwecken. Mein neustes Werkchen, das wohlfeil zu haben sein wird, (etwa 2 Mark) kommt dem Bedürfnis zahlreicher Missionsfreunde entgegen, die, um sich einigermaßen in der Missionssache zu orientieren, die Karten nicht länger entbehren wollen. Vahls Atlas aber, der mit Akribie ins einzelste geht, der auch den Verhältnissen bis in die neuste Zeit folgt (während mein größerer Atlas durch die Thatsachen bereits vielfach überholt ist), wird von keinem, der die Mission wirklich gründlich studieren will, beiseite gesetzt werden dürfen. Für solche wird auch der höhere Preis (4 Hefte à ca. 4 M.) kein Hindernis sein. R. Gr.

2) **Büttner:** „Die Kirche und die Heidenmission. Fünf Thesen gestellt und verteidigt auf der Königsberger Pastoralkonferenz 1882" (Leipzig, Böhme 1883. 75 Pf.). — Dies Schriftchen unternimmt den Versuch nachzuweisen, daß die Leitung der Heidenmission seitens der landeskirchlichen Organe ebenso wünschenswert wie möglich sei; wie uns scheint, aber kaum in überzeugender Weise. Die eigentlichen Schwierigkeiten, welche einer so fundamentalen Änderung des bisherigen Missionsbetriebs entgegenstehen, werden mit keinem Finger berührt. Mit allgemeinen Theorieen und bloßen idealen Gesichtspunkten ist aber in einer so eminent praktischen Frage wenig gedient. Auch die Exemplifizierung auf verschiedene Freikirchen wie auf die schottische Staatskirche ist nicht durchschlagend, da unsre kirchl. Verhältnisse eben toto genere andre sind und die Entwicklung des Missionswesens bei uns von Haus aus einen ganz andern Gang genommen hat als in Schottland. Da die in dem Büttnerschen Schriftchen behandelte Frage immer mehr auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gestellt, aber nicht immer von berufener und sachkundiger Seite erörtert wird, so werden auch wir uns einer eingehenden praktischen Behandlung derselben kaum noch länger entziehen dürfen. Wir hoffen bei dieser Gelegenheit auf die Büttnerschen Thesen und ihre Verteidigung zurück zu kommen.

3) **Funcke:** „Evangelische Bilder in deutscher Beleuchtung" (Bremen, Müller 1883. 3 Mk.). Man braucht die Funckeschen Schriften nicht mehr zu charakterisieren; des Verfassers Art ist bekannt genug. Auch die vorliegenden „Bilder," welche die Frucht einer englischen Reise sind, tragen ganz das Gepräge ihrer Vorgänger. Manches könnte ja wohl etwas knapper sein; indes gehört eine gewisse behäbige Breite zur Anmut der Funkeschen Schreibweise. Man kann die frisch gezeichneten „Bilder" als Illustrationen aus dem Gebiete der innern Mission bezeichnen; auf die großartige Heidenmissionsthätigkeit Englands ist der Verfasser in seinem lehrreichen Buche nicht eingegangen.

Druckfehler.

S. 287 Anm. 1, Z. 2 v. u. muß es statt Mühe — Ruhe heißen.

Blicke in das Heidentum Borneos nach K. Bock.

Von Oberpred. Dr. Rathmann in Schönebeck a. E.

Inmitten des malayischen Archipels, gerade vom Äquator durchschnitten, liegt die Insel Borneo. An Größe das deutsche Reich noch überragend, und sogar dem größten Inselgebilde unserer jetzigen Erdentwicklung, Neuguinea, nur wenig nachstehend, ist sie reich an Naturschätzen wie an seltsamen Offenbarungen des Menschenlebens. Unwegsamer Urwald deckt sie fast überall, so daß ein Affe von einem Ende dieses Inselkolosses zum andern gelangen kann, ohne den Boden zu berühren.

Der Naturforscher K. Bock, welcher im Jahre zuvor Sumatra besucht hatte, um Sammlungen aus der Fauna dieser Insel anzulegen, erhielt im Jahre 1879 von der holländischen Regierung den Auftrag, den südöstlichen Teil von Borneo zu erforschen. Er sollte sich zuerst nach Kutei begeben, einem Lande, daß unter den halbunabhängigen Staaten im schlechtesten Rufe steht, und der Regierung einen Bericht über die eingeborenen Stämme des innern Landes liefern, die Tierwelt dieses Teils der Insel beobachten und Sammlungen aus der Pflanzenwelt anlegen. Mit unsäglichen Schwierigkeiten und persönlichen Gefahren, doch ohne nachhaltige Unfälle hat er diesen Auftrag erfüllt, das ganze Flußgebiet des untern Mahakkamflusses durchreist und die Reise von Samarinda nach Banjermasin zu Lande, den Baritafluß entlang, zurückgelegt. Den Bericht über seine Erlebnisse hat der verdiente Reisende unter dem Titel „Unter den Kannibalen auf Borneo“ veröffentlicht, aus dem Englischen in autorisierter Übersetzung von R. Springer, bevorwortet von Prof. Alfred Kirchhoff in Halle (Jena, Herm. Costenoble XX u. 406 S.). Zwar war für den Verfasser der eigentliche Zweck seiner Reise die naturhistorische Sammlung. Er schenkte aber auf seinen Wanderzügen und Flußfahrten auch der sonstigen Landesnatur, besonders der Bevölkerung Aufmerksamkeit genug und giebt uns namentlich so detaillierte Mitteilungen über die Dajaken, die berüchtigten schädelräuberischen Bewohner der Insel, daß sie uns einen ergreifenden Einblick in das ungebrochene Heidentum auf Borneo thun lassen.

Kutei, Koetei oder Koti ist der größte und wichtigste von den von der holländischen Regierung abhängigen, aber im wesentlichen souveränen Staaten auf Borneo. Es bildet fast den fünften Teil der Insel, liegt gerade unter dem Äquator von 1° 30′ südlicher bis zu 1° 40′ nördlicher Breite und wird von dem weithin schiffbaren Flusse Mahakkam durch-

zogen, dessen Quelle von der Mündung in das Celebesmeer 300 engl. Meilen entfernt ist, und dessen gebogener Lauf auf mindestens das doppelte zu schätzen ist. Das Land ist ausgezeichnet durch üppigen Pflanzenwuchs. Man erblickt Palmen, Mangelbäume, Bambus- und Zuckerrohr von ungeheurer Ausdehnung und großem Werte. Der wichtigste Handelsartikel der Insel ist der Rotang, aus dem die geschicktesten Geflechte, Matten, Körbe, Seile bereitet werden.

Bewohnt wird das Land von Malayen, Bugis, einigen hundert Chinesen und wenigen Klings, im Innern von Dyaks (Dajaken). Die Malayen sind auf die Küstengegend beschränkt und sind das souveräne Volk des Fürstentums. Sie bekennen sich zur mohammedanischen Religion, sind schlau und zurückhaltend, zur Falschheit und Übertreibung geneigt, rachsüchtig und leidenschaftlich dem Spiel, insbesondere dem Hahnenkampf ergeben. Ihre Trägheit ist sprichwörtlich. Der Mohammedanismus verschuldet vieles in betreff der untergeordneten Stellung der Frauen, welche alle Handleistungen, oft sehr harte Arbeit verrichten. Dem Reisenden begegnete eine Reihe von Frauen, auf den Köpfen mit Reis oder Kaffee beladen, während die Männer, müßig einherschlendernd, ihnen folgen, einen langen Stab in der Hand, wie Hirten, die eine Schafherde vor sich hin treiben.

Die Bugis sind Eingeborne des südlichen Teils von Celebes, die sich, der Aufforderung des Sultans von Kutei folgend, namentlich im Handelshafen Samarinda niedergelassen und allmählich so zahlreich und mächtig geworden sind, daß sie einen eignen Stadtteil auf dem rechten Ufer des Mahakkam bewohnen, einen eignen Häuptling haben, der vom Sultan amtlich anerkannt ist, und vorübergehend schon unabhängig waren. Sie vermitteln den Handel nach dem Inlande, während es den Chinesen nicht gestattet ist, in das Innere zu ziehen. Die Dyaks gehören verschiedenen Stämmen an. Der mächtigste ist der Bongwaistamm im Norden am Flusse Muara Klintjauv. Am nächsten an Macht stehen ihm seine Nachbarn von Long Bahou am gleichnamigen Flusse, und dann die Trings, welche letztere nicht allein Schädeljäger sind, wie die andern Dyaks, sondern auch Menschenfresser. In Mittelborneo leben die Orang Punan in völliger Wildheit, von etwas anderer Gesichtsform und hellerer Hautfarbe als ihre Stammverwandten, gänzlich von dem Verkehr mit Menschen abgeschlossen. Einige der Männer kommen bisweilen nach Longwai, Frauen waren zum erstenmal aus den Wäldern herangekommen, als der Reisende sie nach Longwai geladen hatte. Er hält diesen Stamm für die Ureinwohner von Borneo.

Der Sultan von Kutei nahm den Reisenden in seiner Residenz in

seiner Art freundlich auf. Unter seinem Schutze machte er die Reise nach Longwai, unter seiner Begleitung die Fahrt durch das Innere des Landes in der Richtung nach Bandjermasin. Zwar ging es dabei oft nicht ohne Verzögerung ab. Der Sultan besaß eine wundervolle Gabe, Versprechungen zu machen und nicht zu halten. Dennoch wird er uns als ein wohlunterrichteter Mann geschildert, der mit den europäischen Landen recht bekannt, von seinen Unterthanen geliebt, eine, abgerechnet den finanziellen Bankerott, geordnete Regierung führt. In der Erfüllung seiner muselmännischen Pflichten ist er sehr gewissenhaft. Doch hat auch er den leidenschaftlichen Hang zum Würfelspiel und zum Hahnenkampf. Er rühmt sich, 42 Frauen zu haben, 4 rechtmäßige und 38 Kebsweiber, die er jederzeit entlassen kann. Ungefähr 80 seiner Kinder sind am Leben. Die fast schmutzige Hauptstadt Tomparung war am 43. Geburtstage Sr. Hoheit festlich geschmückt. Zur Feier desselben erschienen auch die Frauen des Harems. Von des Sultans Schwester geführt, kamen sie unter dem Donner der Kanonen an, alle unverschleiert, prächtig in Seide, Satin oder Goldtuch gekleidet, mit Armspangen und Halsbändern, welche von Diamanten und kostbaren Edelsteinen strahlten. Mit schüchternen Schritten und niedergeschlagenen Augen, weder nach rechts noch links blickend nahten sie dem Throne, verbeugten sich langsam und kehrten dann in ihre Abgeschlossenheit zurück.

Im Besitze des Sultans sind einzelne Überreste aus der Hinduzeit, welche an den Brahminismus erinnern, unter anderm eine gut ausgeführte Figur einer Göttin in massivem Golde, 314 Gramm schwer. Ein ähnliches Götzenbild der Göttin Dingaugi aus Bronze, mit tief herabhängenden Ohrläppchen, wie bei den Dyaks, wird auch im Innern des Landes gezeigt. Doch sind auch die Dyaks, obgleich sie großes Vertrauen in die Tambatongs und ihren Zauber gegen die bösen Geister setzen, keine Götzendiener in dem Sinne, daß sie niederknieen und jene Gegenstände anbeten.

Die Abende vom 17.—19. Novbr. 1879 waren am Hofe des Sultans einem Rami von ganz besonderer Bedeutung gewidmet. In dem bedeckten Hofe hing von der Mitte der Attapdecke ein großer Büschel von langem Grase bis auf den Fußboden herab; rund um denselben tanzten vier Dyaks als Schauspieler, in Sarongs aus blauem Tuche, worauf Figuren von Hirschen und Sternen aus weißem und rotem Tuche aufgeheftet waren. Auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Krone, von welcher Schnüre von Perlen und Schellen herabhingen. Während sie um das Grasbündel herumtanzten, sangen sie unter Begleitung einer Gruppe von Malayen, die am Boden saßen. Ermüdet von fortgesetzter Kreiselbewegung setzten sie sich auf einen von der Decke herabhängenden schwe-

benden Sitz, ein langes flaches Brett, dessen Enden so zugeschnitzt waren, daß sie den Kopf und den Schwanz eines Krokodils vorstellten. Von hier stiegen sie zu einem Altar hinauf, der in der Mitte errichtet und mit einigen chinesischen Vasen geschmückt war; rund um denselben war der Fußboden mit Gras, Bananen und Maisblättern in der Art belegt, daß verschiedene Figuren gebildet wurden. Nachdem sie den Altar mehrere Male umschritten hatten, kamen sie grunzend auf Händen und Knieen herab und krochen umher, als ob sie etwas suchten. Sie suchten den Satan, fanden ihn und trieben ihn zu ihrer besondern Genugthuung von dannen. Sobald diese Episode beendet war, trugen die Malayen auf ihren Schultern drei häßliche alte Frauen herein, am zweiten Tage außerdem noch drei junge. Während die größte Stille herrschte, schaukelten sich die Frauen, wedelten mit ihren chinesischen papiernen Fächern und schossen Pfeile, an denen ein bis sechs Wachslichter befestigt waren, gegen den Altar, um den Satan zu vertreiben. Der Sultan schämte sich dieser aus dem heidnischen Gebrauche übriggebliebenen Ceremonie und suchte den Vorgang für eine volkstümliche Demonstration der Huldigung gegen den Herrscher auszugeben.

Doch wir wenden uns zu dem Volke der Dyaks, deren verschiedene Stämme im wesentlichen dieselben Sitten und Gebräuche haben. Sie sind nicht so träge wie die Malayen, sollen nach Angabe des Verfassers Diebstahl nicht kennen, in Monogamie leben und zärtlich ihre Kinder lieben, auch die Frau, obgleich diese viel Arbeiten zu leisten hat und deshalb früh altert. Sie sind leidenschaftlich dem Rauchen ergeben und leiden an Hautkrankheiten, namentlich an den Pocken; fast alle Frauen haben Kröpfe, oft von der Größe eines Kindskopfes. In ihrer ärztlichen Kunst nehmen abergläubische Gebräuche eine wichtige Stelle ein. Die Thüre des Hauses wird geschlossen und außerhalb ein Bündel Blätter aufgehängt, zum Zeichen, daß der Ort geheiligt ist. Keinem ist der Eintritt gestattet. Der Kranke bleibt sich selber überlassen, bis der Satan ausgetrieben ist. Die Tring-Dyaks, die von Long Bleh und Long Puti haben unzählige Talismane von unendlich verschiedener Häßlichkeit um ihren Hals hangen.

Sie alle glauben an ein allmächtiges Wesen, bekannt als Mahatara, Fatalla oder Allah, und meinen, daß jedes organische Wesen mit einer Seele begabt sei. Die Bemühungen, sie zum Mohammedanismus zu bekehren, sind bisher vergeblich gewesen. Nur einige Rajahs oder Häuptlinge sind übergetreten, um dafür vier Frauen nehmen zu dürfen, hangen aber noch ganz an den Gebräuchen des Stammes. Die Tandjung-Bantang-Dyaks glauben an zwei Götter, einen männlichen und einen weiblichen, außerdem an Geister, die in gewissen Bäumen wohnen. Nach andern

Reisenden ist das eine höchste Wesen der Tandjung-Dyaks, mit Namen Naijukh Seniejung, die Quelle alles Guten, reicher Ernten, Unternehmungen, zahlreicher Nachkommenschaft, die bösen Geister die Urheber des Unglücks.

Zu ihren religiösen Gebräuchen gehört bei allen Dyakstämmen die Schädeljagd. Die Holländer sowohl als der Sultan von Kutei suchen dieselbe zu beseitigen, aber Geburtstage, Hochzeiten und Begräbnisse können nicht begangen werden, wenn nicht mehr oder weniger feindliche Köpfe zur Erhöhung der Festlichkeit beschafft sind. Die Eingebornen rechtfertigen sich auch darüber damit, daß die Weißen im Kriege, den die Holländer 1859—1864 im Doesoen-Distrikte führten, Dyaks und Malayen zu hunderten erschlagen haben, weil sie ihnen Land, Reis und Guka nehmen wollten. Was haben diese also einzuwenden, wenn sie dann und wann einige Leute töten, sobald es ihre Adat (Sitte) so verlangt?

Bei allen wichtigen Ereignissen verlangen die Dyaks, daß Menschenköpfe angeschafft werden. Wenn ein Dyak heiraten will, muß er sich als Orang brani, d. i. als Held zeigen; je mehr Köpfe er bringt, desto mehr wird er von der Braut und dem ganzen Stamme bewundert. Stirbt ein Rajah, so müssen Köpfe geschafft werden, denn die Dyaks meinen, daß die Opfer dem abgeschiedenen Rajah im Himmel als Sklaven dienen. Wird einem Rajah ein Kind geboren und wieder, wenn es einen Namen erhalten soll, so müssen erst Köpfe erlangt werden. Kein Jüngling darf ein Mandau (Säbel) als Teil der alltäglichen Ausrüstung tragen, ehe er ihn in Feindesblut getränkt hat. Fast jedes Dorf hat ein besonderes Sinnbild, um anzudeuten, daß die Einwohner sich auf erfolgreichen Kopfjagden ausgezeichnet haben. Im allgemeinen besteht es in einem hohen hölzernen Pfahl, der in schräger Lage vor dem Dorfe steht und mit irgend einer Devise und dem Wappen des Ortes geschmückt ist, sei es einer Kugel oben mit einer Spitze oder einem ungeheuren Kopfe oder ganzen menschlichen Figuren.

Ehe die Dyaks eine Kopfjagd unternehmen, führen sie Waffentänze oder Spiele in voller Kriegsrüstung auf. Zwei Männer, mit Mandau und Kliau (Schild) in den Händen, beginnen damit, daß sie in einiger Entfernung von einander langsam rundum gehen, große Schritte machen, mit den Füßen auf den Boden stampfen und ein wildes Geschrei ausstoßen. Allmählich kommen sie einander näher und beginnen einen Scheinkampf mit der stumpfen Seite des Mandau. In den nackt aufgeführten Proben werden statt der Säbel Rottanstöcke gebraucht und die Arme und Rücken mit Baumrinde bedeckt. Das Geschrei nimmt mit der Hitze des Kampfes zu, die Zuschauer stimmen mit ein und bald erhebt sich ein unzusammenhängendes, wildes Gekreisch. Die eintönigen Gongs, die miß-

tönenden von Hindus eingeführten Tomtans, die mit dem Nasenloche geblasene Flöte, die Geige mit zwei Saiten aus feingespaltenem Rotang, Djimpai genannt, eine Kleddi, ein hohler Kürbis mit sechs Röhren oder Pfeifen mit Orgelton führen eine ohrenzerreißende Musik dabei auf. Zuweilen tragen die Kämpfer eine große hölzerne Maske — eine rohe Nachbildung des Kopfes eines Alligators, eines Reptils, dem die Dyaks die größte Verehrung erweisen.

Wenn der Häuptling eines Stammes entschlossen ist, auf die Kopfjagd auszugehen, so wird zunächst das Volk, Weiber wie Männer, zu einer Prüfung zusammenberufen. Insbesondre handelt es sich dabei um die vom Stamme anerkannten Heiratsgesetze und ihre Übertretung durch junge Männer oder durch Verheiratete. Den Schuldigen werden gewisse Strafen auferlegt, etwa die Entrichtung eines Huhns oder eines Schweins. Ist so der moralische Charakter des Stammes wiederhergestellt, so wird ein Zeichendeuter in die Tiefe des Waldes, etwa einen Tagemarsch entfernt, ausgesandt, mit ihm etwa zwanzig bis dreißig Büßende, junge Leute, die mit Unglückszeichen auf die Welt gekommen sind und durch Enthaltung z. B. vom Genuß von Salz und Fleisch oder von jeder Art Kleidung das Unheil wegschaffen wollen. Sie haben die Anzeichen für die geplante Expedition in den Wäldern zu beobachten und kehren erst wieder zurück, wenn diese sich günstig gestaltet haben. Wenn während ihrer Abwesenheit jemand aus dem Stamme stirbt, so kehren sie in ihr Dorf zurück, müssen in einem für sie besonders erbauten Schuppen Wohnung nehmen und gehen dann aufs neue zur Beobachtung in den Wald.

Sobald endlich alle Vorkehrungen beendet sind, bricht der bewaffnete Teil auf, um das benachbarte Dorf des andern Stammes zu überfallen. Der Angriff geschieht gewöhnlich am frühen Morgen, nachdem die Leute gefrühstückt haben und die Trommel das Zeichen gegeben hat. Den Erschlagenen werden die Köpfe abgeschnitten und am Feuer getrocknet. Diese Trophäen bleiben dem Häuptling bestimmt, und das Volk begnügt sich mit dem Fleisch der Leichname. Der einfache Mord der Opfer, um Köpfe als Siegeszeichen zu erhalten, wird von allen Dyaks ausgeübt. Die Bahou-Trings fügen aber zu diesen gewöhnlichen Scheußlichkeiten der Schädeljagd noch den furchtbaren Gebrauch hinzu, die Menschen aufzufressen oder zu opfern. Diejenigen, welche sie nicht auf der Stelle töten oder verzehren, nehmen sie gefangen, um sie zur Sklaverei zu bestimmen und schließlich zu Tode zu foltern.

Nach der Beendigung des Zugs findet meist eine zehntägige Tiwa oder Totenfeier statt, wie sie auch zur Feier besonderer Ereignisse, z. B. beim Tode eines Häuptlings veranstaltet wird. Dabei werden die

auf den Expeditionen gefangen Genommenen zum Tode geführt, und die reicheren Gemeindeglieder geben auch sklavische Schuldner (Pandelings) dazu her, wie sie in allen Teilen von Kutei gewöhnlich sind. Bei einem Feste, zu welchem 40 sklavische Schuldner geschlachtet wurden, wurde zunächst ein Pfahl in die Erde gesteckt, an dessen oberem Ende sich ein grob ausgeschnitzter Menschenkopf befindet, der die Zunge lang aus dem Munde heraussteckt. Dieser Pfahl aus Eichenholz, Sapundu genannt, steht ein wenig über Mannshöhe aus dem Boden hervor, und an ihm erleidet der Sklave sein Märtyrertum. Die Jünglinge und die gereiften Männer, in voller Kriegstracht und mit ihren Lanzen bewaffnet, marschieren einer nach dem andern auf den Elenden los und verwunden ihn, während die Balians und Bassirs (Priester und Priesterinnen) ein widerwärtiges Geheul anstimmen. Wenn viele Sklaven getötet werden, ist das Leiden verhältnismäßig kurz, obgleich es nicht unter einer Stunde währt. Wenn jedoch der Festgeber nicht reich ist und nur wenige Opfer töten kann, so steht der Arme oft drei, vier, gar sechs Stunden an den Pfahl gefesselt. Seine Folterer verwunden ihn absichtlich nur leicht, um an dem sich langsam Verblutenden recht lange den Blutdurst zu befriedigen.

Die Tring-Dyaks betrachten das Gehirn, das Innere der flachen Hand und das Fleisch an den Knieen als die größten Leckerbissen. Karl Bock hatte ein Zusammentreffen mit dem Häuptling dieses Stamms, dem berüchtigten Sibau Mobang, in welchem er das Widerwärtigste und Schrecklichste in Menschengestalt veranschaulicht gesehen hat. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von gelblich brauner Farbe und von etwas kränklichem Aussehen. Seine Augen haben einen wilden tierischen Ausdruck und sind mit schwarzen Rändern, gleichsam den Schatten des Verbrechens umzogen. Er blinzelt beständig mit den Augen und kann nie gerade ins Gesicht sehen. Sein Antlitz ist vollkommen ausgemergelt, jeder Zug verschrumpft und verzerrt, der Mangel an Zähnen macht die Knochen noch besonders hervorstechend. Wenige schwarze Barthaare vermehren sein unheimliches Aussehen, seine Ohren hangen tief herab und sind nach der Landessitte mit großen zwei Zoll langen Löchern durchbohrt. Sein rechter Arm ist gelähmt und durch ein Armband von Zinn gestützt. Darum trägt er seinen Mandau an der rechten Seite, und die vielen Opfer, die diesem blutdürstigen Schurken während der letzten Jahre gefallen sind, hat er mit der linken Hand enthauptet. Zu derselben Zeit, wo er sich mit K. Bock durch einen Dolmetscher unterhielt, war er mit dem Blute von nicht weniger als siebenzig Opfern befleckt, Männern, Weibern und Kindern, die er und sein Gefolge vor kurzem geschlachtet hatten. Der Kannibale schenkte dem Reisenden zwei Trophäen von seinen Jagden, einen männ-

lichen und einen weiblichen Schädel, beide ohne Unterkiefer, in Pisangblätter eingewickelt. Als großen Schatz übergab er auch einen Kliau (Schild) aus Holz, mit grotesken Figuren bemalt und sinnreich mit den Haarbüscheln der gemordeten Menschen versehen.

Wir fügen bei, was K. Bock über die Ceremonien bei Hochzeiten, Geburten und Sterbefällen berichtet.

Wenn ein Rajah bei den Tring-Dyaks um ein Mädchen wirbt, so sendet er ihm eine Sorte Perlen, ein messingenes Becken und einige Kleider. Werden diese Geschenke angenommen, so wird die Verlobung als vollzogen angesehen. Nach mehreren Wochen besucht er die Eltern der Braut, bleibt bei ihnen etwa ein Jahr und hilft ihnen bei den täglichen Beschäftigungen. Doch darf er nicht mit der Braut aus derselben Schüssel essen oder Betel und Sirih aus einer Büchse nehmen. Am Schlusse des Besuchs schenkt er der Braut zwei Sklaven. Dann kann die Hochzeit stattfinden. Vor derselben sendet der Bräutigam der Brautmutter Reis, Hühner und Schweine, und dann werden die beiderseitigen Verwandten eingeladen. Nun dürfen sich Bräutigam und Braut gegenüber und Hand in Hand neben eine kupferne Schüssel setzen. Unter dem Donner einer kleinen Kanone taucht der Älteste von der Gesellschaft seinen Mandau in das Blut eines Schweines oder Huhnes, beschmiert damit zuerst die Hand des Bräutigams und dann die der Braut, und ruft die Namen des männlichen Geistes Baax und des weiblichen Hiruh für das Paar an, dem er unter dem Gelärm und Gelache der Festteilnehmer alles irdische Glück anwünscht. Musik, Tanz und Schweineschlachten füllen den Tag aus. Am folgenden Morgen nehmen die Eheleute ein gemeinsames Bad, der vierte Tag ist dadurch von Bedeutung, daß sie mit einem Stückchen Rattan (dem Sinnbilde des Lebens) irgend eine Frucht aufsuchen und sich daraus eine Speise bereiten, aus der sie ihr Schicksal ersehen können. Auch beobachten die Dyaks genau den Flug der Vögel. Die Bewegungen des Hornschnabels und des Habichts, die Art und Richtung ihres Flugs gelten als besondere Vorbedeutung für künftige Ereignisse.

Wenn die junge Frau ihrer Entbindung entgegengeht, so verläßt sie der Mann. Er darf nicht zurückkehren, ohne der Frau einige Menschenköpfe zu Füßen zu legen oder einige Gefangene als Zeugen seiner Tapferkeit mitzubringen. Je mehr Schädel er bringt, desto mehr liebt ihn das Weib, fürchtet und achtet ihn der Stamm. So lange der Gatte fort ist, muß die Frau den Oberkörper unbekleidet haben; nach der Rückkehr legt sie ein Wams an. Dann wird sie in ein kleines Haus eingeschlossen, darf von keinem Fremden besucht werden und verweilt noch etliche Tage nach der Geburt des Kindes darin. Ist es ein Sohn, so schenkt der

Vater ihm Mandau (Säbel), Kliau (Schild) und Kappe. Ein Mädchen erhält einen kurzen Sarang und ein Jacket aus Baumrinde. Das ganze Dorf erschallt bei der Geburtsfeier von Gongs. Dann folgt die Namengebung. Die beiderseitigen Großeltern veranstalten das Fest, das Kind wird mit einem Pisang- oder Bananenblatt bedeckt, und die Namen werden nach den Anzeichen gewählt, die man aus dem Blatte ersieht.

Ähnlich ist es in Long Wahou. Dort sendet der Bräutigam als Zeichen der Werbung dem Brautvater seinen Mandau und drei Tage später die Hochzeitgeschenke, Fahnen, Sarongs, Teppiche, Gewehre, Schweine und ein für die Braut bestimmtes Bett. Die Geburt eines Sohnes wird mit Trommelschall und Gewehrschüssen angekündigt, der Vater nimmt eine Reihe von Büßungen auf sich, darf drei Tage lang kein Wasser trinken, schläft und ißt fünf Monate lang allein, darf weder Salz an die Speisen thun noch Sirih kauen noch Tabak rauchen. Die Rückkehr nach fünf Monaten und die Namengebung des Kindes wird mit einem großen Slaamat (Fest) gefeiert, zu dem an 300 Personen geladen werden. Der 15jährige Knabe macht vier Ausflüge, um Menpaju (Köpfe) zu erbeuten. Sind dieselben ruhmvoll abgelaufen, so darf er Sirih kauen, Tabak rauchen, einen Haarbüschel am Mandau tragen, seine Ohren mit gewichtigen Ringen und Zähnen schmücken und heiraten.

Bei den Tandhungs bestimmen die Brauteltern die Geschenke. Hat der Bräutigam sie gesendet, so vollführen die Balians ihre Ceremonien, segnen das glückliche Paar ein, und es findet die Hochzeit statt. Vielweiberei ist bei den Dyaks nicht verboten, kommt aber nur bei den (zum Mohammedanismus übergetretenen) Häuptlingen vor.

Als K. Bock nach Long Puti, einem großen, saubern Dyak-Dorfe von etwa 1800 Einwohnern, kam, waren gerade die Überreste eines verstorbenen Häuptlings ausgestellt. In der Mitte der einen Seite des 120 Fuß langen Gemachs stand auf vier Pfosten der Sarg in Gestalt eines Prau, die Seiten mit roten, schwarzen und weißen Figuren bemalt. Auf dem Deckel lag das Gewand oder Tjawat, das der Häuptling täglich getragen hatte. Über dem Sarg war ein Attapdach, von welchem ein Trinkbecher herabhing, aus einer halben Kokosnußschale gefertigt und mit Wasser gefüllt; täglich wurden Nahrungsmittel in den Sarg gelegt, für den Fall, daß der tote Körper auf seiner langen Reise nach dem Himmel hungrig oder durstig werden sollte. Seine besten Kleider und Waffen lagen innerhalb des Sarges. Am einen Ende des Sarges hing ein hölzernes Modell von einem Tiere, vermutlich von einem Bären, dem man die Zauberkraft zuschrieb, alle möglichen Gefahren von dem Todten auf seiner letzten Reise fernzuhalten. An je—

der beiden Enden stand ein Leuchter mit Damarfackeln, welche täglich erneuert und immer brennend erhalten wurden. Am Sarge stand die Witwe nebst dem Kinde des toten Häuptlings, in tiefer Trauer das Haar vom Kopf abgeschoren und abschreckend aussehend. Obgleich der Häuptling schon 15 Tage tot war, so ließ sich nicht der geringste Geruch im Zimmer verspüren, da der Sarg mittels eines Kittes aus Gutta-Percha, vermischt mit den feinen Fasern aus der Baumrinde, luftdicht verschlossen war. Das Begräbnis konnte erst stattfinden, wenn die Kopfjagd zu Ehren des Verstorbenen erfolgreich gewesen war.

Bei den Bahou-Trings wird vor versammeltem Volke der Leichnam des gestorbenen Häuptlings gewaschen, mit Salz eingerieben, mit den besten Kleidern angethan und in eine sitzende Stellung gebracht; Mandau und Schild werden ihm in die Hände gegeben. Während dann nach einiger Zeit der Leichnam entkleidet, die Waffen weggenommen und in ein Tuch gehüllt, auf die Erde gelegt werden, stimmt ein Sänger die Hymne an, in welcher der Weg beschrieben wird, den der Verstorbene reisen muß, um zu seinem Stamme in der jenseitigen Welt zu gelangen. Danach kommt er zuerst nach einem Flusse, namens Birain tangel an und muß, um über ihn zu fahren, Kahn und Ruder anfertigen. Hierauf wendet er sich zu den Stufen des Berges Tukung Daijang und geht weiter, bis er an den Fluß Lung kömmt. Dann begegnet er auf dem Berge Pilung dem ersten Mann seines Stammes, setzt die Reise nach dem Thale Danumlag (Thränenthal) fort, wo der Geist mehrere Männer, Weiber und Kinder trifft, denen er Kleider geben muß. Weiter gelangt er zu einer großen Raupe, welcher er einige Kladi (Pflanzen) giebt, besteigt den Berg Limatak mit großen Fliegenschwärmen und einem Bären, dem er ein Schwein schenkt, trifft auf einen Mann, der eine eiserne Fischreuse in der Hand hält und Pisang und Zuckerrohr empfängt. Dem Tamai Pataklung, welcher einen Fluß bewacht, giebt er die Bartfäden eines Fisches. Dann darf er der Aufforderung einer mit Reisstampfen beschäftigten Frau, mit Namen Hadau Daliau, ihr behilflich zu sein, nicht folgen, er kommt an einem Feuer vorbei, an einem Weibe mit langen Ohren, groß genug, um bei Regenwetter darunter Schutz zu finden und endlich zu zwei Baumstämmen. Den einen muß er überspringen, den andern mit dem Mandau entzwei hauen, der Geist einer Frau muß einen Einschnitt mit dem Messer in den Baum machen. Endlich gelangt der Geist an den Berg Gulhuli. Sobald er denselben zu besteigen beginnt, merkt er, daß er der Welt entrückt ist. Ein schmaler Pfad führt ihn in einen Wald, Nua pirau, wo er seine Eltern und eine Frau „Alapantai“ trifft, vorbei an dem Flusse Sungei Tali Barouw.

Er badet, übersteigt wieder einen Berg, erfrischt sich durch einige Früchte und langt endlich im Himmel seines Stammes an.

Zur Belohnung für diese Belehrung des Geistes erhält der Sänger Kleider und Waffen des Verstorbenen. Die Mitglieder des Stammes scheeren sich am folgenden Tage zum Zeichen der Trauer das Haupthaar kahl ab, zerreißen Sarong und Wams und gehen mit dem oberen und unteren Teile des Körpers nackt umher, so lange, bis sie eine „gute Ernte“ an Köpfen gemacht haben. Sie legen den Leichnam in einen Sarg und tragen ihn in eine Kapelle, am Grabe stehen vier hölzerne Götzenbilder, Tiger vorstellend, deren Seelen dem Verstorbenen in der jenseitigen Welt als Diener zur Hand gehen. Denn nach ihrem Glauben hat jedes Ding eine Seele. Diejenigen, welche den Leichnam tragen, müssen sich hüten, zu straucheln oder zu fallen. Sonst sterben sie bald. Das Begräbnisfest dauert einen Monat.

Ähnlich ist es in Long Wai. Unverzüglich nach dem Tode des Rajah sammelt sich das Volk an der Stelle, wo der tote Herrscher liegt. Verschiedene Personen fertigen Brücken an, zimmern den kahnförmigen Sarg, schnitzen als Götzenbilder scheußliche Abbilder von Menschen, Bären (Thung) oder Leoparden (Badhjio). Die Leiche wird erst angekleidet; nachdem der neue Rajah begrüßt, wieder entkleidet; eine Priesterin sagt der Leiche, was zu thun sei. Der Verstorbene dürfe sich weder rechts noch links wenden, wenn er heulenden oder schreienden Seelen begegne. Dann wird er auf ein Kissen gelegt, unter welchem ein feiner Teppich sich befindet. Zwischen Kissen und Teppich wird Gold gesteckt, auch in die Hände; die wertvollen Anzüge werden gleichfalls ausgebreitet. Drei Tage lang betet dann und tanzt das Volk um den Sarg, besondere Tänze führen fünf Frauen und zwei Männer auf. Endlich nach sechs Tagen wird der Leichnam in ein Mausoleum gebracht, außerhalb dessen eine Anzahl Götzenbilder angebracht sind, die entweder in den Boden gesteckt oder an die Stützpfeiler des Gebäudes gehängt sind.

Bei den Dyaks von Longway hat der abgeschiedene Geist folgende Reise zu vollbringen. Er geht gleich nach dem Tode nach einem Baume Patung, welcher quer über dem Pfade liegt und einem ausgeschnitzten Götzenbilde ähnlich ist, kommt dann in einen Kampanj (Dorf), wo eine Frau „Dijon Ladji“ die Regierung führt, und in ein anderes, wo das Weib Dikat Tuwan Ballang herrscht. Im dritten heißt die Beherrscherin Longding Daktai Patai, im vierten der Häuptling Kapung Lunding Dakajo, im fünften Longding Dahak. Jetzt kommt er an einen heiligen Fluß, der vom Berge Lang Maudin herabfließt und von zwei Frauen Talik Bong Daong und Sasong Luing Danog bewacht wird. Jenseits dieses Flusses liegt das Paradies.

Anders ist es in Long Wahou. In den Sarg werden zu Häupten und zu Füßen der Leiche zwei Gongs, seine Kleider alle und namentlich sein Kriegskostüm gelegt. Nach sechs Tagen wünscht das ganze Volk dem Gestorbenen glückliche Reise und stellt den Leichnam in ein kleines Haus, um vor denselben abermals Glückwünsche zu bringen. Hier bleibt er einen Monat, das Volk darf nicht arbeiten oder mit anderen Stämmen verkehren. Inzwischen werden die Freunde des Rajah im ganzen Lande durch eine Botschaft angewiesen, sich nach Köpfen umzuthun, so viel als möglich, da die Enthaupteten dem Verstorbenen im Himmel dienen. Jeder einzelne Kopf wird unter einer Reihe von Festlichkeiten, bei welchen Geflügel und Schweine in Menge geschlachtet werden, auch viel Pulver verschossen und Musik gemacht wird, einzeln auf die Pfähle gesteckt, welche die letzte Ruhestätte des Rajah umgeben. Nach Verlauf des Monats wird eine große Figur aus Holz aufgestellt, welche den Toten vorstellt und gleiche Ehre erfährt als der Häuptling, da er noch lebte. Der Long Wahou-Dyak glaubt, in den Himmel „zurückzukehren", als ob er von dort gekommen wäre. Der Himmel ist in mehrere Abteilungen geteilt, deren eine Kongkong heißt. Dort baut der Tote Reis. Ein ermordeter Dyak kommt nicht dahin, sondern in einen andern, wo er nichts thut als fechten und morden. Die Frauen, die an einer Krankheit sterben, kommen nach Kongkong, die im Kindbette sterbenden aber kommen an denselben Ort, wo sich die ermordeten Männer befinden.

In engem Zusammenhange mit dem religiösen Glauben der Dyaks steht auch die Sitte des dem Tabu der Südsee-Insulaner ähnlichen Pomali. Ein Bündel Maisblätter in den Erdboden gesteckt, oder Reisbüsche an einem Bambuspfosten, entweder auf einem Reisfelde oder vor dem Hause einer erkrankten Person, zeigen an, daß kein Fremder die Schwelle überschreiten darf. Man pflegt dann die guten Geister anzurufen, daß sie die bösen Geister vertreiben, welche die Ernte zerstören und den Kranken verderben wollen. Auch für Tote wird das Pomali gehalten. Ist das ganze Dorf demselben unterworfen, so müssen sich alle Einwohner von jedem Verkehr mit Fremden fernhalten, und das dauert etwa acht bis zwölf Tage. Der Beschluß wird mit Festlichkeiten und Schlachten von Schweinen und Hühnern gemacht.

Der Gebrauch, den Körper zu tättowieren, ist bei allen Dyaks herrschend, mit Ausnahme derer im Long-Bleh-Bezirk. Die Zeichnungen befinden sich auf Armen, Händen, Füßen, Schenkeln, Brust und an den Schläfen und haben zum Teil wirklichen Kunstwert. Die Frauen sind stolz darauf, kunstreicher darin ausgestattet zu sein als die Männer. Die verschiedenen Stämme tättowieren verschiedene Stellen des Körpers. Die

Longwai- und Tringstämme schmücken fast den ganzen Körper. Außerdem sind die Dyaks mit Halsbändern, Ringen, Rotangschnüren und vielen Talismans oder Tambatongs geziert. Fangzähne von Leoparden und Bären werden an den langgezogenen und langgeschlitzten Ohren von Männern dann getragen, wenn sie sich in der Erbeutung von Köpfen ausgezeichnet haben.

Endlich sei noch erwähnt, daß man allgemein in der Nähe von Longputi im Innern des Kuteilandes behauptete, es existierte im Lande Passir am Nagarafluß im Südosten Borneos ein Volk mit Schwänzen, die Orang buntuts. Der Reisende K. Bock hat sich nicht abhalten lassen, dieses merkwürdige Volk aufzusuchen. Er fand, daß alles, was hierüber berichtet war, ins Reich der Fabeln gehörte, und daß die Bezeichnung Orang buntuts di Sultan di Passir oder „Schwanzvolk des Sultans von Passir“ nichts anders meinte als die Hofbedienten und das Gefolge des Sultans von Passir.

Geschichte der Ostfriesischen Missionsgesellschaft.[1])

Von L. Tiesmeyer, Pastor in Bremen.

Vor längerer Zeit las ich irgendwo die Notiz: „Als im Jahre 1798 in Ostfriesland sich ein Missionsverein bildete, da wußte ein Professor der Theologie an einer deutschen Universität sich das nur dadurch zu erklären, daß in jenen verlorenen Winkel die deutsche Bildung noch nicht gedrungen sei.“ Mehrfache Besuche in jenem „verlorenen Winkel“, persönliche Bekanntschaften mit einer ganzen Reihe von Männern jenes Landes ließen in mir den Gedanken reifen, eine Darstellung der Missionsbewegung von ihren ersten Anfängen an bis auf die Jetztzeit zu versuchen. Es ist übrigens nicht bloß ein missionsgeschichtliches Interesse gewesen, das mich zu dieser Arbeit veranlaßt hat. Es ist die Absicht, durch sie zur Weckung des Missionsgedankens überhaupt als auch zur Vereinigung der hier und dort isolirt dastehenden Missionsvereine zu festen Verbänden beizutragen, ein Streben, das durch die seit einiger Zeit ins Leben gerufenen Missionskonferenzen für die preußischen Provinzen Sachsen und Brandenburg einen Ausdruck gefunden hat. Wie bedeutungsvoll eine Centralisierung des Missionswesens innerhalb eines Landes sein kann, das ist zur Genüge bereits gezeigt durch das Wirken der „Ravensberger Missionshilfsgesellschaft“ oder des „Lippeschen Missionsvereins“.

---

[1]) Als Quellen für die nachfolgende Arbeit sind von mir benutzt: „Ostfriesland, Land und Leute von de Vries und Focken“, ferner sämtliche Jahresberichte der „Ostfriesischen Missionsgesellschaft“ und briefliche Mitteilungen.

I.

Ostfriesland, ein Teil der großen germanischen Tiefebene, ist kein Land, das man im besten Sinne des Worts interessant nennen könnte. Auf weiter, durch keinen Höhenzug unterbrochener Fläche, schweift das Auge umher. Große Hochmoore zum Teil von Kanälen durchschnitten durchziehen die baumlose Gegend und vermitteln den Verkehr zwischen den einsam gelegenen Fehndörfern. An seiner Nord- und Westgrenze ist das Land eingerahmt von überaus fruchtbaren Marschen, dem „goldenen", dem Meer entrissenen „Gürtel". Starke Schutzdeiche umsäumen seine Küsten. In kaum einer Gegend unseres Vaterlandes ist die Bodenbeschaffenheit so verschieden wie hier. Mit vieler Mühe wird den Geestländereien nur spärliche Frucht entrungen, während der Boden in der Nähe des Meeres hundertfältig trägt. Hier zeigt sich die ärmliche Hütte eines Fehnkolonisten, dort das schloßartige Gebäude eines Marschbauern.

Das Volk der Friesen ist ein Kernvolk von großer Willensfestigkeit. Auch unter dem vielfach wechselnden Regiment hat es seine Selbständigkeit als besonderer Landesteil gewahrt und bildet einen eigenen Verwaltungsbezirk der preußischen Provinz Hannover. „Die Friesen," sagt ein altes Wort, „haben eiserne Herzen." Kein Volksstamm Deutschlands hat den Maßnahmen der römischen Hierarchie im Mittelalter einen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt als der ostfriesische. Aber neben dieser Willensfestigkeit entbehrt das Volk der Gemütstiefe und des religiösen Sinnes nicht. Hier hatten seiner Zeit die „Brüder des gemeinsamen Lebens" viele Niederlassungen und bildeten ein heilsames Gegengewicht gegen die in äußeren Formen erstarrte katholische Kirche. Schnell fand die Reformation im Lande Eingang. In kaum einem Jahrzehnt war der Sieg über das Papsttum völlig entschieden, aber bald erhoben sich auch hier die Gegensätze zwischen den Anhängern der wittenberger und der schweizer Reformation. Die größere nach Osten zu gelegene Hälfte nahm die lutherische Konfession an, während der Westen durch das Wirken des geistesmächtigen Johann a Lasco dem reformierten Bekenntnis zufiel. Keine Gegend Deutschlands ist so reich mit Kirchen ausgestattet, wie dieser Teil Ostfrieslands. Unter den 72 reformierten Parochien befinden sich 14, die unter 200 Seelen zählen; über 1000 Einwohner haben nur 9 Kirchspiele.

Oft und gern hat das Land vertriebenen Glaubensgenossen seine Thore geöffnet, als in den Niederlanden die evangelische Bewegung mit Feuer und Schwert unterdrückt wurde. Im Chor der großen Kirche zu Emden stehen die Worte:

Gods Kerke verfolgt, verdreven,
Heeft God hyr troost gegeven.

An einer andern Stelle des Gotteshauses liest man die Zeilen:

Als een moeder in haar schoot
Burgh zy Ballingen in noodt.

Der Rationalismus, durch welchen die geistliche Lehre zur weltlichen Belehrung herabsank, hat im Lande fast gar keine Anhänger gefunden, dagegen zählen die Mennoniten, Baptisten und Methodisten hier verhältnismäßig zahlreiche Bekenner.

II.

Seit dem Jahre 1750 zogen dann und wann Boten der Brüdergemeinde durch Ostfriesland und sammelten einige Gaben für Herrnhut, aber ein eigentliches Missionsinteresse war auch hier wie fast überall in der deutsch-evangelischen Kirche nicht vorhanden. Der erste kräftige Anstoß zur Beteiligung an den Missionsbestrebungen wurde an der Neige des Jahrhunderts von einem Manne gegeben, dessen Name in weiteren Kreisen weniger bekannt ist, als er es verdient, es ist Georg Siegmund Stracke, Pastor zuletzt in dem einsam gelegenen Dorfe Hatshausen, im Kreise Aurich. Sein Vater war seines evangelischen Bekenntnisses wegen aus Wien gewiesen und hatte in Ostfriesland ein Heim gefunden. Hier wurde Georg Siegmund im Jahre 1751 geboren. Nach vollendeten Studien, angeregt durch pietistische Einflüsse, entfaltete er in verschiedenen Gemeinden eine hervorragende Wirksamkeit. Sein Einfluß vor allen in der letzten Zeit seines Lebens auf die Bevölkerung Ostfrieslands war ein bedeutender. Rohe Gemüter wurden durch seine glaubensmächtigen Zeugnisse erschüttert und schlugen andere Wege ein. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Geistlichen zu gemeinsamer Betrachtung des göttlichen Worts und zum Austausch gemachter Erfahrungen im Amtsleben.

Im Jahre 1798 erließ die zu London entstandene Missionsgesellschaft unter dem Titel: „Die Direktoren der Missionsgesellschaft in Großbritannien an ihre Brüder jeder Gemeinde in Deutschland, welche unsern Herrn Jesum aufrichtig lieben“, ein Sendschreiben. Es heißt in diesem mit großer Wärme und tiefem Ernst abgefaßten Schriftstück, Deutschland sei die Wiege der Reformation, daher werde der Eifer für Gottes Sache noch nicht erloschen sein. England allein fühle sich zu schwach zum Bau des geistlichen Tempels unter den Heiden, daher wende sich die Gesellschaft an die deutschen Mitchristen um Mithülfe an dem großen Werk. Diese bestehe vor Allem in der Fürbitte. „Der Mann“, heißt es wörtlich, „welcher auf seinen Knieen wie Jakob täglich mit Gott um einen Segen für diese Arbeit der Liebe kämpft, wird zu ihrem Erfolge vieles beitragen, so unbedeutend, so einfältig, so entblößt von Fähigkeiten er sonst auch sein mag. Den anbetungswürdigen Erlöser zu lieben, zu preisen und zu genießen

wird die Glückseligkeit des Himmels ausmachen, aber ihm in seinen teuersten Angelegenheiten hienieden zu dienen und die durch sein Blut erlösten Seelen zu sammeln, ist unser edelstes Vorrecht auf Erden." Von einer Unterstützung durch Geldbeiträge ist in dem Sendschreiben nicht die Rede.

Im Reiche Gottes haben oft kleine Dinge große Erfolge. Unter verschiedenen Kreisen zunächst der Geistlichkeit war dieser Aufruf der Christen Englands zur Mitbeteiligung am Missionswerk geradezu von zündender Wirkung. Wie im Wupperthal, in Frankfurt a. M., in Basel und an andern Orten in jener Zeit die ersten Missionsregungen sich zeigten, so auch in Ostfriesland. Schon im Jahre 1799 erschien ohne Angabe des Druckorts und Verfassers von den ostfriesischen Missionsfreunden eine Antwort auf jenes Sendschreiben. Freudig wird in ihm die Stiftung der neuen Missionsgesellschaft in England als die Morgenröte eines neuen Tages begrüßt und versprochen, die deutschen Christen seien gern bereit, das ins Leben gerufene Unternehmen sowohl durch Gebet als auch durch Geldbeiträge zu unterstützen. Verfasser dieses Schriftstücks ist kein anderer als Pastor Stracke. Noch auf andere Weise suchte er das angefachte Missionsfeuer zu stärken. Im Jahre 1802 gab er unter dem Titel: „Nur etwas Weniges von der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden zur Einsicht in das rechte Missionswesen für solche, die bisher mit dieser großen Sache unbekannt blieben", eine Übersicht über die Missionsunternehmungen der Brüdergemeinde, heraus. Diesem Schriftchen, das in gedrängter Kürze mit begeisternden Worten das Werk der Heidenbekehrung anpreist, war ein Entwurf zu einer „Ostfriesischen Missionsgesellschaft" beigefügt. Als Motto dient das Wort des Herrn: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn." In der Einleitung heißt es, es sei eine Missionsgesellschaft entstanden, die den Namen „Missions-Societät vom Senfkorn" führen solle. Daß jenen Männern die Gestalt des unvergeßlichen Grafen Zinzendorf, der schon als Knabe bekanntlich den „Senfkornorden" stiftete, vorgeschwebt hat, steht außer Frage. Es heißt auch geradezu am Schluß, man wolle sich möglichst eng hinsichtlich der Art und Weise des Wirkens der Brüdergemeinde anschließen, aber doch eine selbständig aussendende Gesellschaft bilden. So viel ist aus dem Vorhergehenden klar: Die Missionsarbeit der Brüdergemeinde ist das Vorbild für die ins Leben gerufene Arbeit der Missionsfreunde Ostfrieslands. Von England geht der Anstoß aus, die kleine Missionsgemeinde einheitlich zu organisieren. Der Entwurf enthält übrigens nicht das, was wir unter Schriftstücken dieser Art heute verstehen. In einem seiner zwölf Abschnitte werden Einwürfe gegen die Missionsarbeit widerlegt, ein anderer spricht aus: Geldbeiträge seien zwar nicht die Hauptsache, aber sie seien nötig zur Aus-

sendung von Arbeitern. Von der Bildung eines „befestigten Fond" vor Ausführung der Sache wolle man absehen und ohne denselben das Werk in Angriff nehmen.

Der Entwurf enthält große Gedanken, große Ziele, aber diese Ziele sind zu unbestimmt. Eine selbständig aussendende Gesellschaft wurde von jenen wackern Männern angestrebt, ohne sich recht klar darüber geworden zu sein, mit welchen Mitteln und in welche Gegenden die Aussendung geschehen solle. Das Jugendfeuer christlichen Lebens schießt oft über das Ziel hinaus, aber doch hundertmal besser ist diese Jugendkraft als der bedenkliche Sinn, der es vor lauter Bedenklichkeiten zu gar nichts bringt.

Die Stifter jener „Missions-Societät vom Senfkorn" — wir nennen hier nur die Pastoren Stracke und Schmertmann, den späteren Präsidenten der „Ostfriesischen Missionsgesellschaft" — fanden für ihre Bestrebungen unter ihren Volksgenossen nur geringes Verständnis. Schmach und Hohn wurde ihnen für ihr Unternehmen reichlich zu teil — selbst von einer Anzahl Geistlichen von durchaus positiver Richtung. Aber sie arbeiteten in der Stille weiter. Die Brüdergemeinde erhielt einen Teil der gesammelten Gaben, der andere wurde Jänike nach Berlin gesandt. Von der Errichtung eines Missionsseminars sah man einstweilen ab. Einen Teil der geschenkten Missionsgaben legte man in dem Gedanken, es werde doch noch einmal die Zeit kommen, daß Ostfriesland Boten in die Heidenwelt sende, verzinslich an. Im Jahre 1850 war dieses Kapital auf 3000 Gulden angewachsen.

Vielleicht würde die Wirksamkeit der „Missions-Societät vom Senfkorn" eine größere geworden sein, wenn nicht die Kriegsunruhen und die Fremdherrschaft, unter welche Ostfriesland bald nachher geriet, ein Hemmnis für die weitere Entwicklung geworden wären. Im Jahre 1814 wurde Stracke, die Seele der ganzen Missionsbewegung, in die Ewigkeit abgerufen. Im folgenden Jahre trat eine große Mißstimmung unter allen Parteien ein wegen der Zuteilung des Landes zu Hannover. Bis zum Jahre 1820 hören wir wenig von den Bestrebungen der ostfriesischen Missionsfreunde. Das begonnene Werk wurde in der Stille weitergeführt und erhielt besondere Pflege in einem theologischen Leseverein, zu dem einige Mitglieder der „Missions-Societät vom Senfkorn" gehörten.

Die Gründung der „Rheinischen Missionsgesellschaft" im Jahre 1828 fand freudigen Widerhall im Lande und regte zu erneuerter Thätigkeit an. Hatte man bisher die Mission der Brüdergemeinde und die durch Jänike in Berlin ins Leben gerufene Missionsanstalt mit Gaben bedacht, so flossen von dieser Zeit an nicht unbedeutende Summen der Rheinischen

Missionskasse zu und die Missionsberichte jener Gesellschaft fanden im Lande weite Verbreitung.

Es war am 4. Juli 1832. Die Mitglieder des vorhin erwähnten theologischen Lesevereins hatten zur Besprechung mannigfacher Angelegenheiten eine Versammlung. Da wirft einer von ihnen die Frage auf, ob nicht noch mehr wie bisher für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden geschehen könne. Nach eingehender Beratung einigte man sich dahin, regelmäßige Sammlungen unter den Missionsfreunden einzurichten. Freilich tauchte das Bedenken sofort auf, ob denn auch solch ein Schritt gesetzlich erlaubt sei. Aber die vorhandenen Schwierigkeiten schreckten die wackeren Männer nicht ab. Sie gingen sogar weiter als Anfangs ihre Absicht war. Die „Missions-Societät vom Senfkorn" bestand nur noch dem Namen nach. An ihre Stelle sollte eine „Ostfriesische Missionsgesellschaft" treten. Die Aussendung von Missionaren wurde ins Auge gefaßt. Versammlung folgte auf Versammlung. Es war ein Eifer, eine Begeisterung für die Mission unter diesen Männern, die wir heute nur noch selten wahrnehmen. Mußte man damals in manche Kreise hineinrufen: „zu viel Feuer, mehr Überlegung", so möchte heute in manchen Missionskreisen das Wort jenes alten Mannes am Platze sein: „Mehr Feuer, mehr Feuer! und weniger Überlegung." Es ist ein so erhebender Anblick, die Jugendfrische, den fröhlichen Glaubensmut, das Feuer heiliger Begeisterung, das in den kleinen Kreisen der Missionsfreunde nicht allein in Ostfriesland, sondern an vielen Orten unsers Vaterlandes in den dreißiger Jahren aufloderte, zu betrachten. Und wahrlich, es ist kein Strohfeuer gewesen! Freilich, die damals oft sehr hohen Gedanken sind korrigiert. Die schäumenden Gewässer sind in ruhigere Bahnen geleitet. Manche unklare Frage ist gelöst. Auch die Freunde der Mission damaliger Zeit in Ostfriesland haben das nicht erreicht, was sie Anfangs beabsichtigten, aber das angefachte Missionsleben ist nicht wieder erstorben und wird, so dürfen wir hoffen, nicht wieder ersterben — es hat zu tiefe Wurzeln im Volke geschlagen —, bis das letzte heidnische Volk die Botschaft des Friedefürsten vernommen haben wird.

III.

Nach vielen eingehenden Beratungen kam ein Statutenentwurf zu Stande, der die Unterschrift von zwölf Pastoren trägt, begleitet von einer „Bekanntmachung der Stiftung einer evangelischen Ostfriesischen Missionsgesellschaft und Aufforderung zur Teilnahme an derselben." Man sandte ihn dem Konsistorio in Aurich zur Genehmigung zu. In der Antwort der kirchlichen Behörde hieß es, daß die Stiftung einer solchen Gesellschaft

zwar erwünscht, daß aber das Ministerium in Hannover die kompetente Instanz zur Erteilung der Genehmigung sei. Die Freunde schlugen den angezeigten Weg ein und sahen ihren Wunsch in der Hauptsache erfüllt. In dem Ministerialschreiben war bemerkt, die Jahresversammlungen dürften keine „öffentlichen“ sein. Von einer „religiösen Erbauung und Andachtsübung“ in den Missionsversammlungen sei abzusehen. — Wir verstehen in unsern Tagen kaum diese Beschränkung, durch welche viele von vornherein ausgeschlossen wurden, und das beste bei solchen Zusammenkünften: Gebet und erbauliche Auslegung eines Schriftworts, fehlten. Die ostfriesischen Freunde sind es übrigens nicht allein gewesen, denen solche Schranken gestellt wurden. In Hamburg überwachte man sehr scharf die ersten Missionsregungen, so daß es den Leitern derselben angezeigt erschien, Frauen von der Mitbeteiligung an den Missionsstunden auszuschließen.

Der Statutenentwurf selbst zeigt eine principielle Änderung. Wohl wird der Name „Ostfriesische Missionsgesellschaft“ gebraucht, aber in Wahrheit wird eine Missionshilfsgesellschaft mit konföderativem Charakter angestrebt, die sich nur dadurch von andern unterscheidet, daß sie mehrere Gesellschaften unterstützt. Stimmführende Mitglieder sind alle diejenigen, welche sich zu einem jährlichen Beitrage von wenigstens 1 Thlr. erklären. An der Spitze der Gesellschaft steht ein von den stimmführenden Mitgliedern gewählter Präsident, dem die Leitung des Ganzen obliegt. Zu seiner Unterstützung dient ihm ein Sekretär. Alle Beiträge fließen in eine gemeinschaftliche Kasse und werden jährlich einmal versandt. Die sämtlichen eingegangenen Gaben erhalten zu drei gleichen Teilen die drei deutschen Haupt-Missions-Gesellschaften zu Basel, Berlin und Barmen. Jährlich findet eine Hauptversammlung statt, in welcher Rechnung abgelegt und über das Wirken der Gesellschaft Bericht erstattet wird. Dies sind die Hauptbestimmungen des ursprünglichen Entwurfs.

Die Ostfriesische Missionsgesellschaft will hiernach Handlangerdienste thun, nicht selbst Baumeister sein. Man kann diese Selbstbeschränkung in mehr als einer Hinsicht billigen. Zwar schrieb im Jahre 1844 der selige Goßner: „Indem ich Euch für Eure 50 Goldgulden danke, die Ihr in meine Missionskasse fallen ließt, kann ich nicht umhin, Euch ergebenst zu fragen, warum Ihr bei so schöner Einnahme Eure Kräfte zersplittert an so viele, und nicht selbst anfangt, Männer auszurüsten und auszusenden. Das hätte viel mehr Rückwirkung auf Euer Land und Eure Leute und würde noch viel mehr Teilnahme, Gebet, Eifer und Gaben erwecken. Ich hab's gewagt ohne Geld und Gut, und der Herr hat's gesegnet.“ Es wäre ja möglich gewesen, „ein Ganzes zu werden“ und sich nicht als „dienendes Glied“ nur einem „Ganzen“ anzuschließen. Eine stattliche Reihe

ostfriesischer junger Männer sind Missionare geworden, und der Norden Deutschlands hätte sich vielleicht angeschlossen. Aber man glaubte damals doch davon absehen zu müssen vor Allen auch wohl deshalb, weil die Rheinische Missionsgesellschaft so nahe lag.

Die Frage nach der Kirchlichkeit der Mission wurde nicht weiter erörtert. Das Statut bezeichnet die Ostfriesische Missionsgesellschaft als eine „evangelische" und ist unterschrieben von Pastoren lutherischen Bekenntnisses verschiedener Landgemeinden. Während bei der Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten die Städte Mittelpunkte christlichen Lebens waren und viel eher für das Evangelium gewonnen wurden als die Einwohner des platten Landes, hat die Missionsbewegung in den dreißiger Jahren vieler Orten in den Landgemeinden ihren Anfang genommen. So war es im Ravensbergischen, so auch in Ostfriesland. Emden, eine Stadt mit großer historischer Vergangenheit, Aurich im Mittelpunkt des Landes gelegen und Sitz geistlicher und weltlicher Behörden, Norden, Leer und Weener blieben einstweilen der Bewegung fern. Als treibende Kraft im Kreise jener missionseifrigen Geistlichen ist Schmertmann im Flecken Barstede anzusehen, viele Jahre Präsident der Gesellschaft, ein Mann großer Arbeitskraft und Treue. War einstweilen der reformierte Teil Ostfrieslands unter dem Aufrufe nicht vertreten, so würde es doch ein falscher Schluß sein anzunehmen, als ob hier der Missionsgedanke noch keine Wurzel geschlagen hätte. Das zeigt ein Brief des reformierten Pastors van Senden zu Tergast, der auf der ersten Jahresversammlung zu Aurich im Jahre 1835 zur Verlesung kam. Van Senden giebt in ihm Auskunft über einige unter seiner Verwaltung stehende schon in früheren Zeiten in seiner Gegend zum Besten der Missionssache geschenkte Kapitalien und zeigt sich bereit, die Verwaltung derselben der Direktion der Ostfriesischen Missionsgesellschaft zu übertragen. Das geht weiter hervor aus dem Verhalten des Cötus, der Vereinigung sämtlicher ostfriesischer Geistlichen reformierter Konfession, der ebenfalls auf der ersten Jahresversammlung seinen Beitritt erklären ließ. Schon viele Jahre haben nachweislich Christen reformierten Bekenntnisses der Rotterdamer Missionsgesellschaft namhafte Gaben zugesandt, da die Verbindung mit dem Grenzlande Holland eine sehr rege war. Der jetzt auch in Ostfriesland vorhandene konfessionelle Gegensatz war damals kaum spürbar. Die Träger und Führer der Missionsbewegung waren hier wie auch anderswo Pietisten.

Der Aufruf zum Beitritt fand im ganzen Lande einen freudigen Widerhall. Eine Reihe den verschiedensten Ständen angehörender Männer trat mit Eifer für das Missionswerk ein. Mochten auch von seiten der Lokalpresse heftige Angriffe erfolgen, sie waren durchaus nicht imstande,

das angefachte Feuer zu unterdrücken. Da bringt eine arme Witwe einen namhaften Beitrag, den sie aus verkauftem Garn gewonnen hat. Ein armer Moorkolonist hat eine besonders gute Buchweizenernte gehabt und kann es nicht lassen, den Überschuß des gewöhnlichen Jahresertrages der Missionskasse zu übergeben. O wer sie noch sammeln könnte die einzelnen Züge aus der Zeit der ersten Liebe, als in der deutschen Christenheit der Gedanke mit Macht sich Bahn brach, mitzuhelfen, damit das Testament Jesu in Ausführung gebracht werde; wer sie verweben könnte zu einem Gesamtbilde! In der That, dies Bild dürfte in vieler Hinsicht beschämend ausfallen für die heutige Missionsgemeinde. Sind auch die Beiträge gegen damals bedeutend gewachsen, so hat damit sicherlich nicht gleichen Schritt gehalten die Liebe, der Eifer. In jener Zeit hieß die Heidenmission das Werk der Christen, Gottes heilige Sache, heute wird sie vielfach als ein Werk unter vielen andern angesehen. Als die erste Jahresversammlung am 20. Mai 1835 in Aurich abgehalten wurde, konnte die Direktion die freudige Mitteilung machen, daß die Jahreseinnahme 481 Thlr. betragen habe. Die gehegten Erwartungen waren weit übertroffen. Nach dem Statut sollten nur die Gesellschaften in Berlin, Basel und Barmen zu je gleichen Teilen die eingegangenen Gaben empfangen. Diese Bestimmung wurde aber außer acht gelassen, indem auch die Rotterdamer Missionsgesellschaft und die Brüdergemeinde in den Kreis der zu unterstützenden gezogen wurden. Zugleich beschloß man, daß Beiträge für eine näher bestimmte Missionsgesellschaft angenommen und von der Direktion an den Ort ihrer Bestimmung befördert werden sollten.

Wir halten übrigens diese Teilung der eingegangenen Missionsgaben unter eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften für einen Fehler. Zweifelsohne würde das Interesse an der Mission in Ostfriesland ein noch regeres geworden sein, wenn der Blick auf Ein Gebiet hingelenkt worden wäre, während heute, wo fast alle deutschen Gesellschaften unterstützt werden, den meisten Laien es kaum möglich sein dürfte, sich einigermaßen auf den verschiedenen Missionsgebieten zu orientieren. Ein förmliches Zusammenwachsen mit der Mission erscheint fast als ausgeschlossen.

IV.

Schon im Laufe des zweiten Vereinsjahres zeigte sich die Notwendigkeit, ein Komitee zu bilden statt des vorhandenen Ausschusses, der ausschließlich aus Pastoren bestand, die im engen Kreise bei einander wohnten. Die ostfriesische Kirche ist nie das gewesen, was man mit dem Ausdruck „Pastorenkirche“ bezeichnet. Sie weist eine ganze Reihe bibelfester Laien auf mit einem großen Maße von Selbständigkeit ähnlich wie in der Graf-

schaft Bentheim. Was anderswo heute angestrebt wird: Heranziehung von Laienkräften zum Bau des Reiches Gottes, das geschah schon in Ostfriesland vor mehr denn 40 Jahren. Es wurde die Bestimmung getroffen, daß in Zukunft das aus zehn Personen bestehende Komitee zur Hälfte Laien zählen sollte. Die Wahl wurde bei der zweiten Jahresversammlung auf Männer aus den verschiedensten Berufsstellungen gelenkt; bei den geistlichen Komiteemitgliedern nahm man Rücksicht auf beide Konfessionen und traf überhaupt die Wahl so, daß alle Teile des Landes vertreten waren. Dem Präsidenten stellte man einen Vice-Präsidenten zur Seite und einen Sekretär, denen die Verwaltung obliegen sollte, vor allen die Einsammlung der eingegangenen Beiträge und die Abfassung des Jahresberichts. Der Jahresbericht erscheint nämlich schon bei der zweiten Jahresversammlung in erweiterter Form. Es ist ihm eine kurze Geschichte der Entstehung und des bisherigen Wirkens der unterstützten Missionsgesellschaften beigefügt, welche in den folgenden Jahresberichten in einem fortlaufenden Bericht über ihr gegenwärtiges Wirken überging, so daß die Missionsfreunde orientiert werden über alle bedeutenden Vorkommnisse auf den verschiedenen Missionsgebieten. Es steckt ein bedeutendes Stück Arbeit in diesen Berichten. Bis zum Jahre 1841 erschienen sie auch in holländischer Sprache. Bei der starken Vorwärtsbewegung des Deutschen bis in die Grenzbezirke glaubte man von der Zeit an von dieser Einrichtung absehen zu können. Schon seit Jahren wird auf allen Kanzeln deutsch gepredigt. Die Anlage einer Missionsbibliothek wurde beschlossen und den Missionsfreunden zu fleißiger Benutzung empfohlen. Diese zweite Jahresversammlung der Ostfriesischen Missionsgesellschaft war überhaupt grundlegenden Charakters. Bei dem konservativen Sinn des Volks sind bis heute nur unwesentliche Änderungen beschlossen worden.

Auf der dritten Jahresversammlung 1837 gelangte ein wichtiger principieller Antrag eines Komiteemitgliedes zur Erörterung. Er ging dahin, die Ostfriesische Missionsgesellschaft möge sich der neu gegründeten Norddeutschen Missionsgesellschaft, die am 9. April 1836 in Hamburg ins Leben getreten war, anschließen und die bestehenden Verbindungen mit den andern Gesellschaften abbrechen. Motiviert wurde dieser Antrag damit, daß durch den festen Anschluß an Eine Gesellschaft das Missionsinteresse wachsen und eine Vereinigung aller Missionsfreunde im Norden Deutschlands herbeigeführt werde. Nach heftigen längeren Debatten faßte die Versammlung den Beschluß, in Zukunft auch die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu unterstützen, den Antrag selbst aber zu weiterer Erörterung dem Komitee zu überweisen uno bei der nächsten Jahresversammlung einen endgiltigen Beschluß zu fassen.

Bei der nächsten Jahresversammlung war als Deputierter der Norddeutschen Missionsgesellschaft Pastor Mallet aus Bremen anwesend. Er gab die Erklärung ab, ihm sei der Auftrag gegeben zu bezeugen, daß seine Gesellschaft mit Freuden die Ostfriesische aufnehmen werde, daß sie dies jedoch als eine Erklärung ihrer Gesinnung, nicht aber als einen Überredungsversuch angesehen wünsche. Die Versammlung lehnte nach eingehenden Erörterungen den Antrag ab aus Furcht, dadurch eine Spaltung unter den Missionsfreunden Ostfrieslands herbeizuführen, da sich's herausstellte, daß ein großer Teil von ihnen die Verbindung mit den bisher unterstützten Gesellschaften nicht aufgehoben zu sehen wünschte.

Man kann es nach einer Seite hin beklagen, daß der beantragte Anschluß nicht zustande kam. Der gemeinsame Volkscharakter, die seit alter Zeit gepflegte Verbindung der beiden Hansestädte Bremen und Hamburg ließen sie als das naturgemäßeste erscheinen.

Aber andererseits würde ein Anschluß bei der bald nachher eingetretenen konfessionellen Strömung zu allerlei Unzuträglichkeiten geführt haben. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat konföderierten Charakter. Ihre Boten, die sie aussendet, sind meistens Württemberger von Geburt, also mild lutherisch. In dem Komitee sind beide Konfessionen vereinigt, und die Missionsgemeinde besteht aus Elementen, die die geschichtlich gewordenen konfessionellen Unterschiede der deutschen Heimat nicht als etwas Trennendes in der Missionsarbeit ansehen.

Im Jahre 1850 stellte das Komitee der Norddeutschen Missionsgesellschaft den Antrag, die ostfriesische möge eine der Nationen auf der Sklavenküste auf eigene Kosten übernehmen, wie dies in der allerneuesten Zeit von den Hamburger Missionsfreunden geschehen ist. Auch dieser Antrag hatte das Schicksal, abgelehnt zu werden. Man fürchtete, wie es im Protokoll heißt, „aus einer unterstützenden in eine aussendende Gesellschaft überzugehen. Auch sei eine Vervielfältigung der aussendenden Gesellschaften nicht ratsam."

Hatten Anträge auf eine ausschließliche Verbindung mit Einer Missionsgesellschaft oder die Übernahme einer Station derselben Ablehnung erfahren, so wahrte die Ostfriesische Missionsgesellschaft Berlin gegenüber ihren föderativen Charakter. Es war dem Komitee mitgeteilt, daß im Berliner Missionshause reformierte und unierte (?) Missionsaspiranten, auch wenn sie sonst tüchtig seien, aus Besorgnis, die konfessionellen Differenzen auch in die Heidenwelt zu verpflanzen, nicht angenommen würden. In einer Komiteeversammlung wurde daher der Beschluß gefaßt, einstweilen den jährlichen Beitrag zurückzuziehen bis eine befriedigende Erklärung eingegangen sei. Nach verschiedenen Verhandlungen, auf die näher einzu-

gehen hier nicht der Ort ist, wurde vom Jahre 1853 an die Berliner Missionsgesellschaft wieder unter die Zahl der zu unterstützenden aufgenommen.

Heftiger entbrannte diese Frage hinsichtlich der Stellung zu den Missionsgesellschaften mit streng konfessionellem Gepräge in den Jahren 1858 und 59. Es handelte sich um Hermannsburg. Der selige Pastor L. Harms, in seiner Kandidatenzeit Mitglied eines Missionsvereins, der mit der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Verbindung stand, war mehr und mehr ins Lager der Konfessionellen übergetreten und hatte auch seiner Missionsanstalt diesen Stempel aufgedrückt. Das Komitee der Ostfriesischen Missionsgesellschaft trug deshalb Bedenken, da auch in dem von ihm herausgegebenen Missionsblatt und in seinen Predigten die Reformierten angegriffen wurden, die eingegangene Verbindung aufrecht zu erhalten. Es kam dieserhalb zu heftigen Kämpfen bei der Jahresversammlung in Emden 1858. Um in Zukunft solchen unliebsamen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, wurden von einem Mitgliede folgende Anträge gestellt: „1. Die Gaben werden verteilt an solche Gesellschaften, die auf dem Boden der Reformation stehen ohne Unterschied der Konfession. 2. Die Verteilung der Gaben bleibt dem Komitee überlassen. 3. Für die unterstützten Gesellschaften hören die Gaben mit besonderer Bestimmung auf." Die Abstimmung wurde bis zur nächsten Jahresversammlung verschoben. Man lehnte sie mit einer Stimme Majorität ab. Seit dem Jahre 1850 gingen mit besonderer Bestimmung für Hermannsburg hohe Summen ein. Außerdem blieb die Missionsanstalt mit unter der Zahl derer, die jährlich seitens des Komitees eine Gabe empfingen.

Nach der Separation traf man im Jahre 1879 die Bestimmung, den jährlichen Missionsbeitrag nicht nach Hermannsburg, sondern direkt an den Superintendenten Hohls in Afrika zu senden.

Schon zu Anfang der vierziger Jahre trat man mit dem Missionsverein zu Bremerlehe für die Bekehrung Israels in Beziehung und wandte ihm namhafte Gaben zu. Fast um dieselbe Zeit erhielt der selige Goßner die erste Beihilfe für seine Missionsunternehmungen. Es sind oft köstliche Briefe, die er nach einer empfangenen Gabe nach Ostfriesland schreibt. In einem derselben heißt es: „Ihr Ostfriesen habt den Bonifacius erschlagen, Ihr müßt dafür sorgen, daß Ihr das Evangelium wieder den Heiden bringt." In einem andern Briefe schreibt er: „Ich hoffe, Ihr werdet mir nicht nur 55 Thlr. oder silberne Preußen schicken, sondern noch mehr 55 goldene Seufzer und herzliche Gebete zum Licht der Heiden, daß Er Geist und Leben über uns herabregnen lasse, daß es feurige Zungen und brennende Herzen regne. Der Tröpfe und plappernden

Zungen giebts genug auf Erden.“ Im letzten Briefe, den er seinen ostfriesischen Freunden schrieb, stehen die Worte: „Sehen Sie meine Mission nach meinem Tode als die Ihrige an. Ich überlasse sie Ihnen als meine Erbschaft im Namen Jesu Christi.“ — Augenblicklich werden vielleicht mit Ausnahme der erst seit Kurzem bestehenden in Breklum alle deutschen Missionsanstalten unterstützt, ebenso die Utrechtsche und die für die Bekehrung der Juden in Köln und Dresden. Die Jahreseinnahme hat die Höhe von etwa 18000 Mark erreicht d. h. so hoch ist die Summe, die in den Jahresberichten verrechnet steht. Wahrscheinlich ist sie aber höher und dürfte gegen 20000 Mark betragen d. h. 10 Pfg. pro Kopf.

Bei dem vorhandenen regen Missionsinteresse war es natürlich, daß auch unter den jungen Christen des Landes sich der Trieb regte als Missionare unter die Heiden zu gehen. Es sind eine ganze Reihe von Namen, ich nenne nur Linemann, Wilken, Sterrenborg, die Gebrüder Kittel und van Gerpen, die in den verschiedensten Heidenländern gearbeitet haben oder noch in der Arbeit stehen.

Als die Ostfriesische Missionsgesellschaft gegründet wurde, waren weder kleine Missionsnähvereine vorhanden noch fanden Missionsfestfeiern statt. Erst das Sturmjahr 1848 brachte darin eine Änderung. Die lästige Bestimmung, daß mit den Jahresversammlungen keine Art von Andachtsübungen verbunden sein sollte, wurde aufgehoben. Die Versammlungen waren in Zukunft öffentliche. Ein Gottesdienst mit Gesang, Gebet und Missionspredigt geht den Komiteeberatungen vorauf. Die Predigt wird abwechselnd von einem Pastor lutherischen oder reformierten Bekenntnisses gehalten. Es sind oft treffliche, glaubensmächtige Zeugnisse, die bei den Jahresversammlungen abgelegt sind. In einem dieser Zeugnisse heißt es: „Es darf in unserm Lande kein Pfarrhaus mehr gefunden werden, das nicht zum Missionshaus geworden, kein Palast mehr, der nicht den armen Heiden von dem Überfluß seines Reichtums spende, keine Hütte mehr auf unsern Torfmooren, die nicht ihr Scherflein bringe, und kein Herz mehr in eines ostfriesischen Christen Brust schlagen, das nicht von heiliger Liebe zu einem Werke glüht, welches unendlichen Segen hinüber und großen Segen herüber bringt. Von diesem Ziele sind wir noch weit entfernt. Ist erst der schlimmste Feind der Mission, die natürliche Gleichgiltigkeit, die Todeskälte der Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit, der Unglaube und Kleinglaube des eigenen Herzens gebannt, dann flößen uns die andern Widersacher der Verbreitung des Evangeliums keine Furcht mehr ein.“ Ein anderer Redner ruft einmal in einer Predigt der Versammlung zu: „Die christliche Religion macht jetzt ihren Gang um die Erde. Es wird die Zeit kommen, wo die Erde um sie ihren Gang machen wird.“

Bei den Nachversammlungen an den Jahresfesten ist es seit Jahren Sitte geworden, daß den Vertretern der verschiedenen unterstützten Gesellschaften zu kurzen Ansprachen das Wort erteilt wird. Außer dem Jahresfeste werden in den Dörfern und Städten eine ganze Reihe stark besuchter Missionsfeste gefeiert. Die ersten Missionsnähvereine entstanden in Emden und Aurich. Sie sind jetzt über das ganze Land verbreitet und halten das Missionsinteresse wach. Die Jahresberichte erscheinen seit 1848 in einer etwas anderen Form. Den Anfang bildet die Festpredigt, dann folgt die Missionsrundschau, aber weniger ausführlich als früher.

Wenngleich Ostfriesland kein Land ist, wo Gesang und Dichtung blühen und das bekannte Wort des Tacitus noch immer gilt: Frisia non cantat, so hat doch der Missionsgedanke hier wie auch an andern Orten manchem zu einem poetischen Erguß veranlaßt. Ich kann mir's nicht versagen wenigstens einen Vers eines Missionsliedes des seligen Pastor Valk in Kirchborgum zum Abdruck zu bringen:

> Nur hinein, christliche Streiter, hinein!
> Mag auch die Wahlstatt wohl gräberreich sein:
> Schön ist das Ziel, wenn nur Christum man liebt,
> Freudig aus Liebe das Leben ihm giebt.
> Winket die Krone
> Vom Gottessohne:
> Könnt ihr da zagen und wanken? O nein!
> Furchtlos nur dringt in die Heidenwelt ein!

Im Jahre 1879 wurden die Statuten einer Revision unterzogen und im wesentlichen die bis dahin geltenden Bestimmungen beibehalten. In § 1 wird der Zweck der Gesellschaft als die Verkündigung des Evangeliums unter den nicht-christlichen Völkern bestimmt. Der § 2 handelt von der Wirksamkeit der Gesellschaft. Er besteht darin, daß sie a) aussendende Gesellschaften unterstützt ohne einen grundsätzlichen Unterschied darin zu machen, ob dieselben lutherischer oder reformierter Konfession sind oder auf den den beiden Konfessionen gemeinsamen reformatorischen Bekenntnissen stehen. Das Komitee besteht aus 30 Personen, von denen jährlich 6 ausscheiden. Die Direktion ist zusammengesetzt aus dem Präses, Vicepräses, zwei Schriftführern und einem Kassierer. Die übrigen Bestimmungen sind unwesentlich.

Das kleine Reislein, das von glaubensmutigen Männern beim Beginn unsers Jahrhunderts eingesenkt wurde, ist zu einem Baume erwachsen. Der Baum zeigt frische Zweige. Gott der Herr gebe ihm ferneres Wachsen und fröhliches Gedeihen!

Zwei Forschungsreisende und die Mission.

Von G. Kurze.

So wenig die Mission es nötig hat, um die Gunst der Wissenschaft zu buhlen, so bleibt es für den Missionsfreund doch immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn auch aus solchen Kreisen, die den Missionsbestrebungen mehr oder weniger fern stehen, vornehmlich von seiten Forschungsreisender, anerkennende Urteile über die segensreiche Wirksamkeit der evangelischen Mission laut werden. Wir lenken daher die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf zwei für die Mission sehr ehrenvolle Zeugnisse, welche in diesem Jahre der italienische Lieutenant G. Bove — der vielen durch seine Teilnahme an der Nordenskjöldschen Vegafahrt bekannt sein dürfte — und der berühmte deutsche Afrikareisende Hofrat Dr. G. Rohlfs veröffentlicht haben.

Der erstgenannte[1]) unternahm im Sommer vorigen Jahres in Verbindung mit mehreren italienischen Gelehrten eine Forschungsreise nach Patagonien und dem Feuerlande, die zugleich eine Rekognoszierungsfahrt für eine später zu verwirklichende antarktische Expedition bilden sollte. Auf dieser Reise kam er auch mit den Sendboten der „South American Missionary Society", welche an der Nordseite des Beagle-Kanales von der Station Uschuwia aus — Bove benennt sie stets Uschuwaja — unter den Feuerländern wirken, in Berührung. Die Missionare konnten den Italienern wesentliche Dienste leisten, und als deren Expeditionsschiff „San Jose" scheiterte, retteten sie den Reisenden das Leben, indem sie mit dem Missionsschuner „Allen Gardiner" die Schiffbrüchigen nach Uschuwia zurückbrachten. Bove hat nun im „Bollettina della Società Geografica Italiana" (Jahrgang 1883, Nr. 1 ff.) einen vorläufigen Bericht über die Expedition gegeben, der auch separat unter dem Titel „Patagonia, Terra del Fuoco, Mari Australi" in diesem Jahre in Genua erschienen ist. Ich führe aus diesem Berichte einige Stellen an, welche sich auf die feuerländische Mission beziehen.

„Am 13. Mai (1882) gingen wir gegen Mittag in 500 m Abstand von der englischen Missionsstation Uschuwaja vor Anker. Am Lande wurden wir zuvorkommend von Herr Bridges, dem Missionssuperintendenten, und von den Herren Lawrence und Whaits, von denen der eine Schullehrer, der andere Katechist und Missionshandwerker ist, empfangen. Nachdem sie über unsere Reisezwecke aufgeklärt waren, stellten sie ihre Kräfte der Expedition zur Verfügung, und ihre Anerbietungen waren nicht, wie in so vielen ähnlichen Fällen, nur leere Worte, sondern während meines längeren Aufenthaltes im Feuerlande erfreute ich mich ihrer weitgehenden Unterstützung und ihres guten Rates. Angeregt durch den freund-

---

[1]) Das Zeugnis desselben ist bereits S. 382 dieser Zeitschrift kurz erwähnt worden. Wie das South Am. Miss. Mag. (1883 Mai u. Juni) mitteilt, hat der König von Italien der südamerik. M. G. in einem besondern Dankschreiben, dem er eine goldene Medaille beifügte, die auf der einen Seite sein Bild, auf der andern die Inschrift trägt: Demersis aequore nautis attulit religio salutem MDCCCLXXXII für die Dienste, welche ihre Boten und Gemeindeglieder den italienischen Schiffbrüchigen geleistet, seine Anerkennung ausgesprochen. D. H.

lichen Empfang, beschloß ich, mich einige Tage in Uschuwaja aufzuhalten. Die Bai, in deren Hintergrunde die Missionsniederlassung liegt, bot uns einen sichern Ankergrund und einen bequemen Ausgangspunkt für die hydrographischen Arbeiten, die ich im Onaschaga[1]) zum Abschluß bringen wollte, sowie für die Forschungen, welche die Professoren Lovisato und Spegazzini sich vorgenommen hatten. Die große Zahl von Eingeborenen, welche in der Nähe der Station lebten, verschaffte mir eine umfangreiche Kenntnis jener Ureinwohner des Südens. Wohl traten uns dieselben hier bereits in einem Zustande der Halbcivilisation entgegen; aber da wir beabsichtigten, sie darnach anderwärts in ihrem reinen Naturzustande aufzusuchen, so konnten wir uns dabei zugleich eine richtige Vorstellung von dem Einfluß der Mission und von der Höhe machen, zu welcher jene in den Augen aller so tiefstehende Menschenrasse erhoben werden kann."

„Der wohlthätige Einfluß der Mission hat sich auch in dem entferntesten Winkel des Feuerlandes geltend gemacht, und seitdem das Wort von Christo in jenen Gegenden gepredigt wird, kann man die überraschende Wahrnehmung machen, wie Wilde, unter denen sonst die Blutrache als unverjährbare Pflicht angesehen ward, Beleidigungen vergessen und ihren Feinden Friedensanerbietungen machen. Die Idee, eine Mission im Feuerlande zu gründen, erschien seinerzeit dem berühmten Darwin lächerlich, welcher öffentlich und privatim die zu einem so menschenfreundlichen Unternehmen Ausziehenden beklagte. Aber wie groß war seine Überraschung, als er die Nachricht erhielt, daß dieselben Feuerländer, welche einst die zwei besten Boote vom „Beagle"[2]) geraubt, den armen Matthew ausgeplündert und mit dem Tode bedroht, ferner so viele wehrlose Besatzungen gescheiterter Schiffe ihrer Habe und ihres Lebens beraubt hatten, wenige Jahre daruf mehr als 100 Meilen Weges zurücklegten, um von Uschuwaja Hilfe für neun arme Schiffbrüchige zu holen, und bei einer andern Gelegenheit durch Berg- und Waldwildnis eine ganze Schiffsbesatzung vom Kap Polykarp bis zur Good Succeß-Bai brachten, und dieselbe so lange unterstützten, bis sie von einem vorüberfahrenden Schiffe aufgenommen wurde." . . . . .

„Die Missionsstation hat eine der schönsten Lagen am Onaschaga. Eine hohe und beschneite Bergkette, über welcher die beiden Gipfel Olivio und Robinson emporragen, schützt sie vor den Nord- und Nordwestwinden, und die lange Halbinsel, welche die beiden Buchten von Uschuwaja und Uschuwaiski von einander trennt, bietet einen bescheidenen Weideplatz für einige hundert Kühe dar. Von diesen gehören ungefähr zweihundert der Mission, die übrigen zu je zehn oder zwölf den besseren Familien unter den Feuerländern, welche sie als Belohnung für geleistete fleißige Arbeit von den Missionaren erhalten haben." . . . .

„Die Gegenwart der englischen Missionare im Feuerlande hat ohne Zweifel die Sinnesart eines großen Teils der Anwohner des Beagle-Kanals umgewandelt. So gewaltig ist der Fortschritt, so groß sind die

[1]) Die Bezeichnung der Eingeborenen für den Beaglekanal.
[2]) Das Expeditionsschiff, auf dem Darwin die Reise um die Erde machte.

Opfer, welche sich die guten Missionare auferlegen, daß nach meiner Überzeugung innerhalb weniger Jahre von sämtlichen Feuerländern gelten wird, was man heutigen Tages von Pallalaja[1]) sagen darf: Er war einer der streitsüchtigsten, schlechtesten und abergläubischsten unter den Bewohnern des Feuerlandes und jetzt lebt er unter dem Schatten des Kreuzes und ist ein Muster von Tugend und Arbeitsamkeit."

Was nun Hofrat Dr. G. Rohlfs Urteil über die Mission anlangt, so bezieht sich dasselbe auf die schwedische Mission in Mkullu an der abessinischen Grenze. Hatte er bereits im vorigen Jahre in einer österreichischen geographischen Zeitschrift (vgl. Allg. Missions-Zeitschrift, Bd. X, S. 205, Anm. 2) sich günstig über dieselbe ausgesprochen, so widmet er ihr in seinem neuesten Reisewerke („Meine Mission nach Abessinien auf Befehl Sr. Maj. des deutschen Kaisers im Winter 1880—81. Leipzig, Brockhaus, 1883") ein ganzes Kapitel, aus dem wir folgendes entnehmen:

„Ohne Schutz von seiten einer weltlichen Macht und mit Mühe sich der Plackereien der in religiöser Beziehung sonst so toleranten ägyptischen Regierung erwehrend, haben die Schweden nicht vermocht, sich von der Küste los zu machen. Und doch ist die schwedische Missionsanstalt diejenige, welche unter allen hiesigen Missionsunternehmungen die meiste Bewunderung und Achtung verdient. Das ist sicherlich nicht aller Meinung."

Und nun bekämpft Rohlfs das seiner Zeit von H. von Maltzan (Ausland 1870, S. 117) über die schwedischen Missionare gefällte hämische und ungerechte Urteil, worin denselben Schuld gegeben wird, daß sie reine Ignoranten wären, sich nicht um die Eingeborenen bekümmerten, den ganzen Tag nichts anderes thäten, als Orgel zu spielen und nach Ablauf von höchstens drei Jahren immer schleunigst wieder in die Heimat zurückkehrten.

„Es ist kaum verständlich, wie Maltzan ein so von Voreingenommenheit zeugendes Urteil über die schwedischen Missionare hat fällen können. Die Schweden sind gewiß keine wissenschaftlich gebildeten Männer und große Gelehrte, aber daß sie „unwissend" und „borniert" sein sollen, ist einfach eine Unwahrheit. Die schwedischen Missionare verweilen in Massaua nicht bloß drei Jahre, sondern im allgemeinen ihre ganze Lebenszeit hindurch. Die schwedischen Missionare sind fast alle der amharischen Sprache mächtig, ebenso ihre Frauen. Was aber das viele Orgelspielen der Schweden betrifft, so habe ich nie etwas darüber gehört, obgleich ich mich in Massaua nicht nur einige Tage, wie Maltzan, sondern mehrere Wochen lang aufhielt und mein Lager in der Nähe der protestantischen Mission in Hotumlu aufgeschlagen hatte. Und wenn dem auch so wäre, was ist denn Schlimmes dabei? Auf alle Fälle dürfte der Mohammedaner kaum etwas dagegen sagen." . . . .

„Die schwedische Missionsanstalt, deren Unterhalt ganz und gar aus privaten Sammlungen in Schweden bestritten wird, besitzt ein geräumiges, äußerst zweckmäßig eingerichtetes Gebäude auf der Grenze zwischen Hotumlu und Mkullu, welche zwei Ortschaften auf dem Festlande Massaua gerade gegenüber gelegen sind. Das von Hecken und Baumanlagen um-

[1]) Ein Feuerländer, den Bove näher kennen lernte.

gebene Wohnungshaus kann für hiesige Verhältnisse prächtig genannt werden, wenn es auch nach deutschen Begriffen viel zu wünschen übrig läßt. In jeder Hinsicht ist die schwedische Missionsstation das am besten eingerichtete Gebäude, welches in Massaua und Umgegend zu finden ist; es übertrifft an Zweckmäßigkeit den sonst ganz schönen Regierungspalast.“ . .

„Trotz des Widerstandes hat die schwedische Mission ihre Wirksamkeit an der Landesgrenze nicht eingestellt, und wir glauben fest, daß bereits innerhalb weniger Jahre die ausgestreute Saat Frucht tragen wird. In der von Herrn und Frau Lundahl, sowie von drei oder vier andern verheirateten Missionaren geleiteten Anstalt (wir lernten auch eine sehr fein gebildete Dame aus Nürnberg[1]) kennen) werden gegenwärtig ungefähr 150[2]) abessinische Kinder auferzogen. Es ist eine Freude zu sehen, wie die kleinen Wesen vom zartesten Alter bis zu 12—15 Jahren wachsen und gedeihen. Alle Schattierungen in der Hautfarbe von gelb bis schwarz kommen vor. Außer lesen, schreiben, rechnen u. s. w. muß jedes Kind ein Handwerk oder eine Handfertigkeit erlernen. Hier werden Mädchen im stricken, wirken und nähen unterrichtet, dort sieht man Knaben Schuhe machen, tischlern u. s. w. Alle sind nett auf europäische Weise gekleidet, und daß ihre Kost gut und dem Klima angepaßt ist, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden. Gottesdienst wird in einer im Missionshause gelegenen Kapelle gehalten, welche mit einer kleinen Orgel versehen ist.“

Cholera und Mission.

Vielleicht ist die christliche Mission berufen, im Laufe der Jahre der Würgengel der furchtbaren Cholera zu werden, und zwar teils direkt, teils indirekt, ersteres indem sie den Götzendienst und damit die Wallfahrten beseitigt, letzteres indem sie der allgemeinen (materiellen) Versunkenheit der untern Klassen in den Heidenländern abhilft.

Jules Girette (La civilisation et le choléra. Paris 1867 p. 56. 285) teilt einige Bruchstücke aus den Verhandlungen der internationalen Cholerakonferenz mit, welche überzeugend den Beweis liefern, daß 1831 und 1865 die Cholera durch die Pilger von Mekka nach Ägypten gebracht und von da weiter verbreitet wurde. Ferner stellte jene Konferenz fest, daß fast in allen Jahren, wo die indischen Pilger ihre Wallfahrten hielten, die Cholera mehr oder weniger intensiv und epidemisch herrschte. Was den im Norden Ostindiens am Ganges gelegenen Wallfahrtsort Hurdwar betrifft, erfuhr man, daß dortselbst im Jahre 1783 mehr als eine Million von Pilgern zusammengekommen war; da brach die Cholera aus und tötete in acht Tagen 20000 Menschen. Und es ist bekannt, daß die Ansammlung von Menschen an einzelnen Festen in Indien zuweilen noch größer ist. Was nun hier die Cholera zum Ausbruch bringt, ist zum größten Teil auf die schlechte Ernährung zurückzuführen. Jene Mil-

---

[1]) Rohlfs meint die Gattin des Missionar Monson, eine geborene von Hagen aus Nürnberg.

[2]) Hier rechnet Rohlfs irrtümlich noch die Zöglinge der aufgehobenen Station Geleb mit; nach den neuesten Nachrichten beträgt die Kinderzahl 78.

lionen von Wallfahrern dürfen sich meist nur von dem sogenannten Tempelreis während der Feiertage nähren. Dieser Reis ist gewöhnlich billig aufgekauft und außerdem durch Transport und Lagerung noch mehr verdorben, und wird von den Priestern des betreffenden Heiligtums teuer verkauft. In dem Genuß von verdorbenem Reis sucht z. B. Kiehl (Über den Ursprung und die Verhütung von Seuchen. Erläutert durch das Beispiel der ansteckenden Cholera. Berlin 1865 S. 416 ff.) eine der vornehmsten Ursachen der Cholera.

„Wie es auch in Europa geschieht," sagt er, „wenn die alten Kartoffeln aufgebraucht sind, daß man die neuen erntet, ehe sie vollkommen gereift, so geschieht es in Bengalen im August mit dem Reis. Das Korn ist dann noch nicht ausgewachsen, und die Bildung der nährenden Bestandteile noch nicht vollendet. Die unglaubliche Feuchtigkeit in Bengalen während der Regenzeit macht es nun überdies beschwerlich, wo nicht unmöglich, den Reis trocken hereinzubringen, und die hohe Temperatur des Klimas erzeugt in dem feuchten Reis schon binnen kurzer Frist chemische Veränderungen, welche die schon als unreif schlechte Nahrung zu einer geradezu schädlichen machen. Durch die sich erzeugenden Pilze wird die Disposition zur Cholera, wenn nicht diese selbst erzeugt, wie dies Hallier (das Cholera-Kontagium 1867 S. 34 f.) wahrscheinlich gemacht hat."

Diesem Berichte fügt E. Reich (Über die Entartung des Menschen, 1868 S. 169, dem wir hierbei gefolgt sind) hinzu:

„Die Engländer als Herren Ostindiens haben es ganz in der Hand, das Volk der Hindu nicht am wenigsten durch die wirtschaftliche Ermöglichung einer besseren Reis- und überhaupt Getreidekultur, ökonomisch und in weiterer Folge auch hygieinisch und moralisch auf eine höhere Stufe zu heben; ja noch mehr, von dem Benehmen der Engländer in Ostindien hängt in letzter Reihe die Cholera ab: bei den Engländern steht es, die Quellen dieser Seuche für ewig zu vernichten."

Über einen andern Herd der Cholera, nämlich die Wallfahrtsorte der Mohammedaner schreibt Lüttke (Der Islam und seine Völker, 1878 S. 92):

„In dem Thale Mina bei Mekka werden, weil hier der Ort sei, wo Abraham seinen Sohn Isaak habe opfern sollen, zahllose Opfer gebracht, zu welchem Zwecke von allen Seiten Herden herbeigetrieben und feilgeboten werden. Die Ärmeren begnügen sich mit einem Hammel, Reichere schlachten Kamele und manche Khalifen sollen deren viele Tausende geopfert haben. Die getöteten Tiere, sofern sie nicht verzehrt werden, jedenfalls Blut und Abfälle derselben bleiben liegen, verpesten die Luft und werden oft genug die Ursache verderblicher Epidemieen, so hat z. B. die furchtbare Cholera von 1865 und 1866, die zuerst Ägypten, Syrien und Kleinasien, dann auch ganz Europa durchzog, nachweislich von hier ihren Ursprung genommen. Auch die Pest entsteht hier manchmal und verbreitet sich dann, durch die rückkehrenden Pilger hineingetragen, in den umliegenden Ländern. . . . . Die Schiiten (also hauptsächlich die Perser und andere Innerasiaten) besuchen weniger Mekka und Medina, teils der Entfernung, teils auch wegen ihres Hasses gegen die in Medina mitbegrabenen zwei ersten Khalifen. Sie haben aber dafür ihre besonderen Wallfahrtsstätten, nämlich in Meschhed-Ali, Meschhed-Hussein und Kerbela, alle drei nahe bei einander am Euphrat gelegen, wo die von ihnen speciell und fast noch höher als Mohammed selbst verehrten Heiligen begraben liegen: Ali und seine beiden Söhne Hasan und Hussein. Da ein Begräbnisort in der Nähe dieser geheiligten Grabstätten alle Sünden austilgt, so findet das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene Wallfahrtsbewegung, und zwar nicht bloß lebender, sondern namentlich toter Gläubigen, nach diesen Orten statt. Viele Leichen nämlich werden jährlich aus der weitesten Ferne hierher geschleppt, teils zu Schiffe auf dem Strome, teils zu Lande mittels Karawanen, wobei gewöhnlich zwei in Filz gehüllte Särge auf den Seiten der Lasttiere herabhängen. Man kann sich denken, in welchen Zustand diese oft wochenlang auf der Reise befindlichen Leichen geraten und welche Ausdünstung sie verbreiten; selbst in gesunden Jahren soll ein Fünftel der Pilger und des Karawanenpersonals seinen Tod an diesen geheiligten Orten finden, wo man natürlich auch nichts wider die ausbrechenden Krankheiten thut, da hier zu sterben meist der höchste Wunsch ist."

Die hier angedeuteten Übelstände werden nur durch das Christentum, also durch die Mission gehoben oder doch vermindert werden können. Das evangelische Christentum allein wird imstande sein, den Götzendienst und die dadurch bedingten Wallfahrten zu beseitigen und andererseits indirekt die niedern Volksklassen auf eine höhere Stufe der Wirtschaft und Kultur zu heben, und so jener gefürchteten Seuche wirksam entgegen zu treten. O. F.

Zum Zulu-Settlement.[1])

Von Missionar Rößler.

In einem der ersten Berichte des Residenten (Vertreters der brit. Regierung) im Zululande wurde gesagt, daß Friede und Ruhe im ganzen Zululande herrsche, seine oft von den Häuptlingen begehrten Ratschläge willig befolgt würden und der Zustand der Furcht vor den Dingen, deren Kommen seitens der Zulu befürchtet wurde, dem Vertrauen zur engl. Regierung Platz gemacht habe: sie werde durch die dem Zululande gegebene Einrichtung nur das Wohl des Volkes im Auge haben und nie zugeben, daß die alte Herrschaft wieder aufgerichtet werde.

Das waren vortreffliche Aussichten für das Zululand. — Allein schon zu Sir Garnet Wolseleys Zeit waren die Parteien in und außerhalb des Landes (ausgenommen einige Individuen, denen es Vorteiel gebracht) mit seinem Settlement nichts weniger als zufrieden und der Beweise lagen genug vor, daß im Grunde genommen die Zustände nicht viel besser seien als vor dem Kriege.

Um vorauszusehen, daß dieses famose „Settlement" klägliches Fiasko machen werde, brauchte es keiner Prophetengabe. Sehr bald mußte es „ausgebessert" werden.

Zu unserm Thema ist in englischer Sprache so viel geschrieben und gedruckt, daß ein Verzeichnis der Bücher, Broschüren, Leitartikel u. dgl. sich ganz interessant ausnehmen würde. Mancherlei ist in deutsche Blätter übergegangen. Es hat besonders seit dem Kriege das Zuluvolk in weiteren Kreisen Interesse erregt und der Gefangennahme Ketschwayos wurde in den Missionskreisen „eine große und weitreichende Bedeutung" beigelegt und so sollen die nachstehenden Zeilen einiges über die Zustände des Zululandes seit dem Wolseleyschen „Settlement" bis heute sagen und zwar in Voraussetzung des schon früher in dieser Zeitschrift Veröffentlichten (1881 S. 203 ff.) und zeigen, was man seither zum Settlement (Beruhigung) der Zulus gethan hat.

Bei dem Versuche aber, die durch das Settlement geschaffene Lage ungeschmückt in Umrissen zu zeichnen und den Schaden kurz ins Licht treten zu lassen, ist zu bevorworten, daß die Lage noch viel verwickelter und der Schade in Wirklichkeit viel größer ist als es mit Worten auszudrücken möglich, wie auch, daß die Darstellung dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend, auf die verwickelten Gänge der Politik, ihre Intriguen 2c. wenig eingehen kann. Noch sei vorausgeschickt, daß wir innerhalb kaum dreier Jahre bereits ein dreimaliges „Settlement" des Zululandes erlebt haben.

---

[1]) Geschrieben Ende 1882 und Anfang 83. Mittlerweile ist ja nun durch die Rückkehr Ketschwayos und die ihr gefolgten neuen blutigen Wirren der unbegreiflich verkehrten englischen Politik die Krone aufgesetzt worden. Wie es scheint, ist K. noch am Leben; aber sein Protektor Kolenso ist gestorben. — Immerhin dürfte die folgende Specialkorrespondenz für die Charakteristik südafrikanischer Zustände und namentlich der dortigen englischen Politik von bleibendem Werte sein. D. H.

Auf das Wolseleysche folgte das Woodsche und in dieser Zeit geht das Sir Henry Bulwersche vor sich.

Die 13 resp. 12 erwählten Beherrscher des Zululandes kamen bald in Konfusion und Kollision mit sich, untereinander, den ihnen unterstellten Häuptlingen und dem Volke. Den Philanthropen und Schwärmern für Civilisation ohne Christentum war es allerdings ein großer Fortschritt, als Ketschwayo eine Droschke vom Landdrosten in Utrecht kaufte, u Hlubi bald in der seinigen kutschierte und Ham sich ebenfalls eine bestellte. Beweis genug für die ohne die Bibel erzielten Bildungsgrade, denn keiner von ihnen war vorher christlich geschult. Der weitere Fortschritt dieser „Civilisation" hat gezeigt, daß eben der Wunsch Vater des Gedankens war.

In Hams Distrikt brachen die Unruhen am ersten aus und ist es bis heute dort am kriegerischsten hergegangen. Umnyamana, Ketschwayos erster Minister und einflußreicher Zulu, hat seinem Häuptling, dem Residenten, dem Zuluvolke und weißen und schwarzen Nachbarn viel Unruhe bereitet. In seinem Auftreten zeigte sich nur zu deutlich, daß er seinen frühern Rang und Einfluß nicht verschmerzen konnte. Er begann damit, daß er 90 Kopf Vieh wegnehmen ließ, um dasselbe Keschwayos Sohne zu geben. Zwei Regimentern verbot er — entgegen Sir Garnets Bestimmung — das Heiraten.

Ein anderer der 13 hatte an Ham eine große Anzahl Vieh abzutreten, er weigerte sich und ließ Ham sagen: „Ich trage nicht die Schuld, daß du den Zulugeist herabgewürdigt und vernichtet und zu den Engländern übergegangen bist." — In Dunnsland war besonders der Prinz Dabulamanzi der Störenfried und Dunns Plagegeist. Die Prinzen sollten ja nach Sir Garnets Bestimmung alle in Dunnsland unter Aufsicht gestellt werden. Dazu haben sie sich aber nie verstanden und mit Ausnahme derer, die wie der genannte D. und Umagwendu dort ansässig waren, ist keiner gezwungen worden. Wohl versuchten sie, auf einer Zusammenkunft bei Ham sich vereinigend, Schritte zu thun, bei Ham wohnen zu können, da aber Kolenso so bald in der Lage war, ihnen die baldige Wiedereinsetzung ihres Bruders versprechen zu können, unterblieb es.

u Hlubi, der Sotho, welcher in u Siraуos Distrikt Herrscher wurde, ist bis heute nicht populär geworden. Es war ein Mißgriff, einen Sotho über Zulus zu setzen.

Krieg gab es bald zwischen Ham und Abaqulisini und Umnyamana, Hlubi und seinen Häuptlingen, J. Dunn und u Sitimela, u Sibebu und un Dabuka u. s. w. — Der letztere, auch ein Bruder Ketschwayos, war auf dem Wege, sich zum Könige machen zu lassen. Auf Anraten des Residenten wurde ihm ein Stück Land angewiesen, er beklagte sich aber, daß es für ihn und seinen Bruder (um Sutu) und Anhang zu klein sei und krakehlte weiter. Der Aufstand u Sitimalas, welcher weitere Dimensionen anzunehmen schien, wurde nicht ohne viel Blutvergießen und manche Greuelthaten von J. Dunn niedergeworfen. Da der Resident keinen Rat wußte, hatte er J. Dunn den Auftrag gegeben. „Daily News" verurteilte diese Handlung hart und sagte u. a.: „Während wir in Frieden mit dem Zululande sind, haben wir kein Recht uns einzumischen, wenn ein Teil darnach verlangt, einen unbeliebten Herrscher abzusetzen." (!) J. Dunn und Kolenso hatten nach Beendigung dieses Aufstandes einen recht artigen Federkrieg hinsichtlich der „Greuel und Schlächtereien".

Wie es um die Sicherheit des Lebens stand, darüber seien nur einige Fälle angeführt. Im Oktober 1881 wurde ein Natalkaffer, mit Namen um Puze, von seinem Arbeitgeber C. Wyn, derzeit als Händler im Zululande sich aufhaltend, in Postange-

legenheiten zu Missionar Ostebro in Emahlabatini geschickt und auf dem Heimwege von zwei Leuten un Dabukos mit Assagaien ermordet. Die Mörder waren Umnyamanas und un Dabukos Soldaten, deren mehrere hundert damals gegen Ham und u Sibebu gerüstet waren. V. machte sich sofort auf, die That dem Residenten anzuzeigen und wurde an Ham gewiesen, der beauftragt wurde, die Mörder zu fangen. Diese waren aber bereits zu u Tyingwayo geflohen und — blieben dort unbelästigt. Der Vater des Gemordeten begab sich mit einem Bruder zum Residenten. Nach langem Warten wurden sie zu u Tyingwayo geschickt, welcher sagte, daß er machtlos sei zum Eingreifen und daß der Versuch, die zwei zu hängen, nur zu mehr Blutvergießen führen würde. V. und die beiden Kaffern wurden darauf vom Residenten, zu dem sie sich wieder begeben, mit dem Bedeuten zu Ham geschickt, daß er denselben bereits instruiert habe. Dieser jedoch sagte, daß die Instruktion des Residenten dahin laute, die Angelegenheit zu untersuchen, sich aber nicht weiter damit zu befassen. So weit bekannt, sind jene beiden Mörder bis heute noch auf freiem Fuße, wie denn auch der berüchtigte u Jolwane, welcher seinen Herrn mordete, noch unangefochten im Zululande lebt.

Zu einem Weißen floh ein „Ausgerochener“. Seine Schwester war bereits ausgerochen und von fünf Frauen zu Tode gesteinigt. Der Häuptling untersuchte die Sache, die Frauen wurden schuldig befunden, es wurde an den Residenten berichtet und dieser gab den Bescheid: „In Rücksicht darauf, daß es Frauen sind und dieses der erste Mord, der im Distrikt vorkommt, soll vom Töten Abstand genommen werden. Die Folge war, daß nun der Bruder ausgerochen wurde.

Der Häuptling um Landela mußte fliehen und bei J. Dunn Schutz suchen, und kurz darauf hatte sich auch der letztere in Verteidigungszustand zu setzen, so daß es leicht begreiflich, daß die Gerüchte von seiner Flucht und dann von seiner Ermordung sich verbreiteten. — Usibebu richtete sich an der Grenze seines Distrikts eine Festung (Ityalikamutyelekwana) ein, wohin er die Kriegsbeute, Gewehre, Vieh u. s. w. in Sicherheit brachte.

Das Gefühl der Häuptlinge, England erwarte von ihnen ein dem der Weißen ähnliches Regiment, wurde immer allgemeiner und so war es nicht zu verwundern, wenn einige um weiße Magistrate baten und ihre Distrikte nach dem Muster von Dunnsland einzurichten sich bestrebten. Ein gewiegter Diplomat A. Fenny wurde u. a. erwählt und sagte zu. Viel erwartete man von diesem „Großvezier, Oberrichter und Kanzler mit Mr. Findley als seinem Lieutenant, welcher sein bestes thun wird, den Engländer und Christen unter den Zulus zu Ehren zu bringen.“

Daß J. Dunn schon länger 8 Magistrate hat, ist früher bereits erwähnt. Von seinem Volke mehr gefürchtet als geliebt, that er doch mancherlei zur Hebung desselben, er legte Straßen an, verteilte Pflüge und erließ strenge Gesetze gegen den Schnapshandel und das Saufen. Einen Weißen belegte er mit harter Strafe wegen Spiritusverkaufs im Widerspruch mit seinen Gesetzen. Seine Magistrate haben die Gerechtigkeit zu handhaben im Lande, und schwere Fälle werden vor ihn gebracht; es wird dann eine Art Tribunal errichtet, wo J. D. als Oberrichter und seine Magistrate als Beisitzer fungieren. Von den von ihm bei seinem Amtsantritt mit solcher Emphase in Aussicht gestellten Musterschulen ist bis jetzt jedoch — außer einem Beitrag an die Mission zu solchem Zwecke — noch gar nichts zu spüren. Den andern Häuptlingen ist er — wie zu erwarten war nicht immer zum Segen — ein „Ratgeber“, ja eine Art Vormund geworden. Oft ließ er sich in Durban interviewen und versicherte dabei, daß es verhältnismäßig in seinem Distrikte am allerbesten stehe, betonte aber,

daß es nicht eher Friede im Lande werde, bis die Zulu ein gemeinsames Haupt hätten und nicht undeutlich ließ er merken, daß er dieses Haupt in sich erblicke. Das mittlerweile erschienene Blaubuch läßt es außer Frage, daß J. D. sich der engl. Regierung als Thronkandidaten präsentiert hat. Drei seiner Schreiben an die Regierung liegen gedruckt vor.

Eine auffallende Merkwürdigkeit ist der Resident im Zululande. Es giebt schwerlich viele Beamte auf Gottes großer Erde, die eine so eigenartige Stellung einnehmen, wie der engl. Vertreter im Zululande. Darstellen soll er die höchste Autorität im Zululande, während er doch absolut jeglicher Autorität bar ist. Nach Abschluß des Friedens mit den Bauern trat der Resident mit großem Eifer für Abänderung des Settlement auch seiner Stellung ein. „Ich bin eben nicht in der Lage, etwas thun zu können und würde, wenn ich ginge, wenig damit verloren sein", schrieb er an den General Wood.

Immer mehr nahmen die „Verwickelungen" im Lande zu und drängten zur Abänderung des S. Zur Annektion konnte und wollte man sich nicht entschließen und so erhielt General Wood Auftrag, wieder zu „setteln". Sofort nach Unterzeichnung der Konvention mit den Bauern begab sich W. mit einer Eskorte ins Zululand, denn persönlich sollte er die Vorschläge der Regierung, „welche größtenteils von J. Dunn behufs der Einführung besseren Regiments im Lande und besonders hinsichtlich regulärer Steuern" gemacht worden seien, vorlegen.

Inhlazatya war der Ort, wohin die Häuptlinge beschieden wurden und wo Sir E. W. ihnen erklärte, daß die ganze Angelegenheit in ihren Händen sei und jeder nach eigenem Belieben die zu machenden Vorschläge annehmen und abweisen könne.

Solche Vorschläge waren: 1) Einführung einer Steuer für die Hütte etwa 10 Mark, welche aber nicht mehr wie bisher, sondern regelmäßig zu erheben. Von allen 13 angenommen.

2) Daß den Häuptlingen, denen es wünschenswert erscheine, der Beistand eines Offiziers als Berater gewährt werden solle, welcher letztere von dem Residenten zu ernennen sei. Angenommen von allen, mit 2 Ausnahmen, worunter J. Dunn.

3) Von den durch die Hüttensteuer aufgebrachten Geldern sollen die Häuptlinge zur Unterhaltung des Residenten, der Unterresidenten und sonstiger zum besten des Zuluvolkes nötiger Bedürfnisse beitragen. Zustimmung seitens aller.

4) Ausgaben für Grenzwachen u. dgl. soll auch von jenen Einkünften bestritten werden. Allgemein abgelehnt.

5) Die Häuptlinge haben Straßen anzulegen und zu erhalten und können entsprechenden Zoll erheben. Allerseitige Zustimmung.

6) Es ist wünschenswert, daß die Häuptlinge in ihren Distrikten Industrieschulen errichten. Wurde von allen abgelehnt und nur von J. Dunn zugestimmt.

7) Alle Häuptlinge müssen sich vereinigen zu gemeinsamen Schritten gegen Einführung geistiger Getränke. Angenommen von allen mit Ausnahme Seketwayos (nach andern Berichten Hams).

8) Es ist wünschenswert, daß von Zeit zu Zeit sich die Häuptlinge versammeln, da allen die Erhaltung des Friedens wünschenswert sein muß. Solche Versammlungen wären auf die Bitte eines der 13 vom Residenten zu berufen und unter einem Vorsitze zu halten. Allerseitige Zustimmung.

Sonderbarer Weise verweigerte Lord Kimberley nachträglich einem Teile des 3. Vorschlages seine Zustimmung, indem er die Besoldung des Residenten von jenen Geldern nicht gestattete, wie er überhaupt demselben größere Autorität nicht übertragen wollte.

In Kimberleys Antwort auf Woods Bericht über dieses Settlement kommen die gerade jetzt in sonderbarem Lichte erscheinenden Worte vor: „Es bleibe dahingestellt, ob es bleiben kann wie es bisher war, oder ob eine Änderung wünschenswert, so daß vielleicht eine Einteilung des Landes in 3 Distrikte dem Übel abhilft.“ — „Es ist ja auch möglich, daß Häuptlinge und Volk darnach verlangen, daß die Teile wieder zu einem Ganzen und unter einem Haupte vereinigt werden;“ „wenn nach dieser Seite Ihnen sollten Vorschläge gemacht werden, so wird sorgfältige Erwägung nötig sein, aber keinesfalls vergesse man, daß die engl. Regierung die eingegangenen Verpflichtungen erfüllen wird, so lange die Häuptlinge ihrerseits ihren Verpflichtungen nachkommen.“

Sir E. Wood übertrug J. Dunn etwas mehr Gewalt hinsichtlich der Ruhestörer und es ließ sich manches zum bessern an. Es war allerdings dieses Woodsche Settlement nicht imstande, die übeln Folgen des Sir Garnetschen ungeschehen zu machen oder auch nur für die Zukunft vorzubeugen, denn dazu hätte er nicht nur von vorn anfangen müssen, sondern es der Möglichkeit einen Strich durch die Vergangenheit ziehen zu können, bedurft. Persönlich war Wood von den besten Absichten erfüllt und hat er privatim manches gethan, was von guten Folgen begleitet war.

Trotz Woods Settlement war das Volk jedoch keineswegs gesettlet. Wood hatte den streitbaren aba Qulusini frei gestellt, nach der Küste oder zu J. Dunn überzusiedeln, allein sie weigerten sich und zogen in die Nähe der Transvaalgrenze. Kaum dort angekommen, überfielen sie Hams Volk und raubten gegen 2000 Kopf Vieh. Ham folgte ihnen mit etwa 1000 Mann, ließ die Hauptmacht zwischen Pivane und u Hlobane zurück und verfolgte den Feind mit 200. Aber auch dieser war stark genug und trieb diese 200 zurück. So kam es (am 20. Oktober 1881) zur Schlacht und es wurden 800—1000 getötet. Während dieses Kampfes bemächtigten sich eine Anzahl Bauern der großen Herde Vieh und teilten sich darein. (!) Kommandant Raaf, welcher die Angelegenheit untersuchte und die Namen der Bauern, darunter leider auch 2 Deutsche, ermittelte, wurde von Ham die Hälfte der Herde angeboten, wenn er sie von den Bauern erlange. Sie hatten jedoch ihre Namen bereits dem Vieh eingebrannt. Raaf schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ich schreibe als einer, der selbst den Zulukrieg mitgemacht und der Weisheit Sir G. W. zum Zulu-Settlement so viel zutraute.“ — „Mit tiefer Betrübnis über die Zustände im Zululande bin ich erfüllt, da ich mich überzeugen mußte, daß es jetzt viel schlimmer steht als vor dem Kriege. Der brit. Resident, ein reines Nichts, wird weder von den Zulus noch von den Bauern respektiert und der englische Einfluß ist im Zululande noch mehr dahin als in Transvaal. Der Zulu sagt, daß er Vertrauen weder zu den Engländern noch zu den Bauern habe und muß eben jeder Häuptling sehen, wie er unter den jetzigen Umständen fertig wird.“

Das arme Volk sollte nicht zur Ruhe kommen, dafür sorgte in reichem Maße die in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte Partei, an deren Spitze hier der Bischof Kolenso steht. Es hat etwas unbehagliches, das Treiben dieser Leute anzusehen, und doch gehört wenigstens etwas davon in diese Zeilen, da leider Gottes die Zuluangelegenheiten und Kolenso & Ko. untrennbar sind. Umnyamana wurde von Kolensos Leuten beeinflußt, denn er erhielt die Versicherung: „dein König kommt wieder“ und Verhaltungsmaßregeln. Die Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit wurde genährt, denn zeigen mußte man, daß es ohne Ketschwayo nicht geht im Zululande. Zu einem der größten Häuptlinge in Dunnsland, Umavungwana, schickte Kolenso und ließ ihn

wegen seines Anschlusses an die Aufrührerischen beloben. Es ist nicht möglich, die einzelnen Glieder der ganzen Intriguenkette hier aneinander zu reihen. „Der Zweck heiligt das Mittel." Nach diesem Grundsatz der Jesuiten ist tapfer verfahren. Gegen 1000 (nach a. gegen 2000) Zulus, darunter angesehene Häuptlinge und Prinzen, mit Undabuko (welcher in steter Verbindung mit Kolenso) an der Spitze, kamen als „Deputation" nach Moritzburg, um ihrem Unwillen darüber Ausdruck zu geben, daß nur einer aus dem Königsgeschlechte einen Distrikt erhalten, die engl. Regierung schon so lange ihren König festhalte, während das Volk längst sehnlich auf ihn warte u. s. w. Die Missionare im Zululande u. a. wissen davon zu sagen, wie diese „Deputation" zustande gebracht worden und Sir Henry B. wußte es auch und nahm sie gar nicht an.

Kolenso ist Glied und zwar ein sehr hervorragendes der Aborig. Protection Society, zu welcher nach der Behauptung der „Wittneß" nicht wenig Juden gehören. Er schürte hier und fertigte die Berichte, und drüben wurde von den „Members" die Regierung und das Publikum bearbeitet. Was Ketschwayo am Kap über sein gutes Herz und seine Vergangenheit sagte, war ihnen Evangelium und wurde nach Möglichkeit ausgebeutet und vieles von dem, was unter andrer Namen in der Presse über das Zululand umlief, war geschrieben oder inspiriert von Kolenso. Es beruhte auch immer „auf Genauigkeit der Informationen" und der Refrain: „my words represent the case exactly as it exists" — „as one who is acquainted with every thing, that goes on in Zululand" war für Eingeweihte deutlich genug. Die ganze Art und Weise, wie sie ihre Paraden in Scene setzen, ist die der Theater: die geringe Zahl ihrer Mannen wird verschieden kostümiert, um glauben zu machen, daß sie im Zululand und Natal eine ganze Armee hinter sich haben.

Dieser Partei steht eine andere mit entgegengesetzten Plänen und Bestrebungen und somit auch einer durchaus verschiedenen Politik hinsichtlich des Zululands gegenüber. Zu ihr gehören Sir B. Frere, Sir E. W. Wood, Bulwer, fast die ganze weiße Bevölkerung und alle Schwarzen Natals, die sich freuten, als der „Tiger" endlich gefangen war, die Missionare im Zululande mit einigen Ausnahmen (wo die jetzigen Zustände gegen die zu Ketschwayos Zeiten im Nachteil erscheinen).

Das Natalparlament hat gegen Ketschwayos Wiedereinsetzung dreimal protestiert. Am 30. Nov. 80 beschloß es, „daß die fortdauernde Gefangenhaltung Ketschwayos im Interesse des Friedens in S.-O.-Afrika geboten, indem er die Quelle steter Gefahren und Drohungen", die Kolonie jede Verantwortlichkeit von sich weise und die Folgen einer solchen Politik verwerfe, „wenn es unglücklicherweise ernstlich beabsichtigt sein sollte, Ketschwayo zurückkehren zu lassen."

Am 1. Dez. 81 wurde derselbe Protest im wesentlichen wiederholt und hinzugefügt, „daß das Zuluvolk seinen ehemaligen König immer als Repräsentanten des Militärsystems, welches der Zulukrieg vernichten sollte, ansehen würde, daß die Rückkehr Ketschwayos die Rachegelüste wegen der erlittenen Niederlage aufs neue anfachen und die benachbarten Gebiete stets beunruhigt sein würden, sowie auch daß die Rückkehr des Königs eine höchst beklagenswerte Wirkung auf die Eingebornen Natals ausüben werde, weil sie darin einen fatalen Beweis für die Schwäche und den Wankelmut Englands erkennen" — und die Aussicht für die Civilisation aller der Königin direkt oder indirekt unterworfenen Stämme S.-A. bedeutend herabmindern würde.

Da sich die Überzeugung infolge der Vorgänge im Zululande immer mehr Bahn brach, daß es so nicht länger bleiben könne, wurde auch der Widerspruch im Par-

lament von 1882 schon schwächer und ein geharnischter Antrag gegen Ketschwayos Rückkehr erhielt die Majorität nicht. Dagegen wurde ein anderer, wenn auch nur mit wenig Stimmen Mehrheit angenommen, wonach nichts einzuwenden sei, wenn 1) zwischen Natals und Ketschwayos Lande eine neutrale Zone bestimmt werde, wo auch Natalkaffern sich ansiedeln könnten und wenn 2) England sich befleißige, mit größerem Nachdrucke bessere Zustände im Zululande herbeizuführen.

Sir B. Frere warnte noch Anfangs Juli: „England entfernte Ketschwayo und ernannte Häuptlinge. Warum jetzt diese Einrichtung ändern und gegen die Häuptlinge wortbrüchig werden? Ketschwayos Regierung war eine Regierung des Schreckens, der Greuel und des Blutvergießens — welches Recht hat die Regierung, Ketschwayo jetzt wieder über das Zululand zu setzen? Den Residenten mit genügenden Machtbefugnissen zur Kontrolle über die Häuptlinge betrauen, würde für die gegenwärtige Einrichtung genügen. Die Häuptlinge haben Kontrolle nötig."

Sir Henry Bulwer, welcher zur Zeit des Zulukrieges Gouverneur in Natal war, wurde zum zweiten male als Kommissär bevollmächtigt. Aus seiner Instruktion glaubte man schließen zu können, daß dieselbe für ihn eine Art Prokuratur über das Zululand einschließe, denn es hieß darin, daß er ermächtigt sei, „alles zu thun, was in bezug auf die Eingeborenen des Zululandes ihm gesetzlich und nötig erscheint zur Sicherung des Friedens und der Ordnung unter diesen Stämmen in der Erhaltung guter Beziehungen zu ihnen, sowie zur Sicherung der Kolonie Natal." Es zeigte sich jedoch bald, daß man geirrt. Mit den Aufgaben eines High Kommissioner steht es — um Niebuhrs Wort über die Verhandlungen mit dem Papste anzuwenden — eigentümlich, sie sind zweierlei Art: solche, die ein Kanzlist besorgen kann, und solche, die selbst der Engel Gabriel nicht fertig bringt. Dazu kommt, daß es keine leichte Aufgabe für einen solchen Mann ist, einen Standpunkt zu gewinnen, auf dem er unbeeinflußt von Vorurteilen und Truggeweben die Lage beurteilen kann, und weiter ist nicht außer acht zu lassen, daß den jetzigen Prokonsuln und Kommissären in Süd-Afrika kaum noch Zeit zum Handeln auf eigne Verantwortung übrig bleibt, wie dies früher der Fall war. Nahm früher eine Korrespondenz mit England mehrere Monate in Anspruch, so erfordert dieselbe nach Einrichtung des Telegraphen hin und zurück kaum 48 Stunden.

Spätere Instruktionen gingen dahin, daß Sir H. B. aus eigener Anschauung ein Bild von dem Stande der Dinge im Zululande gewinnen, seine Eindrücke und Ansichten in betreff des zukünftigen „Settlements" nach England berichten solle und besonders habe er „die Wünsche des Volkes hinsichtlich der Rückkehr des Königs" kennen zu lernen. B. begab sich auf die Reise und im September waren in der Nähe des Büffelflusses Ham, Usibebu, Umnyamana, Undabuko, Dabulamanzi, Usiwetu (3 letztere Brüder Ketschwayos), Umgani (Häuptling der Abaqulusini) und andere Unterhäuptlinge um ihn versammelt. Jeder begleitet von Unterhäuptlingen, wurde im Beisein des Sekretärs für den Eingebornen, J. Schepstone, im Zelte besonders vernommen.

Was besprochen wurde, ist bis jetzt Geheimnis und nur das, was mit Ham und ein Teil dessen, was mit Usibebu verhandelt worden, ist in die Öffentlichkeit gedrungen. Nächst den Zwisten mit Umnyamana wurde Ham gefragt, ob er die Abaqulusini nicht wieder in seinem Distrikt wohnen lassen wolle? „Nein" war die Antwort. Ob er Ketschwayo zurück wünsche? „Was sollte mich dazu bewegen? Bin ich nicht beim Ausbruch des Krieges zu euch gekommen, weil mich mein Bruder töten wollte?" Usibebu wurde stark zugesetzt, seinen Distrikt aufzugeben, was er aber entschieden verweigerte. — Eine Versammlung aller Häuptlinge in Emahlabatini wurde in

Aussicht gestellt und Ham und Usibebu kehrten noch in der Nacht und voller Furcht zurück.

Die Entrüstung in Natal wuchs als es bekannt wurde, daß B. „jegliche politische Demonstration im Zululande vermeiden“ sollte und er nun auch nicht nach Emahlabatini ging. Wenn es den Anschein hatte, als solle das „Settlement“ auch eine religiöse Weihe empfangen, so wurde auch diese Meinung bald zerstreut. Dem engl. Bischof hatte der Kommissär versprochen, bei der Grundsteinlegung zur Kirche auf Isandhslwana gegenwärtig zu sein, aber man wartete vergeblich auf ihn mit dem Beginn der Feierlichkeit. — Endlich kam ein Bote, der einen Brief brachte des Inhaltes, „daß diese religiöse Ceremonie als politische Demonstration aufgefaßt werden könnte“ — und er auch nicht recht munter sei.

Über Ketschwayos Gefangenschaft braucht schwerlich etwas gesagt zu werden, da hierüber genug veröffentlicht ist, nur sei bemerkt, daß die Bestimmung, es solle infolge des Mißbrauches ihm nicht mehr gestattet sein, Besuche anzunehmen, nicht lange in Kraft blieb und auch wohl nicht sehr ernst gemeint war. Merkwürdig ist, daß er während seiner Gefangenschaft über alle Vorgänge im Zululande so genau informiert war. Wie bekannt, ist ihm nach vielem Schwanken die Reise nach England gestattet worden. Gegen eine solche Reise hatten im Grunde auch die Gegner nicht viel einzuwenden. Aber die Erlaubnis zu derselben schloß mehr in sich. Sobald der Dampfer mit ihm sich 3 Meilen seewärts von Kapstadt entfernt, war das Gesetz, nach welchem er in Kapstadt gefangen gehalten wurde, außer Kraft und K. ein freier Mann. Man fürchtete auch, daß dies beabsichtigt und der Dampfer seinen Kurs ändern würde und J. Dunn war auf eine solche Landung vorbereitet. Die Furcht war, wie sich ergeben hat, unnötig, denn eine solche Einsetzung Ketschwayos wagte auch die Regierung nicht. Kolenso & Ko. traten damals auch zunächst nur für den Besuch in England ein, wohl wissend, daß die Wiedereinsetzung das Resultat sein würde.

Die Kapkolonie mit Ausnahme der Anhänger der A. P. S. verhielt sich ruhig bei der Sache. Eine Wiederaufnahme Ketschwayos als Gefangenen verbat man sich. „Wir tragen kein Verlangen, sein Angesicht wieder zu sehen; und ob man ihm in England eine rosige Gefangenschaft bereitet, oder ob er als bevorzugter Despot ins Zululand zurückkehrt, geht uns nichts an,“ — „die Regierung mag diese Sachen mit Natal abmachen, wir werden weder Hand noch Fuß rühren,“ hieß es dort.

Während man sich über die Absichten der Regierung hin und her stritt und allerlei Vorschläge zum abermaligen „Setteln“ gemacht wurden, J. Dunn und seine Freunde für dessen Königtum arbeiteten, hatten — wie jetzt offenbar ist — Kolenso und Genossen bereits bestimmte Zusagen über die Absichten der Regierung, Ketschwayo wieder einzusetzen, und erklärt sich nun auch, wie Kolenso so siegesgewiß sprechen konnte: „Euer König kommt wieder, mögen andere sagen was sie wollen.“

Doch es trat dennoch infolge der Bulwerschen Berichte ein Rückschlag ein. In England fing man an zu fürchten. Die Feindseligkeiten zwischen Ham und Abaqulusini waren wieder ausgebrochen. In Usibebus Distrikt verband sich ein Teil der Usutupartei mit Umbopo, um einen Unterhäuptling Usibebus, Usanfula, der letzterem zugethan war, zu plündern. Usibebu zog gegen sie und nachdem mit andern auch drei Söhne Umbopos gefallen, wurden die Aufrührer vertrieben und viel Vieh erbeutet. Auch zwischen Hams und Umnyamanas Leuten kam es wieder zum Streit und einige wurden getötet und mehreren die Köpfe eingeschlagen.

Bald verbreitete sich die Nachricht: „Aus Ketschwayos Reise wird nichts.“ Ein Telegramm vom 15. Mai aus London meldete: „Die beabsichtigte Reise Ketschwayos

hat im Zululande viele Intriguen veranlaßt und soll deshalb aufgegeben werden. Hinsichtlich der Zukunft noch nichts beschlossen." — Ketschwayos Freunde waren wieder außer sich; nicht weniger aber Ketschwayo selbst, welcher drohte, sich das Leben nehmen zu wollen. Im Blaubuch ist sehr viel über diese Auftritte veröffentlicht, und sei hier nur bemerkt, daß als am 18. Mai der Gouverneur vom Kap ihn besuchte, Ketschwayo auch zu ihm sagte: „Wenn man mich bald als Leiche findet, so wisse, daß ich am gebrochenen Herzen starb. Es kommt mir darauf an, jetzt alles zu sagen, was ich zu sagen habe, denn ich fürchte, der Tod wird mich ereilen, das Herz treibt zu einem plötzlichen Tode." Sofort trug der Telegraph den „Herzkrampf" u. s. w. nach London. Am selben Tage schickte ihm der Gouverneur seinen Privatsekretär zu seiner Beruhigung, aus dessen längerem Bericht u. a. auch hervorgeht, daß er, seit ihm gesagt worden, er solle nicht reisen, nichts gegessen habe und äußerte: „Meine Freunde haben mich betrogen, wem soll ich noch trauen?" Auf die Bemerkung, daß er in Erinnerung dessen, daß er ein König gewesen, seinen Kummer auch königlich ertragen müsse, daß England sein und seines Volkes bestes wolle und keinen Zoll seines Landes begehre, erwiderte er: „Seit ich Gefangener bin, ist im Zululande mehr Blut vergossen, als während der ganzen Zeit meiner Regierung. Das Blut, welches zu meiner Zeit vergossen, steht zu dem nachher vergossenen im Vergleich wie die Ente zum Teiche." — „Warum bin ich gefangen? — was habe ich verbrochen?" Folgt eine Aufzählung alles dessen, was über ihn, sein Haus und Volk hereingebrochen.

Der Sekretär versicherte ihn, daß seine Sache gut vertreten sei, seine Freunde nicht müde würden, für ihn zu arbeiten und — daß er „die Sympathien der Regierung für sich" habe. Als ihm am 15. Mai gesagt wurde, daß alle Briefe, welche er seinem Dolmetscher diktieren würde, sofort an die Regierung befördert würden, erwiderte er lachend: „Briefe sind jetzt meine einzigen Waffen."

Aber lassen wir vorläufig K. und seine Briefe und kehren zum Zululande zurück, um zu sehen, wie es in dem geschilderten Zeitraume mit dem Missionswerke dort steht. Nach vorstehender Schilderung der Lage, in welcher das Volk sich befand, braucht kaum erwähnt zu werden, daß diese unruhvollen Zustände auch für die Mission im Zululande nur hemmend gewesen und von einem Erfolge, wie man ihn bald nach dem Kriege erwarten zu können sich berechtigt glaubte, nicht die Rede sein kann.

Nicht äußerer Druck wie früher oder sonstige Beschränkungen haben die Arbeit gehindert. Von der „small patch"-Bestimmung (s. d. Zeitschrift 1881 S. 361 u. 372) haben die Häuptlinge nicht Gebrauch gemacht, was ihnen, soweit bekannt, niemand und am allerwenigsten die Stationsbewohner, übel genommen haben, sondern es stand der Mission so viel Land zur Verfügung, als sie für die Station nötig hatte, so daß dieselben auch bisher ohne bestimmte Grenzen waren. In allen Distrikten mit zwei Ausnahmen, nämlich dem Usibebus und Usankeles, sind Stationen; nur der erstere hat sich bisher gegen die Anlegung solcher abgeneigt gezeigt. Von den andern darf gesagt werden, daß sie — wenigstens offenbar — den Missionaren keine Hindernisse in den Weg gelegt haben. Leider aber kann von keinem der 13 gerühmt werden, daß er sich persönlich dem Worte Gottes zugewandt; alle haben sich J. Dunn zum Vorbilde genommen, welcher sich um Gott und sein heiliges Wort, um Himmel und Hölle nicht kümmert, dagegen aber die Zahl seiner Weiber vermehrt. Ham ist ein Säufer geworden und tritt schon als solcher dem Worte um so ferner. Wider Erwarten hat J. Dunn den Missionaren weniger Verdruß bereitet, als nach seinem anfänglichen Auftreten zu befürchten stand. Von seinen damals projektierten Industrieschulen ist noch nichts zu spüren, er hat sich aber herbei-

gelassen, der Mission eine Beisteuer zu zahlen. Mit Uhlubi sind die englischen Missionare besonders zufrieden.

Hinsichtlich der Zahl der Stationen ist zu bemerken, daß sie noch nicht diejenige der vor dem Kriege bestehenden erreicht hat. Es befinden sich gegenwärtig nur 20 im Lande und verteilen sich dieselben auf die drei dort vertretenen Gesellschaften: Norweger 9, Hermannsburger 6, Engländer 5. Die Zahl der Arbeiter sind 24, nämlich 22 Missionare, ein Missionsarzt und ein eingeborner Gehilfe. Die Station Entumeni fiel nach dem Tode des Bischofs Schreuder der Witwe zu und wird von einem Eingebornen verwaltet; es sind aber Aussichten vorhanden, daß sie in Kürze wieder mit der Stavanger Gesellschaft verbunden wird.

Rücksichtlich der Erfolge ist zu sagen, daß wohl auf den meisten Stationen von einem Zulauf seitens der Zulu die Rede ist, aber nicht um des Christwerdens willen, sondern um Arbeit zu suchen. Die Norweger haben 250 Getaufte exkl. Entumeni, wovon allein auf Etyowe 120 (inkl. 40 Kinder); von ihnen sind 57 nach dem Kriege getauft worden. Gegenwärtig hat diese Station allein gegen 40 Taufbewerber. Die Engländer haben etwa 200 Getaufte, wovon allein $^{8}/_{10}$ auf Kwamagwaza[1]) (Miss. Robertson) kommen. — Die Hermannsburger Stationen, nordwestlich liegend (die in Dunnsland sind noch nicht wieder besetzt) und wovon zwei erst jetzt angelegt worden, haben noch weniger Zahlen aufzuweisen, als eine der genannten Gesellschaften, doch steht nach den neuesten Nachrichten auf der Station Emyati eine reichere Ernte in Aussicht.

Auf Etyowe ist ein Seminar zur Heranbildung Eingeborner im Bau begriffen. Der Bischof für Zululand ist ein allgemein geliebter Mann. Er hatte auch eine „prophet school" für weiße Knaben auf seiner Station angelegt, doch sind sie ihm entronnen. Wie allen Menschenkindern, so geht es besonders den Missionaren und auch selbst dem Bischof. Die Erfahrungen müssen sie erst klüger und praktisch machen und wer darf sagen, daß er im Anfange seiner Missionsarbeit unter den Heiden sich nicht Mißgriffe — zu Schulden kommen ließ, weil er eben das Volk und seine Weise und die Verhältnisse nicht kannte? Ob z. B. der Bischof seine Bestimmung, daß die ihm unterstellten (7) Missionare den Heiden nur predigen, sie aber nie Gebete u. s. w. nachsprechen lassen dürfen, lange aufrecht halten wird?

Zu den das Missionswerk hemmenden Faktoren trat aber in ganz anderem Umfange als vor dem Kriege noch ein anderer: die „Händler". Zu Ketschwayos Zeiten durfte außer den Missionaren kein Weißer sich im Zululande ansiedeln und von dieser Regel machten nur die beiden: Dunn und Nun (letzterer in allem, was Lebensweise u. s. w. betrifft, dem ersteren ebenbürtig und Hams Ratgeber) eine Ausnahme. Nach dem Kriege wurde das Land überschwemmt mit solchen Individuen und wenn sie auch kein Eigentum an Grund und Boden erlangen konnten, so gelang es doch vielen, sich einen Erlaubnisschein für die Berechtigung zum Bleiben auf 5 Jahre und somit eine Art Wohnrecht zu verschaffen. Wer den beklagenswerten Einfluß dieser Namenchristen, die sich hinsichtlich der Religion und Sitten in nichts von den Heiden unterscheiden, ja was Wollust, Lüge und Betrug angeht, noch unter ihnen stehen, aus eigener Anschauung kennt, und wer da weiß, wie bald auch solche, die sich für „kirchlich" und „gläubig" ausgeben und in gewissem Sinne den Stationen (nicht zum Vorteil für dieselben) anschließen, den Versuchungen unterliegen und zu Heuchlern werden, der muß diesen Handel beklagen. Welcher Missionar wüßte dieses nicht mit Beispielen zu belegen? Dieselben sind aber meistens so anwidernd und gemein, daß die Feder sich sträubt, sie weiter zu geben.

[1]) Auf der Station wohnen gegen 300, wovon jedoch nur die Hälfte „Members".

Nach der projektierten neuen Einteilung des Zululandes wird die Mehrzahl der Stationen Ketschwayos Gebiet zufallen. Abgesehen davon, daß nach seiner Rückkehr wenig Aussicht zur Erhaltung des Friedens ist, — welchen Einfluß wird es haben auf die Mission? Nach allgemeiner Annahme keinen förderlichen, was sich nicht nur im Zululande, sondern auch in Natal jetzt schon zeigt.

Wohl hat er in Kapstadt vor der Kommission eine für die Missionare sehr günstige Erklärung abgegeben, indem er sie als seines „Volks besten Freunde, die ein gutes Werk treiben“ u. s. w. bezeichnete, und wenn er sich an einige mit der Bitte gewandt hat, für ihn zu beten, so hat er doch während seines Aufenthaltes unter den Weißen so wenig vom Christentum kennen gelernt, daß er schwerlich großes Verlangen trägt, selbst Christ zu werden oder diesen Wunsch hinsichtlich seiner Unterthanen hegt, wie auch sein Begehr um Fürbitte eben nur von der Furcht vor den zukünftigen Eventualitäten eingegeben scheint. Man besorgt auch nicht mit Unrecht, daß er die Kolensolsche Theologie bevorzugen wird, wenn er sie nicht gar überhaupt als allein berechtigte zur Geltung in seinem Lande bringt. Dann wäre es aber auch mit dem bisherigen Frieden der Missionare im Zululande unter einander vorbei und zwei Parteien sähen die Zulu sich gegenüber stehen, von denen sie bisher nur einerlei Rede gewohnt waren.

Mittlerweile war die Reise Ketschwayos nach England wirklich zustande gekommen. Im vierspännigen Hofwagen war er samt seinem Gefolge nach Schloß Osborn befördert, von der Ehrenwache salutiert und in Begleitung des Earl of Kimberley von der Königin Viktoria in Audienz empfangen worden. Auch das ging vorüber. Er kehrte zurück mit 8 Wagenladungen voll Geschenken; aber er blieb noch immer Gefangener. Schon am 11. Dezember wurde ihm aber im Regierungspalaste zu Kapstadt die Zusage erteilt, daß er in etwa 3 Wochen auf einem Kriegsschiffe nach Port Durnford gebracht und dort vom Residenten und Militär empfangen werden solle. Er bat um Sir Th. Shepstones Beistand bei seiner Einführung und die Bitte wurde gewährt. Im „Briton“ reiste er von Kapstadt ab, war aber sehr enttäuscht, als er bei seiner Ankunft nur Sir Th. S. mit der Eskorte vorfand. Doch schneeballähnlich, je weiter er ins Land hineinkam, vermehrten sich die Zulu um ihn. Wiederholt erzählte er den ihn begrüßenden Zulus, daß die Königin ihm das ganze Land zugesagt habe, J. Shepstones (Br. des Sir Th. S., welcher vorausgesandt war, um den Häuptlingen und Volke die künftigen Einrichtungen kundzugeben) Aussagen seien nicht wahr, und Sir Th. S. sah sich schon am 16. Januar genötigt, ihn zu sich ins Zelt kommen zu lassen und ihm die von ihm unterschriebenen Bedingungen vorzulesen. Er bekannte sich zu denselben, beklagte aber — wie bereits in Kapstadt geschehen sein soll — die Ungerechtigkeit des „Settlements“. Öfters schalt er darüber, daß er ohne Vieh zurückkehre, und am 15. hatte er bereits von den Begrüßenden gegen 70 Kopf erhalten. Die Regierung gab ihm 360 Kopf. Als Dabulamanzi mit 300 Mann ihn gesehen, rief er aus: „Wir sind wiedergeboren, nachdem wir sein Angesicht gesehen!“ Eines Tages verbat er sich, in seinem eigenen Lande wie ein Gefangener behandelt zu werden. Sir Th. S. sagte ihm, daß die Soldaten zunächst als seine Ehrenwache bei ihm seien und im Fall es nötig, ihn gegen seine Feinde schützen sollten, — er aber schwerlich Veranlassung habe sich behandelt zu sehen als Gefangener, da sein Zelt 3—400 Schritte vom Militär entfernt aufgeschlagen werde.

Da erst das Volk sich versammeln sollte (auch das in den ihm nicht unterstellten Gebieten hatte er rufen lassen), mußte der Tag der Einführung verschoben werden. Es ist wohl auch in den deutschen Blättern nicht übersehen, daß zwei Tage

vor der Krönung die Situation eine sehr ernste und kritische Wendung zu nehmen schien, indem die Ketschwayo treu ergebene kriegslustige und in voller Rüstung auftretende Sutupartei mit Umnyamana an der Spitze eine sehr drohende Haltung annahm und die Engländer in Verteidigungszustand zu setzen sich veranlaßt sahen. Die Überzeugung: „Die Lage wird mit jeder Stunde komplizierter, — je eher die Truppen aus dem Lande, desto besser" drängte sich immer mehr in den Vordergrund.

Montag den 29. Januar konnte die Krönung vor sich gehen. Sir Th. S. verbat sich vorher das Erscheinen der Sutu,[1]) welche in den Tagen vorher auch gedroht, jeden niederzustechen, der während Ketschwayos Abwesenheit demselben nicht angehangen. So sehr auch der König gegen diesen Ausschluß protestierte, es wurde darauf bestanden.

In Gegenwart von 5000 Zulu ging die Krönung vor sich. Der Vorlesung der Bedingungen erklärte Sir Th. S. laut, daß die Wiedereinsetzung weder ihm, noch Ketschwayo zu verdanken sei, sondern lediglich durch die Gnade der Königin erfolge.[2]) Sofort nach der Einführung, welche 3 Stunden währte, begaben sich die Truppen auf den Heimweg.

Welchen Eindruck hat aber der Vorgang auf die Anwesenden gemacht? Einen traurigen, denn mehr Enttäuschung als Freude zeigte das ganze Bild. Die Reden, welche gehalten wurden, brachten es zum Ausdruck. Umnyamana, Undabuko, Dabulamanzi waren auch unter den Sprechern und gaben ihr Mißbehagen kund. Es wurden zwar Worte des Dankes gegen die Königin laut, daß sie Ketschwayo zurückgesandt, aber die Betrübnis darüber, daß ihm nicht sein voriger Besitz mit allen Rechten geworden, trat in den Vordergrund. Sie hatten gedacht, daß J. Dunn und Uhlubi über die Grenze gebracht und Usibebu abgesetzt und Ketschwayos Gnade überwiesen werden würde, wie auch, daß alle, welche in den Besitz von Ketschwayos Frauen und Vieh gelangt, samt denen, die über Ketschwayos Abwesenheit sich gefreut, dem Banne verfallen würden. „Ja", redete Umnyamana Sir Th. S. an, „du bist ein großer Mann, denn du machst kleine Völker groß und große Völker klein; wie soll jetzt das Land regiert werden, da du ein Stück dem Usibebu giebst und Ketschwayo weder ein Kriegsheer zu halten, noch Krieg zu führen erlaubst?" Usiwetu sagte u. a.: „Den König habt ihr zurückgebracht, aber was soll er essen? Usibebu hat einen Teil seines Viehes und das Land habt ihr geteilt, so daß nichts übrig bleibt für den König." — „Als wir von Ketschwayos Rückkehr hörten, sagten wir zu einander, nun werden wir wieder aufleben, jetzt aber sagen wir, wir fahren fort, tote Leute zu bleiben." Dabulamanzi mußte von Sir Th. S. mit scharfen Worten, wie: „Was versteht der Junge von der Sache" u. dgl. zur Ruhe ermahnt werden. Nachdem er in demonstrativer Weise nach des Königs Vieh u. s. w. gefragt und auf die andern drei Regenten hingewiesen, fuhr er fort: „Wir dachten, ihr würdet alles in Ordnung bringen und nun kommt ihr, um uns zu töten." Versteht sich, daß die Logik auch nicht unausgesprochen blieb: „Wenn die Königin Ketschwayo zurückschickt, spricht sie damit aus, daß ihre Vertreter in Südafrika Unrecht gethan haben" und indem sie dieses Unrecht gut macht, nicht nur Ketschwayo seine vorige Stellung einzuräumen hat, sondern Macht und Würden hinzufügen muß.

---

[1]) Usutu pl. Abasutu), ein Wort, das zuerst im Kriege Ketschwayos gegen seinen Bruder Umbulazi (1856) das Kriegsgeschrei war, bezeichnet die Anhänger des ersteren. Auch im letzten Kriege gingen dieselben mit diesem Rufe in die Schlacht.

[2]) Daß Ketschwayo ganz anderer Ansicht, bewies er dadurch, daß er nach seiner Rückkehr einen großen Zauberer belohnte, weil seine Medizin auf Lord Kimberley eine so große Wirkung ausgeübt.

Sir Th. S. versprach, ihre Proteste und Klagen höheren Orts zu berichten, aber ohne ihnen versprechen zu können, daß die engl. Regierung denke, wie sie; was die Viehfrage angehe, so überlasse er dieselbe dem Residenten Mr. Fynn („welcher eben so viel Macht hat wie ich").

Diejenigen, welche Ketschwayo in Port Durnford landen sahen und ihn dann in Emahlabatini beobachteten, können die Veränderung nicht genug schildern, welche sie an ihm wahrnahmen. Auch nicht wenig war er aufgebracht über die geringe Anzahl der Teilnehmer und wiederholt hörte man ihn in jenen Tagen sagen: „Wo ist mein Volk? Das sind Leute, die ich schon zweimal hier gesehen habe."

Es würde etwas fehlen, wenn die Bedingungen, auf welche hin Ketschwayo wieder eingesetzt ist, hier weggelassen würden. Die neuen Grenzen anzugeben, ist aber zu umständlich. Die Bedingungen lauten:

„1) Ich will die von der britischen Regierung bestimmten Grenzen meines Territoriums beachten und respektieren.

2) Ich will weder den Bestand des Militärsystems noch irgend eine militärische oder dergleichen Organisation in meinem Gebiete gestatten. Ich will proklamieren und zur Regel machen, daß allen Männern nach Belieben, wann und wie sie wollen, erlaubt sein soll, zu heiraten, gemäß den guten alten Sitten meines Volkes, wie sie in Gebrauch gewesen sind, ehe Tyaka das Militärsystem einführte; und ich will allen Männern erlauben und sie ermutigen für friedliche Zwecke und zur Arbeit nach Transvaal und Natal, oder wohin es auch sonst sei, für sich selbst oder zum Vermieten zu gehen und zu kommen nach eigenem Ermessen.

3) Ich will nicht gestatten, daß von irgend jemand unter irgend einem Vorwande, zu welchem Zwecke es auch sei, von der Seeküste des Zululands Waffen oder Munition oder Waren eingeführt werden, ohne ausdrückliche Erlaubnis des britischen Residenten; in keiner Weise will ich mich beteiligen oder andere sich beteiligen lassen an dieser Einführung genannter Artikel, sei es unter welchem Vorwande es auch wolle, und alle solche Waffen, Munition und Waren will ich konfiszieren und an die Natalregierung abliefern, sowie jede an solchem unerlaubten Import sich beteiligende oder im Besitz genannter Gegenstände betroffene Person mit Geldstrafe oder andern dem Vergehen entsprechenden Strafen belegen.

4) Ich will nicht erlauben, daß irgend einer meiner Unterthanen aus irgend welcher Ursache zum Tode verurteilt wird, bevor nicht in öffentlicher Gerichtssitzung von Häuptlingen meines Gebietes ein unparteiisches Verhör mit Anhörung der Zeugen in meiner Gegenwart stattgefunden hat. Auch die Beschäftigung der Zauberdoktoren oder die Praxis des sogenannten Ausriechens, wie sonstige mit Zauberei sich abgebende Geschäfte will ich nicht dulden.

5) Alle Personen, die in mein Territorium fliehen, um sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, will ich, wenn von der brit. Regierung oder einer der ihr unterstehenden Kolonien oder Besitzungen die Auslieferung gefordert wird, gern und gewissenhaft an die betreffende Behörde ausliefern und das Entrinnen aller, die beschuldigt oder überwiesen sind, sich gegen die englischen Gesetze vergangen zu haben, will ich mit Eifer und allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern suchen, keine Anstrengung scheuen ihrer habhaft zu werden und der brit. Regierung zu übergeben.

6) Ich will keinen Vertrag schließen oder Verhandlungen mit einem Häuptlinge oder Volke oder Regierung außerhalb meines Gebietes ohne die Zustimmung und Erlaubnis der brit. Regierung anknüpfen. Ich will keinen Häuptling, Volk oder Regierung mit Krieg überziehen, sondern will durch den britischen Residenten den Schiedsspruch der brit. Regierung nachsuchen.

7) Die Ernennung meines Nachfolgers und aller späteren Nachfolger soll den alten Gesetzen und Einrichtungen meines Volkes gemäß vorgenommen werden und Gegenstand der Prüfung seitens der brit. Regierung sein.

8) Ich will weder durch Verkaufen noch auf sonst eine Weise etwas von meinem Gebiete veräußern, noch die Erlaubnis zu solchem Verkaufe oder Veräußerung geben.

9) Ich will allen jetzt in meinem Gebiete vorhandenen Personen das Wohnen unter der Bedingung gestatten, daß sie meine Hoheit anerkennen, und jeder Person, die es nicht thut und mein Gebiet zu verlassen wünscht, will ich erlauben, frei und unbelästigt in ein anderes Land überzusiedeln.

10) In allen Streitigkeiten, worin engl. Unterthanen verwickelt sind, will ich mich an den brit. Residenten wenden und dessen Entscheidung respektieren; und in allen Fällen, wo gegen engl. Unterthanen Anklagen, Beleidigungen oder Verbrechen vorliegen, die in meinem Gebiete begangen sind, will ich ohne die Zustimmung des brit. Residenten weder richten noch Urteil sprechen.

11) In allen mit diesen Bestimmungen, Bedingungen und Einschränkungen zusammenhängenden Fällen und allem, was hier nicht näher bestimmt ist und in allem, wo Zweifel hinsichtlich dessen entstehen, in welcher Weise der vorliegende Fall sich zu den Gesetzen, Regeln und Stipulationen verhält, will ich mich nach den alten Gesetzen und Gebräuchen meines Volkes richten. Ich verpflichte mich, diese Bestimmungen, Bedingungen und Einschränkungen zu halten, und feierlich verbürge ich mich, bei denselben, sowohl dem Buchstaben wie Geiste nach ohne jegliche Einschränkung und Hinterhalt treu zu verharren."

In einem zweiten von ihm unterzeichneten Aktenstücke verpflichtet er sich die von der Regierung bestimmten Grenzen der Usibebuschen und der andern (J. Dunns und Hlubis) Distrikte zu respektieren, die bis 1879 zum königlichen Haushalte und Harem gehörigen und jetzt verheirateten Mädchen, Männer und Verwandten nicht zu belästigen, auch nichts von ihnen zu fordern und daß niemand, der in der Zeit seiner Abwesenheit etwas verbrochen, von ihm zur Rechenschaft gezogen werden solle.

Dagegen hat Usibebu sich aufs neue zu verpflichten, die den 1879 übernommenen noch hinzugefügten und dieselben ergänzenden Bestimmungen zu halten, die Grenzen zu respektieren und in Frieden mit den Nachbarn zu leben.

Wir vermissen in dem neuen „Settlement" mit Schmerz eine Bezugnahme auf die Mission. Der frühere Vorschlag Sir Theophilus Shepstones: „Die bereits bestehenden Missionsstationen, zu deren Errichtung die Zuluregierung Erlaubnis gegeben hat, müßten den Missionsgesellschaften, zu welchen sie gehören, zugesichert und die Okkupation derselben als „logische Konsequenz des bei Ketschwayos Einsetzung getroffenen Übereinkommens auf die Entscheidung des Vertreters der brit. Regierung und nicht auf irgend ein Zulugutachten sich stützen," (so gesagt 1878, als Ketschwayo noch im Lande) ist nicht im geringsten beachtet. Wie mag es mit den Konvertiten gehen u. s. w.? fragt man sich. Doch es wird auch hier gut sein, dem Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten. Haben sich doch die heidnischen Häuptlinge des Zululandes besser benommen als der katholische Sir G. W. in seinem „Settlement" gegen die Mission!

Mit dem Ergehen des Zuluvolkes und seiner zukünftigen Lage ist die Missionsarbeit mit ihren Erfolgen aufs engste verknüpft und wenn das Vorstehende in diesem Gedanken geschrieben wurde, so auch die aus dem Überblick des Ganzen sich hier aufdrängenden Eindrücke.

Es ist leicht einzusehen, daß mit wenig Ausnahmen das jetzige „Settlement"

sich seiner Natur nach wenig von dem des Wolseley unterscheidet. Anstatt 13 gleich mächtiger Häuptlinge sind 4, worunter Ketschwayo und J. Dunn die mächtigsten.

Daß Ketschwayo selbst damit nicht einverstanden, hat er nicht verhehlt. Eine der in England an ihn gerichteten Fragen lautete: „Denken Sie, daß eine Einrichtung, die Ihnen Ihr Gebiet nördlich vom Umvolosi (?) sichert und diesseits des Umvolosi bis zur Natalgrenze ein Gebiet für die Häuptlinge, welche ihre Selbständigkeit behalten wollen, von besonderem Vorteil wäre?" hat er damit beantwortet, daß er sagte: „Ich halte dafür, daß wenn dieser Vorschlag durchgeführt wird, eine Basis zur Regelung der Zulufrage gewonnen ist, und die mir zusagt." — Daraus ging hervor, daß er — ohne Zweifel aber nur vorläufig — sich, wenn er nicht das Ganze bekommen kann, mit weniger begnügen wollte und sogar J. Dunn an seiner Seite zu dulden imstande sich zeigte.

Es sind ihm Dinge verboten, die zu den Lebensbedingungen seiner früheren Regierung gehörten: Er soll nicht kriegen, töten, das Heiraten nicht verbieten, keine Regimenter Soldaten haben, sein Wort soll nicht mehr allein gelten als Gesetz, sondern in der Person des brit. Residenten hat er einen Leiter am Ellbogen, ein großer Teil des Landes ist ihm abgenommen. Wie wird das gehen? — Er hat in diesen Jahren Englands mit so oft wechselndem Gesicht sich zeigende Politik kennen gelernt. Eine Behandlung, von der man erwarten könnte, daß sie ihn gebessert, ist ihm auch nicht zu teil geworden, er ist im Gegenteil noch stolzer geworden, als er vorher war, und wird seiner „idhlozi" den Dank bringen für seine Befreiung. Die in Kapstadt vor seiner Reise nach England von ihm gesprochenen Worte: „Mein Volk wird von mir mehr halten, wenn ich in England gewesen bin, und es wird durch die Güte, mit welcher ich dort behandelt werde, sich überzeugen, daß die Engländer meine Freunde sind und mir helfen," werden sich schwerlich in dem hineingelegten Sinne verwirklichen. — Das Volk wird auf die Dauer mit den neuen Verhältnissen sich wenig vertragen und die von demselben erwartete „Dankbarkeit für die Güte Englands" wird mäßig sein, da in solcher Handlungsweise, wie sie dieselbe in den letzten Jahren erfahren, der Zulu nicht Großmut, sondern Dummheit und Schwäche erblickt. Angenommen, Ketschwayo hätte den guten Willen, Wort zu halten, können ihn dann Umnyamana, Undabuko, Dabulamanzi u. a. nebst ihrer Partei lieb haben? Er wird gedrängt werden. Und welche Stellung wird der jetzige Resident einnehmen bei Ketschwayo? Wer sagt gut dafür, daß er nicht in eine Lage wie seiner Zeit der unglückliche Cavagnari in Kabul gerät und dessen Schicksal teilt?

Diese und andere Fragen tauchen angesichts dieses Settlements auf. Allgemein ist die Ansicht, daß wir in kurzem einen neuen Zulukrieg haben, noch ehe das in Natal in Angriff genommene und auf 40000 Mark Kosten veranschlagte „Zulu war memorial" vollendet ist.[1])

Es ist ja möglich, daß England den gefürchteten Ereignissen durch Übergabe des Ganzen an Ketschwayo zuvorzukommen sucht, oder auch insofern eine Änderung vorgenommen wird, daß Usibebu zu Gunsten Ketschwayos abdanken muß und wenn Usibebu und J. Dunn, denen als Resident Mr. Osborn beigegeben, sich nicht halten können, das „Reserveland" annektiert wird. Die auch in Zukunft nicht ruhende Agitation wird die drei nicht zur Ruhe kommen lassen, denn Ketschwayos Freunde fordern jetzt das ganze Zululand für Ketschwayo. Sie waren nichts weniger als zufrieden, daß er den neuen Bedingungen zugestimmt.

---

[1]) Wie aus den Zeitungen bekannt, hat sich diese Befürchtung sehr rasch erfüllt. Der Krieg ist wieder ausgebrochen und wenn, wie es scheint, Ketschwayo noch am Leben ist, wird das Blutvergießen weiter gehen. D. H.

Die Lage ist verwickelt, das leugnet niemand und daran ist, so gerne man auch das nicht glaubte und sagte, die Politik der Liberalen schuld, welche auch der Agitation so freies Feld ließ.

Wie jede große Erschütterung, so hatte auch der Krieg im Zululande seine beklagenswerten Folgen. Durch das Settlement des Sir G. W. und die folgende Agitation wurde das ohnehin schon lockere Band zwischen Häuptlingen und Volk noch mehr gelockert und viele alte Bande gelöst und dadurch Verwirrung angerichtet, die auch ein gut Teil Anarchie zu Tage förderte, und — was nicht zu übersehen — auch der Respekt vor und das Vertrauen zu der englischen Regierung schwand dadurch immer mehr. So ungerecht es ist, eine Regierung zu tadeln, wenn ihr nicht alle Absichten gelingen, so darf doch ohne Scheu in bezug auf die Politik der letzten Jahre gesagt werden, daß sie gar keinen Plan gehabt zu haben scheint, oder zum wenigsten, daß sie ihn nicht festgehalten hat. Daß in England das Schicksal der Unterthanen weniger in dem Willen des Oberhauptes als dem der jeweiligen am Ruder stehenden Partei liegt, und die verschiedenen Principien dieser Parteien und daß unter ein und demselben Monarchen bald konservativ, bald liberal regiert wird und die eine Partei die Arbeit der andern anzuschwärzen, zu verunglimpfen und wenn möglich abzuthun sucht — versteht eben ein Kaffer nicht: er sieht auf das Oberhaupt. Gerade die Folgen solcher Politik: heute nein, was morgen ja und heute Recht, was morgen Unrecht nennen, bereiteten den Boden für die Agitationen des liberalen Kolenso, da jene Politik ihm genug Gelegenheit giebt, zu nörgeln und zu schüren — ohne zu bedenken, daß das arme Volk für den Verlust weiteren Vertrauens zur Regierung und ihren Maßregeln den Schaden davon hat.

Daß viele Zulu Ketschwayo zurückwünschten, soll zugegeben werden. Aber ohne diese Politik nach Ketschwayos Entfernung würde die Entwicklung einen ganz andern Verlauf genommen haben. Die Unzufriedenen im „Volke“ hätten sich, wenn sie diese feste Absicht mit Ketschwayo hätten glauben können, gefügt, und wenn die größten Härten des ersten „Settlements“ beseitigt und der Resident mit mehr Macht ausgestattet worden wäre, nach und nach darein gefunden und auch die Herkunft ihrer Häuptlinge verschmerzt. Wie aber die Dinge sich entwickelten, war es nicht befremdlich, daß sie enttäuscht über die neuen Einrichtungen die früheren Zustände unter Ketschwayo wieder zurückwünschten.

Nicht zu leugnen ist ferner, daß viele frühere Häuptlinge, welche das Settlement um Macht und Ansehen gebracht und denen es unerträglich war, daß sie sich nicht mehr durch „Aufessen“ anderer bereichern konnten, unzufrieden waren, aber es wäre ihnen nie eingefallen, um Ketschwayos Rückkehr zu bitten.

Nur natürlich war es, daß das Königsgeschlecht von Herzen Ketschwayos Rückkehr wünschte, da dasselbe durch das Settlement zu gewöhnlichen Menschen (abantu) degradiert worden; doch auch sie hätten es nicht zu hoffen gewagt.

Wenn auch regierende Häuptlinge sich den um Ketschwayos Rückkehr Bittenden anschlossen, so geschah dieses eben, weil sie keinen Ausweg sahen; sie mußten ihn zurückwünschen, sonst wäre es ihnen schlimm ergangen, was sich bereits in dem Auftreten der Sutu gezeigt hat und sich ferner zeigen wird, da es ihnen Ketschwayo schwerlich vergessen wird, daß sie das Regiment 1879 übernahmen.

Es ist nicht unsere Sache, hier das ungerechte Verfahren der Regierung gegen die von ihr eingesetzten Häuptlinge zu besprechen. — Im ganzen kann man von ihnen sagen, daß sie ihr bestes versucht haben, den S. G. Bestimmungen nachzukommen und sie würden es, hätte die Agitation von Bischofstown aus ihnen nicht durch die Aufforderung zur Rebellion und Bitte um Ketschwayos Rückkehr Hinder-

nisse bereitet, noch besser gelernt haben. Selbst J. D., an dessen längere Regierung noch wenige glauben, und so unsympathisch uns der Mann mit seinem Charakter und Thun auch sonst ist — hat die Behandlungsweise (kurz vor Ketschwayos Reise ins Zululand war er selbst der Überzeugung, daß er fort müsse und die norwegischen Brüder schrieben einen Brief an ihn, in dem sie ihre Betrübnis über seine Absetzung aussprachen und ihre Zufriedenheit mit ihm in warmen Dankesworten Ausdruck gaben), nicht verdient. Er wurde unter „Bedingungen" von Sir G. als „chief" eingesetzt. Er hat sie erfüllt, so gut und in mancher Beziehung noch besser als die andern 12, besonders die 2. Wohl hat er gestraft, „aufgegessen"; ob er ausgerochen hat, wird bestritten. Aber „getötet" hat er und damit hat er seine Befugnis überschritten. Das haben aber mehr oder weniger alle gethan. Dies war jedoch bei dem Mangel jeglicher Centralgewalt, Kontrolle, Appellhofes u. dgl. nicht ihre, sondern des Settlements Schuld.

Daß aber nicht allein konservative Elemente es sind, die über diese Politik solche Urteile fällen, sondern auch Liberalen hier und da ein Licht aufgeht, die früher die gewiß recht sympathischen Worte aussprachen: „Gebt Ketschwayo die Stellung wieder, aus welcher ihr ihn herausgerissen habt durch einen so ungerechten Krieg, und gebt dem Volke, welches ihn liebt, seinen König wieder" beweist ein Ausspruch eines solchen, der diese Politik eine „selbstmörderische" nennt, und der zu den bittersten Gegnern Sir B. Freres gehörende „Cape Argus". Dieses Blatt schrieb schon vor Monaten u. a.: „Wenige von uns werden dem gefangenen Ketschwayo die Freiheit mißgönnen, nach welcher er während eines beinahe dreijährigen traurigen Exils gedürstet hat, aber seine Freilassung — denn dazu führt der Regierungsbeschluß — hat uns mit allen nur möglichen Besorgnissen und Mißbehagen überrascht." — „Mit der Befreiung Ketschwayos nimmt die Regierung die ganze Verantwortlichkeit auf ihre Schultern. — Hätten wir nur Vertrauen, daß die Regierung auch für diese Konsequenzen einsteht! Unsere Erfahrungen verbieten uns dieses. Die Weise, in welcher die Erlaubnis zu seiner Befreiung gegeben, ist, was das politische betrifft, ein Würfelspiel."

Die neuesten Vorgänge und Nachrichten beweisen, daß der Stoff zu perspektivisch sich erweiternden Verlegenheiten nicht ausgeht und die Katastrophe mit schnellen Schritten sich nähert. Ketschwayo hat schon mehrere Soldatenkraale gebaut, fordert selbst in den andern Distrikten Geldsteuern von den Zulu, des Häuptlings Tyingwayo (eines der 13) Gärten vernichtete er. Die Mädchen und Vieh läßt er zusammenbringen; Krieg ist (da Ham sich gegen Ketschwayo erklärt) im Nordwesten und Norden, da die Sutu in Usibebus Distrikt eingefallen. Die Vorstellung der alten Häuptlinge, daß J. Schepstone gesagt habe, dergleichen solle nicht mehr stattfinden, beantwortete er mit dem Hinweis darauf, „daß J. S. das damals (als Sir Ots. Dollmetscher) auch gesagt, ich sollte nie wiederkehren und nun bin ich doch hier."

Im Dunkeln liegt die Gestaltung dieses Landes, für das England so viel Menschen und Geld geopfert hat, und dessen Entwicklung in Verbindung mit der von ganz Südostafrika steht, und wir gehen nach Menschengedanken hier noch schweren Zeiten entgegen, aber auch unter diesem Volke wird der Herr seine Auserwählten nicht vergessen. Er ist der Herr auch im Dunkel der Völkergeschichte und Völkergerichte und nicht am wenigsten in der Kirchen- und Missionsgeschichte, er schauet von seiner heiligen Höhe und siehet vom Himmel auf Erden. (Ps. 102, 20.) „Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel."

Reformation und Heidenmission.[1])

Es ist ein bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß in das diesmalige Lutherjubiläumsjahr auch ein Heidenmissionsjubiläum gefallen ist, ein Zusammentreffen, das eine dreifache Mahnung enthält, eine Mahnung zur Buße, zur Arbeit und zum Preise Gottes. Am 24. Juni dieses Jahres ist nämlich zu Pulsnitz der 200jährige Gedenktag der Geburt des Bartholomäus Ziegenbalg[2]) gefeiert worden, also des Mannes, der von Gott berufen war, der Anfänger der ersten dauernden und erfolgreichen lutherischen Heidenmission zu werden. Örtlich stehen allerdings die Wiegen der Reformation und der evangelischen Heidenmission nahe bei einander,[3]) aber zwischen dem Geburtstage Luthers und dem Ziegenbalgs liegt ein Zeitraum von 200 Jahren. Wohl gab es auch in diesem Zeitraum hin und her einige evangelische Missionen, aber sie blieben vereinzelt und vermochten nicht, ein allgemeines Missionsleben in den Kirchen der Reformation zu erwecken.

Es ist nicht protestantische Art, Geschichte zu fälschen. Wenn aber heut unsre römischen Gegner aus solcher Fälschung geradezu ein Geschäft machen und geflissentlich darauf ausgehen, wie das Werk der Reformation so auch das der evangelischen Heidenmission in den Staub zu ziehen, so dürfte es eine zeitgemäße Mahnung sein, mit unsrer protestantischen Selbstkritik Maß zu halten und nicht durch eine Übertreibung derselben unsern Gegnern zu unsrer eignen Steinigung das Material zu liefern.

Wir werden es nicht bemänteln, daß weder unsre Reformatoren noch ihre nächsten Nachfolger Hand angelegt haben an das Werk der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Aber wir können es begreifen und müssen es entschuldigen. Durch die Sünden Roms war die Christenheit selbst so sehr in heidnisches Wesen zurückgesunken, daß sie für unsre Reformatoren zu einem eigentlichen Missionsfelde geworden war und ihnen alle Hände

---

[1]) Ansprache des Herausgebers bei der Feier des Lutherjubiläums in Wittenberg. Die Kürze war durch das Programm geboten.

[2]) In der nächsten Nummer hoffen wir einen Artikel zu seinem Ehrengedächtnis bringen zu können.

[3]) Legt man, wie billig, einiges Gewicht darauf, daß Z. ein geistlicher Sohn Aug. Herm. Franckes gewesen, und daß der Stifter des Halleschen Waisenhauses der Hauptträger der ersten evang. Heidenmission geworden (Kramer: „Aug. Herm. Francke" II. S. 87 ff.), so darf man dieselbe Provinz, in der die Wiege der Reformation gestanden, auch als die Wiege der luth. Heidenmission bezeichnen.

voll zu thun gab. Die heidnischen Nationen jener Zeit standen wesentlich unter der Herrschaft der reformationsfeindlichen Staaten Spanien und Portugal, welche evangelische Missionare auf ihren überseeischen Besitzungen noch weniger geduldet haben würden, wie sie die Predigt des Evangeliums in ihren europäischen Gebieten duldeten. Auch ließ die Menge der kirchlichen und politischen Verwickelungen in der Heimat des Protestantismus den Gedanken an Heidenmissionsunternehmungen gar nicht aufkommen. Für die evangelische Christenheit war eben damals die Zeit noch nicht erfüllet, in der sie nach dem Rate Gottes eine Missionarin der Heiden werden sollte.[1])

Dennoch weigern wir uns nicht als die Söhne des Mannes, der mit einer Bußpredigt die Reformation begann, auch an unsern Jubelfesten die Bußglocke zu läuten und für die anfängliche Versäumnis unsrer Kirche in bezug auf die Heidenmission Gottes Vergebung zu erbitten, mag immerhin Rom, das den Ton dieser Glocke in seinen Hallen nicht hören läßt, solches Bußbekenntnis zu unsrer Schmähung mißbrauchen. Wir wissen, daß es ohne Beugung kein Jubilieren giebt, an dem Gott Wohlgefallen hat; darum beugen wir uns zuerst in Demut, um dann Gott desto fröhlicher zu preisen, daß er nicht bloß der Christenheit, sondern auch der Heidenwelt durch das gesegnete Werk der Reformation „die Thüre des Glaubens aufgethan hat.“ Denn nachdem die Reformation den Inhalt der Missionsverkündigung wieder an das Licht gebracht, und der Ausbreitung des Christentums wieder die alten apostolischen Wege gewiesen, sind, als Gott zu seiner Stunde ihnen zurief: „ich will euch ferne unter die Heiden senden,“ die Söhne der Reformation mit ernstem Eifer in die Missionsarbeit eingetreten, die auszuführen den Vätern noch nicht gegeben war. Erst im langsamen Tempo und in kleinsten Kreisen, dann in schnellem Fortschritt und in weitem Umfange haben alle Kirchenabteilungen des Protestantismus ein durch und durch reformatorisches Gepräge tragendes Heidenmissionswerk in Angriff genommen, das heute als ein weltumfassendes dasteht und durch vielseitigen Erfolg fortgehend den Thatbeweis liefert, daß das Evangelium Christi eine Kraft Gottes auch zur Rettung der Heiden ist.

Nur einen flüchtigen Blick, wie die Kürze der zugemessenen Zeit ihn gestattet, lasset uns werfen auf die heimatlichen Missionsherde, die heimatl. Missionsleistungen, die ausgesendeten Missionsarbeiter,

---

[1]) Die weitere Ausführung dieser Gedanken in meinem „Abriß einer Geschichte der protestantischen Mission von der Reformation bis auf die Gegenwart.“ 2. Aufl. S. 12 ff.

die besetzten Missionsgebiete, die erzielten Missionserfolge und die angewendeten Missionsmittel.

Mit dem Erwachen des Missionsgeistes in den Kirchen des Protestantismus ist eine in den meisten derselben bis dahin schlummernde Gabe der Reformation erweckt worden, die für die fernere Entfaltung der Thatkräftigkeit des Glaubens auch auf andern Gebieten von epochemachender Bedeutung geworden ist, nämlich: die außeramtliche freiwillige Arbeit, die in freien Vereinigungen der Gläubigen sich associerte. Dadurch daß freie Vereine die heimatlichen Missionsherde geworden sind, sind Lebenskräfte entbunden und organisiert worden, die nicht bloß den Missionseifer multipliziert, sondern auch die Selbstthätigkeitund Selbständigkeit in den protestantischen Kirchen wesentlich gefördert und für den Dienst im Reiche Gottes um so fruchtbarer gemacht haben, als auch die amtlichen Kirchenorgane mit ihnen in ein immer herzlicheres Verhältnis intimer Mitarbeit getreten sind.[1]) Solcher selbständiger, ganz auf dem Princip der Freiheit basierter Missionsgesellschaften giebt es innerhalb des gesamten Protestantismus heut gegen 80, von denen 9 auf Deutschland kommen — eine Zahl, deren Inhaltsreichtum freilich erst klar wird, wenn man Zeit hat, auf die Geschichte der Gründung und des Wachstums der einzelnen dieser Gesellschaften näher einzugehen.

Für die heimatlichen Missionsleistungen ist zwar nicht der richtigste aber jedenfalls der in die Augen fallendste Maßstab die Höhe der Missionsbeiträge. Diese Beiträge sind lauter freiwillige Gaben, und wenn nun die Zahlen uns sagen, daß diese Gaben von kaum einer Million Mk. zu Anfang dieses Jahrhunderts auf jetzt jährlich 33 Millionen gestiegen sind und daß für die zahlreichen Werke der innern Mission jährlich mehr als das fünffache (vielleicht das zehnfache) dieser Summe aufgebracht wird, so ist offenbar, daß die evangelische Heidenmission eine mächtige Erzieherin zur christlichen Freigebigkeit geworden ist.[2]) Wir thun freilich noch lange nicht was wir können und wie wir es sollen, und wollen uns daher dieser Zahlen ja nicht rühmen; aber wenn selbst die auf ihre „guten Werke“ so stolze römische Kirche uns beneidet um die Höhe unsrer Missionsbeiträge, gegen welche die ihrigen weit zurück stehen, so dürfen wir heute Gott preisen, daß er unsern Glauben je länger je fruchtbarer gemacht hat an Gaben der Liebe für die Werke der Barmherzigkeit unter Heiden und Christen.

Auch die Missionsarbeiter rekrutieren sich aus lauter Frei-

---

[1]) Ausführlicheres diese Zeitschrift 1881 S. 160 f.

[2]) Ebend. S. 164 f.

willigen. Wie einst die apostolische Mission, so hat auch die evangelische neben einer erst in den letzten Jahren wachsenden Zahl von Theologen weit die meisten ihrer Missionare aus dem Laienstande berufen und durch diese Berufung von dem reformatorischen Princip des allgemeinen Priestertums einen bedeutungsvollen praktischen Gebrauch gemacht, der bald auch auf dem Arbeitsgebiete der innern Mission sich einbürgerte. Auch bezüglich der Missionsarbeiter läßt schon die Zahl den mächtigen Fortschritt deutlich erkennen, den unsre Heidenmission im Laufe dieses Jahrhunderts gemacht hat: aus etwa 200 zu Anfange desselben sind heute gegen 3000 geworden, (von denen 520 auf die deutschen Missionen entfallen), und wenn die weiblichen Mitarbeiterinnen eingerechnet werden, mehr als noch einmal so viel. Aber unser Herr braucht nicht nur zahlreiche, sondern im Glauben gefestete, mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstete Männer zu seinem Dienste. Durch solche Männer hat er in der apostolischen und in der reformatorischen Zeit die großen Dinge gethan, vor denen wir heute bewundernd stehen. Das Jubiläum, welches der gesamten evangelischen Kirche in diesem Jahre ins Gedächtnis ruft, welche großen Thaten Gott durch einen einzigen Mann zu thun vermag, läutet gleichsam mit allen Glocken die Aufforderung zu dem so viel vergessenen Gebet in diese Kirche hinein: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte," **Arbeiter, Arbeiter!** Vereine, Kirchen- und Missionsordnungen, Schriften, auch Geistreichigkeit und theologische Gelehrsamkeit haben wir viel; aber darum lasset uns beten, mit ganzem Ernst beten, daß Gott für den heimischen Kirchen- wie den auswärtigen Missionsdienst Männer erwecke in der Glaubenskraft und mit der Glaubenstapferkeit Luthers, auch Männer, die eines Hauptes höher sind, denn alles Volk, führende, bahnbrechende Männer, die ein ganzes Heer wert sind. O das wäre ein Segen dieses Lutherjubiläums für die heimatliche Kirche wie für die Mission, wenn es das Gebet um solche Arbeiter in den Gläubigen erweckte und nicht wieder zum Schweigen kommen ließ, bis der Geist der alten Zeugen in unsern Tagen sich neue Kraftwerkzeuge geschaffen hat.

Die Heidenmission ist ein vielgegliedertes Werk und jedes einzelne dieser mannigfaltigen Glieder wächst mit und an dem andern. Mit den Aufgaben wachsen die Gaben und mit den Gaben die Aufgaben, mit der Arbeit die Arbeiter und mit den Arbeitern die Arbeit. Das ist auch ein Stück aus der weisheitsvollen Haushaltung der göttlichen Reichsregierung. So haben sich auch mit dem Wachstum der heimatlichen Missionsleistungen die Grenzen des Missionsgebiets erweitert und wiederum hat diese

Grenzerweiterung die heimatlichen Leistungen gesteigert! Noch ist allerdings der Missionsbefehl: „Gehet hin in alle Welt“ nicht buchstäblich ausgeführt, aber das dürfen wir ohne alle Übertreibung sagen: daß die evangelische Mission unsrer Tage immer mehr zur Weltmission heranwächst, eine Thatsache, welche von den Dächern predigt, daß unser evangelischer Glaube soweit davon entfernt ist, ein überwundener Standpunkt zu sein, daß er vielmehr im Ernst daran geht, dem König Christus die Welt zu erobern. Von dem eisigen Grönland aus zieht sich unsre Mission durch Amerika hindurch bis zu den unwirtlichen Gestaden Feuerlands. In Afrika hat sie auf einem großen Teile der Küstengebiete festen Fuß gefaßt und von Süden, Osten und Westen dringt sie immer unaufhaltsamer in das Herz des dunkeln Weltteils hinein. In der Südsee sind die Inselgruppen Polynesiens bereits fast ganz evangelisiert und Australien, Neuseeland wie die meisten melanesischen und mikronesischen Archipele von unsrer Mission besetzt. In Asien endlich erstreckt sie sich über die hinterindische Inselwelt, über Indien, China und Japan bis nach Persien hinein und Kleinasien.

Was sie auf diesem weit ausgedehnten Felde bis jetzt ausgerichtet hat, läßt sich freilich mit wenigen Worten nicht anschaulich machen. Am meisten in die Augen fallen wieder die Zahlen. In Summa giebt es heut gegen 2 300 000 evangelische Heidenchristen, die sich allerdings auf die einzelnen Missionsgebiete ziemlich verschieden verteilen. Die Zahl ist noch klein im Verhältnis zu den 1000 Millionen Nichtchristen, die es heute noch giebt; aber sie ist sehr inhaltsreich, wenn man sie in ihre Einheiten zerlegt und die Schwierigkeiten und Widerstandskräfte erwägt, die überwunden werden müssen bis es zur Bekehrung der ersten Heiden und zur Sammlung der ersten Christengemeinden kommt. Aber mit den Jahrzehnten wächst die Zahl. Nur ein Beispiel. In Indien und Ceylon gab es 1851 erst 128 000 evang. Christen, 1861: 213 000, 1871: 318 000, 1881: 528 000! Die römische Mission prahlt mit größeren Zahlen, aber wie so oft in dieser Kirche beruht ihre Prahlerei auf trügerischem Schein. Teils stammen diese Zahlen aus älterer Zeit, teils kommen sie zustande durch die listigen Taufen von zehntausenden angeblich in Sterbensgefahr befindlicher kleiner heidnischer Kinder, teils werden sie erreicht durch ganz mechanische Konversionen.

Um den Erfolg unsrer Mission richtig zu taxieren, muß man abermals ihren reformatorischen Charakter im Auge behalten. Der eigne, persönliche, überzeugungsgewisse Glaube, der Christum und sein Heil ergreift, erlangt die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt — das ist

der große befreiende Grundgedanke der Reformation. Ihm entsprechend hält es die evangelische Heidenmission für ihre Aufgabe, den einzelnen Heiden zu diesem persönlichen Glauben zu führen, der ihn persönlich an Christus bindet und sein Heil zum eignen selbstgewissen Besitz ihm bringt. Daher unterscheidet sie sich von der römischen Propaganda durch ein doppeltes: erstens, daß sie es nicht auf mechanische Massenbekehrungen anlegt, sondern langsam auf dem Wege der Einzelbekehrung und Gemeindesammlung zur Volkschristianisierung gelangt, und zweitens, daß sie allein auf dem Wege des Zeugnisses und der Überzeugung ohne Anwendung weltlicher Gewaltmittel dem König Christus sein Reich erobert.[1])

Die Zahlen sind aber überhaupt nur einseitige Gradmesser des Missionserfolgs. Worin bestand der Erfolg der Reformation? Etwa allein in den Millionen, welche sich von der römischen Kirche lossagten? Mit nichten. Indem die Reformation das Christentum aus seiner mönchischen Isoliertheit und Einseitigkeit befreite und alle natürlichen Lebensverhältnisse durch dasselbe zu heiligen suchte, hat sie Staat und Familie regeneriert, dem geistigen Streben der Nationen einen neuen Aufschwung gegeben und dieselben auf einen höheren sittlichen und Kulturstandpunkt erhoben. Ganz ähnlich wirkt die evangelische Heidenmission. Sauerteigartig durchdringt sie mit dem Evangelio Christi das gesamte religiöse sittliche, geistige, gesellschaftliche und kulturelle Leben der heidnischen Völker und bringt so von innen heraus eine allerdings langsame aber tiefgehende Umgestaltung hervor, mit welcher ein ganz neuer Abschnitt ihrer Geschichte beginnt. Die Kürze der Zeit gestattet nur, dies durch einige solche Beispiele zu illustrieren, die im unmittelbarsten Zusammenhange mit den evangelischen Missionsmitteln stehen, zu deren Besprechung ich mich schließlich wende.

Unser Hauptmissionsmittel ist und bleibt dasselbe Wort, von dem Luther wiederholt bekennt, daß es allein das Werk der Reformation ausgerichtet habe, das Wort der Wahrheit und des Lebens, wie es in der Schrift geschrieben steht und in Christo verkörpert ist, speciell das Wort vom Kreuz, in dem das Hauptgeheimnis der Sünder rettenden

---

[1]) Daß die evang. Mission eine gründlichere und bewußtere Überwindung des Heidentums anstrebt als die römische, die oft genug nur dem gewohnten heidnischen Ceremoniell ein ihm ähnliches christliches substituiert und speciell durch Einführung des Heiligendienstes das Heidentum nur mit einer christlichen Tünche überzieht — ist nach dem Dargelegten selbstverständlich und konnte nur aus Zeitmangel nicht besonders hervorgehoben werden.

Kraft Gottes liegt. Getreu ihrem reformatorischen Charakter verkündigt unsre Mission dieses Wort mündlich und giebt sie es so bald als möglich schriftlich einem jedem Volke in seiner Muttersprache. Die evangelische Mission ist durch und durch Bibelmission und zwar in doppelter Weise: sie ist Predigerin und sie ist Übersetzerin der Bibel und in dieser doppelten Eigenschaft Lehrerin der Völker. Das Wort, von dem Luther sang, „sie sollens lassen stahn und keinen Dank darzu haben" ist heute in 354 Sprachen und Mundarten übersetzt und 280 dieser Übersetzungen sind das Werk evangelischer Missionare, also für nichtchristliche Völker angefertigt! Auch wenn manche dieser Übersetzungen nur mittelmäßig gelungene Arbeiten sind und hinter dem Meisterwerke Luthers weit zurückstehen, so ist der Segenseinfluß doch ganz unberechenbar, den sie nicht bloß auf das religiöse Leben, sondern auch auf die geistige Bildung der heidnischen Völker, besonders der bis dahin ganz literaturlosen unter ihnen ausgeübt haben, zumal wenn man dazu nimmt, daß die bibelübersetzende Thätigkeit unsrer Missionare ergänzt wird durch eine große Fülle sonstiger literarischer Arbeit, welche fast alle menschlichen Wissensfächer umfaßt.

Abermals wandelt unsre Mission ganz in den reformatorischen Bahnen, wenn sie als die Lehrerin der Völker im großartigen Maßstabe Schulgründerin wird. Auf den sämtlichen Gebieten der evangelischen Heidenmission giebt es heut gegen 13000 Schulen der verschiedensten Grade, die von wenigstens einer halben Million Schülern und was besonders zu betonen ist, auch Schülerinnen besucht werden. Und dabei bleibt die folgenreiche Anregung ganz außer betracht, welche die schulgründende Thätigkeit unsrer Mission den englischen und holländischen Kolonialregierungen wie den Heiden selbst gegeben hat. Es liegt auf der Hand, daß diese tausende von Missionsschulen eine völkerpädagogische Macht repräsentieren, deren Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann.

Endlich erweist sich unsre Mission als eine Tochter der Reformation dadurch, daß sie überall auf die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinden hinarbeitet, die sie sammelt und darum großen Fleiß darauf wendet, daß diese Gemeinden sich nicht nur so viel als möglich selbst unterhalten, sondern auch aus ihrer eignen Mitte Pastoren und Lehrer stellen und unter ihren Volksgenossen missionieren. In der Erziehung eingeborner Kräfte zur immer selbständigeren Teilnahme an dem von ihr getriebenen Werke sieht die evangelische Mission eine ihrer Hauptaufgaben. Es mag heut bereits gegen 1800 ordinierte Pastoren und über 20000 sonstige Mitarbeiter aus den Eingebornen auf

den verschiedenen protestantischen Missionsgebieten geben. Durch nichts anderes wird das Christentum im fremden Volke so wurzelhaft gemacht, der Fortgang der Missionsarbeit so garantiert und der Heranbildung selbständiger nationaler Kirchenkörper so sicher der Weg gebahnt, als durch das jährlich wachsende Kontingent eingeborner Mitarbeiter.

Es sind nur sehr dürftige Umrisse, die ich von dem Werke der evangelischen Heidenmission habe zeichnen können, aber sie lassen doch ein wenig die Großartigkeit des unternommenen Baues ahnen. Wenn ich nun nur noch kurz andeute, daß gerade das Heidenmissionswerk die weitgreifendsten Rückwirkungen auf das religiöse Leben der Heimat geübt[1]) und besonders zu unsrer jetzt so vielgestaltigen innern Missionsarbeit eine Hauptanregung gegeben hat, so dürfen wir in der That heute Gott preisen, daß er in unserm Jahrhundert die Kirche der Reformation durch besondere Kraftausrüstung aus der Höhe zu einem Werkzeug seiner Gnadenmitteilung unter den Völkern gemacht hat.

Wir wissen, daß auch das Werk der evangelischen Heidenmission seine menschlichen Gebrechen hat und wollen daher kein andres Ruhmeslied singen als das eine: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" und indem wir alle eignen Kronen abwerfen, den Herrn der Herrlichkeit bitten, daß er seine Kraft in unsrer Schwachheit immer mächtiger werden lasse.

Der reformatorische Grundartikel vom rechtfertigenden Glauben steht im innersten Zusammenhange mit der christlichen Grundwahrheit von der Allgemeinheit des Heils für alle Völker, auf welcher die Mission beruht. Niemand hat das klarer erkannt und praktischer erfaßt, als der große Apostel, der Luthers Hauptlehrer gewesen ist. Wie St. Paulus, der geistesmächtige Prediger der Glaubensgerechtigkeit naturnotwendig „der Apostel der Heiden" werden mußte, so schenke Gott unsrer teuren evangelischen Kirche eine immer praktischere Erkenntnis von dem Lebenszusammenhang zwischen paulinischer Lehre und paulinischer Arbeit und mache sie so je länger je wahrer zu dem, was sie ihrem Grundbekenntnis nach sein soll — zu einer Missionskirche, die das Heil Gottes trägt bis an die Enden der Erde.

---

[1]) Allgem. M.-Z. 1881. S. 145 ff.

Heidentum und Mission in Sibirien.

Von Oberpfarrer Dr. Rathmann in Schönebeck.

Auf S. 355 dieses Jahrgangs der Allg. Miss.-Zeitschrift ist schon Mitteilung gemacht über die Thätigkeit des Dr. Henry Lansdell, welcher seit Jahren aus Liebe zum Reiche Gottes und zur englischen religiösen Traktatgesellschaft weite Reisen gemacht und vornehmlich im europäischen Rußland, in Sibirien, im Kaukasus und zuletzt in Centralasien in Gefängnissen und Hospitälern reichlich Schriften und Bibeln verbreitet hat.

Über seine in den Monaten Mai bis Oktober des Jahres 1879 auf Sibirien gerichtete Arbeit hat Herr Dr. Lansdell einen ungemein dankenswerten, bereits in der vierten Auflage erschienenen Reisebericht veröffentlicht. („Durch Sibirien". Eine Reise vom Ural bis zum Stillen Ocean. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen von Dr. Müldener. Mit 43 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Sibirien. I. Band 341 S. II. Band 370 S. Jena, Costenoble.) Der Bericht eines Augenzeugen, dem ein Freibrief aus Petersburg den freiesten Einblick in die zum großen Teil bisher unzulänglichen Gefängnisse und Strafminen gewährte, und der den weiten Weg von 8010 Seemeilen von Jekaterinenburg bis Wladiwostok, eine Wasserfahrt abgerechnet, lediglich auf der höchst unbequemen Tarantaß gemacht hat, giebt reichen Aufschluß über die gesamten Zustände in Sibirien.

Es erfüllt uns mit Genugthuung, daß er sowohl das Leben in den Gefängnissen als den ganzen Aufenthalt der Verbannten in Sibirien weniger ungünstig beurteilt als wir es gewohnt sind. Er behauptet, wenn er das Unglück hätte, für sein ganzes Leben zur Gefängnishaft verurteilt zu werden, und er wählen könnte zwischen Millbank in London und der Zelle eines politischen Gefangenen in Kara, er ganz gewiß letztere vorziehen werde. Selbst im schwersten Falle in die Minen verurteilt zu werden, sei nicht so schlimm, als es scheine, und diejenigen, welche verbannt werden, um als Bauern zu leben, hätten es in vielen Teilen leichter, fortzukommen als sonst in Rußland. Nur die geistliche Pflege der Gefangenen genüge nicht. Er hat nur bei der Strafkolonie in Kara einen Priester gefunden, der aber wenig seiner Stellung würdiges für das geistige Wohl der Gefangenen that, und dessen Gottesdienst die Gefangenen nur etwa zweimal im Jahre besuchten. Ein römisch-katholischer und ein protestantischer Geistlicher besuchte jeweils auch seine gefangenen Glaubensgenossen.

Da Rußland viele Nationen unter seinem Banner vereinigt, so ist

der Reisende natürlich mit vielen Konfessionen und Religionen in Verbindung gekommen: mit dem Luthertum in den baltischen Provinzen und in Finnland, der orthodoxen griechischen Kirche, dem Buddhismus in der Mongolei, dem Mohammedanismus längs der Südgrenze, dem Heidentum im Kaukasus und in Armenien, endlich mit Schamanismus und andern -ismen unter den Ureinwohnern der europäischen und asiatischen Besitzungen. Da er ein warmes Herz den Seelen entgegenbrachte, so sind seine Mitteilungen über die religiösen Zustände ebenso interessant als ungefärbt, und wir teilen gern mit, was wir über das Heidentum in Sibirien und das Werk der Mission aus seinem Reisebericht erfahren.

Zunächst ist es überraschend, daß noch in Europa heidnischer Kultus sich erhalten hat. Dr. Lansdell hörte bei Kasan, diesseits des Uralgebirges von fünf in Rußland zerstreuten Völkerschaften, die noch in götzendienerischem Aberglauben sich versammeln. Sie heißen Tscheremissen, Mordwinen, Wotjäken, Tschuwaschen und Tataren. Bei den Tscheremissen nimmt der Priester ein Stück brennendes Holz in die eine Hand und in die andere einen Zweig und geht alsdann in einem Kreise, um die Fläche dadurch für den augenblicklichen Fall zum Gottesdienste zu weihen. Dann befestigt er um einen Baumstamm eine Weide und steckt hier hinein einen Zweig, dessen Rinde etwa in der Form einer Peitsche abgeschält ist, was einen Kieferbaum darstellen soll. Daran hängt man ein Stück Blei, welches vorher geschmolzen, in kaltes Wasser gegossen und so geformt ist, daß es einen Kopf roh darstellt, den man Eeta nennt. An dieses richten sich die Gebete und Opfer. Das Blut von Pferd, Kuh, Huhn, Ente wird an den Baum und die Weide gesprengt. Dann werden geschabte oder geschnitzelte Holzstückchen nach dem Baum geworfen, und je nachdem diese mit der Rinde oder der weißen Seite nach oben fallen, zieht man den Schluß und giebt sich die Antwort auf die Gebete. Zur Ausbildung von Eingebornen zu Missionspredigern bei den Stämmen, denen sie entstammen, besteht ein Seminar unter Aufsicht des Bischofs zu Kasan. Die Regierung gewährt Mittel zum Unterricht von 150 Schülern, von denen die Hälfte Russen sind, die andre Hälfte den heidnischen Stämmen angehört. In diesem Seminar befindet sich eine Sammlung der verschiednen zum Götzendienst gehörig gewesenen Gegenstände, so ein tschuwaschisches Idol, aus einem Holzblock bestehend, dem Stücke von Kleidern als Opfer dargebracht wurden, noch um das Jahr 1870 im Gebrauche, ferner roh geschnitzte Büchsen heidnischer Verehrung, welche die Eingebornen zwar nicht freiwillig ausliefern wollten, die sie sich aber gern ohne ihr Wissen fortnehmen ließen, weil sie dann weniger Geld darzubringen und weniger Gebete herzusagen brauchten.

Bei Tobolsk wohnen die Tataren. Sie leben unter ihren russischen Besiegern und sind ihnen unterworfen. Aber die beiden Rassen vermischen sich nicht — die einen sind Christen, die andern Mohammedaner. Nur in der Provinz Jenisseisk gehören die Tataren meist der russischen Kirche an.

Zur finnischen Rasse werden die Wogulen, Ostjaken und Samojeden gerechnet. Die letzteren bewohnen den Landstrich, der sich von dem Eismeere, von der nordöstlichen Spitze Europas durch das ganze Gouvernement Tobolsk bis zum Jenissei erstreckt bis an die Gegend der Ostjaken. Der Reichtum der Samojeden besteht in Herden von Renntieren, die sie auf dem Moose der großen Sümpfe oder Tundren weiden, von welchem die Tiere den Schnee mit den Füßen wegscharren. Sie hängen sklavisch am Branntwein und geben oft alle Waren, für die sie die Bedürfnisse des Winters einkaufen wollen, gegen Spirituosen hin, deren Verkauf von der russischen Regierung deshalb in den nördlichen Gegenden verboten ist. Doch werden auch hübsche Züge von der Ehrlichkeit der Samojeden erzählt. Die Kaufleute von Tobolsk nehmen, wenn sie im Sommer nach dem Norden gehen, um Fische zu kaufen, Mehl und Salz mit, stellen es in die Sommerstationen und lassen bei ihrer Rückkehr das, was sie nicht brauchen, für das nächste Jahr zurück. Die Samojeden machen sich kein Gewissen daraus, zu nehmen, was sie brauchen, aber lassen einen in gehöriger Weise eingekerbten zweiten Stock zurück, um damit auszudrücken, daß sie Schuldner sind. In der Fischzeit kommen sie dann zu dem Gläubiger, vergleichen das Duplikat des Stockes mit dem zurückgelassenen und erfüllen ihre Verbindlichkeiten. Auch Schiffskapitäne bezeugen, daß ihr Schiff von Hunderten von Ostjaken und andern Eingebornen umgeben war, daß aber nichts gestohlen wurde.

Die Ostjaken bewohnen den Landstrich zwischen Irtysch, Ob und Jenissei, von den Stätten Obdorsk und Tobolsk bis Narim. Sie haben keine Städte oder Dörfer, obgleich sie zuweilen sich unter den Russen niederlassen, wohnen in Zelten und leben hauptsächlich von Fischfang und Jagd. Sie sind von kurzer Statur und haben schwarze Haare und Augen und platte Gesichter. Ihr Reichtum besteht in winzigen Kanoes, Fischereigerät und Kleidern. Unter den Ostjaken wird der schamloseste Handel mit den Töchtern getrieben. Das Mädchen erfährt, so lange es im elterlichen Hause ist, die größte Sorgfalt. Der Vater hat dabei denselben Zweck wie bei dem Aufziehn seiner Tiere. Wohl genährt bleibt die Tochter nicht lange zu Hause, ohne daß der Vater ein hübsches Stück Geld für sie bekömmt. Der Preis für eine gewöhnliche Frau war am

Irtysch 400—600 M. in barem Gelde, dann ein Pferd, eine Kuh, ein Ochse, 7—10 Stück Kleider, endlich ein Pud Mehl, etwas Hopfen und ein Maß Branntwein für das Hochzeitsfest. Am Ob ist der Preis höher. Doch geschieht es auch, daß der Mann, der das nicht alles bezahlen kann, das Mädchen stiehlt.

Die Schwierigkeiten, diese wandernden Stämme zu bilden und zu christianisieren, sind sehr groß. Die Samojedensprache soll allein 11 Dialekte haben. So erklärt es sich, daß bis heutigen Tages noch kein Teil der heil. Schrift in die Sprache der Samojeden, Ostjaken oder Wogulen übersetzt ist. Im Jahre 1824 wurde der Anfang gemacht, das Evangelium Matthäi in das Samojedische zu übersetzen, einige Jahre später wurde dasselbe Evangelium durch den Protohierea oder Oberpriester in Obdorsk in die Sprache der Ostjaken übersetzt und der russischen Bibelgesellschaft übermacht. Wahrscheinlich hat das Verbot der letzteren unter Kaiser Nikolaus die Herausgabe verhindert. Zu Zeiten dieses Kaisers erhielten eifrige Missionspriester Auszeichnungen und Dekorationen im Verhältnis zur Zahl der getauften Heiden oder Juden. Dem sonst sehr vorsichtigen Dr. Lansdell scheint es nicht unglaublich, daß damals sehr verwerfliche Mittel angewendet wurden, um Proselyten zu gewinnen. Auch wird erzählt, daß ein russischer Priester früher Samojeden und Ostjaken Branntwein zu trinken gegeben habe, und daß er sie dann getauft und ihnen das Kreuz um den Hals gehängt habe. Wir lassen die Richtigkeit dieses von Jahrzehnten her datierenden Berichts dahingestellt.

Jährlich wird ein Priester nach einer Stadt im hohen Norden der Provinz Archangel geschickt, um die Kinder zu taufen und diejenigen unter den Samojeden jener Gegend zu trauen, die sich zur christlichen Religion bekennen. Im Jahre 1877 ist in Obdorsk eine Schule für die Eingebornen eröffnet. Von den Juraksamojeden sagt man, daß sie noch immer ihre blutigen Ceremonien ausüben und Stücken rohes Fleisch in den Mund ihrer Götzenbilder stecken.

Die Stadt Jakutsk, von den Eingebornen stolz die Stadt der Jakuten genannt, bietet ein wunderbares Gemisch. Man sieht hier nicht allein die Regierungsgebäude und die hölzernen Häuser der Russen, sondern auch die weniger anspruchsvollen Wohnungen der Jakuten und selbst ihre Sommerjurten. Diese streifen durch die ganze Provinz bis an das Eismeer, sind von mittlerer Größe, hellkupferfarbig, mit schwarzem Haar, welches die Männer kurz geschoren tragen, und erinnern vielfach an die nordamerikanischen Indianer. Auch ihre Bekehrung war absonderlicher Art. Eines Tages wurde ein Ukas erlassen, daß die gute und loyale

Nation der Jakuten würdig befunden sei, einzutreten und aufgenommen zu werden in die russische Kirche, um ein Teil von des Zars christlicher Familie zu sein und an alle Vorrechte seiner übrigen Kinder Anspruch zu haben. Die neuen Christen nahmen es ganz ernsthaft mit ihrem Glauben, und die russische Kirche herrscht über das Jakutenvolk. Nur in den entlegneren Teilen sollen Reste des Schamanismus sich erhalten haben.

Wir übergehen den kurzen Besuch, den Dr. Lansdell in Maimatschin machte, das schon zum großen chinesischen Reiche gehört. Er besuchte dort den buddhistischen Tempel, sah die überaus dicken Bilder des Confutius und des Gottes der Glückseligkeit (Glück und Überfluß an Fleisch hängen nach der Meinung der Buddhisten eng zusammen) und hörte von den obscönen Theatervorstellungen, die jeder Beschreibung spotten. Dem Buddhismus ist großenteils auch das Burätenvolk ergeben, das die weite Steppe im russischen Transbaikalgebiet bewohnt. Man trifft es schon einige Meilen von Irkutsk, und ihre Physiognomie verrät sofort, daß sie zu einer andern Rasse gehören als die bisher erwähnten Völkerstämme Sibiriens. Sie haben sehr breite Schädel, viereckige Gesichter, eine niedrige und platte Stirn, hohe Backenknochen, schwarzgelbe Haut und kohlschwarzes Haar. Die Männer lassen das Haar auf dem Scheitel des Kopfes geflochten auf den Rücken herabhängen, das übrige Haar ist kurz abgeschnitten, nicht wie bei den Tataren kurz rasiert. Reich ist der Kopfschmuck der Frauen. Die Buräten leben in Zelten, welche ähnlich denen andrer sibirischer Einwohner aus Stangen errichtet werden, die in der Spitze zusammenstoßen und mit Filz (anstatt mit Tierhäuten) bedeckt sind. Ihre Gastfreundschaft ist wie bei allen Mongolen ausgezeichnet. Sie trinken vornehmlich Ziegelthee, den sie auf Roggenmehl, Hammelfett und Salz streuen, welches letztere sie aus den Steppenseen gewinnen. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Hüten der großen Viehherden, um derenwillen sie fortwährend herumziehn. Ihre Sprache ist ein mongolischer Dialekt, roh und einfach mit Korruptionen aus dem Mandschu, dem Chinesischen und Türkischen. Er zeichnet sich durch eine große Menge von Kehl- und Nasenlauten aus. Anstatt der eigentlich mongolischen Buchstaben bedienen sie sich des Mandschu-Alphabets, welches in vertikalen Kolumnen von oben nach unten geschrieben wird, indem die Zeilen von rechts nach links laufen. Die einzigen Übersetzungen der Bibel in mongolischer Sprache sind die in dem Dialekte der Kalmücken und Buräten. Im Jahre 1876 zählten die Buräten 260000 Köpfe, die größte der eingebornen Bevölkerung Ost-Sibiriens. Sie zeigen noch jetzt eine männliche Unabhängigkeit in ihrem Wesen und ermangeln durchaus nicht der geistigen Kräfte, wie

denn die früheren englischen Missionare einige von ihnen lateinisch lehrten und ein Elementarbuch der Geometrie und Trigonometrie in der burätischen Sprache bearbeitet haben.

Die Religion der Buräten ist dreierlei Art: Schamanismus, Buddhismus, Christentum. Schamanismus, mehr oder weniger ähnlich dem der andern sibirischen Stämme, ist ihre alte Religion gewesen und in den nördlichen Teilen des Landes erhalten, die vom buddhistischen Einfluß am weitesten entfernt sind. Dem Buddhismus ist der größte Teil des Volks ergeben. Derselbe wurde ursprünglich von Tibet aus eingeführt. Die Lamas oder Priester, deren Stande sich möglichst aus jeder Familie einer widmet, bilden einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Sie stehen in hohen Ehren und wohnen auch in Sibirien in Lamasereien oder Klöstern, deren größtes in Turgutu ist. Dr. Lansdell besuchte eine Lamaserei in Tschelantui, sah auch die Gebetsmaschine, in welches das viel gebrauchte Gebet om mani pad me hum[1]) gesteckt wird. Durch jede Umdrehung des dieses Gebet enthaltenden Cylinders der Maschine sichert sich der Betende einige tausend Gebete an Buddha.

[1]) Dies Gebet enthält nach der Behauptung der Lamas eine unendliche Lehre, deren Tiefe und Ausdehnung zu ermessen, ein ganzes Menschenleben nicht ausreicht. Ein Russe erklärte, es bedeute: Herr sei uns gnädig, Klaprot übersetzte es: O du Edelstein in dem Lotus, Huc: O möchte ich Vollkommenheit erlangen und in Buddha aufgehn. In Lhassa hörte man die Formel aus jedem Munde, sah sie überall auf der Straße, im Innern der Häuser, auf jeder Flagge und jedem Wimpel über den Gebäuden, in tatarischen und tibetanischen Zeichen. Gewisse reiche Buddhisten unterhalten ganze Scharen von Lamas zur Verbreitung des Mani. Sie durchziehen mit Meißel und Hammer in der Hand Felder, Berge und Wüsten, um die heilige Formel auf Steine und Felsen einzugraben. „Man findet solche Steine im Tempelhofe zu Tschilontui, am unteren Amur in Tyr und anderwärts. Dr. Lansdell besuchte die vier heidnischen Monumente in Tyr, von denen eins eine Basis von Granit und den oberen Teil aus grobem feinkörnigem Marmor hat, ein andres aus Porphyr auf achteckigem Piedestal ruht, während ein drittes nur eine einfache Felsunterlage hat. Auf der linken Seite des hauptsächlichsten einem fünf Fuß hohen Grabsteine gleichenden Monuments stehen die Sanskritworte om-mani padme-hum in tibetanischen Buchstaben und darunter auf chinesisch Day Yuan schouch hi-li-gun bu, d. h. der große Yuan breitet seine mächtigen Hände überall aus. Diese Inschriften wiederholen sich auf den andern Seiten auf chinesisch und uigurisch. Unter den größeren Buchstaben fanden sich noch Reste von früheren Inschriften mit kleineren Charakteren. Daneben lagen fünf platte Steine mit Quer-Rillen, die vom Mittelpunkte nach den Seiten laufen und etwa einen Zoll breit und tief waren. Nach einer Erklärung waren dies Opferaltäre, und die Rillen haben dazu gedient, das Blut des Opfers in die Gefäße zu leiten. Lansdell erschienen sie wie Kapitäle oder Basen von Säulen mit den Rillen, um sie festzuhalten. Noch immer finden sich diese Steine mit Guirlanden aus Baumrinde verziert und dienen wahrscheinlich noch immer als Ort für die schamanischen Ceremonien.

Die Buräten haben ein eigentümliches Ritual und eine ansehnliche Literatur. Während die russischen Missionare die Bekehrung der schamanistischen Buräten ziemlich leicht finden, sträuben sich die buddhistischen gewaltig gegen das Christentum.

Im Jahre 1817 erhielt die Londoner Missionsgesellschaft die Erlaubnis, Leute zu den Buräten in Sibirien zu schicken. Unter diesen waren der noch jetzt lebende Stallybroß, Swan und Yule, die zunächst die mongolische Sprache erlernten und dann die Bibel übersetzten. Das Neue Testament ist in London, das Alte Testament in Werchne Udinsk gedruckt, der Hauptstation der Missionare, nachdem sie die Station Selenginsk hatten aufgeben müssen. Im Jahre 1840 mußten die Missionare auf Befehl des Kaisers Nikolaus auch Werchne Udinsk verlassen. Die Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegengestellt hatten, lagen zunächst in dem Nomadenleben der Buräten. Sie hatten eine Schule, die von 15 bis 20 Schülern bisweilen besucht war. Aber die Eltern beanspruchten die Hilfe der Kinder zum Hüten der Herden, die nicht auf bestimmten Weideplätzen grasen, sondern über die großen Flächen der Transbaikal- und der mongolischen Steppen getrieben wurden. Deswegen verschwanden meist sehr bald die Schulbesucher. Eine größere Schwierigkeit aber erhob die griechische Kirche. Der russische Synodos hatte ausdrücklich die Bedingung gemacht, daß die Missionare niemanden taufen dürften. Als nun die ersten Seelen für das Evangelium gewonnen wurden, beanspruchten die Russen diese für ihre Kirche. Die Engländer konnten nur schwer darin willigen und bemühten sich vielfach um Beseitigung dieser Bedingung. Aber der auf fremde Einmischung neidische Synodos bewirkte bei dem eisernen Kaiser Nikolaus den Ukas von 1840, der alle fremden Missionare aus den russischen Besitzungen entfernte, weil die orthodoxe Kirche die ganze Missionsarbeit thun wolle. So wurde eine Mission unterbrochen, deren Fundament von den Engländern gelegt war, und welcher man die Übersetzung der ganzen Bibel in burätisch-mongolischer Sprache verdankt. Sie hatte einige wenige, aber viel versprechende Schüler gebildet, von denen einige schon 1840 getauft waren, viele aber später in die russische Kirche aufgenommen sind. Lansdell hatte die Freude, noch einen früheren Schüler der englischen Missionsschule, einen Russen, zu treffen, der mit großer Anhänglichkeit an seinen alten Lehrern hing.[1])

---

[1]) Auf unsre Anfrage hatte Herr Probst Bienemann in Odessa die Güte ausdrücklich zu bestätigen, daß auch jetzt noch jegliche andre Missionsthätigkeit als die der russischen Kirche in Rußland untersagt sei. Der Ukas von 1840 beseitigte auch die Missionsthätigkeit in andern Gegenden Rußlands. Vor demselben wirkten die Pres-

Die orthodoxe Missionsgesellschaft, über die wir nachher noch genaueres berichten, unterhält nach ihrem Berichte für 1879 unter den Buräten 30 Missionen mit 68 Missionaren. Darunter sind auch die Gemeindepriester einbegriffen. Die Zahl der Christen unter den Buräten, die wie erwähnt sehr zähe dem Christentum gegenüber stehen, mag etwa 10000 betragen. Nach den Mitteilungen eines Missionars in Werchne-Udinsk werden östlich vom Baikalsee jährlich etwa 300 und westlich davon mehr als 1000 Buräten getauft. Nach dem Bericht der Missionsgesellschaft sind in der Diöcese Irkutsch im Jahre 1878 von beiden Geschlechtern 1505, darunter burätische Lamas, getauft, in der Transbaikaldiöcese sind in demselben Jahre nur 52 getauft. Das stimmt im allgemeinen mit der ersten Angabe. Einer der Triumphe war im Jahre 1879 die Bekehrung des gelehrten Lama Taptschine-Naybu-Mangolayew, auf den der in Tschita in der Burätensprache stattfindende Gottesdienst und Gesang den ersten Eindruck gemacht hatte. Er wurde in den Fluten des Baikal getauft und trägt daher den Namen Wladimir Baikalski. Er versteht sieben Sprachen: Mandschu, chinesisch, mongolisch, tibetanisch, sanskrit, lateinisch und russisch und bekleidet jetzt die Stellung eines Professors der mongolischen Sprache an einem der Missionskollegien.

Ähnlich den Buräten sind am Ufer des Amur die nur eine geringe Zahl bildenden Orotschonen und Maniagren, die ersteren haben Renntiere, die letzteren Pferde. Sie führen ein unausgesetztes Wanderleben und ernähren sich durch Jagd.

Die noch völlig ins Heidentum versunkenen Stämme Sibiriens sind endlich die Giljaken und die ihnen nahe verwandten Golden. Das Land der ersteren erstreckt sich von Tambosk oder Girin, etwa 350 Meilen südwestlich von Nikolajewsk bis zur Seeküste an der Amur-Mündung und über die nördliche Hälfte der Insel Sachalin. Die Unterabteilungen des Volks sind auf der Insel und der Westküste die Smerenkur und im Osten die Tro. Die Golden wohnen zwischen dem oberen Ussuri und der Mündung des Sungari bis zur Seeküste und zählen zusammen etwa 6000. Sie gehören zu der Tungusenfamilie, die Giljaken zu den unechten Ainos, über die die Ethnologen in Differenzen stehen. Die letzteren haben nicht das offne, freie Gesicht der Tungusen, sind klein, häufiger unter als über 5 Fuß, die Hautfarbe ist lohfarbig, ihr Haar schwarz und nicht üppig,

---

byterianer und die Baseler Gesellschaft in dem Süden des europäischen Rußland und die mährischen Brüder an der Wolga. Auch den drei protestantischen Geistlichen, die jetzt in Sibirien weit zerstreut im Amte sind, ist ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt, alle Missionsthätigkeit zu unterlassen.

aber doch immerhin stärker als bei den Golden. Sie binden ihr Haar in einen dicken Zopf, aber rasieren oder schneiden dasselbe nicht ab, wie die Mandschus und auch die Golden, und werden deshalb von den Chinesen Langhaare genannt. Sie leben fast ausschließlich von Fischen, essen gelegentlich ihre Hunde oder erjagte Tiere. Schweine und anderes Fleisch mit Hirse werden für Festlichkeiten aufbewahrt. Im Winter tragen sie Hunde-, Fuchs- oder Wolfsfelle, im Sommer sehr geschickt bereitete Fischhaut von Lachs, die ganz wasserdicht bereitet wird. Die Giljaken sind über alle Maßen schmutzig. Sie sollen sich niemals waschen, leiden oft an Augenkrankheiten und an Syphilis. Die Giljaken gebrauchen dagegen heiße Quellen in Muchul, die Golden, die keine solche Quelle haben, sterben oft von der Krankheit. Dennoch sollen sich diese letzteren langsam vermehren, während die Giljaken, seit die Russen mit ihnen zuerst zusammentrafen, abnehmen. Katzen haben einen halbreligiösen Charakter und sind nicht zahlreich. Im Winter reisen sie mit Scharen von Hunden, im Sommer auf kleinen Kanoes aus Pechtanne oder Cedern, bei den Golden aus Birkenrinde. Die größeren Boote werden gewöhnlich von Frauen gerudert, während die Herren der Schöpfung steuern und ihre chinesischen Pfeifen mit langen Rohren und Bergsteinspitzen rauchen. Auch beim Rudern tritt ein Unterschied hervor: die Golden setzen ihre beiden Ruder zu gleicher Zeit ein; die Giljaken brauchen sie abwechselnd — eine scheinbar sehr ungeschickte, aber sehr wirksame Praxis.

Die Frauen nehmen unter diesen Polygamisten eine sehr niedrige Stellung ein. Nach Angabe eines japanesischen Reisenden besteht sogar Polyandrie unter den Smerenkur-Giljaken. Sie haben sehr wenig Kinder. Sechs hält man für eine große Familie. Verlobung geschieht schon mit den Kindern. Der Vater wählt für seinen jungen Sohn die Braut, und ein reicher Golde bezahlt 100—400 M. für ein Mädchen von 5 Jahren. Für eine Frau werden in Muchur 200—1000 M. gezahlt, oft in seidnen Stoffen oder anderem Material, als Hunden, Schlitten, Branntwein. Die erwählte Braut wird in das Haus des Schwiegervaters gebracht und wenn das Mädchen 12, der Bräutigam 18 Jahre alt ist verheiratet. Die Hochzeiten sind teuer, denn alle Verwandten erwarten, eingeladen zu werden, und trinken bisweilen mehrere Gallonen chinesischen Schanshin, dessen Genuß ihnen nicht allein einen Rausch, sondern Raserei bis zum Wahnsinn verursacht, und dessen Einfuhr daher auch gesetzlich verboten ist.

Die Giljaken sind das am wenigsten begabte Volk, das Lansdell angetroffen hat. Er fand in einem Laden in Nikolajewsk eine Giljakenfamilie. Der Mann wußte nicht das Alter seiner Töchter, auch nicht sein

eignes. Ein etwa 10 Jahr altes Mädchen war schon teuer verkauft und rauchte seine Pfeife. Doch wurde der Verkauf an Russen verweigert. Die Sprache der Golden ist der der Mandschu sehr ähnlich, weder Giljaken noch Golden besitzen irgend welche Schriftzeichen, weshalb der in Chabarowka wohnende Missionar zur Übersetzung einzelner Teile der Bibel und der griechischen Liturgie sich der russischen Buchstaben bediente.[1])

Einige Versuche haben die Russen gemacht, die Giljaken zu bilden. In Michailowski befand sich früher ein landbautreibender Kaufmann, der als Oberaufseher einer Schule thätig war, die auf Regierungskosten zur Bildung der Giljakenknaben gegründet war. Die Schreibbücher enthielten ziemlich gute Proben der Schreibekunst, und auf den Pulten lagen Äsops Fabeln ins Russische übersetzt. Nahe dabei war für die Schüler eine Schmiede und eine Tischlerwerkstätte. So berichtet ein früherer Reisender (Kox). Lansdell glaubt, daß die Schule eingegangen sei. Er hat nur von zwei Missionsschulen am untern Amur gehört, die von dreißig Kindern besucht werden, der einen in Troitzka für die Golden und der andern in Bolan in der Nähe von Malmuisch für die Giljaken. Ein Giljakenknabe hat hier so gute Fortschritte gemacht, daß er sich zum Psalmisten oder Diechok in der russischen Kirche eignete.

Noch vor der russischen Okkupation des Amurgebiets versuchte von den römisch-katholischen Missionaren, welche seit 1838 in die Mandschurei gegangen waren, im Mai 1846 De la Brunière die Bekehrung des langhaarigen Volks, d. h. der Giljaken des Amur. Er berichtet selbst in einem Schreiben vom 5. April 1846 an die Direktoren des Seminars für fremde Missionen, wie sehr ein chinesischer Freund ihn vor den Scharen von Tigern und Bären warnte, die die Einöden am Amur erfüllten, tröstet

[1]) Die kaiserlich geographische Gesellschaft in Petersburg erteilte diesem Missionar für seine linguistischen Arbeiten, goldisches Lexikon und Grammatik, die goldene Medaille. Er hat einige Worte zusammengestellt in nachstehendem kurzen Vokabular, das einen Begriff giebt von der Sprache der Maniagren, der Mandschus, Orotschonen und Golden (welche tungusische sind) und den Giljaken- und Aino-Dialekten.

Deutsch.	Maniagrisch.	Mandschu.	Orotschonisch.	Goldisch.	Giljakisch.	Aino.
Eins	omun	emu	omu	omu	niun	chine
Zwei	zur	juo	dhjou	dhjour	morsh	tu
Drei	ilon	ilan	ulla	ellan	chiorch	che
Vier	digin	duin	dii	duyin	murch	yne
Fünf		sunja	tungha	tongha	torch	ashne
Hund			inda	inda	kan	sheta
Zobel			nosa	seppha		
Fuchs			solaki	solli.		

(S. 209, Band II.)

sich aber damit, daß das Fleisch der Europäer einen solchen eigentümlichen Geschmack habe, daß die Tiger der Mandschurei gar nicht den Versuch machen würden, ihre Zähne in dasselbe einzuschlagen. Er beschreibt dann seine Strapazen und Entbehrungen. Seine einzige Nahrung bestand aus in Wasser gekochter Hirse. Er mußte Bäume fällen und schleppen, Feuer anzünden (zum Schutz gegen die Kälte und Tiger), seine Speisen bei Wind und Regen kochen, und das alles inmitten eines Schwarmes von Mosquitos und Bremsen, die mit ihren Angriffen vor 10 oder 12 Uhr nachts nicht aufhören. 30 Meilen vom Ussuri waren die Quellen so selten, daß er genötigt war, es zu machen wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirse roh zu essen. Dann schreibt er: Etwa den 13. oder 15. Mai werde ich, so Gott will, eine kleine Barke kaufen, auf der ich den Amur bis zur See hinabfahren will, um die Langhaare zu besuchen. Ich werde allein gehen, weil niemand es wagt, mich zu führen. Ich weiß wohl, wie schwer es sein wird, die Barken der Mandarinen zu vermeiden, die von San-Sir den Fluß herabkommen.[1]) Aber so es Gottes Wille ist, daß ich an dem Orte meiner Bestimmung ankomme, so kann Sein Arm alle Hindernisse ebenen und mich sicher dahin geleiten; und wenn es Ihm gefällt, daß ich zurückkehren soll, so weiß Er, wie Er mich zurückbringen soll. Er ging und wurde im weißen Dorfe, wenige Stunden vor Nikolajewsk, ermordet. Den späteren Nachforschungen zufolge erreichte er den Ort in Begleitung eines getauften Mongolen, den er aber sofort zurücksandte, und zeigte den Eingebornen Uhr, Kruzifix, Löffel u. s. w., die später die Russen von ihnen erstanden haben. Nach zwei Tagen näherten sich ihm, als er gerade auf seiner kleinen Insel seine Mahlzeit bereitete, zehn Männer mit Bogen und Lanzen, verwundeten ihn durch mehrere Pfeilschüsse, durchbohrten ihn mit sieben Lanzenstichen, und der letzte Streich spaltete ihm den Schädel.

Gegenwärtig ist jede Missionsthätigkeit auswärtiger Missionare ausgeschlossen. Die russische Kirche hat, jedoch in weiter Entfernung der Stationen, Missionare auch unter den Giljaken und Golden. Der Archidiakonus Peter Alexander in Chabarowka gab dem Dr. Lansdell genauere Auskunft über seine Missionsarbeit. Neben der Seelsorge für die Bevölkerung dieser Stadt und Umgegend von 260 Seelen hat er einen Missionsdistrikt von Orlowsk bis Jekaterin-Nikolsk am Amur und von Busse am Ussuri bis Chabarowka, eine Flußlinie von etwa 700 Meilen. Die russische Liturgie war bereits ins Goldische übersetzt, und mit einer

[1]) Ohne Erlaubnis zu wandern war gegen das chinesische Gesetz, und die Erlaubnis erhielt damals kein französischer Missionar.

Übersetzung der Evangelien war der Missionar beschäftigt. Er hatte in 23 Jahren 2000 Eingeborne getauft, 403 Orotschonen (deren er etwa 3000 für seinen Distrikt rechnete) und 1501 Golden. Das Gehalt des Missionars betrug jährlich 600 M. als Missionar und 480 M. als Geistlicher der christlichen Gemeinde.

Von dem genannten Missionar erhielt Lansdell auch Auskunft über den wiederholt von ihm gehörten Vorwurf, daß die russischen Missionare die Heiden bezahlten, um sich taufen zu lassen. Es sei nicht unmöglich, daß einzelne Priester den Täuflingen Geschenke machten, und daß manche Eingeborne bei verschiednen Priestern zu wiederholten Malen die Taufe nachsuchten, in der Hoffnung dabei zu gewinnen. Aber die Behauptung, als ob die Konvertiten „bestochen" würden, sei völlig unrichtig. Die letzten 400 von dem Protodiakonus getauften haben nichts bekommen. Früher habe jeder Taufkandidat auf Kosten der Missionsgesellschaft von Blagowjeschtschensk ein neues Hemd, ein Kreuz am Halse zu tragen und ein Ikon bekommen, weil Kreuz und Ikon nur in Städten zu kaufen sei, die gewöhnlichen Kleider der Leute, die aus Fischhaut oder Hundeleder bestehen, aber so schmutzig seien, daß es schicklich sei, daß sie wenigstens einmal in ihrem Leben bei der Taufe rein erscheinen. Allerdings sind die Ansprüche, welche die Missionare an die Erkenntnis der Taufkandidaten machen, gering. Der eine Missionar hielt sich in jedem Dorfe nur zwei oder drei Tage auf und taufte dann bisweilen 40 auf einmal, namentlich, wenn er einen reichen Mann dazu bringen konnte, dem alsdann die ärmeren von selbst folgten. Ein anderer hielt es für genügend, wenn die Kandidaten vor der Taufe die kurzen Gebete der russischen Kirche hersagen konnten. Doch war ein dritter Gemeindepriester, der seine Taufkandidaten gewöhlich ein Jahr oder länger unterrichtet hatte.

Im ganzen sind die Giljaken noch immer dem Schamanismus ergeben. Die Schamanen werden als Mittelspersonen zwischen dem Volke und den bösen Geistern betrachtet. Sie sind ebensowohl Priester als Ärzte. Wenn ein Mann krank wird, so gilt er je nach der Krankheit einem besondern bösen Geiste verfallen, den zu exorcisieren der Schamane herbeigerufen wird. Er legt dazu einen großen Mantel von Bärenfell um, besetzt mit Schellen, Eisen- und Messingstücken, schüttelt diesen, singt in monotonem Gemurmel und trinkt Branntwein. Neben dem Kranken werden auch Idole und Branntwein aufgestellt, auch Fische, Eichhornfell, Hirse, ein Hund ist unter dem Tische angebunden. Die Eßwaren werden den Idolen offeriert und dann an die Anwesenden zum Essen verteilt. Der Schamane singt und klingelt, verrenkt seine Glieder, tanzt wie ein Besessener, heult, schlägt Tamburin, fällt der Länge nach nieder, als ob

er mit den Geistern Gemeinschaft pflöge, und das geht bisweilen drei Tage und Nächte fort — so lange als Vorrat da ist, die Menschen es aushalten und der Patient nicht gesund wird. Der Schamane erhält als Lohn ein Renntier, einen Hund, Fische, Branntwein oder was sonst der Patient geben kann. Ein guter Schamane, der wunderbare Kuren gemacht hat, erhält nach seinem Tode ein prächtiges Grab, diejenigen aber, welche die Gewalt über die bösen Geister mißbrauchen zum Nachteile eines menschlichen Mitgeschöpfes, erwartet als Strafe, meint man, die Hölle, dunkel und feucht, angefüllt mit nagendem Gewürme.

Die Giljaken glauben an hölzerne Idole oder Zauber als Gegenmittel gegen Krankheiten. Dieselben haben die Gestalt von Puppen, Fischen, Tigern, Bären, auch sind bisweilen die Pfosten der Häuser in der Form von Idolen geschnitzt. Auch tragen wohl Kranke Amulette, welche die Gestalt des kranken Gliedes haben. Tiger, Wolf, Bär sind eng mit ihrem Aberglauben verknüpft. Der Tiger wird mehr noch gefürchtet bei den Giljaken als bei den Golden; ebenso wenig wie er wird der Wolf gejagt, dem ein böser Einfluß zugeschrieben wird. Ganz anders ist es mit dem Bären. Manche meinen, daß die Giljaken den Bären verehren. Collins (Reise am niedern Amur 1860) behauptet sogar, daß sie den Bären als einen inkarnierten Geist betrachten. Der frühere Älteste des weißen Dorfes aber versicherte, daß sie den Bären als Opfertier schlachteten, und daß jedes Dorf verpflichtet sei, für einen Bären zu sorgen, bei welcher Gelegenheit die andern Dörfer sich am Schmause beteiligten. Thatsache ist, daß in jedem Dorfe ein Bärenkäfig ist, und daß man gern von dem gefangenen Bär als Mafa, d. h. Oberältester, redet zum Unterschiede von dem Tiger, welcher mafa sachle ist, d. h. schwarzer Häuptling. Entweder wird auf der Jagd der Bär getötet, größere Ehre aber ist es, ihn lebendig zu fangen und im Triumph ins Dorf zu bringen. Dabei empfangne Wunden gelten als ehrenvolle Zeichen der Tapferkeit und ein Tod beim Bärenkampfe als glücklich. Der gefangene Bär wird an Festtagen mit gebundenen Tatzen herausgebracht; eine eiserne Kette im Rachen, zwischen zwei festen Pfosten angebunden, ist er unfreiwilliger Zeuge der Possen, die die Eingebornen um ihn herum treiben. Bei dem Hauptfeste im Januar wird er unter abergläubischen Ceremonien getötet. Er wird zu dem Ende vor jedes Haus des Dorfes gezerrt und mit Stöcken geschlagen, und so wütend gemacht. Auf den Fluß an ein Loch im Eise geführt, reicht man ihm eine Schüssel mit nur einem Bissen, und dadurch wird er noch wütender. Endlich wird er mit Schreien und Jubeln an den Opferplatz gebracht, und nach allerlei Qualen endlich mit einem Pfeile durch's Herz geschossen.

(Schluß folgt.)

Über die akademischen Missionsvereine Deutschlands.

Von stud. theol. Th. F. *Christlieb*.

Seit dem letzten statistischen Bericht dieser Zeitschrift über die studentischen Missionsvereine (1880, S. 137 f.) läßt sich ein höchst erfreulicher Aufschwung derselben konstatieren, nicht nur in bezug auf das Wachstum innerhalb der meisten, sondern auch auf die Neugründung mehrerer an verschiedenen Universitäten. Es waren damals 9 Vereine genannt: in Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Greifswald, Halle, Leipzig, Rostock, Tübingen, wovon der Bonner thatsächlich nicht existierte, da er gerade damals (Wint.-Sem. 1879/80) eingeschlafen war. Heute dagegen ist das Dutzend in der Zahl der Vereine voll geworden, und damit ein höherer Bestand erreicht, als je zuvor. Zu den alten gesellte sich zunächst Kiel, wo der Verein, der schon früher einmal bestanden hatte, sich in der 2. Hälfte des W.-S. 79/80 neu konstituierte. Auf dieselbe Weise wurde der Bonner Verein im S.-S. 1880 wieder ins Leben gerufen. Ein weiterer Studenten Miss.-V. bildete sich im Januar des letzten Jahres in Basel, auf eine Anregung, die vom dortigen Missionshaus ausging. Endlich erwachte der Missionsgedanke auch unter den Studierenden Göttingens und führte zur Gründung eines Miss.-V. daselbst im Juni des verflossenen Jahres. Zwölf deutsche Hochschulen sind es also im Ganzen, auf denen sich Kreise von Studenten, darunter einige recht bedeutende, zum Zweck der Förderung des Interesses und der Liebe am Missionswerk zusammenfinden. Basel, gewissermaßen doch auch deutsche Universität, ist dabei mitgezählt; der dortige Miss.-V. kann wohl denen des eigentlichen Deutschlands mit Recht zur Seite gestellt werden, nicht nur wegen seines ganz deutschen Charakters, sondern auch um der nahen Beziehungen willen, in die er sofort zu den deutschen Brudervereinen getreten ist. Dagegen sollen die andern nichtdeutschen Vereine (wie der stud. Miss.-V. zu Utrecht "Ἐλθέτω, der neugegründete in Christiania, der sich mit dem Leipziger Verein in Verbindung gesetzt hat u. a.) hier nicht mit berücksichtigt werden. Erwähnt mag nur noch sein ein junger Ableger der stud. Miss.-VV., der neugegründete (wohl erste) *Gymnasiasten*-Miss.-V. in Dresden (K. Gymn., Neustadt), dessen Mitglieder in einer alle 14 Tage stattfindenden Versammlung Abschnitte aus der Heiden- und Judenmission mit einander durchnehmen.

Was die *Zahl der Mitglieder* in den einzelnen Vereinen betrifft (vgl. die Übersicht am Schluß), so ordneten sich die Vereine nach der faktischen Mitgliederzahl im letzten Wintersemester: Halle (60), Leipzig (57),

Göttingen (50), Tübingen (42), Greifswald (39), Berlin (32), Erlangen (32), Rostock (30), Basel (21), Bonn (20), Kiel (18), Breslau (9). Die theologische Fakultät war dabei überall entweder ausschließlich oder in weitaus überwiegender Zahl vertreten; am günstigsten bezüglich der nichttheologischen Beteiligung stellte sich Göttingen mit 20 % Nichttheologen. Eine Vergleichung der Zahl der theologischen Mitglieder mit der Gesamtzahl der Theologiestudierenden ergiebt folgende Reihenfolge: Rostock (75 %), Greifswald (35 %), Basel (35 %), Kiel (26 %), Göttingen (22 %), Bonn (18 %), Halle (13 %), Tübingen (13 %), Erlangen (12 %), Leipzig (ca. 8 %), Breslau (8 %), Berlin ca. (7 %). In den letzten drei Jahren haben sich die Mitglieder des Hallenser und des Tübinger Vereins verdreifacht, Berlin und Greifswald verdoppelt, Leipzig fast um die Hälfte vermehrt, Rostock hielt sich auf derselben Höhe, Erlangen ging von 41 auf 32, Breslau von 13 auf 9 Mitglieder zurück. Die Gesamtzahl der Mitglieder aller Vereine war im W.-S. 79/80 201, im W.-S. 82/83 410.

Alles in allem kann man also wohl von einem erfreulichen Wachstum des Missionsinteresses unter den Studierenden reden, und wer den schwierigen Boden der Universitäten kennt, wird das, was erreicht ist, zu würdigen verstehen. Immerhin aber wissen wir, daß damit eigentlich nur ein Anfang gemacht ist. Kann auch bei den deutschen studentischen Verhältnissen ein selbständiges Missiontreiben, etwa nach Art der englischen Universitätenmission in Verbindung mit Docenten, für unsere Vereine weder wünschenswertes, noch überhaupt mögliches Ziel sein, so beweist die Thatsache, daß aus einem akademischen Miss.-V. fast noch nie ein Missionar hervorgegangen ist, doch zum mindesten, wie wenig noch die Überzeugung von der Notwendigkeit wissenschaftlich gebildeter Missionskräfte Platz gegriffen hat. Selbst der Theologenmangel kann hier nicht als Entschuldigung dienen, denn die stud. Miss.-VV., deren es schon in den vierziger Jahren 7 gab (darunter damals auch Heidelberg), haben Zeiten wie des Theologenmangels, so des Kandidatenüberflusses hinter sich.

Der nächste Zweck der Vereine freilich, wie er sich auch statutarisch ausgedrückt findet, kann ja nur der sein, „Interesse und Liebe für die Mission (und zwar überall der äußern wie der innern; Greifswald zieht die Gustav-Adolfsache noch ausdrücklich in sein Gebiet) unter den Studenten aller Fakultäten zu wecken und zu fördern." Während aber die übrigen Vereine als solche eine freie Stellung den Miss.-GG. gegenüber einnehmen, schließen sich Erlangen und Leipzig, jenes an den Miss.-V. der ev.-luth. Kirche in Bayern (Centralverein in Nürnberg), dieses als Zweigverein an den sächsischen Hauptmissionsverein zu Dresden an, eine Stellungnahme,

die gerade für Studenten, denen eine möglichst vielseitige Berührung doch das Wünschenswerteste sein muß, kaum die richtige sein dürfte, zumal bei dem starken Fluktuiren der akademischen Bevölkerung und dem an Studenten wohl zu früh verliehenen Sitz- und Stimmrecht bei den Generalversammlungen des letztgen. Haupt-Miss.-V. Leipzig ist es auch, wo das Gebiet der innern und äußern Mission jetzt zwei von einander selbständigen Vereinen zufällt, indem sich vom Miss.-V. der „Verein für kirchliche Liebesthätigkeit" (innere Mission) abgetrennt hat.

Wenn wir die Mittel zur Erreichung des genannten Zweckes der Miss.-VV. zunächst gegenüber den Nichtmitgliedern, der ganzen Studentenschaft, ins Auge fassen, so wird man sich vor einer allzu optimistischen Auffassung hüten müssen: Der Miss.-V. wirkt zunächst durch nichts weiter den Studenten gegenüber, als durch seine Existenz.[1]) Am schwarzen Brett lesen die Studierenden die Anschläge des Vereins, sehen die Einladung, die sich auf jeden evangelischen Studenten bezieht, zu kommen und sich die Sache wenigstens einmal anzusehen. Wie wenig Verständnis und teilweise wie wenig Sympathie der Miss.-V. aber im allgemeinen in der Studentenschaft genießt, davon zeugen manchmal höhnende Glossen von Kommilitonenhand an den Missionsanschlägen. Die Einrichtung mündlicher Einladung zu den Missionsabenden, die früher in Breslau bestand, hat sich dort nicht bewährt und ist aufgegeben. Empfehlen dürfte sich aber vielleicht der Erlaß eines Aufrufs am schwarzen Brett zu Beginn jedes Semesters, bevor der Verein seine Abende anzeigt, wie dies z. B. in Leipzig geschieht. Derselbe sollte in kurzen Sätzen die Wichtigkeit des Missionswerks hervorheben, und die Pflicht jedes Christen, also auch des Studenten, an seinem Teil dabei mitzuhelfen. Eine wesentlich neue Einrichtung wird jetzt vom Leipziger Miss.-V. getroffen, indem von nun an sämtliche Studierende sein Missionslesezimmer (s. unten) besuchen dürfen. Wie weit diese die dargebotene Gelegenheit benutzen werden, bleibt noch abzuwarten.

Der Schwerpunkt des eigentlichen Vereinslebens liegt (in manchmal wohl zu ausschließlicher Weise) in den Vereinsabenden, die alle 2 oder 3 (in Bonn und früher in Erlangen nur alle 4) Wochen stattfinden. Das Lokal der Zusammenkunft ist verschiedenartig. Während man sich in Greifswald, Kiel und Rostock in einem Auditorium der Universität versammelt, in Halle in einem Konfirmandensaal, in Leipzig und Basel

---

[1]) So viel mir bekannt, hat der Halle'sche Verein eine rege Thätigkeit zur Verbreitung geeigneter Missionsflugschriften entwickelt und wäre zu wünschen, daß diesem Beispiele alle andern Vereine nachfolgen möchten. D. H.

im Vereinshaus, richtet man sich in Tübingen in einem Restaurationszimmer ein. Letzteres Lokal bringt für einen Miss.-V. jedenfalls Übelstände mit sich, und ist, wenn irgend möglich, zu vermeiden. Nicht nur, daß der Gesang leicht störend werden kann, so hat z. B. im letztgenannten Verein das Gebet abgeschafft werden müssen, weil Mitglieder an einem Gebet im Wirtshaus Anstoß genommen haben.

Ein Abend des Leipziger stud. Miss.-V. diene als Probe für die andern! Der Verein versammelt sich um 8 Uhr in einem Zimmer des Vereinshauses. Nach dem Gesange mehrerer Verse eines Missions- oder sonst evangelischen Kirchenlieds folgt der ½ bis ¾stündige Vortrag, immer ausgehend von einem Schriftwort. Es folgt wieder ein Vers, worauf der Vorsitzende dem Verein geschäftliche Mitteilungen macht, an die sich event. Beratung oder Beschlußfassung der Mitglieder schließt. Mit einem Schlußvers erreicht der Vereinsabend sein Ende. Ein Teil der Anwesenden pflegt dann noch bei einem Glas Bier zur freien Unterhaltung beisammen zu bleiben. Im Hallenser Verein findet eine Erweiterung dieser Geschäftsordnung insofern statt, als der Vorsitzende beim Anfang ein freies Gebet, am Schluß das Vaterunser und den Segen spricht. Und gewiß gehört das Gebet als wesentliches Stück mit zu einem stud. Miss.-V. und darf bei aller Wissenschaftlichkeit, die am Missionsabend herrschen soll, von dieser nicht verdrängt werden.

Die Vorträge sind meist missionsgeschichtliche und missionstheoretische, dazu kommen Vorträge über Gegenstände der inneren Mission, für die an manchen Orten eine besondere Vorliebe herrscht, und der Judenmission; sehr selten nur sind die Themata dem Gebiet der Ethnologie und Geographie entnommen.[1])

Die Frage, wer in den stud. Miss.-VV. Vorträge halten soll, ob Mitglieder oder nicht lieber Autoritäten auf dem Missionsgebiet, wird jetzt vielfach ventiliert. So hat es sich der Berliner Verein zum Princip gemacht, möglichst viele Vorträge von Missionsautoritäten zu hören, und das hat ja auch, besonders in den großen Städten, etwas für sich. Vielleicht haben aber doch die Mitglieder dieses Vereins übersehen, welchen gewaltigen Gewinn der vortragende Student für sich selbst hat, der freilich den, den er andern bieten kann, im Verhältnis weit übersteigt. Besonders den Theologen sollten eigentlich diese Vorträge erwünscht sein. Denn

[1]) Wenn man dabei etwas systematisch zu Werke geht, in einem Semester z. B. die Missionen Indiens, in einem andern Afrika oder Polynesien behandelt, so kann dies nur von Nutzen sein, denn ein beständiges Hin- und Herspringen in den verschiedensten Ländern und Zeiten muß auf die Dauer verwirren.

abgesehen davon, daß sie dadurch mit einem Missionsgebiet genau vertraut werden, wo haben sie denn eine bessere Gelegenheit, vor einem verhältnismäßig noch kleinen Publikum zu sprechen, als hier? Giebt es eine bessere Vorübung im freien Sprechen für den künftigen Pastor? Allerdings, statt eines aus einer Missionsgeschichte abgeschriebenen und im Verein vorgelesenen Vortrags würde es den Hörern interessanter sein, das Original selbst zu studieren. Ein wenig Arbeit ist notwendig, aber sie lohnt sich sicher dem, der sich ihr unterziehen will. Und wenn die Arbeit zu viel ist für einen, so könnten sich ja zwei in einen Abend teilen und verwandte Themen behandeln. Der studentische Vortrag sollte also, wie bisher, die Regel bleiben, daneben aber auch etwa in jedem Semester einmal ein Missionar, ein Professor, oder ein sonst in Missionssachen erfahrener Mann[1]) sprechen. Übrigens wird es ja, besonders in den kleineren Vereinen, keine unbedingte Notwendigkeit sein, daß jedesmal ein Vortrag gehalten wird. Man könnte auch manchmal die neuesten Missionsnachrichten mit einander lesen und frei besprechen.[2])

Nächst den Versammlungen kommt die Cirkulation von Zeitschriften in betracht. In den größern Vereinen werden die bedeutenderen deutschen Miss.-Zeitschriften sämtlich gehalten, die wichtigsten in mehreren Exemplaren. Die einzelnen Nummern cirkulieren in Mappen unter den Mitgliedern, wobei gewöhnlich eine Lesezeit von 3 Tagen für jeden bestimmt ist, eine Frist, die bei einer kleinen Conventionalstrafe einzuhalten ist. Die Reihenfolge ist durch das auf der Mappe befindliche Verzeichnis geordnet; jeder liefert die Mappe an den Nächstverzeichneten ab. Haben so die Zeitschriften circuliert, so werden sie der Bibliothek einverleibt, die auf dem Wege von Schenkungen und Anschaffungen von Missionswerken bei einigen Vereinen einen schon ganz stattlichen Umfang erreicht hat. Die Verwaltung über sie hat ein Bibliothekar in Händen, der die Ausleihung an Mitglieder des Vereins besorgt.[3]) — Das bereits erwähnte

[1]) Mir scheint es als durchaus notwendig, daß neben den Herren Professoren auch die Direktoren der M.-G. den studentischen Miss.-Vereinen einige Aufmerksamkeit zuwenden und sie je und je persönlich besuchen sollten, auch wenn sie nicht in der Universitätsstadt wohnen. Ich gebe daher den qu. Vereinen den Rat, die Missionsdirektoren zu solchen Besuchen resp. Vorträgen einzuladen. D. H.

[2]) An manchen Orten, z. B. in Tübingen und früher in Halle sind neben diesen Abenden sog. Missionsstunden eingerichtet, die einen specifisch erbaulichen Charakter tragen, wo etwa eine Schriftbetrachtung mit besonderer Verwertung der Missionsgedanken stattfindet. Manchmal wurden auch Missionsstunden in der Kirche von Mitgliedern des Hallenser Vereins übernommen.

[3]) In Halle steht dazu noch den Vereinsmitgliedern die Bibliothek der Ostindischen Missionsanstalt in den Franckeschen Stiftungen zur Benutzung offen, die eine höchst interessante und vollständige Missionslitteratur enthält.

Missionslesezimmer ist eine neue Einrichtung des Leipziger Vereins. In einem dazu eingerichteten Zimmer des dortigen Vereinshauses liegen die Missionswerke und -zeitschriften des Vereins aus; bisher konnten sie nur von den Mitgliedern, jetzt aber von jedem Studenten benutzt werden. — Die Correspondenz mit Missionaren, die früher von mehreren Vereinen eifrig unterhalten wurde, mußte wegen allzu großer Schwierigkeiten überall aufgegeben werden, nachdem selbst Missionsdirektoren von einer solchen abgeraten hatten.

Eine begreiflicherweise mehr untergeordnete Rolle spielt im Verein das Sammeln von Geldern für die Mission. Aus den regelmäßigen Vereinseinnahmen d. h. dem Ertrage der pro Monat oder Semester fixirten geringen Mitgliedsbeiträge werden zunächst die aus der Miete, den Zeitschriften u. s. w. erwachsenden Kosten gedeckt. Der Rest, sowie die freiwilligen Gaben, für die bei jeder Versammlung eine Büchse bereit steht, wird einer Miss.-Ges. übermittelt.[1])

Wie bei diesem letzten Punkt, so sollen überhaupt so wenig als möglich Schranken gezogen sein, damit der Weg in den Verein möglichst vielen offen stehe. Die Mission ist der gemeinsame Boden, auf dem sich die Mitglieder verschiedener studentischer Korporationen, besonders der christlichen Studentenverbindungen und theologischen Vereine, zusammenfinden. Möglich gemacht wird dies aber nur durch eine ganz freie Organisation der Miss.-VV. Ein gesellschaftlicher Verkehr der Mitglieder untereinander findet nur bei den kleineren Vereinen statt, wo er sich von selbst giebt; bei den größern ist der totale Mangel desselben immerhin zu bedauern. Abgesehen von den Anschlägen am schwarzen Brett, tritt der Miss.-V. der Studentenschaft gegenüber nie als solcher auf, z. B. bei Festlichkeiten, wo ja der größere Teil der Mitglieder schon anderweitig vertreten erscheint. Wohl aber verkehrt jeder Miss.-V. mit den Brudervereinen auf den andern Universitäten, zunächst durch gegenseitige Zusendung von Semesterberichten, dann auch persönlich durch Deputierte bei Jahresfesten, falls die Entfernung nicht allzu groß ist. Das Verhältnis der Vereine untereinander ist ein freundschaftliches, aber durchaus freies. Bestimmte Abmachungen darüber liegen nicht vor. Es ist zwar schon mehrere male der Plan aufgetaucht, eine Einigung aller durch einen Kartellverband herbeizuführen, zum letzten mal, als im vorigen Jahr Tübingen einen Aufruf an die andern Vereine zur Bildung eines Bundes erließ.

[1]) Wenn diese Gaben einer bestimmten M.-Gesellschaft regelmäßig überwiesen werden, z. B. wie in Leipzig und Erlangen der Leipziger, so ist dagegen durchaus nichts einzuwenden.

Und früher schon war von Halle und Berlin der Vorschlag eines allgemeinen Bundes ausgegangen mit gemeinsamen Statuten, jährlich wechselnder Vorortschaft, Preisaufgaben u. s. w. Aber die Sache zerschlug sich immer wieder, und der jetzige Stand der Dinge ist wohl auch für die Durchführung eines solchen Planes noch nicht gereift genug.

Trotzdem die Grenzen so weit wie möglich gesteckt sind, so kann doch die Beteiligung seitens der Nichttheologen nicht anders als eine klägliche bezeichnet werden. Allerdings sind es zunächst die Theologen, denen die Missionspflicht zum Bewußtsein kommen muß, obgleich auch bei ihnen der angegebene Procentsatz an den größeren Universitäten noch recht traurig niedrige Zahlen aufweist, aber die Mission ist doch heiliges Recht und heilige Pflicht Aller. Es scheint dieser Punkt früher wenig beachtet zu sein. Man glaubte wohl Nichttheologiestudierenden ein Missionsinteresse kaum zumuten zu dürfen. So kam es z. B., daß von 1230 Studierenden, die in 82 Semestern dem Hallischen Miss.-V. angehört haben (Halle, gegr. 1842, in Preußen der einzige Verein aus jener Zeit, der nie wieder eingegangen ist) 20 Philosophen und Philologen (1,6 %) waren, 9 Juristen (0,7 %), 4 Mediziner (0,3 %) 2 Mathematiker, 2 Agronomen und 1 Naturwissenschaftler — alle andern 1192 waren Theologen. Um hier eine Besserung herbeizuführen, müssen freilich ganz andre Faktoren, als ein stud. Miss.-V. ist, mitwirken.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das Verhältnis unsrer Vereine zu solchen von ähnlicher Richtung. Eine gewisse Verwandtschaft besteht ja zwischen einem stud. Miss.-V. und einem stud. Gustav-Adolf Verein. Dennoch ist der Geist in beiden oft ein zu verschiedener, um sie einander näher treten zu lassen. Die Abende eines Gust.-Ad.-V.'s tragen einen mehr „studentischen" Charakter, sind allgemein geselliger Natur, genießen eben darum in der Studentenschaft mehr Sympathien. Fast könnte man aber manchmal glauben, die Gustav-Adolfsache sei dabei mehr Mittel zum Zweck als Selbstzweck.[1]) Ein viel engeres Band verbindet die Miss.-VV. mit den Kränzchen für Judenmission. Diese letztern bestehen erst seit wenigen Semestern, aber der Eifer, mit dem sie gegründet sind und der in ihnen lebendige Gebetsgeist haben auch auf die

[1]) Ich wohnte einmal der Versammlung eines der größten stud. Gust.-Ad.-Vereine bei. Nachdem der officielle Teil erledigt war, bestehend in dem Anhören eines Vortrags, während dessen ich mich vergeblich bemühte, seinen Zusammenhang mit dem Gustav-Adolfsgebiet zu finden, gebot der Vorsitzende Silentium für das 1. Gustav-Adolfslied. Ich dachte an: Ein feste Burg. Weit gefehlt — „Im Krug zum grünen Kranze" begann es ringsum, und derartiger „Gustav-Adolfslieder" folgte noch eine Reihe am selben Abend.

größeren Miss.-VV. anregend und befruchtend gewirkt.[1]) Zur Zeit bestehen solche Kränzchen in Leipzig, Halle, Erlangen, Breslau, Greifswald, dazu steht ihre Gründung auf weitern Universitäten in Aussicht. In Leipzig liest Prof. Delitzsch, in Halle Prof. Schlottmann ein Privatissimum für die Mitglieder dieser Kränzchen über Gegenstände aus der rabbinischen Litteratur.

Übersicht über die akademischen Miss.-VV. Deutschlands.

Universität	Wint.-Sem. 1879/80 Mitglieder	Winter-Semester 1882/83.							
		Mitgliederzahl	Davon sind Theologen	Dies sind °/o aller dort. Theol.	Einnahme²)	Davon wurde unterstützt³)	Zahl der Vorträge	Davon hielten Mitgl.	Korresp. mit Missionaren
Basel	—	21	19	35 °/o	56,64	Basel	6	1	—
Berlin	16	32	30	ca. 7 °/o	165,92	Berlin I Berlin II	6	1	—
Bonn	—	20	20	18 °/o	35,—	Barmen	4	—	—
Breslau	13	9	9	8 °/o	38,40	Berlin I	7	6	1 Brief empfang.
Erlangen	41	32	32	12 °/o	144,—	ev.-lth. Miss.-V. von Bayern	5	2	–
Göttingen	–	50	40	22 °/o	?	Leipzig	5	3	—
Greifswald	20	39	39	35 °/o	45,—	Berlin I	8	7	—
Halle	24	60	59	13 °/o	120,—	Barmen Berlin I	6	5	—
Kiel	—	18	17	26 °/o	42,—	—	5	5	—
Leipzig	40	57	ca. 50	ca. 8 °/o	?	Leipzig	8	5	—
Rostock	33	30	30	75 °/o	80,—	Leipzig Hermannsburg	8	7	—
Tübingen	14	42	38	13 °/o	153,69	Basel	9	3	—

[1]) Ausgehend von dem Grundsatz, daß keiner Liebe zu Israel gewinnen könne, der nicht zugleich für die Heidenmission ein warmes Herz hat, sollen die Mitglieder der qu. Kränzchen (instituta Judaica) immer zugleich dem Miss.-V. angehören. Daß der geistige Urheber dieser Bewegung, ein Kandidat der Theologie, jetzt in den Dienst der Judenmission getreten ist, ist ein hoffnungsvolles Zeichen und Angeld auf künftige Kandidaten, die mit gleichem Eifer in die Heidenmission eintreten werden.

[2]) Die freiwilligen Gaben eingerechnet.

[3]) Außer den Miss.-GG. wurden noch unterstützt von Berlin die Berliner Stadtmission, von Göttingen die innere Mission und die Evangelisation von Spanien und Italien, von Greifswald die Waldenser, von Leipzig und Rostock die Judenmission, von Tübingen das Rauhe Haus und die Judenmission.

Missionsrundschau.

Die Heimat. Am 24. Juni dieses Jahres ist zu Pulsnitz im Kgr. Sachsen der 200jährige Gedenktag der Geburt des Mannes gefeiert worden, der der Anfänger der ersten dauernden und von Erfolg begleiteten lutherischen Heidenmission zu werden von Gott berufen war, Bartholomäus Ziegenbalg. Also im Jahre des Lutherjubiläums auch ein Missionsjubiläum! Die Geburt der beiden Männer, zu deren Ehren unsre Kirche diese Jubiläen feiert, liegt freilich gerade 200 Jahre aus einander — so lange hat es gedauert, bis in der lutherischen Kirche der erste geschichtlich bedeutende Heidenmissionsversuch gemacht wurde. Eine laute Mahnung, daß wir an den Jubelfesten dieses Jahres doch nicht vergessen sollen, auch die Bußglocken ein wenig zu läuten. Es läßt sich ja vieles sagen zur Entschuldigung unsrer Väter, warum sie ihre Hand nicht auch an das Heidenmissionswerk gelegt und gerade heute, wo unsre römischen Gegner mit so raffinierter Geschichtsfälschung darauf ausgehen, unsre gesegnete Reformation und besonders ihren gottbegnadeten Hauptträger Luther in den Schmutz zu ziehen, haben wir wenig Lust, durch protestantische Selbstkritik neue Steine herbeizutragen, um mit ihnen von unsern, diese Selbstkritik statt würdigenden vielmehr mißbrauchenden, Gegnern uns bewerfen zu lassen. Aber aus der Entschuldigung machen wir trotzdem keine Rechtfertigung, dieweil wir wissen, daß es Gott besser gefällt, so wir unsre Unterlassungssünde bekennen als so wir sie bemänteln.

Nachdem das geschehen, dürfen wir auch im Lutherjubiläumsjahre recht fröhlich und dankbar ein Missionsjubiläum feiern. Denn, gelobt sei Gott, die Söhne haben sichs einen Ernst sein lassen nachzuholen, was die Väter versäumt. Es giebt heute eine weltumfassende Heidenmission der reformatorischen Kirchen, und wenn unsre Gegner im römischen Lager ehrlich sein wollten, so müßten sie bezeugen, daß dieser Mission der Aufschwung ihrer eignen eine sehr große Anregung verdankt. Sind wir auch erst etwas spät in die Arbeit der Ausbreitung des Reiches Gottes unter nichtchristl. Völkern eingetreten, so haben wir das gute Bewußtsein, in derselben wieder die alten apostolischen Bahnen eingeschlagen, und die Hoffnung, ein Werk ins Leben gesetzt zu haben, das nicht wieder stille stehen wird bis es zum Ziele gekommen ist. Wir haben nun doch schon manche Missionsjubiläen feiern dürfen, nicht bloß 50jährige, die seitens der meisten Missionsgesellschaften bereits begangen sind, sondern auch schon ein 150jähriges voriges Jahr zu Herrnhut und im nächsten Jahrzehnt beginnt die Reihe der hundertjährigen Zu Pulsnitz am Johannistage dieses Jahres konnte man bei Gelegenheit des 200jährigen Jubiläums freilich nicht auf eine ungetrübte und ununterbrochene Fortsetzung der von Ziegenbalg begonnenen indischen Missionsarbeit zurückschauen; aber der Blick fiel doch keineswegs auf Ruinen, wie so viele einstige römische Missionen sie aufweisen. Als die deutschen und dänischen Missionsfreunde lutherischen Bekenntnisses infolge des rationalistischen Winters immer lauer die Arbeit thaten und zuletzt sie ganz einstellten, da traten die englischen Brüder reformierten Bekenntnisses ein und nach einem jahrzehntelangen Interregnum nahmen auch deutsche Lutheraner wieder Besitz von dem Erbe der Väter. Es ging dieser ganzen Mission nach dem Worte des Täufers, über welches Missionar Gründler seinem Freunde Ziegenbalg 1719 zu Trankebar die Leichenpredigt hielt: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Zwar gehört die Geschichte Ziegenbalgs nach dem Erscheinen der gründlichen und detaillierten Quellenarbeit Germanns („Ziegenbalg und Plütschau. Die Gründungsjahre der Trankebarschen Mission") zu den durchforschtesten und wenigstens in den luthe-

rischen Kreisen bekanntesten Partien der neueren Missionsgeschichte; dennoch dürfte ein Gedächtnisartikel an den ehrwürdigen Begründer der evangelischen indischen Mission auch in dieser Zeitschrift nicht überflüssig sein. Allerlei Gründe haben sein Erscheinen verzögert, hoffentlich wird es möglich, ihn noch in diesem Jahre zu bringen. Eine seitens der ev.-luth. M.-G. zu Leipzig verheißene neuere, kürzere und populärere Biographie Ziegenbalgs ist unsres Wissens bis jetzt noch nicht ausgegeben worden. Vielleicht ist statt ihrer ein Separatabdruck der Artikel des „Ev.-luth. M.-Bl. (N. 10 ff.): „Ziegenbalg und seine große Bedeutung für die evang. Heidenmission" in Aussicht genommen. Die „Allg. ev.-luth. Kz." (83 N. 25) hat gleichfalls einen Aufsatz „Zum Ehrengedächtnis des ersten lutherischen Missionars Barth. Ziegenbalg" gebracht, und auch im „Daheim" (N. 47) wird „Bartholomäus Ziegenbalg, der Apostel der Tamulen" gefeiert.

Die Beschreibung der Pulsnitzer Festfeier findet sich ausführlich in der „Allg. ev.-luth. Kz." (N. 27). Unter den anwesenden Festgästen befanden sich außer den von Leipzig deputierten Mitgliedern des Missionsvorstandes, zahlreichen Geistlichen, den städtischen Behörden u. s. w. einige Vertreter des sächsischen Kirchenregiments und der Direktor der einst mit der Trankebarschen Mission so eng verbundenen Franckeschen Stiftungen. Prof. D. Luthardt hielt die (im Druck erschienene) Festpredigt. In der unter den majestätischen Bäumen des Schloßparks gehaltenen Nachmittagsversammlung schilderte zuerst Missionsdirektor D. Hardeland die Thränensaat und Freudenernte auf dem Gebiete der Mission unter den Tamulen mit besonderer Betonung der bahnbrechenden Arbeit Ziegenbalgs; dann sprach Dr. Frick über das intime Verhältnis Aug. Hermann Franckes zu Ziegenbalg; darauf erinnerte Prof. D. Luthardt an die Bedeutung der Mitarbeit seitens der Eingebornen und schloß Kirchenrat Dr. Schmidt mit der Ermahnung zu treuem Festhalten an dem Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Die gesammelten Gaben waren teils für eine Pulsnitzer Ziegenbalgstiftung, teils für eine Jubiläumskirche in Madura bestimmt. —

Am 23. Mai dieses Jahres ist der Pfarrer Doll zu Neukirchen bei Mörs, der bekanntlich vor ca. einem Jahre zur Gründung einer neuen M.-G. sich berufen glaubte, nach längerem Leiden gestorben. Wenn anders wir diese Führung Gottes recht verstehen, so sagt sie, daß die jungen Mitarbeiter des Heimgegangenen den Gedanken an eine eigne auswärtige Mission aufgeben und der Rheinischen Gesellschaft sich einfach wieder anschließen sollen.

Nachdem bereits in einer vom 5. März dieses Jahres datierten „Konfidentiellen Einladung zur Bildung eines „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" eine zu diesem Zwecke abzuhaltende Konferenz nach Frankfurt a. M. ausgeschrieben worden war, hat diese Zusammenkunft am 11. April cr. auch wirklich stattgefunden. Wir haben auf besonderen Wunsch über diese ganze Angelegenheit bisher uns nicht geäußert, müssen sie aber jetzt, wo die sämtlichen publizierten Schriftstücke sich in unsern Händen befinden, in der diesmaligen Rundschau zur Sprache bringen. Ich werde mich redlich bemühen, dies sine ira et studio zu thun und gebe daher zunächst, um ganz objektiv zu berichten worum es sich handelt, den Förderern des geplanten Unternehmens selbst das Wort, indem ich teils aus der erwähnten „Einladung" über die Tendenz des neuen Vereins, teils aus dem Berliner „Neuen evang. Gemeindeboten" (vom 21. April cr.) über den Verlauf der Frankfurter Versammlung die charakteristischen Stellen mitteile. Zur Verwertung des „Protokolls" über diese Konferenz wird sich auch noch Gelegenheit bieten.

In der „Einladung" heißt es, nachdem die Abneigung weiter christl. Kreise gegen die heutige Heidenmission wesentlich aus der Abneigung gegen die Art und Weise des Betriebs derselben hergeleitet, und die deshalb beliebte gänzliche Unthätigkeit für „ein schwer zu verantwortendes Unrecht" erklärt worden ist: „Mit vollster Hochachtung und Dankbarkeit anerkennen wir den großen Segen, den die bisherige Mission, getragen von reicher Liebe und Aufopferung und geweiht durch das Blut zahlreicher Märtyrer, in der Heidenwelt schon gestiftet. Deshalb liegt es uns fern, uns zu ihr in ein oppositionelles Verhältnis setzen zu wollen. Wir beabsichtigen lediglich, auch unsererseits einen Anteil an dem heiligen Werke zu übernehmen. Da wir aber die Mission als eine gemeinsame Angelegenheit der gesamten protestantischen Kirche betrachten, die von religiös-kirchlichen Sonderbestrebungen unberührt bleiben soll, so möchten wir den zu bildenden Verein von vorneherein auf die breiteste Basis des gemeinsamen evangelisch-protestantischen Bewußtseins, der Anerkennung jeder aufrichtigen christlichen Überzeugung gestellt sehen und auf dieser Grundlage über die trennenden Differenzen der Heimat hinweg einfach das große, gemeinsame Ziel ins Auge fassend, unsere Thätigkeit frei und unabhängig nach bestem Wissen und Ermessen gestalten. Wir werden deshalb die Mitwirkung eines jeden mit Freuden begrüßen, der in diesem weitherzigen Sinne seine Liebe im Dienst des Reiches Christi zu bethätigen wünscht, gleichviel, welcher religiösen Richtung, welcher konfessionellen und kirchlichen Partei er im übrigen angehöre.

In Hinsicht auf die praktische Bethätigung schweben uns als zu erstrebende Ziele vor: Anbahnung eines regern Austausches der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nichtchristlichen Welt; hier mehr wissenschaftlich, dort mehr volkstümlich gehaltene litterarische und persönliche Missionsthätigkeit, die ihr Augenmerk vorzugsweise auf die von der bisherigen Mission noch fast unerreichten und der religiösen Weltanschauung derselben vielleicht dauernd unzugänglichen gebildeten Stände Indiens, Japans, Chinas ꝛc. richten und damit jener ergänzend an die Seite treten würde; zu diesem Behuf Förderung des Studiums der außerchristlichen Religionen, Herausgabe von religionsvergleichenden und apologetischen Werken und Zeitschriften, Veranstaltung von Cyklen wissenschaftlicher und religiöser Vorträge in den Centren der nichtchristlichen Kultur u. dgl. m. Mit dieser selbständigen Thätigkeit läßt sich aber, wofern es sich als wünschbar herausstellt, auch die gemeinsame Arbeit mit andern Missionsgesellschaften, die Unterstützung einzelner bereits bestehender Werke wie z. B. der durch die römische Propaganda gefährdeten Missionsgebiete oder die Förderung specieller Kulturbestrebungen unter der Heidenwelt verbinden. — Zunächst aber würde es sich wohl vor allem darum handeln müssen, in der Heimat das Missionsinteresse zu beleben, die bestehenden Vorurteile zu zerstreuen und durch Wort und Schrift eine gerechtere Würdigung der Missionssache herbeizuführen; insbesondere auch eine vermehrte Berücksichtigung der vergleichenden Religionserforschung und der Missionsgeschichte seitens der theologischen Wissenschaft, die Aufnahme dieser Disciplinen in den Lehrplan der theologischen Fakultäten sowie die Errichtung von an diese sich anschließenden Seminarien zur Ausbildung von Missionaren anzuregen, die Landeskirchen zu geeigneten Maßnahmen behufs Förderung der Missionsthätigkeit zu veranlassen und damit zugleich auf allmähliche Überwindung des kirchlichen Partikularismus hinzuwirken, im fernern Beziehungen mit den Gesellschaften für Ethnologie, Erdkunde und Kolonisation anzuknüpfen u. s. f."

Und der von den bekannten Berliner Pastoren Hoßbach und Schmeidler herausgegebene „Gemeindebote" schreibt: „Ein neuer Missionsverein, nicht etwa ein liberaler Parteiverein in feindlichem Gegensatz gegen die bisherigen Vereine von mehr oder

weniger pietistisch-orthodoxer Färbung, sondern ein Verein nur auf breiterer, alle nicht exklusiven Richtungen umfassender Grundlage, um auch die zahlreichsten ernsten Christen für die Mission zu gewinnen, welche sich durch die bisherige Weise derselben abgestoßen fühlen, ein Missionsverein ferner mit der ausgesprochenen Absicht, durch eine weitherzigere Auffassung des Christentums auch den gebildeteren Heiden in Indien, China und Japan näher zu kommen, als dies bis jetzt gelang, ein Missionsverein also, der die bereits vorhandenen nicht bekämpfen, sondern in aufrichtiger Würdigung ihrer Leistungen nach außen und innen ergänzen will: — das ist das Ziel, das die Verhandlungen in Frankfurt anstrebten, ein Ziel allerdings, dem die praktisch-materielle Strömung unserer Tage wenig hold zu sein scheint. Von den Hindernissen, mit denen ihr Werk zu kämpfen haben wird, haben die Freunde, die zu Frankfurt berieten, schon im voraus manchen Vorgeschmack erhalten durch die Lauigkeit, die ihnen hier, durch das Mißtrauen, das ihnen dort entgegenkam, durch die Zweifel selbst der Gesinnungsgenossen, durch die Feindschaft derer, die, wie alles, so auch diese Angelegenheit nur durch das gefärbte Glas des Parteistandpunktes betrachten können. Schriftlich hatten ungefähr 800 Theologen und kirchlich interessierte Laien ihren Beitritt erklärt, die meisten aus der Schweiz und fast allen Teilen Deutschlands, doch auch Pfarrer Quenzer in Manchester und Professor Max Müller in Oxford, der nur durch den Tod seiner Mutter verhindert wurde, in Person den Verhandlungen beizuwohnen. Daß von den übrigen ein großer Teil aus weiter Ferne persönlich erschien, darf bei der Schwierigkeit der Sache und bei der Ungunst der Jahreszeit wohl als ein gutes Vorzeichen angesehen werden. Angeregt ist die ganze Bewegung von der Schweizer Mittelpartei, vornehmlich vom Pfarrer E. Buß in Glarus, der durch seine treffliche Preisschrift über Mission den ersten Anstoß gegeben und auch weiterhin durch unermüdliche Thätigkeit den Stein ins Rollen gebracht hat. Es ist also unrichtig, den Verein als ein Werk der Schweizer Reformpartei oder des deutschen Protestantenvereins zu bezeichnen, so wenig geleugnet werden soll, daß sich viele Vertreter der genannten Richtungen ihm angeschlossen haben, und daß die deutsch-evangelische Mittelpartei zwar eine freundliche, aber noch eine zuwartende Stellung zu ihm einnimmt. Aber Männer von der vermittelnden Stellung der außerhalb des Protestantenvereins stehenden evangelischen Vereinigung, die sich unter Führung des Konsistorialrats Dr. Ehlers noch jüngst in Frankfurt gebildet, haben sich des Vereins mit besonderer Wärme angenommen; auch viele hervorragende Mitglieder des Protestantenvereins haben sich noch nicht entschließen können, ihm beizutreten; und die Männer, welche seine Sache zu der ihren gemacht haben, laden auf das herzlichste nach allen Seiten hin ein: Vergeßt den Parteihaß, das Parteimißtrauen und auch die von manchem Guten leicht abhaltende Parteirücksicht, Parteidisciplin und Parteiängstlichkeit, und denkt nur an den Ruf Christi: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeit." Sollte denn in der Mission nicht ähnlich, wie im Gustav-Adolf-Verein, gemeinsame Arbeit der verschiedenen Richtungen möglich sein? Wäre ein solches neues Band der Einigkeit in unserer evangelischen Kirche nicht ein würdiger Denkstein im Jubiläumsjahr unsers großen Luther? Im Geiste des Friedens eröffnete der Pfarrer Buß die Verhandlungen mit einer begeisterten und begeisternden Ansprache. Nach einer kurzen historischen Darstellung der ersten Anregungen zu der beabsichtigten Ergänzung der bisherigen Missionsbestrebungen durch die einschlagende Literatur ging Redner auf die verschiedenen Bedenken ein, die dem Unternehmen entgegengebracht würden: Die einen sagten: „Ihr werdet Offiziere ohne Armee sein, zumal, sobald ihr Opfer fordert," die andern: ein Verein ohne fest formuliertes Bekenntnis sei wert- und

haltlos, noch andere: „Die heidnischen Kulturvölker werden euch dieselbe Stumpfheit, wie den andern Vereinen, entgegensetzen.“ Der schlimmste Vorwurf aber sei der: „Ihr werdet, auch wenn ihr es nicht wollt, nur neue Zersplitterung in der Heimat, wie auf den Missionsgebieten draußen in der Heidenwelt, anrichten.“ Allen diesen Bedenken setze er entgegen: Wann sei je ein Großes zustande gekommen ohne Überwindung scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten. Hier gelte es glauben an die Welt überwindende Lebenskraft des Christentums, glauben an die Zukunft des Heilandswortes von der einen Herde und dem einen Hirten, glauben an die Macht der Begeisterung, die vor allem in der akademischen Jugend für die Ausbreitung des Evangeliums zu entflammen sei. Streit mit den bisherigen Missionsvereinen wolle man so wenig, daß jemand sehr wohl Mitglied der alten bleiben und doch dem neuen beitreten könne. Nach dieser Begrüßung konstituierte sich die Versammlung unter dem Vorsitz des Konsistorialrats Ehlers und des Professors Bassermann aus Heidelberg. Die weiteren Verhandlungen besonders über Grundlage, Ziele und Anfangsthätigkeit leitete ein lichtvoller Vortrag des Professors Kesselring aus Zürich ein: Der Verein trete nicht feindlich, sondern ergänzend neben die andern Missionsvereine nach dem Princip der Arbeitsteilung und stehe auf der breitesten Grundlage des evangelisch-protestantischen Bewußtseins. Mitglied könne jeder evangelische Christ werden. Von seinen Arbeitern unter den Heiden hingegen müsse der Verein mehr fordern: eine größere wissenschaftliche Bildung, als sie bisher von den Missionaren verlangt werde, vor allem aber eine nicht sowohl durch formulierte Bekenntnisse als durch christliches Leben zu bethätigende Frömmigkeit; in dieser Hinsicht müsse dem Vorstande ein gewisses Aufsichtsrecht zustehen. Ziel des Vereins sei die Christianisierung der gesamten Heidenwelt und der Mohammedaner, zunächst, ohne daß man sich im voraus daran binden dürfe, der heidnischen Kulturvölker Hinterasiens — nicht aus aristokratischer Selbstüberschätzung, sondern weil diese Völker der streng orthodox-dogmatischen Auffassung sich bisher fast völlig verschlossen hätten und für eine weitherzigere Fassung des Evangeliums vielleicht zugänglicher sein würden. Die Anfangsthätigkeit sei vor allem darauf zu richten, daß man die religiösen und sittlichen Anschauungen der Heiden gründlich kennen lerne, die auch hier vorhandenen Samenkörner des Geistes entwickle und benutze, um das Christentum nicht nur als kränkelndes exotisches Gewächs einzuführen, sondern es in jedem Volke zu der ihm angemessenen nationalen Gestaltung zu bringen. Dazu seien Beziehungen zu denen zu suchen, die sich wissenschaftlich mit Sprache, Sitten und Religionen jener Völker beschäftigt hätten, aber auch zu den hervorragenden Trägern schon angebahnter Reformen unter den Heiden; Fühlung mit dem dem Christentum nahestehenden Vorkämpfer des Brahmo-Samadsch in Indien, Keshub Chunder Sen, sei schon gefunden. Nicht auf Massenbekehrungen und auf eine möglichst große Zahl von Getauften solle man es absehen, sondern auf allmähliche Umbildung von innen heraus; dann werde, wenn auch langsamer, reiche Ernte reifen. Eigentliche Missionare könnten erst auf vorbereitetem Boden wirken. Als die am schnellsten zu erreichende unmittelbare Einwirkung denkt sich Redner Vorträge, von gebildeten, des Englischen mächtigen Männern in den Centren der gedachten Kulturvölker gehalten. Im Inlande sei das Missionsinteresse ebenfalls durch Vorträge und durch Errichtung akademischer Lehrstühle für Mission zu erwecken.

In der Debatte wurde von einer Seite dringend empfohlen, der Verein möge zur Abwehr jedes Zweifels in seinem Statut ausdrücklich anerkennen, daß er auf Christus, als dem alleinigen Grunde des Glaubens, stehe. Andere hielten das Bekennen des Selbstverständlichen für überflüssig und um des leicht sich daran knüpfenden Mißverständ-

nisses wissen für bedenklich. Von einer dritten Seite wurde gewünscht, daß man sich auf den geschichtlichen Boden der evangelischen Bekenntnisschriften stelle. Eine Einigung wäre wohl ohne Zweifel in Christus, dem einen Grunde, erzielt worden. Doch entschied man sich für die Ansicht des Professors Holtzmann, daß die nur vertrauliche Versammlung der später zu berufenden öffentlichen überhaupt durch keine definitiven Beschlüsse vorgreifen dürfe, daß die ausgesprochenen Meinungen vielmehr das Material für die Vorlagen abzugeben hätten, die ein zu wählendes interimistisches Komitee der konstituierenden Versammlung unterbreiten werde. So sei auch den etwa inzwischen hinzutretenden Mitgliedern noch ein entscheidender Einfluß auf die Gestaltung des Vereins gesichert. Eine nur relative Meinungsverschiedenheit war es offenbar, wenn hinsichtlich der Anfangsthätigkeit die einen mehr die literarische, die andern mehr die persönliche Einwirkung betonten. Allerdings wurde wohl mit Recht hervorgehoben, daß ohne die letztere (sei es durch Gründung christlicher Schulen oder durch Anstellung christlicher Lehrer an schon vorhandenen Landesschulen oder durch direkte Aussendung von Predigern, vielleicht in Anlehnung an die Seelsorge für deutsche Kolonisten) auf die Dauer weder eine fruchtbare literarische Einwirkung noch ein reges Missionsinteresse in der Heimat erzielt werden könne. Gewiß war der Rat am Platze, auch mit dem ebenfalls hierorts unlängst gegründeten Kolonisationsverein in Verbindung zu treten. Für Organisation des Vereins wurden Provinzial- und Zweigvereine mit einem den Leistungen entsprechenden Einfluß auf die Verwaltung in Aussicht genommen, sodann aber ein Komitee unter dem Vorsitze des Pfarrers Buß gewählt mit dem Auftrage, für die aus Rücksicht auf das bevorstehende Luther- und Zwingli-Jubiläum erst nach Jahresfrist zu berufende konstituierende Versammlung die nötigen Vorlagen auszuarbeiten und mittlerweile alle vorhandenen Anknüpfungspunkte im In- und Auslande zu verwerten, um eine Basis für die Wirksamkeit des Vereins zu gewinnen. Der warme Eifer, der von allen Seiten während der Verhandlungen hervortrat, und der dem Evangelium entsprechende Zweck und Geist des Unternehmens läßt hoffen, daß hier ein Werk im Werden sei, an dem sich etwas von der senfkornartigen Kraft des Reiches Gottes bewähren werde. Dazu wird vor allem eins not sein, worauf beim Festmahl ein erwärmender Toast des Professors Gaß — gleichsam ein mahnender Gruß aus der erhebenden Zeit Schleiermachers — hinwies: Begeisterung."

Da seitens der bestehenden Missionsgesellschaften irgend eine officielle Aussprache über ihre Stellungnahme zu dem geplanten neuen Unternehmen nicht erfolgt ist, so kann der Herausgeber dieser Zeitschrift in den folgenden Bemerkungen allerdings nur seine Privatansicht äußern, er glaubt aber annehmen zu dürfen, daß dieselbe sich im wesentlichen mit der der Vertreter jener Gesellschaften decken wird.

1) Ich begrüße es mit ganz aufrichtiger Freude, daß die Missionskritiker aus dem freiprotestantischen Lager sich endlich entschlossen haben, aus ihrer bisherigen bloßen Verneinung herauszutreten und zum praktischen Handeln überzugehen. Dieser Entschluß läßt hoffen, daß er einer positiveren Stellung zu dem christlichen Wahrheitsgehalte den Weg bahnen wird; denn es ist der Segen der reellen Arbeit für das Reich Gottes, daß sie die Arbeiter selbst in den Realitäten des christlichen Glaubens tiefer gründet, während es der Unsegen der bloßen Kritik ist, daß sie die Kritiker immer mehr entleert. Ist es unsern bisherigen Kritikern aufrichtiger Ernst mit wirklicher Missionsarbeit, so wird die Erfahrung sie lehren, daß mit der bloßen Verneinung sich ebenso wenig Heiden bekehren lassen wie durch sie innerhalb der indifferenten oder ungläubigen Christenheit neues Leben geweckt wird. Kommt es aber nicht zu nennenswerten, kräftigen

und siegreichen Thaten, so ist für die Unfruchtbarkeit der negativen kritischen Richtung ein neuer überzeugender Beweis geliefert.

2) Ich bestreite aufs entschiedenste, daß die Abneigung gegen die bisherige Missionsmethode der Hauptgrund für die Indifferenz weiter Kreise gegen die Mitarbeit an der Heidenmission ist, behaupte vielmehr, daß diese Indifferenz wesentlich in der Indifferenz gegen das Reich Gottes selbst und gegen seine Ausbreitung überhaupt wurzelt. Die Entscheidung darüber, wer recht hat, muß bald durch Thatsachen gegeben werden. Hat die „Einladung“ recht, so muß der neu geplante Verein in kurzem große Dimensionen annehmen. Nach dem Zeugnis des „Gemeindeboten“ haben bereits „800 Theologen und kirchlich interessierte Laien ihren Beitritt erklärt“ und wird es als ein „gutes Vorzeichen“ hingestellt, daß in Frankfurt „ein großer Teil aus weiter Ferne erschienen“ sei. Wenn es die Unterschriften machen, so sind diese in der That imponierend genug: die „Einladung“ zählt ihrer 165 und unter ihnen fast alle Koryphäen der liberalen Richtung. So viel mir bekannt, ist bis jetzt bei der Gründung keiner einzigen Missionsgesellschaft eine solche Fülle von einladenden Namen vorhanden gewesen! Sie haben alle in viel kleineren Kreisen ihren Ursprung gehabt. Indes man weiß ja, wie es mit der Sammlung solcher Unterschriften geht. Das „Protokoll“ giebt das Verzeichnis der in Frankfurt Anwesenden. Dieses Verzeichnis weist 38 — — Namen auf, unter ihnen 17 von den Einladenden!! Diese Zahlen scheinen mir zu reden, aber nicht gerade zu gunsten des „guten Vorzeichens“ des „Gemeindeboten“. Nach der imposanten Ziffer der Unterschriften hätte man doch eine größere Versammlung in Frankfurt erwarten müssen. Selbst in der Besprechung, welche die dem Standpunkte des neuen Unternehmens ziemlich konsentierenden Mededeelingen van wege het Nederl. Zend.-Genootschap der Frankfurter Versammlung widmen (1883 S. 317 ff.), wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß bittre Enttäuschungen nicht ausbleiben werden, wie man denn auch in Holland wenig ermutigende Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht habe. Mir scheint ein großer Rechenfehler darin zu liegen, daß man das große Quantum von christlichem Glaubensleben, welches schrift- und erfahrungsgemäß der Quellgrund des Missionseifers ist, entweder ganz ignoriert oder ohne weiteres in den weiten liberalen Kreisen voraussetzt. Es ist ja möglich, daß man fürs erste einige tausend, vielleicht zehntausend Mark Beiträge zusammenbringt, vielleicht schon darum, um sich den bisherigen Missionsleistungen der Pietisten und Orthodoxen gegenüber keine Blöße zu geben. Allein zu dauernden Unternehmungen mit fortgehenden ja wachsenden Opfern gehört, wie auch in Frankfurt ausdrücklich bemerkt wurde, daß man die Mission „nicht bloß ehrenhalber sondern gewissenshalber“ treibt, „für sie innerlich erwärmte und mächtig begeisterte Freunde“ hat (Prot. S. 33). Mich dünkt, es wäre der Sache förderlicher gewesen, man hätte bescheidener und mit weniger Unterschriften angefangen. Der für das Werk so warm begeisterte Buß wird bald die Erfahrung machen, daß es des Volks zu viel ist und daß durch alle Versammlungen nicht viel geschafft wird. Es ist nicht meine Aufgabe, Buß Ratschläge zu erteilen; sonst würde ich ihm ins Ohr sagen, daß er es machen soll, wie es z. B. Goßner und Harms gemacht haben. Auch das gefällt mir gar nicht, daß man dem noch ungebornen Kinde gleich einen so großen Namen gegeben hat: „Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein.“ Wenn es nur nicht heißt: parturiunt montes etc.

3) Dieser große Name ist aber nicht bloß ein wenig unbescheiden, er ist auch unrichtig. Es wird zwar in allen Tonarten versichert: das neue Unternehmen sei keine Parteimission, sondern „eine gemeinsame Angelegenheit der gesamten protest.

Kirche." Ich bin Buß aufrichtig dankbar dafür, daß er auf meine Gegenvorstellungen in seiner „Einladung" den Vorwurf gestrichen hat, unsre bisherigen Missionen seien bloße Parteimissionen, und in Anerkennung dafür werde ich alle diejenigen Bemerkungen unterdrücken, welche die Beibehaltung dieses Vorwurfes mir sonst abgenötigt haben würde. Aber soweit kann ich meine Noblesse nicht treiben, daß ich das neu geplante Unternehmen für keine Parteimission erklärte. Ich bin davon überzeugt, daß es Buß mit dieser Versicherung ganzer Ernst ist, aber ebenso, daß er sich täuscht. Man braucht doch nur einen Blick in das Verzeichnis der Einlader zu werfen! Dasselbe enthält fast ausschließlich Namen von liberaler, großenteils sehr prononciert liberaler Parteirichtung: z. B. Hilgenfeld, Schwarz, Pfleiderer, Hoßbach, Lisko, Websky, Räbiger, Hanne, Manchot, Lammers, Schwalb, Holsten, Schenkel, Holtzmann, Langhans, Biedermann, Bion, P. Schmidt u. s. w., eine Thatsache, welche auch der „Gemeindebote" ohne weiteres zugiebt. Die Hoffnung desselben geht nur dahin, daß „die deutsch-evangelische Mittelpartei" vielleicht noch einige Teilnehmer stelle. Wie weit eine solche Hoffnung begründet, weiß ich nicht; nach den mir gewordenen Informationen steht sie auf sehr schwachen Füßen. Daß es sich um eine Sammlung aus den verschiedenen freien Richtungen des Protestantismus handelt, die von der heutigen sog. „kirchlich-dogmatischen Ausprägung" des Christentums nichts wissen wollen, sagt doch das Programm wie das Frankfurter Protokoll aufs bestimmteste. Ja, innerhalb der liberalen Richtungen will man keinen Parteistandpunkt ausschließen. Aber wenn die übrigen in dem alten Bekenntnis der Apostel und Reformatoren wurzelnden und die Thatsachen der Heilsgeschichte als wirkliche Thatsachen festhaltenden Standpunkte thatsächlich durch das Programm ausgeschlossen sind, indem man das neue Unternehmen ausdrücklich auf eine im Widerspruch zu ihnen gelegte Basis stellt — so sollte man doch auch ehrlicherweise nicht von einem „allg. evang.-protestantischen", sondern von einem „speciell protest.-liberalen" Missionsverein reden. So und nicht anders muß und wird doch die ganze Welt das Unternehmen auffassen. Warum wird es denn nicht auch unter dieser deutlichen und offenen Firma eingeführt? Die liberale Firma übt doch sonst eine große Anziehungskraft aus; traut man ihr etwa in dem vorliegenden Falle nicht recht? Oder rechnen die Vertreter der „breitesten Basis" die weiten Kreise, welche Luthers Erklärung des zweiten Artikels so wie sie wirklich lautet, im Ernst als evangelisch-protestantischen Glauben festhalten, nicht mehr zur „allgemeinen evang.-protest." Kirche? Wollen unsre kirchlich Liberalen in dieser Beziehung den politisch Liberalen folgen, die sich gern als alleinige Repräsentanten des „Volks" hinstellen?

Ich gehe noch weiter. Nach den vorliegenden Schriftstücken ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß der geplante „allg. ev.-protest. Missionsverein" auch nur alle liberalen Parteirichtungen vereinigen wird. Die Debatte in Frankfurt über die Bekenntnisgrundlage des Vereins (Protokoll S. 17 ff.) erweckte schon bei einem scharfsinnigen Mitgliede desselben die Befürchtung, daß durch „jede Formulierung leicht eine Scheidung hervorgerufen werden könne." Dadurch, daß die Beschlußfassung über diese Grundfrage ausgesetzt resp. verschoben wurde, ist diese Befürchtung wahrlich nicht widerlegt. Mit den nichtssagenden allg. Phrasen vom „protest. Bewußtsein", „breitester Basis", „christl. Geist" und dergl. ist doch in Wahrheit nur eine Nebelhülle über ein Tohuwabohu ausgebreitet und die Differenz nur verschleiert. Ich begreife nicht, wie nüchterne Männer sich der Erkenntnis verschließen können, daß sie doch vor allen Dingen wissen müssen, was sie den Heiden verkündigen wollen. Um mit ihnen gemeinsam den „unbekannten Gott" oder das noch nicht gefundene „Christentum Christi" oder gar

„die Wahrheit" zu suchen, dazu treibt man doch verständiger Weise keine Mission. Gehen die Vertreter des neuen Unternehmens mit Beschlußaussetzungen oder allg. Phrasen um die Fixierung einer bestimmten Bekenntnisgrundlage herum, so kann man ohne Prophet zu sein, mit Sicherheit voraussagen, daß die ganze Sache im Sande verlaufen wird. Machen sie sich aber, wie ich von Herzen wünsche, an eine solche Fixierung, so giebts unter ihnen auch eine Scheidung. Nach meinem Dafürhalten zum Segen der Sache; denn es ist besser mit einem kleineren Häuflein sich klarbewußter und fest wollender Männer eine Sache angreifen als einen großen Haufen hinter sich haben, der durch künstliche Phrasen nur den Schein innerer Einigkeit erweckt. Je positiver das Bekenntnis ausfällt, desto kleiner wird das Häuflein werden, aber desto mehr ist Aussicht vorhanden, daß überhaupt etwas zustande kommt und daß eine Fühlung mit den bisherigen Missionsgesellschaften eintritt.

4) Wir sind sehr dankbar dafür, daß man uns aufs bestimmteste versichert, durch die neue Unternehmung nicht in Opposition gegen die bisherigen Missionsbestrebungen treten zu wollen, wie wir überhaupt dem maßvollen Auftreten von Buß und seinen Freunden in dieser ganzen Angelegenheit gern unsre Anerkennung zollen. Aber es ist doch die Frage, ob hier nicht abermals eine Täuschung vorliegt. Die Frankfurter Konferenzler werden gerecht und nüchtern genug sein, zweierlei zuzugestehen: 1) daß im Kreise ihrer Gesinnungsgenossen bisher unsre Missionsbestrebungen viel und teilweis recht unfreundliche Opposition gefunden haben und daß es daher schwer sein wird, gerade jetzt wo sie eine eigne Mission anzufangen im Begriff stehen, diese Opposition plötzlich einzustellen; und 2) daß nicht sowohl der Unterschied ihrer Missionsmethode von der unsrigen als vielmehr ihres „Evangeliums" von dem unsrigen ein so großer ist, daß dieser Unterschied auch ein Gegensatz genannt werden und dieser Gegensatz fast naturnotwendig auch zur Opposition führen muß. Geben wir uns doch keinen Illusionen hin. Wir haben ja die Thätigkeit der liberalen Richtungen in der Heimat vor Augen und es ist eine unmöglich zu leugnende Thatsache, daß hier eine scharfe Opposition besteht, ja daß der liberale Protestantismus zum Teil geradezu von dieser Opposition lebt. Denken wir uns diese Thätigkeit nach Indien, China oder Japan übertragen, wird sich dann nicht auch dort dieselbe Opposition gegen „Orthodoxie" u. s. w. geltend machen, ganz abgesehen davon, daß auch in der Heimat zwischen den zwei verschiedene „Weltanschauungen" vertretenden Missionsvereinen es unmöglich ohne Reibungen abgehen kann? Der Friede unter den Missionsarbeitern wird also durch die Gründung eines neuen liberalen Vereins schwerlich gemehrt werden.

5) Was unsre Stellung zu der Methode des neuen Vereins betrifft, so habe ich kaum nötig, mich des weiteren zu erklären. Keins der mir vorliegenden Schriftstücke bringt in dieser Beziehung etwas neues zu dem früher von Buß herausgegebenen Buche: „Die christl. Mission", und kann ich mich begnügen auf meine eingehende Besprechung desselben (A. M.-Z. 1876 S. 414 ff.) wie auf die in dieser Nummer enthaltene umfängliche Kritik der Broschüre desselben Verf. „Die Mission einst und jetzt" zu verweisen. Daß man den ganz speciellen Beruf zu haben glaubt, im Gegensatz gegen die bisherigen Missionen sich an die höheren Klassen der Kulturvölker zu wenden und wesentlich durch eine literarische Methode eigner Art sie dem Christentum zuzuführen, muß ich — ich kann mir nicht helfen — als eine fixe Idee bezeichnen. Die versteckte Eitelkeit auf die eigne Weisheit und Kunst, die darin liegt, und die Schmeichelei für die „Gebildeten", denen eine „weitherzigere Auffassung des Christentums" zugedacht ist, will ich indes nicht weiter charakterisieren. Die Erfahrung wird ja bald das Urteil

sprechen, ob man unter den gebildeten Heiden auf diese Weise mehr ausrichten wird als daheim unter den gebildeten Christen. Auch darf man gespannt sein, ob die gebildeten Missionare, welche der neue Verein aussenden wird, einen Duff und Wilson, Legge und Faber an Leistungen und Erfolgen übertreffen werden. Aber das hat einen geradezu komischen Eindruck auf mich gemacht, daß in Frankfurt auch nur der Gedanke aufkommen konnte: vorerst keine Missionare, sondern — wenn ich recht verstanden — nur Schriften auszusenden (Protokoll S. 25 und 32). Übrigens schreibt selbst der Referent in den Mededeelingen (S. 323): „In der Auffassung der Sache ist noch viel Unbestimmtes, so daß ich fürchte, daß, da alle Erfahrung mangelt, die Enttäuschung nicht ausbleiben wird und Enttäuschung entmutigt.“ — Ob durch die Verbindung mit den Leitern des Brahmo Samadsch in Indien und den Anschluß an den deutschen Kolonisationsverein viel herauskommen wird, lasse ich sehr dahingestellt. — Sehr charakteristisch für die Art, wie man sich vermutlich die Arbeit unter den Hindureformern denkt, ist die wahrhaft klassische Bemerkung des Predigers Ritter, welcher „fürchtet, daß die Juden nur verletzt würden, wenn sie ausdrücklich als unser Missionsobjekt hingestellt würden. Unsre freie protest. Theologie erleichtre übrigens schon von selbst den Juden die Annäherung durch ihre weitherzigere Auffassung des Christentums.“ Also wörtlich im Protokoll S. 22 f. Was wohl St. Paulus auf diese Art des Missionsbetriebs geantwortet haben würde!

6) Der wohlwollende Referent in den Meded. giebt auch der Besorgnis Ausdruck, daß der Aufschub der Konstituierung des Vereins auf ein ganzes Jahr der Sache kein sehr günstiges Prognostikon stelle. Auch auf mich hat die Lektüre des Protokolls einen ganz ähnlichen Eindruck gemacht. Ein greifbares Resultat hat man in Frankfurt nicht erzielt und die Motivierung des Aufschubs durch das Lutherjubiläum ist doch sehr — seltsam. Der „Gemeindebote“ meinte ja, die Gründung des projektierten Vereins sei „ein würdiger Denkstein gerade im Jubiläumsjahr unsres großen Luther.“

7) Endlich sei noch bemerkt, daß in Frankfurt auch mancher gesunde und brauchbare Vorschlag gemacht worden ist. Nur ist es ein Irrtum, wenn der Schein erweckt wird, als ob diese Dinge jetzt zum erstenmale zur Sprache gebracht würden. Die brauchbaren der dortigen Desideria haben wir längst ins Leben gesetzt, z. B. kirchliche Missions-Tage und Kollekten, öffentliche Vorträge, die Herausgabe von wissenschaftlichen und populären Schriften, Benutzung der bestehenden Presse, Anregung zur Behandlung der Mission auf den Universitäten wie in der Volksschule. Hoffentlich setzt der neue Verein auch seinerseits diese Vorschläge ins Leben und zwar, wie uns versprochen ist, ohne unsern Missionsbestrebungen Opposition zu machen.[1])

Ich hätte noch manches zur Anerkennung wie zur Kritik zu bemerken. Indes dürfte das Gesagte vorläufig genügen. Mehr später, wenn das Kindlein erst geboren ist und laufen gelernt hat. Bis dahin wird sich manches von den vielen Frankfurter Unklarheiten geklärt haben.

In dem Missionary (1883 S. 89) findet sich aus dem Londoner Record (welchem?) eine sehr lehrreiche Zusammenstellung der wachsenden Einnahmen der fünf größten engl. M.-GG. und der Bibelgesellschaft seit 1810, die zugleich geeignet ist, einen ungefähren Begriff von der Gesamtsumme der Einnahmen aller evang. Missionen

[1]) Etwas naiv erscheint auch folgendes Ziel des neuen Vereins: „die bestehenden Missionsgesellschaften mit einander in organische Beziehung zu bringen“ (Prot. S. 24).

seit ihrem Beginn zu geben. Ein Werk, für das die Beiträge so dauernd sind und so stetig wachsen ist gewiß kein auf den Sand gebautes Haus.

Es vereinnahmten 1810:

die Church Miss. Soc.	49 340 Mk.
die London „ „	105 960 „
die Baptist „ „	68 420 „
die Bible Soc.	322 420 „
Sa.:	526 140 Mk.

Hauptstationen in Summa 14.

Im Laufe der nächsten 10 Jahre konstituierte sich die Wesleyan Miss. Soc. und trat die alte Society for Propag. of the Gospel in wirkliche Heidenmissionsarbeit ein.

Es vereinnahmten 1821:

die Church M. S.	601 240 Mk.
die Lond. „ „	508 180 „
die Bapt. „ „	116 680 „
die Wesl. „ „	616 060 „
die Prop. G. S.	26 540 „
die Bible S.	1 260 580 „
Sa.:	3 129 280 Mk.

Summa der Hauptstationen: 116.

Es vereinnahmten 1840:

die Church M. S.	1 929 420 Mk.
die Lond. „ „	1 822 380 „
die Bapt. „ „	383 440 „
die Wesl. „ „	1 803 640 „
die Prop. G. S.	510 860 „
die Bible S.	1 120 860 „
Sa.:	7 570 800 Mk.

Hauptstationen: 287.

Es vereinnahmten 1860:

die Church M. S.	2 912 580 Mk.
die Lond. „ „	1 878 120 „
die Bapt. „ „	580 120 „
die Wesl. „ „	2 800 100 „
die Prop. G. S.	1 808 880 „
die Bible S.	1 610 520 „
Sa.	11 590 320 Mk.

Hauptstationen: 682.

Es vereinnahmten 1881:

die Church M. S.	4 422 520 Mk.
die Lond. „ „	2 077 240 „
die Bapt. „ „	1 007 020 „
die Wesl. „ „	2 051 880 „
die Prop. G. S.	2 633 480 „
die Bible S.	2 096 740 [1]) „
Sa.:	14 288 880 Mk.

Hauptstationen: 801.

Also Summa der Einnahme der genannten Gesellschaften seit 1810: 37 105 520 Mk.

---

[1]) Hier sind immer nur die Beiträge, nicht die Einnahmen für verkaufte Bibeln berechnet.

Auf S. 185 dieses Jahrganges gab ich nach den Mitteilungen der Miss. Rev. eine Übersicht über die amerik. Frauen-Missionsgesellschaften, ohne für Zuverlässigkeit und Vollständigkeit Garantie zu leisten. Mittlerweile hat der Miss. Herald (83 S. 178) eine geordnetere, authentischere und viel vollständigere Tabelle über diesen Gegenstand veröffentlicht, aus der ich zur Ergänzung der neulichen Daten folgende Angaben reproduziere:

Denomination.	GG.	Ausgabe.	Missionarinnen.	Zweigvereine.
1) Kongregationalische	3	589 082 Mk.	129	2254
2) Presbyterianische	6	779 265 „	183	3213
3) Baptistische	4	330 194 „	60	2561
4) Methodistische	5	584 155 „	59	3587
5) Verschiedene andere	5	193 785 „	108	1866
Summa	23	2 476 481 Mk.	539	12 481

Die Zahl der Zweigvereine wird als nur annähernd richtig bezeichnet.

In Nordamerika hat sich eine, wie mir scheint, recht überflüssige neue Missionsgesellschaft konstituiert, die sich die American Commission on native missions nennt und zum Zweck hat, „belehrte und tüchtige Männer der nicht englisch sprechenden Rassen in der Predigt des Evangeliums an ihre Landsleute und in der Errichtung christlicher Gemeinden, wo dieselben Bedürfnis sind, zu unterstützen.“ Die Gesellschaft ist in Opposition zu dem großen Am. Board ins Leben getreten, der nach der Meinung ihrer Gründer den eingeb. Predigern und Gemeinden in der Türkei nicht Selbständigkeit genug gewähre (Miss. Rev. 83 S. 200). Das Ziel, das dieselbe sich gesteckt, scheint mir ziemlich unklar zu sein und fürchte ich, daß die qu. Commission, wenn sie sich unberufen in die Angelegenheiten andrer Gesellschaften mischt, viel Verwirrung anrichten und ungesunden Forderungen eingeborner Prediger und Gemeinden unbesonnenen Vorschub leisten wird.

Daß am 20. Juni der liberale Bischof von Natal, Colenso, und am 9. August im Alter von 80 Jahren der bekannte südafrikanische Missionsveteran Moffat, Livingstones Schwiegervater, gestorben, ist wohl aus den Zeitungen bereits bekannt. Beider Männer werden wir später besonders gedenken.

Literatur-Bericht.

1) **Buß**: „Die Mission einst und jetzt“. (Frankfurt a/M., Diesterweg 1883. S. 65. 60 Pf.) Der sowohl durch sein größeres Buch: „Die christliche Mission“ wie durch seine eifrigen Bemühungen um die Gründung eines freiprotestantischen Missionsvereins [1]) als ein fleißiger Missionsforscher und warmer Missionsfreund wohlbekannte Verfasser bietet in der vorliegenden kleinen aber ganz inhaltreichen Broschüre nicht etwa eine kurze Missionsgeschichte oder eine Beleuchtung des Missionserfolgs durch Gegenüberstellung des Sonst und Jetzt — sondern eine Geschichte und Kritik der Methoden der verschiedenen Missionsperioden. Er thut das um einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu liefern, welche man als das Thema seiner Broschüre bezeichnen kann: „Welche Art des Missionierens ist nicht nur dem wahren Wesen des Christentums am angemessensten, sondern verspricht zugleich unter den gegenwärtigen Religions- und Kulturverhältnissen der christlichen wie der nichtchristlichen Menschheit den sichersten und wirksamsten Erfolg?“ Zur Beantwortung dieser ja unstreitig fundamentalen Frage glaubt

---

[1]) Siehe die Missionsrundschau. Die beiden bezüglichen Besprechungen ergänzen sich gegenseitig.

der Verfasser vornehmlich darum verpflichtet zu sein, weil „weite christliche Kreise, die auf allen andern Gebieten die deutlichsten Proben ihrer religiösen Lebendigkeit an den Tag legen, sich kühl und abweisend gegen die Mission verhalten, wie freudig sie im übrigen die Berechtigung und Notwendigkeit allseitigster Verbreitung christlichen Geistes und Lebens anerkennen." Diese Ablehnung habe nämlich ihren Grund zumeist darin, „daß das gegenwärtig gebräuchliche Missionsverfahren ihren Anschauungen von Christentum und Heidentum nicht entspricht, ihre Wünsche bezüglich der Einwirkung jenes auf dieses nicht in dem Maße befriedigt, daß sie sich zu freudiger Mitarbeit entschließen können." Es ist daher „Pflicht, die Lösung der Frage nach der den heutigen Kulturzuständen entsprechenden Missionsmethode allen Ernstes anzustreben." Diese Lösung versucht nun Buß, indem er nach einer objektiven Darstellung und Beleuchtung der bisherigen Missionsmethoden das Brauchbare aus diesen eruiert und dann seine eignen Vorschläge hinzufügt.

Wir wollen uns mit der Richtigstellung der nur teilweise zutreffenden Begründung der kühlen Stellung weiter Kreise gegen die Mission, wie der Verfasser sie giebt, nicht aufhalten, auch den Zweifel nicht weiter motivieren, den wir gegen die uns bei Buß doch überraschende Behauptung hegen, daß eben diese Kreise „auf allen andern Gebieten die deutlichsten Proben ihrer religiösen Lebendigkeit an den Tag legen," endlich auch die Auseinandersetzung unterlassen, zu welcher des Verfassers Klage über die geringe „Würdigung der gegenwärtigen Missionsbestrebungen" seitens der theologischen Wissenschaft uns eigentlich nötigte, daß dieselbe nämlich in der Abneigung gegen die bestehende Missionsmethode wurzele. Wir begnügen uns in diesen Punkten mit der einfachen Konstatierung unsres Dissensus, um dem Hauptinhalte des Buches selbst einige Besprechung widmen zu können.

Als die Hauptmethoden der früheren Zeit zählt Buß vier auf: 1) die Wanderpredigt; 2) die stille Gemeindepropaganda; 3) die apologetische Literatur; 4) die Kirchenpolitik. Die erste und zweite dieser Methoden charakterisieren wesentlich die apostolische, die dritte die nachapostolische, die vierte die mittelalterliche Missionsperiode. Sowohl die geschichtlichen Darlegungen wie die kritischen Bemerkungen, welche der Verfasser bei der der Reihe nach aufeinanderfolgenden Behandlung dieser vier Methoden giebt, finden wir im wesentlichen durchaus zutreffend, nüchtern, und vielfach mit den unsrerseits je und je gegebenen Andeutungen übereinstimmend. Nur scheint uns nicht nachdrücklich genug die Thatsache zur Geltung gebracht worden zu sein, daß die angegebenen Methoden doch sehr neben einander hergehen und in einander eingreifen. So haben wir uns gewundert, daß die literarische Thätigkeit der Apostel, welcher die christliche Kirche doch die Schriften des neuen Testamentes verdankt, in ihrer Bedeutung für die apostolische Mission gar nicht gewürdigt, überhaupt kaum erwähnt worden ist. Dieser Mangel hängt vielleicht mit einem andern Fehler des vorliegenden Buches zusammen. Mit offenbarer Vorliebe behandelt nämlich Buß die der nachapostolischen Zeit angehörende literarische, oder wie er sagt apologetische Missionsmethode, offenbar bereits mit dem Hintergedanken, der heutigen Mission eine wenigstens teilweise Vernachlässigung derselben später schuld geben und sie als eine Ergänzung der jetzt üblichen, wesentlich den beiden apostolischen ähnlichen Methoden empfehlen zu können. Vielleicht ist dieses Bestreben der Grund für die — jedenfalls aber unbewußte — Ignorierung der literarischen Thätigkeit der Apostel.

So vieles auch anzuerkennen ist, was Buß über die apologetische Missionsmethode sagt, so hat sie die eminent große Bedeutung, welcher er ihr beilegt, thatsächlich doch weder im Altertum gehabt, noch wird sie sie in unsrer Zeit üben. Nach Buß war nämlich „die Wirkung der literarischen Verteidigung des Christentums eine geradezu durchschlagende;" „sie allein hat das Evangelium der gebildeten Welt des Altertums der Beachtung wert und annehmbar gemacht;" „sie hat das Christentum seiner gedrückten und gefährdeten Lage entrissen und seinen welterobernden Sieg mit entscheidendem Nachdruck herbeigeführt," sie hat „die große Krisis" bewirkt u. s. w. Diese Behauptung ist eine große Übertreibung, die ebenso im Widerspruch zu den bestimmtesten Erklärungen des neuen Testamentes steht, wie sie eine geschichtliche Unrichtigkeit enthält, und sie ist bei einem sonst so maßvollen Manne wie Buß nur aus der Macht des Doktrinarismus zu begreifen, dem es zu einer Art fixer Idee geworden ist, daß man, um das Christentum den „Gebildeten" annehmbar

zu machen, einer besondern Methode bedürfe und daß diese Methode in der literarischen (natürlich liberalen) Apologetik beruhe. Daß hier Buß gegen Paulus steht, bedarf keines Beweises. Es liegt uns wahrlich sehr fern, den Wert der apologetischen Missionsliteratur herabsetzen zu wollen, aber was sie nicht kann, das kann sie nicht und trotz der glänzenden Lobrede, die Buß ihr hält, wird sie heute ebenso wenig die heidnische Welt überwinden, wie sie das früher vermocht hat. Die wirklichen Siegesmächte des Evangeliums liegen anderswo.

Auch auf noch einen andern Punkt muß hier sofort hingewiesen werden. Buß leugnet keineswegs, daß unsre heutigen Missionare auch als literarische Apologeten thätig sind, sie sind es ihm nur nicht genug und nicht in der rechten Weise. Ich will ihm nicht den Vorwurf machen, daß er diese Specialität ihrer Arbeit vielleicht doch nicht genügend kennt, sondern nur einen oder zwei Umstände hervorheben, die er ganz übersieht. Zuerst den, daß die Apologeten der nachapostolischen Zeit aus den Christengemeinden selbst hervorgegangene Männer, oder wie wir heute sagen, Eingeborne waren. Diese Thatsache ist von durchschlagender Bedeutung. Verstehe ich die Lehre recht, welche sie uns giebt, so ist es diese: die apologetische Missionsmethode ist wesentlich erst dann an ihrem Platze und von bedeutendem Einflusse, wenn sie von Gliedern der heidenchristlichen Gemeinden selbst in Anwendung gebracht wird. Damit ist nicht gesagt, daß die europäischen Missionare sie ignorieren sollen; im Gegenteil: es ist ihre Pflicht, auch in der apologetisch-literarischen Thätigkeit den Eingebornen wegweisendes Vorbild zu sein; und wenn ich mich in Indien, China und Japan umsehe, so finde ich, daß sie dieser Pflicht auch nachkommen. Allein als vorherrschende Methode, wie Buß es will, wird diese Art der Missionsthätigkeit erst am Platze sein, wenn die Eingebornen für sie herangereift sind, und ich zweifle nicht, daß sie sich dann ganz von selbst einstellen wird, wie sie naturnotwendig im 2. und 3. Jahrhunderte sich einstellte. Wir müssen also noch ein wenig warten.

Wir stimmen ferner zu, wenn Buß die apologetische Literatur von der Mitte des 2. Jahrhunderts an als Missionsliteratur bezeichnet, aber halten auch diese Bezeichnung für einer Modifikation bedürftig. Das Christentum war um diese Zeit bereits aus dem Kindesalter herausgetreten und je mehr es heranwuchs, desto stärker wurde das Bedürfnis zur systematischen Behandlung seines Lehrgehalts. Die allmähliche Befriedigung dieses Bedürfnisses geschah keineswegs ausschließlich im Missionsinteresse, so viel dieses thatsächlich auch mitgewirkt hat, sondern ebenso im Interesse der Kirche selbst behufs der Einwurzelung in und der Klarstellung des Verständnisses über die christliche Lehrwahrheit, resp. behufs der Ausbildung einer theologischen Wissenschaft. Ohne Zweifel hat die in Rede stehende Literatur auch unter dem Gesichtspunkte theologisch wissenschaftlicher Arbeit damals eine missionierende Wirkung gehabt; aber ihren Haupteinfluß übte sie — von den expreß an Heiden oder Juden gerichteten eigentlichen Verteidigungsschriften des Christentums abgesehen — auf die bereits bestehenden christlichen Gemeinden. Es würde zu weit führen, von dieser Bemerkung aus die Anwendung allseitig zu beleuchten, welche Buß von der Vorbildlichkeit der nachapostolischen literarischen Thätigkeit für die heutige Mission macht. Nur eins. Es ist ja möglich, daß aus den heranreifenden christlichen Gemeinden Indiens, Japans und Chinas seiner Zeit auch eine eigentümliche theologisch-wissenschaftliche Gestaltung der evangelischen Lehrwahrheit herausgeboren wird, welche unter den gebildeten Kreisen dieser Völker das Verständnis und die Annahme des Christentums besser vermittelt als die abendländische auf der altchristlichen Lehrentwicklung beruhende Theologie dies vermag; aber gerade wenn Buß so etwas hofft, begreifen wir nicht, wie er diese Arbeit zur eigentümlichen Methode für die europäischen Missionare stempeln kann!

Wir hätten nun aus dem ersten Hauptabschnitte noch dies und das zu bemängeln, z. B. daß Buß der unterrichtlichen Missionsthätigkeit, wie sie im Katechumenat geübt wurde, gar nicht gedenkt, aber wir lassen das, um nicht zu weitläufig zu werden und gehen zum zweiten Hauptabschnitt über, der „die Missionsmethoden der Gegenwart“ behandelt. Hier ist zuerst die Rede von dem „Zustande der heutigen nichtchristlichen Welt,“ dessen Verschiedenheit von und Ähnlichkeit mit dem der Missionsobjekte der früheren Missionsperioden fast durchgehends treffend dargestellt wird. Das zweite ziemlich kurze und manches verhüllende Kapitel beschäftigt sich mit dem „Zustande des heutigen Christentums.“ So sehr wir uns mit dem Verfasser in teils unbedingter teils bedingter

Übereinstimmung befinden bezüglich des Resultates dieses Kapitels, daß nämlich „die heutige Christenheit innerlich lebendig und damit kräftig genug ist zu ersprießlicher Missionsarbeit," und daß „die Fülle von mannigfaltigen Gaben und Kräften, die der Protestantismus geweckt hat, notwendigerweise auch verschiedene Arten von Missionsthätigkeit hervorrufen muß" — so differieren wir doch mit ihm ganz wesentlich bezüglich der beiden Behauptungen: 1) daß das Christentum heut „ein völlig andres ist" als das ursprüngliche[1]) und 2) daß wenn auch „die Anschauungen über das, was das ursprünglich und wahrhaft Christliche sei, weit auseinandergehen," „gerade in dieser scheinbaren Schwäche der unerschöpfliche Reichtum der christlichen Wahrheit sich offenbare," da „das Evangelium Jesu hundert verschiedene Auffassungen ertrage, ohne in seinem Grund erschüttert, in seinem Wesen alteriert, in seiner sittlichen Kraft gebrochen zu werden." Es genügt zu bemerken, daß wir hier, wo abermals Buß contra Paulus steht, unsern Platz unbedingt auf der Seite des letzteren einnehmen: 1 Kor. 1, 23 ff. 3, 11 ff. Gal. 1, 6 ff. ꝛc. cf. Matth. 24, 5, 23 ꝛc.

Das dritte Kapitel, welches das Facit aus den bisherigen Untersuchungen zieht und darum das wichtigste des ganzen Büchleins ist, zeigt nun „das den heutigen Zuständen angemessenste Missionsverfahren." Zuerst verlangt der Verfasser Planmäßigkeit und er macht es der bisherigen Mission, von der er übrigens mit aller Anerkennung redet, zum Vorwurf, daß ihr dieselbe von Anfang an gefehlt habe, indem sie sich nicht zuerst auf Ein Volk konzentrierte, nicht ihre Thätigkeit stufenmäßig von den nichtchristlichen Kultur-Völkern zu den kulturlosen, von den großen Städten auf das Land, von den gebildeten Kreisen auf die ungebildeten gerichtet, kurz nicht den von ihm jetzt aufgestellten Plan befolgt habe. Der Verfasser ist hier nicht ganz gerecht. Es liegt eben in der Natur aller Anfänge, daß man so zu sagen tastend ans Werk geht und daß Klarheit über Ziel und Weg erst durch Erfahrung kommt. Ja uns will es scheinen, daß diese scheinbare Planlosigkeit, die sich erst durch die praktische Arbeit Ziel und Weg zeigen läßt, besser ist als die a priori konstruierte Theorie, die den fertigen Plan sofort in der Tasche hat. Die Planmäßigkeit in allen Ehren, aber bei unserm Verfasser ist sie in einen Doktrinarismus ausgeartet, der lebhaft an das bekannte Wort von der grauen Theorie erinnert. Wir glauben, daß es der weltregierende Gott ist, der für die Ausbreitung seines Reiches den Plan macht. Buß, der doch sonst so viel von zeitgemäßer Methode hält, sollte doch wissen, daß auch der Missionsplan Gottes immer zeitgemäß ist. Wir geben gern zu, daß die bisherigen Missionsbahner nicht immer die Führung Gottes mögen erkannt, daß sie manche Mission mögen verfrüht, manche verspätet, manche Kraft zersplittert haben, auch daß sie sich über das letzte Ziel der Mission nicht sofort klar gewesen sind. Aber kritisieren ist leicht. Wer etwas thut, der macht auch Fehler und unter Umständen sind auch die Fehler respektabel und der gütige Gott leitet sie zum Segen. Weder die Welt- noch die Kirchen- noch die Missionsgeschichte verläuft nach vorgedachten menschlichen Plänen, sondern die Menschen denken den vorgedachten göttlichen Plänen nach und wenn sie dieselben aus den geschichtlichen Führungen jeder Zeit erkennen und nach dieser Erkenntnis handeln, dann handeln sie planmäßig. Ich getraue mir den geschichtlichen Beweis zu führen, daß im großen und ganzen die heutige Mission in diesem Sinne „planmäßig" gehandelt hat, indem sie auch zu den kulturlosen Völkern ging und unter den Kulturvölkern sich auch an die untersten Klassen wandte. Schon die nachfolgenden Bemerkungen werden ein kleiner Beitrag zur Führung dieses Beweises sein.

Also Buß will, daß die heutige Mission zuerst die nichtchristlichen Kulturvölker, d. h. Hindu, Chinesen, Japanesen ins Auge fasse und auf diese ihre Kraft konzentriere. Wenn man nun aber bei diesen Kulturvölkern nicht ankommen kann? Buß kennt doch die Missionsgeschichte. War denn Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts Indien, China, Japan den evangelischen Missionaren geöffnet? Und als nach und nach diese Länder sich aufthaten, ist da die evangelische Mission nicht sofort durch die geöffnete Thür eingetreten? Wenn aber unter den heutigen Kulturvölkern es gerade so geht wie unter den alten klassischen, daß den „Gebildeten" das Evangelium ein Ärgernis und eine Thorheit ist, soll man sich dann nicht an die Ungebildeten unter

---

[1]) Ist es eine Limitierung dieser Behauptung oder ein Widerspruch mit ihr, wenn es S. 48 dagegen heißt: „Das wahrhaft Fundamentale des christlichen Glaubens und Lebens ist unerschüttert aus der Hand der Apostel auf uns gekommen?"

ihnen wenden? Weiß Buß nicht, daß der Herr seinen Knechten befohlen hat, an die Zäune und auf die Landstraßen zu gehen, wenn die vornehmeren Gäste die Einladung ablehnen? Sollte man ferner der Bußschen Theorie zu liebe, weil es in Indien noch Kulturheiden gab, zu denen man aber nicht gelangen konnte, nicht auf die Südseeinseln gehen, trotzdem daß die geographischen Entdeckungen Ende des vorigen Jahrhunderts deutlich auf sie hinwiesen und dort aussterbende Nationen wohnten? Oder wenn Afrika das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt und von allen Seiten Wege in den dunkeln Weltteil gebahnt werden, soll dann die evangelische Mission sagen: erst müssen die Millionen Chinas bekehrt sein, dann kommen die Kaffern und Neger daran? Wir glauben, daß es der Plan Gottes ist, zu unserer Zeit beiden „den Griechen und den Barbaren" das Evangelium Christi zu bringen.

Der Verfasser scheint das auch nicht ganz und gar bestreiten zu wollen, denn er beschäftigt sich doch, wenn auch nur kurz, mit der Missionsmethode unter kulturlosen Heiden. Hier verlangt er, wohl nicht in ganz richtiger Auffassung der mittelalterlichen Mission, auf deren Vorbild er sich beruft: „Zuerst Civilisierung, dann Hand in Hand damit Christianisierung" und zwar wesentlich durch kolonisatorische Thätigkeit und er führt S. 53 in ganz idyllischer Weise aus, wie schön dann alles klappen und es zu „freiwilligen Massenübertritten" bald kommen wird. Wenns nun aber, wie das doch thatsächlich wiederholt der Fall gewesen ist, nicht klappt und die „freiwilligen Massenübertritte" nicht erfolgen? Ich habe bei der Lektüre dieses schönen doktrinären Traums, der sich S. 57 f. bezüglich der Kulturheiden wiederholt, sehr lebhaft an eine Anekdote, die man sich von dem seligen Tholuck erzählt, denken müssen. Als diesem nämlich ein junger Studiosus, der von dem Gottesdienste in den dumpfen Kirchenräumen nichts wissen wollte, von der Gottesanbetung in dem herrlichen Tempel der Natur in den üblichen Phrasen vorschwärmte, da gab er zur Antwort: „Wenns nun aber regnet!"

Mit größerer Ausführlichkeit verweilt Buß bei dem Missionsverfahren für die höheren Stände unter den Kulturvölkern, bei denen infolge ihrer verkehrten Methode die bisherige Mission nur geringe Resultate erzielt habe. Für diese höheren Stände, deren specieller Anwalt unser Verfasser und deren specieller Helfer der neu projektierte Missionsverein ist, verlangt Buß als besondere Methode „den von den alten Apologeten betretenen Weg der schriftstellerischen Wirksamkeit": Serienaufsätze in Zeitschriften, selbständige Werke über christliches und heidnisches Religionswesen, Auszüge aus der heiligen Schrift begleitet von erklärenden Anmerkungen und religionsgeschichtlichen resp. religionsvergleichenden Einleitungen, Volks- und Jugendschriften, Übersetzungen u. dergl. Neben diesem geschriebenen Worte aber auch gelehrte und populäre Vorträge, Religionsgespräche, Disputationen u. s. w., auch Schulunterricht und Förderung aller gesunden Kulturbestrebungen. Dabei legt er großen Nachdruck auf die Anknüpfung an die in der heidnischen Religion und Philosophie liegenden zahlreichen Wahrheitselemente und ihre fleißige, geschickte, takt- und liebevolle Verwertung in Schrift und Wort. Es liegt manches brauchbare in diesen Ausführungen des Verfassers, welche etliche seiner früheren von uns beanstandeten Forderungen teils ganz weggelassen teils auf ein gesunderes Maß reduziert haben und wir wollen gern Lehre von ihm annehmen. Allein abgesehen davon, daß diese brauchbaren Fingerzeige weder ganz neu noch von den bisherigen Missionaren ganz ignoriert worden sind, so scheint uns doch, daß die Hoffnungen, welche in dem schönen Phantasiebilde S. 57 Buß an diese Methode knüpft, ziemlich stark übertrieben sind. Es ist männiglich bekannt, daß das Wetter sich oft doch nicht gestaltet nach den Deduktionen der Meteorologen. Ob die „Gebildeten", für welche sich unser Verfasser so sorgt, durch seine für sie besonders zurecht gemachte Methode in Massen für das Evangelium Christi sich werden gewinnen lassen, das kann nur auf dem Wege der Praxis entschieden werden, und in dieses Stadium sind die Theorien von Buß bekanntlich noch nicht getreten. Treten sie aber hinein, so wird nicht vergessen werden dürfen, daß die bisherigen Missionsmethoden doch schon recht hübsch vorgearbeitet haben. Bisher ist es so gegangen, daß die „Weisen, Gewaltigen und Edeln nach dem Fleisch" gerade unter den Kulturvölkern erst nach den „Unedeln" und „Verachteten" sich haben berufen lassen. Ihre Zeit wird auch bei der Anwendung der bisherigen Missionsmethoden noch kommen; es gilt nur noch ein wenig zu warten. Unser Herr Jesus Christus und sein größter Sendbote Paulus haben doch gewiß die rechte Methode und trotzdem unter den „Gebildeten" wenig Erfolg gehabt. Sollte die Schuld dafür nicht an den „Gebildeten"

liegen? Allerdings nicht nach Buß. Nach den Schriften des neuen Testamentes zweifellos. Wenn es aber sogar den Gesinnungsgenossen von Buß mit ihrer großen Kunst nicht gelingt, die von ihnen so gehätschelten Gebildeten, wenigstens in der Heimat, zu lebendig gläubigen Christen zu machen — an wem liegt's dann?

In der Kritik der bisherigen Missionsmethoden, der wir abermals gern das Zeugnis freundlicher Maßhaltung und auch teilweiser Berechtigung ausstellen, hat uns überrascht, daß Buß den Vorwurf einer „zu raschen Bewirkung von Übertritten und Taufen" gegen sie erhebt. Bisher waren wir gewohnt aus diesem Lager gerade den entgegengesetzten Vorwurf zu vernehmen. Ich muß gestehen, daß ich auch mit dem, was Buß selbst zur Würdigung und zum Verständnis der vierten Missionsmethode gesagt hat, deren größere Berücksichtigung er auch für die heutige Zeit ausdrücklich empfiehlt, diesen Tadel des „übereiligen Eifers" der heutigen Missionare, Gemeinden zu sammeln, nicht recht zu reimen vermag. Es sind ja ganz gesunde Gedanken, die in den Ausführungen unsres Verfassers über die Nationalisierung des Christentums liegen; aber es macht fast den Eindruck, als ob die Konsequenz aus diesen Gedanken: nämlich der langsame Gang des sichtbaren Missionserfolgs, von den Missionskritikern erst jetzt mit Nachdruck geltend gemacht werde, wo sie selbst mit dem Plane einer praktischen Missionsthätigkeit sich tragen und die Befürchtung nahe liegt, daß sie doch wohl nicht im Sturmschritt die gebildeten Kreise der heidnischen Kulturvölker erobern dürften. Da wir Grund haben zu glauben, daß auch in den höheren Klassen Indiens über die Zahl der Getauften hinaus durch den bisherigen Betrieb der Missionsarbeit nicht wenig christliche Anschauungen sich eingelebt haben, ganz ähnlich wie Buß von seiner Methode sich das denkt, so werden wir nach den jetzt von ihm gemachten Darlegungen seitens seiner Gesinnungsgenossen hoffentlich den Vorwurf nicht mehr zu hören bekommen, die heutige Mission mache zu langsame Fortschritte, denn die Taufstatistik sei eine zu niedrige.

Zum Schluß nur noch eine Frage. S. 64 heißt es: „Die christlichen Religionsanschauungen sollen den Völkern nicht in ihrer heutigen kirchlich-dogmatischen Ausprägung aufgedrängt werden." Wir wissen aus dem früheren Buche von Buß, daß er „das Evangelium Christi" den Heiden verkündigt haben will, es aber noch nicht genügend festgestellt sei, worin dieses Evangelium Christi bestehe. Auch aus der jetzigen Broschüre ist das noch keineswegs zu ersehen, denn mit dem Ausdrucke: „die christliche Wahrheit in ihrer ursprünglichen Einfachheit" ist doch die Antwort nicht gegeben. Wir bitten also: mit runden klaren Worten, ohne jeden Phrasennebel uns ganz deutlich, daß niemand in Zweifel sein kann, wie es gemeint ist, zu sagen: Wie sieht das Christentum aus, das ihr den Heiden verkündigen wollt? Von der Antwort auf diese Frage wird abhängen, inwieweit eine gemeinschaftliche Arbeit möglich ist. Auch scheint es mir von Wichtigkeit: ehe man sich über die richtige Methode den Kopf zerbricht, sich über den Inhalt der Verkündigung vollkommen ins klare zu setzen, denn es giebt keine allein seligmachende Methode, wohl aber ein allein seligmachendes Evangelium.

2) **Warneck**: „Missionsstunden. 1. Bd.: „Die Mission im Lichte der Bibel". Zweite Auflage. (Gütersloh, 1883. 4,20 M.) Im wesentlichen ist diese zweite Auflage ein unveränderter Abdruck der ersten, nur sind die statistischen Angaben überall auf die neusten Daten fortgeführt und ist ein Anhang beigegeben, der 49 Missionstexte aus dem alten und neuen Testamente mit kurzen andeutenden Ausführungen enthält. Der 2. Band, welcher Bilder aus der Missionsgeschichte bringen wird, soll, will's Gott, in Kürze erscheinen. Der Verfasser selbst legt aber einen besonderen Wert auf den ersten Band, weil er aus vieler Erfahrung weiß, daß die biblischen Missionsstunden für die Weckung und Pflege des Missionssinnes in den Gemeinden von noch größerer Bedeutung sind als die geschichtlichen. Auch für die Reden auf Missionsfesten dürften die vorliegenden biblischen Missionsstunden mit ihrem Texteanhange manches brauchbare Material bieten.

3) **Schimmelpfennig**: „Wilhelm Dilthey. Ein Lebensbild aus der Mission in China." (Völklingen, Selbstverlag. S. 136.) Im engen Rahmen das Leben eines edlen, treuen, nach langen mit großer Geduld getragenen Leiden früh heimgegangenen Missionars aus dem Gebiete der Rheinischen Chinamission. In 10 Kapiteln werden „Kindheit und Jugend", „China und die Chinesen", „die Rheinische Mission in China bis zum Eintritt Diltheys", „erstes Jahr in China", „Arbeit in Fumun", „Arbeit in Kanton", „Reisen in das Puntigebiet", „Reisen nach Fayen", desgl. „nach Kwischen" und

„die letzten Lebensjahre“ sehr viel mit den eignen Worten des Heimgegangenen und mit denen seiner Witwe geschildert. Anspruchslos wie der Mann, dessen Bild es zeichnet, ist auch das Büchlein, das wir den Freunden der Chinamission und des Heimgegangenen herzlich empfehlen.

4) **Luthardt:** „Die Missionspflicht unsrer Kirche. Festpredigt am 200jährigen Geburtstage Bartholomäus Ziegenbalgs den 24. Juni 1883 zu Pulsnitz gehalten.“ (Leipzig, 1883. 30 Pf.) Also eine Jubiläumspredigt zur Erinnerung an den ersten deutschen lutherischen Missionar, dessen 200jährigen Geburtstag man in seiner Vaterstadt Pulsnitz festlich beging. Zu Grunde liegt ihr der Text: Apg. 22, 21. In seiner kurzen markigen Weise beantwortet der Prediger die beiden Fragen: 1) Warum treiben wir Mission? Gott will es, die Heiden brauchen es, der Gang der Dinge weist uns dazu und 2) Wozu treiben wir Mission? Den Seelen das Evangelium zu bringen, dem Volke die Kirche, der Welt das Reich Gottes.

5) **Porret:** „Ein Wunder im 19. Jahrhundert.“ Ein Vortrag. Aus dem Französischen. (Augsburg, 50 Pf.) Eine leider zu sehr im französischen „Rhetorenstil“ gehaltene und an ungeschichtlichen Übertreibungen reiche Schilderung des Missionserfolgs auf den Sandwichinseln, der wir auch einen etwas bescheideneren Titel gewünscht hätten. Schade, der Vortrag ist sonst recht frisch und lebensvoll. Übrigens schreibt man nicht Hawai, sondern Hawaii.

6) „Evangelischer Missions-Kalender 1884.“ (Basel, Missionsbuchhandlung. 25 Pf.) Außer einem schönen bunten Bilde, das den auf dem Meere sinkenden Petrus darstellt und dem eigentlichen Kalenderteile, enthält dieser Kalender folgende Stücke: „Dem Frühvollendeten“, ein Gedicht auf den Baseler Missionsinspektor Prätorius, „acht Missionsworte“, „sprechende Zahlen“, „die ersten Märtyrer in Bonny“, „allerlei Geber“ und „die fließende Anrufung“. Wie der Erfolg gezeigt hat, ist dieser hübsch ausgestattete Kalender, der jährlich in zehntausenden von Exemplaren verbreitet wird, schnell populär geworden und darf auch der vorliegende als ein handlicher Missionstraktat den Missionsfreunden warm empfohlen werden.

In Format und Ausstattung dem Baseler Missionskalender ähnlich, auch mit demselben Bilde geschmückt ist zu demselben Preise in dem gleichen Verlage

7) ein Almanach des Missions Evangeliques pour 1884 erschienen, der folgenden Inhalt hat: Seigneur, sauve moi; le missionaire Lacroix; la bible au Lessouto; le papier qui parle; Rebecca Jochems; progress de la civilisation à Madagascar; premier voyage d'un missionaire; comment prient les paiens; un sorcier, une delivrance; la volonté soit faite; el nouvel-an de tante Rose; le jour du jugement; un tison arraché du feu; prix de la parole de Dieu.

Auch in Holland ist von Westhoff und van Wijk ein recht brauchbarer und empfehlenswerter Missionskalender herausgegeben worden, der zugleich als eine Art Jahrbuch über die niederländischen Missionen dienen soll:

8) Zendings-Almanak voor 1884 (Amsterdam). Der in drei Hauptabschnitte geteilte Inhalt ist ziemlich reichhaltig. Zuerst eine statistische — allerdings aber noch ziemlich lückenhafte — Übersicht über die in den niederländischen Kolonien arbeitenden Missionsgesellschaften; dann Monographien aus der Missionsgeschichte: die Missionare der Brüdergemeine in Westindien und Suriname und das Java Komitee, und drittens allerlei kleinere Erzählungen, Gedichte, erbauliche Artikel 2c. (mengelwerk), z. B. „Ein Blatt aus der Geschichte der Mission in Indien“; „Vater Emde“; „zwischen zwei Feuern“; „die Kirche zu Modjo Wärno“; „die ersten Boten des Heils unter den Batta“; „Jellesma“; und „Paulus Tao Sari“; „ein Blick in die Minahassa von Menado“ u. s. w. Wir wünschen dem mit Wärme und Geschick begonnenen neuen Unternehmen unsrer holländischen Freunde den besten Erfolg. Vielleicht gelingt es ihnen auch (etwa auf dem Wege der Privatkorrespondenz), in der statistischen Übersicht des nächsten Jahres endlich einmal eine authentische Angabe der unter der Pflege der niederländischen Missionen stehenden Heidenchristen zu bringen.

9) „Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 2.—5. Juli 1883.“ (Als Manuskript gedruckt. Missionsbuchhandlung.) Ich freue mich alljährlich auf das Erscheinen dieses Berichts, dessen Lektüre einen kleinen Ersatz bietet, wenn man die Baseler Festwoche nicht persönlich besuchen kann. Durch viele der diesjährigen Ansprachen, vornehmlich der am Missionsfeste gehaltenen zieht sich die Erinnerung an den auf seiner westafrikanischen Visitationsreise heimgegangenen Inspektor Prätorius hin-

durch, und man erquickt sich an manchem diesen verborgenen Rat Gottes beleuchtenden und glaubensmutig verwertenden Worte, das im Blick auf diese schwere Heimsuchung geredet ist. Wck.

10) Jäschke: A Tibetan-English Dictionary (London 1881) und: Tibetan Grammar. Second edition (London 1883). Die Missionare der Brüdergemeine sind beinahe seit 30 Jahren an der Grenze von West-Tibet thätig, und haben in dieser langen Zeit erst eine geringe Anzahl von Buddhisten taufen können. Dagegen vermochten sie eine, manchmal recht erfolgreiche, wenn auch durch die Feindseligkeit der angesehenen Eingebornen vielfach gestörte Schulthätigkeit zu entwickeln; und besonders konnten sie die von ihnen übersetzten und lithographisch in Kyelang gedruckten Evangelien und Traktate auf zahlreichen, auch bis ins eigentliche Tibet ausgedehnten Reisen, in die Hände vieler Buddhisten bringen, die ja der Mehrzahl nach lesen können und auch gern lesen.

Solchen direkten Missionszwecken dienen nun allerdings die oben genannten zwei Bücher Jäschkes nicht, wohl aber thun sie es indirekt, indem sie den Missionaren das Studium der Sprache wesentlich erleichtern. Jedenfalls sind sie eine nicht unbedeutende Bereicherung der Sprachwissenschaft. Zwar existierten schon bisher drei tibetische Wörterbücher (von Schröter, Csoma Körösi und Schmidt), aber dieselben waren doch nur unvollkommene Vokabel-Sammlungen, und die Grammatiken von Foucaux und Schmidt ließen auch viel zu wünschen übrig. Missionar Jäschke, der selbst 12 Jahre lang in Kyelang, in einem der nordwestlichen Himalaya-Thäler, stationiert war, hat zuerst den ganzen tibetischen Sprachschatz (sowohl die Schrift- als die Umgangssprache) ins Auge gefaßt und nach den neueren sprachwissenschaftlichen Forderungen lexikalisch darzustellen gesucht. Er hat auch die verschiedenen tibetischen Dialekte berücksichtigt, und in der Einleitung zu seinem Wörterbuch eine gründliche Anleitung zur Aussprache gegeben, die nur im äußersten Westen und Osten von Tibet ziemlich mit der Schreibweise übereinstimmt, sonst aber von derselben mindestens so viel abweicht wie im Französischen. Die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter führt Jäschke in der sich von selbst ergebenden Entwickelung und Reihenfolge auf und fügt immer Belege aus Schriftstellern oder aus der Umgangssprache bei. Ein den Schluß des Wörterbuchs bildendes Englisch-Tibetisches Vokabular, welches wohl noch etwas ausführlicher hätte hergestellt werden können, erhöht die Brauchbarkeit des Werkes bedeutend. Dasselbe ist bei Brockhaus vorrätig und kostet 30 M. — Die tibetisch-deutsche, lithographiert herausgekommene Ausgabe des Werkes, welche der tibetisch-englischen zu Grunde liegt, kostet 20 M. und ist in der Unitätsbuchhandlung in Gnadau zu haben. — Ob das gegenwärtig in Kalkutta im Druck begriffene, oder vielleicht schon vollendete, von dem begabten katholischen Missionar Desgodins,[1] in Ost-Tibet, verfaßte Tibetisch-Lateinisch-[2] Französische Wörterbuch, Vorzüge vor dem Jäschkeschen haben wird, muß erst die Vergleichung lehren. Vielleicht giebt es in Kalkutta besondere Typen für alle tibetischen Konsonanten-Verbindungen, während in Jäschkes Werken einige wenige Verbindungen durch die einzeln unter einander gesetzten Konsonanten gebildet werden mußten, wodurch eine zu lange und unschöne Figur entsteht. Sonst sind aber die, auf Kosten des Indischen Amtes, von dem geschickten Schriftschneider Theinhardt in Berlin, nach Jäschkes Angaben für das Wörterbuch neu gefertigten tibetischen Typen ausgezeichnet gelungen, und übertreffen weit die Petersburger, welche bisher in Europa als die besten galten. Diese wunderschönen Typen kommen nun auch der Mission insofern direkt zu statten, als jetzt damit das für die Buddhisten bestimmte Neue Tibetische Testament auf Kosten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gedruckt wird.

Jäschkes Grammatik, früher lithographisch in Kyelang gedruckt, ist der 7. Band von Trübners Collection of Simplified Grammars, und giebt auf 104 Seiten einen trefflichen Überblick der tibetischen Sprache. Zu bedauern ist, daß nicht als Sprach- und Leseübung auch das von Jäschke schon früher publizierte und mit vorzüglicher grammatikalischer Analyse versehene Bruchstück aus dem Schriftsteller Milaraspa mit beigefügt worden ist. R.

---

[1]) Vgl. Desgodins' Werk: La Mission au Tibet, und Kreittners Beschreibung der Reisen Széchenyis in Ost-Asien.

[2]) Die katholischen Missionare in Ost-Tibet plagen merkwürdigerweise die intelligenteren eingebornen Christen mit Lateinischlernen. Für das Wörterbuch aber dürfte diese Mitaufnahme der Sprache der Kirche kaum als ein Vorteil anzusehen sein.

Bartholomäus Ziegenbalg als Bahnbrecher der lutherischen Mission.

Von Lic. Dr. Germann, Kirchenrat.

I.

Am Johannistage dieses Jahres ist zu Pulsnitz in der sächsischen Oberlausitz Ziegenbalgs 200jähriger Geburtstag in ansprechender und würdiger Weise unter großer Teilnahme gefeiert worden. Im Geiste mitgefeiert hat nicht nur die Leipziger Mission, die durch göttliche Leitung in das Arbeitsfeld unserer Missionsväter eingetreten ist, in Indien und in der Heimat, sondern die weitzerstreute, große Gemeinde der Missionsfreunde hin und her, welchen die Persönlichkeit und das ganze Auftreten Ziegenbalgs als Bahnbrechers für die Missionsthätigkeit der evangelischen Kirche, besonders Deutschlands, ans Herz gewachsen und sympathisch ist. Es hat lutherische Missionsthätigkeit vor Ziegenbalg gegeben durch die schwedische Kirche im äußersten Norden, in den Ostseeprovinzen und an den Indianern Amerikas, und es sind von Deutschland Missionare ausgegangen wie Peter Heyling und der Freiherr Justinianus von Welz, aber es war dabei nichts zu Stand und Wesen gekommen, ihre Wege hatten sich im Sande verloren. Es waren keine bahnbrechenden Persönlichkeiten, wie sie für jede Grundlegung, jeden bedeutungsvollen Anfang erfordert werden. Solche Persönlichkeiten werden vom Herrn der Kirche gegeben zu seiner Zeit, zur rechten Zeit, und in der göttlichen Lebensschule für ihren Beruf erzogen. Solche für die schon zu lange versäumte Missionsthätigkeit der deutschen evangelischen Christenheit von Gott geschenkte und erzogene bahnbrechende Persönlichkeit war Bartholomäus Ziegenbalg, zweihundert Jahre nach Luther geboren, am 11. November 1706 mit seinem älteren Gefährten Heinrich Plütschau zum Missionsdienst ordiniert. So können und sollen die Missionsfreunde in den festlichen Luthertagen auch dafür Gott danken, daß die von unserm Reformator bei Aufdeckung des reinen Evangeliums in den Boden der evangelischen Kirche gesenkten Missionskeime als Missionssaat aufgegangen sind, und unsere Kirche als missionierende, im Missionswerk sich als lebend beweisende und unter dem Missionssegen „siehe, ich bin bei euch alle Tage“ stehende das Jubelfest zu Gottes Ehren feiern darf.

Die evangelische Lehre vom Beruf war eine Errungenschaft der Reformation. Das Bewußtsein, als Doktor der heiligen Schrift berufen und vereidigt zu sein, stärkte Luther in allen Anfechtungen. Vom heiligen Geiste berufen, von der Gemeinde gesandt verließen die ersten Heidenmissionare Antiochien. Missionare bedürfen der sendenden Hände. Justinianus von Welz suchte sie in einer freien Jesusgesellschaft mit Unterstützung des Corpus Evangelicorum in Regensburg, und als er die sendenden Hände nicht fand, sandte er sich selber. Nach dem Territorialismus jener Zeit konnte nur das fürstliche Haupt einer Kirche berufen und senden, der König von Schweden sandte seinen ausgewanderten Unterthanen selbst über die Grenze seines Gebiets nach Amerika Geistliche, die zum Teil auch unter den Indianern missionierten. Der Herr ließ sich zu dieser Anschauung der Seinigen herab und erweckte in dem Herzen eines wohlgesinnten, übrigens starksinnlichen lutherischen Fürsten, dem in Ostindien und Westindien, ja auch in Westafrika ein kleines heidnisches Gebiet gehörte, in Friedrich IV. von Dänemark zu einer guten Stunde den Missionsgedanken.

Was wäre näher gelegen, als daß der König den Bischof von Seeland beauftragt hätte, Missionare zu suchen, daß diese von der kirchlichen Oberbehörde gesucht, gefunden, gesendet, regiert, den beiden dänischen Pfarrern in Trankebar als Gehilfen für die Mission beigegeben wären, kurz, daß eine staatskirchliche Mission entstanden wäre? wie denn auch wirklich das klägliche Ende der alten Trankebarschen Mission war, daß der Pastor der europäischen Gemeinde in Trankebar den Namen Missionar empfing, nachdem die außerhalb des engen dänischen Gebietes gesammelten Gemeinden an die englische Kirche unbefragt übertragen waren. Wie am Ende die freie deutsche Missionsthätigkeit rettend eingetreten ist, so am Anfang durch göttliche Providenz verhütend.

Hofprediger Lütkens, ein Lauenburger, während 17jähriger Thätigkeit als Propst an St. Petri in Berlin, zwar Spener zuletzt näher stehend, aber den Hallensern fremd geblieben, ein rechtgläubiger, vom Leben des Pietismus ergriffener Theologe fand beim Seeländischen Bischof Bornemann, den er aus eigenem Antriebe befragte, für die Ausführung des königlichen Missionsgedankens keine Hilfe und wandte sich daher an seine Berliner Freunde, die Prediger Lysius und Campe. In Werder bei Berlin weilte damals seit einigen Wochen zur Vertretung des zu seiner Hochzeit verreisten Rektors und Diakonus der junge Student Barth. Ziegenbalg. Früh hatte er beide Eltern verloren unter tiefer Erschütterung seines Gemütes, und als er im sechzehnten Lebensjahre als Görlitzer Gymnasiast

bewußt sich bekehrte, wurden die innersten Seelenkräfte so ergriffen, daß auch der Körper darunter litt. Homo et corpore et animo infirmus schrieb sein Rektor Großer in der Gymnasialmatrikel zu dem Namen des später berühmtesten Schülers seiner Anstalt, als dieser Ende Februar 1702 auf A. H. Franckes Betrieb abging, um in Berlin unter Joachim Lange zu rechter Maturität zu gelangen. Im Begriff nach Berlin zu reisen, traf ihn die Nachricht vom Tode seiner mittelsten Schwester und ergriff ihn so, daß er selbst schwer krank wurde.

Als Rekonvalescent sah er Berlin erstmalig im Frühjahr 1702, Baron von Canstein gewährte ihm ein Stipendium. Spener und Lange empfingen ihn aufs freundlichste und mit wahrer Wonne gab er sich den Studien unter Langes Leitung hin, durch dessen Briefe er sich schon im letzten Jahr wohl nicht zur Freude seiner Görlitzer Lehrer hatte leiten lassen.[1]) Doch seine Konstitution konnte anhaltendes Sitzen und Studieren nicht vertragen, die Krankheit kehrte heftiger zurück und nach kaum zwei Monaten sandten ihn die Ärzte schleunigst in ein Bad und in die Heimat zu ganz veränderter Lebensweise. Erst zu Neujahr 1703 war er so weit zu Kräften gekommen, daß er unterschiedliche Universitäten besuchen konnte, und erst mit der Immatrikulation in Halle am 7. Mai 1703 begann das regelmäßige akademische Studium, um schon zu Michaelis wiederum aus Gesundheitsrücksichten zu enden.

Es folgte eine fast einjährige Thätigkeit als Privatlehrer in Merseburg und Erfurt, neuer Krankheitsanfall und zehnmonatliche Zurückgezogenheit in Pulsnitz. Endlich ist er so weit gekräftigt, um noch einmal die Universität beziehen zu können, da wird er zum Begräbnis seiner jüngsten Schwester Regina, der Ehefrau des Organisten Martin Tschiese nach Horka bei Görlitz gerufen, ein Blutsturz hatte sie im 26. Lebensjahr dahingerafft. Wie oft wird der Görlitzer Gymnasiast nach dem nahen Horka hinausgewandert sein! so läßt sich seine tiefe Erregung ermessen, als er mit der einzig ihm gebliebenen ältesten Schwester Anna am 27. Juli 1705 dem Begräbnis anwohnte. Dies Ereignis änderte seinen Entschluß, er versprach der Schwester und den Freunden noch ein Jahr still in Pulsnitz zu bleiben, nur auf drei Monate möchten sie ihn beurlauben nach Berlin und zu einem Besuch seines Herzensfreundes v. d. Linde. Zum

[1]) Das älteste Denkmal von Ziegenbalgs Hand ist ein lateinischer Brief an Lange, datiert „Görlitz, d. 20. Juli 1701“ auf der Bibliothek der Franckischen Stiftungen, nicht im Missionsarchiv, in welchem er dankt für am 30. Juni ihm zugekommene Bücher samt einem Briefe Langes mit Ratschlägen für sein humanistisches und theologisches Studium.

zweiten Mal war er so als ein Trauernder nach Berlin gekommen, aber wie er bei aller Kränklichkeit und Trauer stets jede Gelegenheit ergriffen hatte, an Seelen zu arbeiten, konnte er es auch nicht abschlagen, als er während seines Berliner Besuches um eine achtwöchentliche Vertretung in Werder gebeten wurde. In diesen Zeitpunkt traf Lütkens Anfrage um Missionare in Berlin ein. Man wird nach solchem Lebensgang, da Ziegenbalg selbst mehrfach nahe daran gewesen war, seinen Beruf aufzugeben und sich der Bebauung des ererbten väterlichen Ackers zu widmen, es begreiflich finden, daß A. H. Francke später offen gestand, er würde Ziegenbalg nicht vorgeschlagen haben. Joach. Lange aber war ihm persönlich näher getreten, hatte seine Begabung erkannt und seinen brennenden Eifer „nichts anders zu suchen als die Ausbreitung der göttlichen Ehre, die Fortpflanzung der himmlischen Wahrheit, die Aufrichtung des zerstörten Zion, das Heil aller Menschen und die beständige Heiligung der eigenen Seele“ — so lautete ja der Bund, den beim Abschied von Merseburg unter freiem Himmel Ziegenbalg und v. d. Linde aufgerichtet hatten. Die Antwort auf Langes Antrag, nach Westindien sich schicken zu lassen, um den Heiden zur Bekehrung einige Gelegenheit zu geben, fiel diesem Endzweck gemäß aus, übrigens den Vorschlag weder völlig annehmend, noch gänzlich verwerfend. Drei Wochen später, als Ziegenbalg zur Hochzeit eines Freundes nach Berlin mußte, hört er mit Erstaunen, daß sein Brief als Zusage verstanden worden. Keine Entschuldigung mit seiner Untüchtigkeit, kein Hinweis auf seine große Leibesschwachheit halfen, in förmlicher Sitzung aller verbundener Freunde am 1. Oktober 1705 ergeht die Berufung und wird dann so entschieden angenommen, daß er sich entschließt, ohne Abschied von den Seinigen sofort zu reisen und daß er nicht wankt, als neuere Nachricht die Berufung auf Afrika nach Guinea stellt, „allwo es weit ungesunder ist als in Amerika.“ Die Berufung lautete auf fünf Jahre, wovon zwei auf Hinreise und Rückreise gerechnet wurden. Mit Ziegenbalg reiste am 8. Oktober nach Kopenhagen über Rostock ab der sieben Jahr ältere Mecklenburger H. Plütschau, sein Studiengenosse in Halle, gleichfalls ein Schüler Langes. Plütschau scheint spät zum Studium gelangt zu sein; in Halle war er ein Jahr früher als Ziegenbalg immatrikuliert, am 20. Mai 1702, und sofort zum eben damals eingerichteten extraordinären Freitisch zugelassen — ein Beweis großer Armut —, seit 1703 Lehrer an den deutschen Schulen der Franckischen Stiftungen, und nur zufällig auf einer Reise in Berlin weilend; er mußte eine arme verwitwete Mutter zurücklassen.[1])

[1]) Da wir von Plütschau gar wenig wissen, sei erwähnt, daß in den Kirchenbüchern seiner Geburtsstadt Wesenberg, welche mit 1681 beginnen, von 1686—1693 drei Töchter

Am 15. Oktober kamen beide Missionare in Kopenhagen an, von Lütkens freundlich empfangen, aber Bischof Bornemann machte mit Examen und Ordination der deutschen Pietisten so viel Schwierigkeiten, daß der hitzige Ziegenbalg entschlossen war, das ihm in Berlin ausgezahlte königliche Reisegeld von 100 Thalern zurückzuzahlen und ins Vaterland heimzukehren, und daß er gerade in der am meisten kritischen Zeit in einer Predigt vor dem Könige über Act. 26, 17. 18 „ich will dich erretten von dem Volk und von den Heiden unter welche ich dich jetzt sende, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren" u. s. w. alle Hypothesen der sogenannten Pietisten in eine Summa zusammenfaßte, daß solches entweder einen Durchbruch oder seinen Abschied verursachen sollte. Es kam zum Durchbruch, der König befahl ein zweites Examen durch den Bischof in Lütkens Hause, in dem sie vortrefflich bestanden, und an Martini folgte die Ordination. Daß der dänischen Theologen Stellung zu der Mission darnach zunächst keine freundliche sein würde, ließ sich erwarten, und daß die Mission nicht in Beziehung zu dem dänischen Kirchenregiment gestellt wurde, auch keinerlei Festsetzung über der Missionare Stellung zu den dänischen Kolonial- und Schiffsgeistlichen erfolgte, macht die Spannung, welche alle Verhandlungen erschwerte, erklärlich. Am 30. November segelte das Schiff Sophia Hedwig mit den beiden ersten, in geordneter Weise berufenen, examinierten, auf die Symbole verpflichteten und ordinierten lutherischen Missionaren ab nicht nach Westindien oder Afrika, sondern nach Trankebar in Ostindien. Welche menschlichen Erwägungen fast in letzter Stunde die Änderung des Missionsgebietes veranlaßten, ist nirgends gesagt. Möglich, daß in den Streitigkeiten mit dem Bischof die letzte jährliche Schiffsverbindung mit Afrika versäumt war (denn die so schnelle Abreise von Berlin hatte doch offenbar ihren Grund in der zu benutzenden Reisegelegenheit). Sehr eilig muß es mit dem Entschlusse gegangen sein, da das allernotwendigste unterlassen wurde, eine Verhandlung mit der sehr selbständig dastehenden Ostindischen Kompanie, der eigentlichen Eigentümerin und Regentin der Kolonie Trankebar, eine verhängnisvolle Unterlassung, da die in ihren Privilegien dadurch gekränkte Direktion der Kompanie trotz königlicher Empfehlungsbriefe an den Kommandanten nach Trankebar heimlich der Mission entgegenarbeitete. Die Folge der Kopenhagener Vorgänge und Unterlassungen mußte eine feindselige Stellung der Regierung und Geistlichkeit in Trankebar sein. Die Missionare gingen ab ohne Betriebsmittel nur mit einer

---

eines Joachim Plütschow vorkommen. Es sind [offenbar] des Missionars Vater und Schwestern, und im Sterberegister wird der Mutter Tod gemeldet: „den 24. Dezember 1719 ist die alte Witwe Plütschowen gestorben."

Anweisung auf 200 Thaler jährliches Gehalt, ohne Rat, wie sie ihr Amt führen sollten, ohne eine Möglichkeit die lange Reisezeit zur Vorbereitung auf ihren Beruf etwa durch Sprachenlernen zu benutzen; ja an das Erlernen einer fremden Sprache scheint Niemand gedacht zu haben, wie hätte sonst die Verpflichtung nur auf dreijährige Wirkungszeit lauten können. Fürwahr, eine bahnbrechende Kraft war zur Überwindung solcher Schwierigkeiten nötig. Plütschau war keine solche, seiner ganzen Persönlichkeit nach, und Ziegenbalg nicht nach seinem bisherigen Lebensgang, schon seiner Kränklichkeit wegen. Doch unsere ersten Missionare sollten erfahren, daß auch ihnen die Zusage gelte: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Größere Gnade, als irgend jemand damals ahnte, hatte die herzlenkende Kraft Gottes in der schließlichen, anscheinend zufälligen Wahl des Missionsfeldes erwiesen. Welch ein beschränktes Gebiet hätte sich auf den kleinen dänischen Inseln in Westindien geboten, und wie wenig hätten unter den abhängigen Negersklaven, deren Herren eifersüchtig über die Fernhaltung jeder Bildung wachten, die klassisch vorgebildeten lutherischen Missionare mit ihrem besonderen Pfunde wuchern können! Das war der für die einfachen praktischen Brüdermissionare reservierte Platz. Würden sich in einer Zeit, in der das Recht zur Mission selbst kirchlicherseits theoretisch bestritten wurde, wenn das mörderische Klima Guineas die ersten Missionare bald hingerafft hätte, Ersatzmänner gefunden haben? würde des Königs Eifer, zumal er nach wenigen Jahren in seinem persönlichen Leben auf die bedenklichsten Abwege geriet, nicht erkaltet sein? Trankebar hingegen lag für den Beginn einer Mission ausgesucht günstig, in den beginnenden Kämpfen um die Oberherrschaft Indiens bildete es mit seinem kleinen Gebiet eine neutrale Insel, bot einen sichern Ausgangs- und Rückzugspunkt. Zwar wohnten innerhalb der Kolonie nur an 30000 Heiden, aber es waren Glieder eines größeren Kulturvolkes, in welchem durch jahrhundertelange Herrschaft des Buddhismus die Kastenfesseln gelockert, die Ehrfurcht vor den Brahminen gemindert, die Scheu vor dem Fremden überwunden war. Kurz, die Tamulen haben sich als das dem Evangelium zugänglichste und wegen seiner Beweglichkeit zum Missionsträger bestgeeignete Kulturvolk Indiens erwiesen. Auch hatten begabte katholische Missionare bereits unter diesem Volke erfolgreich gearbeitet und eine christliche Litteratur geschaffen, also die Sprache schon christlich zu formen begonnen, und wiederum war die Zeit ihrer Macht und Blüte dahin, so daß sie der jungen evangelischen Mission nicht gefährlich werden konnten.

Freilich den ersten Missionaren trat die Gunst dieser Umstände nicht sofort entgegen. Es war ein schlimmer entmutigender Empfang, als ihr Schiff am 9. Juli 1706 vor Trankebar Anker warf und sich etliche Tage kein Boot fand, sie ans Land zu setzen, weil ihr Kapitän wegen eines von Plütschau gethanen Vorhalts erbost war. Die mit Hilfe eines andern Kapitäns Gelandeten begrüßt der Erboste mit Fluchen und aufgehobenem Stock. Vor einem Monat hatte ein schnellerer Segler schon Botschaft gebracht, daß Missionare unterwegs seien. Sie wurden als Spione und lästige Sittenrichter mit Furcht und Unwillen erwartet. Wenig fehlte, sie wären, nachdem sie den ganzen Tag über in einem Hause vor dem Thore hatten warten müssen, aufs Schiff und nach Europa zurückgebracht, doch fürchtete sich der Kommandant, als er Hand und Siegel des Königs sah. Sie durften ihm und seiner Suite auf den Markt folgen und standen dort, allein gelassen, ratlos, bis abends im Dunkeln ein Deutscher sie in seines Schwiegervaters Haus führte. Am 12. Juli konnte endlich Ziegenbalg den Berliner Freunden schreiben: Bis hieher hat der Herr geholfen. Des bösen Empfangs gedachte er nicht, nicht umsonst hatte er auf der See eine Schule der Weisheit halb vollendet, ja am 5. September hat er über nachfolgenden Freundlichkeiten in der ersten Berufsfreudigkeit den ersten widrigen Anfang schon so völlig vergessen, daß er das objektiv Unwahre zu schreiben vermochte, Kommandant und Sekretrat hätten ihn sehr freundlich empfangen.

Indem Ziegenbalg nun den heimischen Freunden von dem Eingang und dann weiter von dem Fortgang des Missionswerks berichtete, indem er zugleich diese Briefe absichtlich zur Publikation an einen größern Kreis einrichtete, um durch freiwillige Gaben die unumgänglich nötigen Betriebsmittel zu erlangen, führte er in die evangelische Mission den Grundsatz der Öffentlichkeit und Freiwilligkeit ein. Wohl hatte er zunächst an den König um die gehörigen Mittel geschrieben, ohne welche solch Werk weder recht angefangen, noch fortgesetzt werden könne, aber gleichzeitig auch die guten Freunde in Deutschland um eine reiche Steuer gebeten. Auch Freund v. d. Linde wird um Sammlung einer kleinen Kollekte unter gottliebenden Seelen angegangen. Von der Besoldung könnten sie nur die Hälfte aufs Werk wenden, da die andere zum Unterhalt unumgänglich nötig sei, sie brauchten aber jährlich 4000 Thaler, so es anders vorwärts gehen solle, denn eine Schule zur Erziehung von Gehilfen sei einzurichten, solche, welche übertreten wollten und deshalb alles Ihrige verlören, müßten unterstützt werden; der christliche Glaube solle ins Tamulische übersetzt und dann in etlichen hundert Exemplaren abgeschrieben und verteilt werden.

Am 18. September 1706 bitten sie in einem offenen Sendschreiben an alle Zionsfreunde nach dem Vorgang der Apostel um eine Steuer an Gold oder Silber, an Lange oder Lütkens einzusenden.

Der Erfolg war einmal, daß Lange in einer „merkwürdigen Nachricht aus Ostindien" sieben Briefe abdrucken ließ, die schnell in wiederholten Auflagen erschienen, und bald durch eine zweite Serie von zwei Briefen bereichert wurden. Als dann Lange nach Halle berufen wurde, setzte A. H. Francke zur Leipziger Oster- oder Michaelismesse diese Publikationen fort, und so gab es eine evangelische Missionszeitschrift.

Unter den sieben Briefen der merkwürdigen Nachricht aus Ostindien fehlte zwar der Brief an die Zionsfreunde, aber in einem Nachwort an den Leser war die Auslassung begründet, „sintemal derjenige, so von Gott das Vermögen und die Willigkeit empfangen, disfals seine Liebe zu beweisen, dazu schon in Verlesung der Briefe von sich selbst wird erinnert werden. Was von gütigen Händen an meine Wenigkeit bereits eingesandt worden oder noch möchte eingesandt werden, dasselbe soll über Copenhagen nach Trangebar, nach meinem guten Gewissen vor Gott wol übermachet werden." Im Vorwort der Fortsetzung der ersten merkwürdigen Nachricht, datiert Berlin den 11. Augusti 1708 wird die erste Missionsquittung ausgestellt (denn bei der früher schwedischen Mission als reiner Staatssache fehlte die freie Mildthätigkeit, wie dies auch allem Anschein nach bei den holländischen Missionen der Fall war): „Was zur Beforderung dieses Christlichen Wercks von christlichen Hertzen vor dem schon beygetragen und auch zum Theil mir noch zur rechten Zeit eingehändiget worden, ist mit den Schiffen des vorigen Jahrs bereits über Copenhagen übermachet. Desgleichen soll mit den nächst abgehenden dänischen Schiffen geschehen und zugleich einiger Vorrath von allerhand erbaulichen Büchern mit gesendet werden. Hat jemand von Gott das Vermögen und wird von demselben zugleich zur fernern Beysteuer erwecket, den versichere ich hiemit vor Gott auf mein Gewissen, daß es an richtiger Bestellung nicht ermangeln solle. Gott erwecke durch den Geist der Gnaden und des Gebets aller Leser Hertzen, daß ein jeglicher mit seiner gläubigen Vorbitte etwas zum Lauff des Heiligen Evangelii beyzutragen suchen möge."

Für die einzelnen Gaben wurde im Druck nicht speciell mit Namen gedankt, sondern nur ganz allgemein ohne Angabe der Gesamtsumme, wohl aber wurden in den späteren Hallischen Kontinuationen unter Andeutung der Namen und Orte die beigegebenen Sprüche, Verse und Veranlassungen abgedruckt, so daß nach des nüchternen Wallmann Urteil das Lesen solches Gabenverzeichnisses die reinste Erbauung wird, wohl aber

ließ A. H. Francke durch seinen getreuen Neubauer als ersten Missionskassierer die sorgfältigste Rechnung führen.[1]) Ohne die freien Gaben hätte die Mission in den Anfangszeiten gar nicht bestehen können und in der Folge hätten die wichtigsten Einrichtungen unterbleiben müssen, auch hat das Bewußtsein, von der Teilnahme weiter Kreise auf betendem Herzen getragen zu werden, die Missionare unter den unendlichen Schwierigkeiten aus der nächsten Umgebung mutig erhalten. Freilich die Nachteile der Öffentlichkeit bekam Ziegenbalg bald zu kosten. Der erste Tamule, der ihn noch im Landungsbote begrüßte und sich als Diener anbot, war

[1]) Neubauers Aufzeichnungen zur Cassa Missionariorum beginnen summarisch. „Vom 15. Sept. bis 30. Dez. 1708: 320 Thlr. 4 Gr."; 1710 wurden es 580 Thaler, 1711 schon 1665 Thaler. Mit 1711 beginnt die specielle Einnahmerechnung, aus welcher einige charakteristische Posten der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen: 8. April 1711 Frau von Gersdorf schickt gestickte Vorhänge, sind taxirt auf 600 Thlr. Den 15. Mai 1712 Frau Baronne von Morawitzki zu Branitz 1 Demantring mit Begehren, daß dasjenige Geld, so dafür einkommen werde, insonderheit auf die arme Jugend und auf dürftige Christen, nicht aber auf Kirchen oder äußerliche Gebäu verwendet werden soll. 4. Juni 1712 Frau von Morawitzki noch an barem Gelde 100 fl. Den 2. Dez. 1712 gab Herr Prof. Lange her 200 Thlr., den 10. Januar 1713 abermal 35 Thlr. Den 3. April 1713 Herr Krebs in Maynungen sendet eine freiwillige Kollekte von 300 Thlr. Den 9. März 1714 Hr. B. von Morawitzki zu Branitz 60 Thlr. Den 19. August 1713 Fr. Gräfin v. Gfug in Schlesien 20 Thlr. Am 28. Sept. 1715 Erlös des Morawitzkischen Ringes 286 Thlr. Ein Dritteil von einer Perlenschnur 12 Thlr. Ein Zeugmacher in Mainungen 6 Thlr. und an einem Rosenobel 5 Thlr. 16 Gr. Den 30. Nov. 1713 zwei Drittel von dem pretio der 26 Demanten der Frau Gräfin Gfug 133 Thlr., für die ehemals geschenkte Schnalle mit Demanten 50 Thlr. Am 10. Febr. 1716 der II. Graf Reuß hat collectirt 100 Thlr. Am 30. Okt. 1716 Meinungische Kollekte 345 Thlr. April 1717 von einem Weiberschmuck aus Demanten 26 Thlr. und im Mai abermal 30 Thlr. Hans Georg Koch in Meinungen 19. Juni 1717 legirte 83 Thlr. Febr. 1719 Hr. Fleischmann in Meinungen 60 Thlr. Den 5 Nov. 1720 der Fürst und das Land von Meinungen 310 Thlr. Die höchste Einnahme hat 1718 mit 2094 Thlr. Die andauernd große Teilnahme des damals so kleinen Meininger Landes, welche auch in vielen nicht aufgeführten kleineren Gaben hervortritt, ist wohl auf den persönlichen Einfluß des Abtes Breithaupt zurückzuführen, der einst in Meiningen als Hofprediger gestanden hatte und dann als Hallischer Professor in Ziegenbalg den Missionsgedanken weckte. — Auch einige Ausgabeposten seien angemerkt: 8 Jan. 1710 an Hrn. D. Lütkens zur Ersetzung des für Hrn. Jordan am 17. Dez. 1709 nach Trankebar geschickten Geldes 252 Thlr. Den 5. Sept. 1710 zur Ersetzung der Reisekosten, welche der von Hrn. Ziegenbalg hinausgeschickte Oluf Olussen aufgewendet 204 Thlr. Nachdem der Herr Adjunct Michaelis bei Ausgang August 1712 auf einen jährlichen Gehalt von 100 Thlr. angenommen worden, habe demselben pro mense Septembri gezahlet praenumerando 8 Thlr. 8 Gr. [von da an ein regelmäßiger Posten]. 27. Jan. 1714 dem Herrn Prof. Michaelis pro studiosis, so zur Mission zubereitet werden, 20 Thlr.

Modaliappa. Die ersten Briefe sind voll von Äußerungen dieses Jünglings und seiner Lebensgeschichte, er erregte solche Hoffnungen, daß Ziegenbalg von ihm schrieb „mein Erstling aus den Heiden.“ Er hielt dann aber im Verfolgungsfeuer nicht Stand, ist auch niemals getauft und ward dies auch nach Europa gemeldet, aber leider nicht abgedruckt. Wie viele Vorwürfe, als übertreibe Ziegenbalg und schreibe Unwahrheiten, hat dieser eine zu hoffnungsvolle Ausdruck ihm zugezogen.

Aber auch das Heilsame einer öffentlichen Kritik sollte er bald erfahren. Der Kommandant hatte ihm zu einem Ritt ins Land hinein sein Pferd geliehen. Hoch zu Roß ließ er sich „voll göttlichen Eifers“ zu einer ritterlichen Handlung verleiten und zertrümmerte einige Porzelanfiguren vor einer Pagode in der Meinung, es wären Götzenbilder. Ein dabeistehender Lehrer belehrte ihn, daß sie keine Götter, sondern nur des Gottes Soldaten vorstellen.

In Deutschland gab der Vorfall Anlaß zu einem Buche, doch es bedurfte der Zurechtweisung aus der Heimat nicht mehr. Es ist wohl der einzige Mißgriff geblieben, den Ziegenbalg in der Bekämpfung des Heidentums gemacht hat. Bald hatte er erkannt, daß es gelte die Leute zu gewinnen und daß dies nur möglich sei, wenn man in eigener Sprache mit ihnen zu reden vermöge und ihre Anschauungen und ihr Wissen aus ihrer eigenen Litteratur kennen gelernt habe.

Die Verkehrssprache zwischen Europäern und Eingeborenen und die Muttersprache der zahlreichen Mischlinge war damals in den indischen Kolonieen ein verdorbenes Portugiesisch. Kein Europäer lernte die Landessprache, auch der katholische Pater in Trankebar verstand kein Wort tamulisch, und von nahezu 100 holländisch-reformierten Missionaren in Indien und Ceylon legten sich im Laufe eines Jahrhunderts nur acht auf die Landessprachen.

Auch unsere beiden Missionare legten sich zunächst auf das Portugiesische, sie wollten sich ihres Dieners als Dolmetschers bei den Tamulen bedienen, da für einen Aufenthalt von drei Jahren die Erlernung der schwierigen Sprache sich nicht lohnen würde, aber schon Anfang September erkannten sie, daß ohne Landessprache eine wirksame Mission unmöglich sei, es müsse sich einer resolvieren, beständig oder doch lange Zeit zu bleiben, um sich hauptsächlich auf das Tamulische legen zu können. Das Los sollte entscheiden, es traf den für Sprachen viel unbegabteren Plütschau. Er fügte sich und Ziegenbalg auch, indem er sich auf das Portugiesische legte, doch er konnte vom Tamulischen nicht wieder los kommen, nachdem er die ersten Buchstaben zu den Füßen eines Schul-

meisters mit den Kindern sitzend gelernt hatte. Bald hören wir, daß trotz des Loses, das nach diesem Ausfall nie wieder gebraucht ward, Plütschau an der sich bildenden portugiesischen, Ziegenbalg an der tamulischen Gemeinde arbeitet. Mit unermüdlichem Fleiß trieb er die Landessprache und mit glücklichstem Erfolge, bald konnte er den Schlüssel zum Herzen der Tamulen brauchen. Drei Jahre hindurch las er fast nur tamulische Bücher, er sparte keine Kosten in Aufkaufung und Abschreiben von Büchern. Für sich und seine Nachfolger setzte er einen grammatischen Leitfaden auf, legte er Wörterbücher an. Dann bemühte er sich, aus ihren eignen Büchern den Grund ihres Götzendienstes kennen zu lernen, um sie widerlegen zu können. Was er sich erarbeitet, verarbeitete er zu Büchern, nicht nur für seine Nachfolger, sondern auch für Europa, um das Interesse der hochgestellten Gönner wach zu halten und die Teilnahme der Gelehrten dem tamulischen Volke zu gewinnen, denn je besser er den Volksgeist in persönlichem Umgang und aus Schriften erkannte, desto mehr liebte er das Volk, dachte höher von der Volksbegabung und bewunderte manche litterarischen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Spruchpoesie, desto brünstiger wurde aber auch sein Eifer, dem sittlich so gesunkenen, von seinen Priestern betrogenen Volke den Heiland zu verkündigen.

So hat er als Bahnbrecher gelehrt und gelebt, daß für die Missionsarbeit gründliche Kenntnis der Landessprache unerläßliche Vorbedingung ist, und gleichzeitig hat er die große Reihe evangelischer Missionare eröffnet, welche der heimischen Wissenschaft Dienste leisten ohne Versäumung, ja zur Förderung ihres nächsten Berufes. Aus diesem Streben entstand ein Erstlingswerk, die Bibliotheca Malabarica, eine Recension und Inhaltsangabe von 150 tamulischen Büchern, eine tamulische Litteraturgeschichte im kleinen, und seine letzte und zugleich wissenschaftlich gediegenste Arbeit, „die Genealogie der malabarischen Götter“, eine südindische Götterlehre, noch heute die beste, zuverlässigste Quelle, so daß es nur des Hervorziehens aus dem Staube der Vergessenheit bedurfte und es folgte der deutschen Ausgabe[1]) eine englische Übersetzung auf dem Fuße. In Halle verhielt man sich, dem Geist des Pietismus entsprechend, solchen Arbeiten gegenüber ablehnend, ja tadelnd, so daß sie in ihrer Zeit nicht zur Geltung zu kommen vermochten. Es wird daher angemessen und dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend sein, aus ungedruckt gebliebenen Schriften Einiges hier mitzuteilen.

---

[1]) 1867 von dem Verfasser ediert. (Deichert, Erlangen.) D. H.

Außer dem großen klassischen Sinngedicht des Kural, das durch Grauls Arbeiten bekannt geworden, giebt es im tamulischen eine Reihe sogenannter kleiner Poeten. Schon 1708 sandte Ziegenbalg drei dieser Büchlein übersetzt, mit Vorwort versehen, nach Europa. Wir greifen einige heraus:

1. Der weisen Leute Feindschaft ist keine Feindschaft, denn gleichwie der Zuckerbaum inwendig sehr große Lieblichkeit hegt, aber auswendig lauter Buschwerk und Gestrüpp zeigt, also ist der wohlgelehrten und weisen Leute Feindschaft und Freundschaft. Hingegen ist der Ungelehrten und Unverständigen Freundschaft keine Freundschaft; denn gleichwie, wenn man Gift trinkt, solches anfänglich sehr süß schmeckt, aber nachmals tötet, also ist der Thörichten Freundschaft keine Freundschaft.

2. Wie unsere Zunge mitten unter ihren Feinden, den 32 Zähnen, ihren Wohnplatz hat und solchen Feinden das Vermögen giebt, eine Sache anzunehmen und zu kauen, auch ein jedwedes Ding zu geben fordert, so daß sie endlich den Geschmack davon bekommt, also sind die Weisen und Gelehrten mitten in dieser Welt, die ihre Feindin ist, suchen aber beides mit ihren Reden und mit der Gütigkeit ihres Herzens ihre Feinde zufrieden zu stellen, so daß sie durch sie das Wohlsein ihres Leibes erlangen können.

3. Eine Frau ohne Mann ist eine Witwe, ob sie gleich all das Geschmeide hätte, das sie verlangt, und köstliche seidene Kleider anziehe, auch der allerschönsten und glückseligsten gleich wäre, so ist doch solches eitel und ohne Nutzen. Frömmigkeit ohne Geduld ist gleichfalls eitel und nicht rechter Art. Ein Kind ohne Mutter wird von Niemand recht geliebt, welches auch eitel ist. Das Essen ohne Zähne ist gleichfalls eitel und dem Leibe nicht zuträglich.

4. Alles Leben in der Welt, das sich bewegt, hat zwei Augen. Ein Weiser hat ein Auge der Weisheit, zu diesem die übrigen zwei gerechnet, machen drei Augen. Die Geber und Wohlthäter haben sieben Augen, denn die natürlichen Augen sind zwei, das Auge der Weisheit ist eins, der Wille, der Verstand, der rechtmäßige Eifer und die Willfährigkeit sind vier Augen, diese machen zusammen sieben Augen. Diejenigen aber, die durch Buße und Gerechtigkeit von Gott begnadigte und gelehrte Leute sind, solche haben so viel Augen an sich, so viel Schweißlöcher an ihrem Leibe sind.

5. Die Sünde, eine Kuh tot zu schlagen ist ebenso groß, als wenn man einen Brahmanen tot schlüge. Die Sünde einen Brahmanen tot zu schlagen, ist ebenso groß, als wenn man ein Weib tot schlüge. Die Sünde hundert Weiber tot zu schlagen, ist ebenso groß, als wenn man ein kleines

Kind tot schlüge. Die Sünde, hundert kleine Kinder tot zu schlagen, ist gleich der Sünde, wenn man eine Lüge redet.

6. Diejenigen großen Leute, so alle Dinge gelernt und ohne Liebe dieser Welt sind, dieselbigen erkennen ihres gleichen und wissen, was es mit den Gelehrten für eine Beschaffenheit habe, von andern aber kann der Zustand der Gelehrten nicht erkannt werden; denn eine Gebärerin weiß allein um die Schmerzen, die die Geburt eines Kindes mit sich führt, aber eine Unfruchtbare kann nicht wissen, was die Geburt eines Kindes für Schmerzen mit sich führt.

7. Wenn wir ein wildes Tier sehen, das Hörner hat, sollen wir fünf Ellen weit entfernt stehen. Vor einem Pferd sollen wir zehn Ellen entfernt gehen, von einem Elephanten sollen wir tausend Ellen entfernt gehen, aber wenn wir einen bösen Menschen sehen, sollen wir dermaßen weit von ihm entfernt gehen, daß er auch nicht einmal mit unsern Augen kann erkannt und gesehen werden.

8. Ein böser Mensch, so mit Sünde und Bosheit verknüpft ist, mag anfangen, was er immer will und auf was Weise er immer will, so kann er doch nicht ein verständiger und weiser Mann werden. Denn eben wie der Knoblauch seinen Gestank nicht verliert, ob man ihm gleich noch so viel Geruchwerk geben möchte, so ist es auch mit einem bösen Menschen beschaffen.

9. Es ist nicht billig, daß man einen Paria für einen Paria ausschilt. Einer, so seinem Versprechen nicht nachkommt, der ist ein Paria, und einer, der denjenigen gehen läßt, der mit seinem Munde falsch ist, aber den Paria für einen Paria ausschilt, der ist der allergrößte oder allerschändlichste Paria.

10. Fragt man, womit die Wissenschaft verglichen werden kann, die bei solchen Leuten anzutreffen ist, die ohne Heiligkeit, Höflichkeit, Liebe und Demut sind, so dient zur Antwort, daß dergleichen Leute ihre Wissenschaft gleich sei dem heiligen Wasser aus dem Fluß Ganges, das in eines Sünders Hause in Wassergeschirren steht und niemand zu Gute kommt.

11. Die Haare auf dem Haupt und die Nägel am Finger und die Zähne im Munde, wenn sie ihren Ort verlassen, werden sie nichts geschätzt, also werden die bösen Leute, wenn sie ihren Wohnplatz verlassen, nicht geschätzt.

12. Fragt man, wie ein Weib beschaffen sein soll, so dient zur Antwort, daß wenn sie ihrem Mann Essen geben will, sie eben wie seine rechte Mutter sein soll, im Dienen soll sie sich bezeigen wie eine Sklavin, an Schönheit soll sie sein wie die Göttin Lakschmi, an Geduld wie die

Göttin der Erde (über welche alle Füße gehen) und an Verstand soll sie sein wie ein Kanzler.

13. Wenn ein Weib redet, so ist es, als wenn die Erde erschüttern wollte. Wenn zwei zusammen kommen, so ist es, als wenn die Sterne abfallen wollten. Wenn ihrer drei zusammen kommen, so ist es, als wenn das Meer austrocknen wollte. Wenn ihrer unterschiedliche zusammen kommen, so weiß ich nicht, was alsdann geschehen möchte.

14. Wenn man vor Gott steht, so hat man Freiheit zu reden. Wenn man aber vor Gottes Jüngern steht, so ist es nicht allezeit gut zu reden, denn vor der Sonne, die in ihrem Glanz fein temperiert ist, kann man stehen, aber in dem von der Sonnenhitze heiß gemachten Sande läßt sich nicht allzuwohl stehen.

15. Stets Reichtum mit innigster Begierde suchen, ist Mühe und Plage. Selbigen zu verwahren, ist Mühe und Plage. Selbigen auszugeben, ist Mühe und Plage. Selbigen Jemand entlehnen und verlieren, ist Mühe und Plage.

16. Ob zwar die Sonne allenthalben hell scheint, präsentiert sie doch sonderlich ihre Natur in dem Sonnenglase und scheint sehr hell. Gott, der da hat die Sonne und den Mond zu seinen zwei Augen angenommen, ob er zwar allenthalben gegenwärtig ist, so wird er doch sonderlich bei denen auf kräftige Weise gegenwärtig sein, die da heilige Augen erlangt haben.

17. Wenn die natürliche Mutter stirbt, so mangelt dem Kinde der Geschmack in der Zunge. Wenn der Vater stirbt, so sind diesem Kinde drei Welten lauter Finsternis. Wenn das Kind stirbt, das unter allen andern das vornehmste und liebste gewesen, so ist es eben, als wenn in des Vaters Haupt ein Donnerkeil gefallen wäre. Wenn das Weib stirbt, so ist es für den Mann, als wenn sein Haupt wäre in Stücken gesprungen.

18. Ob man das Gold auch noch so sehr schlagen, martern und in kleine Stücke hauen sollte, so verliert es doch nicht seine Natur. Ob man den Zuckerbaum auch in noch so kleine Stücke zerhauen und in die Zuckermühle werfen sollte, so verliert er doch ebenfalls nicht seine Natur. Wenn man das Sandelholz auch gleich in noch so kleine Stücke zerteilt, so verliert es dennoch nicht seine Natur. Wenn man die Milch auch noch so sehr einsieden ließe, so verliert sie dennoch nicht ihre Lieblichkeit. Wie nun diese Dinge ihre Natur nicht verlieren, ungeachtet daß übel mit ihnen verfahren wird, so verlieren gleichfalls die weisen und wohlgelehrten Leute

ihre gute Art und Natur nicht, ungeachtet sie auch in das allergrößte Elend geraten sollten.

Diesen größern gleichnisartigen Sentenzen aus Nidi Wumpa seien noch einige kleinere aus Kondei Wenden beigefügt:

1. Rechnen und schreiben ist dem Menschen wie ein Auge.

2. Ein Weib soll nur einem vertraut sein und im Hause bleiben.

3. Die Schönheit der Weiber ist, wenn sie ihren Männern unterthänig sind.

4. Was man nicht bekommen kann, soll man bald aus dem Gedächtnis lassen.

5. Wenn man auch ganz niedrige und geringe Leute vor sich hat, soll man doch demütig gegen sie reden.

6. Wenn man alles so genau nehmen will, wird man keine Freundschaft haben.

7. Wenn man etwas heimliches reden will, muß man nicht einen Haufen Leute zusammen kommen lassen.

8. Wissenschaft ist weit besserer und wahrhaftigerer Reichtum, als den man in Händen und im Kasten hat.

9. Der Kinder Schönheit ist, wenn sie ihren Eltern gehorsam sind und das Böse unterlassen.

10. Das beste Teil der Buße ist, wenn man von der Bosheit abläßt.

11. Die Schöne und Vortrefflichkeit der Freunde ist, wenn sie im Unglück mit aushalten.

12. Die Faulen und Trägen gehen stets herum mit Ächzen und Klagen.

13. Es ist kein größeres und verbindlicheres Gebot als des Vaters Wort und Rede.

14. Es ist keine vornehmere Pagode als wohl die Mutter sein mag.

15. Eine böse Frau ist wie Feuer im Busen.

16. Es ist weit besser seine Nahrung durch Ackerbau suchen, als durch den Dienst großer Herren.

17. Es ist kein Betrug noch Falschheit, davon nicht das Herz wisse.

18. Was man frühzeitig säet, gehet wohl auf.

19. Der alten Leute Rede ist wie die köstlichste süße Milch.

20. Des Schlafes Schöne ist, wenn man sich langsam niederlegt.

21. Man soll sich lieber das Leben nehmen lassen, als die Wahrheit in Lügen verwandeln.

22. Das Gehör eines tapfern Soldaten ist wie ein spitziger Pfeil.

23. Alle Welt soll die Gottheit verehren.

Weit mehr als der Nichtabdruck dieser Sittensprüche ist zu bedauern, daß auch ein ausführliches wissenschaftliches Werk keine Gnade fand. Es ist ein Seitenstück zur Genealogie, in welche manche Kapitel übernommen und ausführlicher behandelt sind, dort die äußere Göttergeschichte, hier mehr die Lehre und gottesdienstlichen Gebräuche. Zur Veranschaulichung des reichen Inhalts wäre ein ausführlicher Auszug nötig, deshalb beschränken wir uns hier auf die Inhaltsangabe. Der Titel lautet: „Ausführliche Beschreibung des Malabarischen Heidentums, darinnen aus dieser Heiden eignen Schriften ihre Principia und Lehrsätze sowohl in Theologicis als Philosophicis umständlich entdecket und zur dienlichen Nachricht dem geliebten Europa communiciert worden von den Königl. dänischen Missionariis unter den Ostindischen Heiden.“ Es ist dem König Friedrich IV. dediziert. Die Vorrede an den Leser hat als erstes Datum den 28. Mai 1711, als zweites an Stelle des ausgestrichenen ersten den 7. September 1713. Der erste theologische Teil hat 26 Kapitel:

1. Von den unterschiedlichen Religionen unter den malabarischen Heiden.

2. Von ihren Religionsbüchern.

3. Von Gott dem höchsten Wesen aller Wesen.

4. Von den vielen Göttern, die sie außer dem höchsten Wesen statuieren nebst Anzeigung ihrer Gestalten und Figuren, die solche Heiden allenthalben verehren.

5. Von dem ungereimten Wesen und sündlichen Zustand ihrer Götter.

6. Von den vielfältigen Erscheinungen ihrer Götter samt ihrem Gaukelwesen.

7. Von der Schöpfung oder Ursprung und Vergänglichkeit aller Dinge.

8. Von der Sünde.

9. Von den Tugenden und guten Werken.

10. Von ihren Bußarten.

11. Von ihren Fasten.

12. Von den Versuchungen, damit die Götter ihre Treue prüfen.

13. Von den Opfern, so sie den Göttern thun.

14. Von ihrer Wasser-Reinigung.

15. Von ihrem Gebet und Gebetsformeln.

16. Von ihrer Perlenschnur Rudratschangel.

17. Von der abergläubischen Beschmierung mit Kuhmistasche und ihrer Kuh-Abgötterei.

18. Von ihren Pagoden.

19. Von ihren Priestern und von der Art Jünger anzunehmen.
20. Von ihren Festen.
21. Von ihren vorgebenden vielfältigen Wundern.
22. Von ihren Offenbarungen und Gesichten.
23. Von den Teufeln und ihren Verführungen.
24. Vom Tode.
25. Von ihren vielfältigen Wiedergeburten nach dem Tode.
26. Von der Seligkeit und Verdammnis oder Hölle.

Der zweite Teil, „worinnen gezeiget wird, was diese Heiden in Philosophischen Sachen glauben und lehren" ist viel summarischer abgehandelt auf S. 235—322 in 18 Kapiteln:

1. Von ihren eingebildeten 14 Welten, großen Bergen, 7 Meeren und Inseln.
2. Von ihren Jahresrechnungen.
3. Von ihren 18 verflossenen großen Weltzeiten und was für notable Sachen darinnen vorgegangen.
4. Von ihren vielfältigen Geschlechtern oder Zünften.
5. Von ihren Speisen und Eß-Ceremonien.
6. Von den abergläubischen Meinungen, die sie von den unvernünftigen Kreaturen hegen.
7. Von ihrer Agrikultur oder Ackerbau und dessen Lobsprüchen.
8. Von ihrer Physica.
9. Von ihrer Medicina oder Arzneikunst.
10. Von ihrer Chemie und Alchymie.
11. Von ihrer Poesie und Poeten.
12. Von ihrer Musica.
13. Von ihrer Astrologia oder Sternkunst.
14. Von ihrer Ethica oder Sittenlehre.
15. Von ihrer Oratoria und Briefart.
16. Von ihrer Wahrsagekunst aus den Vögeln, durch Observierung allerlei Kennzeichen, durch Zahlen und durch den Atem.
17. Von ihrer Wahrsagereikunst aus den Lineamenten und äußerlichen Merkmalen des Leibes.
18. Von ihren Kriegen.

Heidentum und Mission in Sibirien.

Von Oberpfarrer Dr. Rathmann in Schönebeck.

(Schluß.)

Die Giljaken haben mancherlei anderen Aberglauben. Sie erlauben nicht, Feuer in das Haus oder außer dem Hause zu tragen, selbst nicht in der Pfeife, weil das Unglück auf der Jagd oder beim Fischfang bringt. Sie sind Fatalisten und wagen z. B. niemand aus dem Wasser zu ziehen, weil sie sich fürchten, einer höhern Macht entgegen zu handeln, welche jene Person verderben will.

Die Behandlung der Toten ist eine verschiedene. Manche Stämme verbrennen die Toten auf Scheiterhaufen, und bauen über der Asche einen niedrigen Rahmen auf. Andre hängen die Särge an Bäume oder stellen sie auf einem Gerüste in der Nähe der Häuser auf. Im Winter wickeln sie sie ein, legen sie in die Gabelzweige der Bäume, so daß die Tiere sie nicht erreichen können, und begraben sie im Frühling. Sie glauben, daß die Seele des Giljaken beim Tode in seinen Lieblingshund übergeht, der deshalb ausgesuchtes Futter erhält; und wenn die Seele von den Schamanen aus dem Hunde herausgebetet ist, so wird das Tier auf dem Grabe seines Herrn geopfert. Dann geht die Seele in die Unterwelt, die durch ihre eigne Sonne und Mond erleuchtet wird, und fährt hier fort, in ihrer geistigen Gestalt dasselbe Leben zu führen und denselben Gewohnheiten zu huldigen wie im Fleisch.

Die Golden hatten bis vor kurzem in jedem Dorf ein Haus für die Toten, welches im Sommer so entsetzlich stank, daß es die Leute hätte davon treiben können. In diesen Gebäuden wurden die Kleider und die Waffen samt der Leiche aufgestellt, und Kinder und Verwandte kamen von Zeit zu Zeit hieher, um zu wehklagen. Gegenwärtig begraben die Golden ihre Toten wie die Russen. Auch die bis vor 20 Jahren gehaltenen Trinkwettkämpfe, Dorf gegen Dorf, sind jetzt abgestellt.

Wir erhalten endlich ziemlich genaue Nachrichten über Kamschatka durch Dr. Lansdell, obgleich er selbst nicht auf der Halbinsel gewesen ist. Der südliche Teil wird von den Kamtschadalen oder Kontschalo bewohnt. Sie haben große runde Gesichter, vorstehende Backenknochen, kleine tiefliegende Augen, platte Nasen, schwarzes Haar und lohfarbige Haut. Ihre sehr gutturale Sprache ist arm. Die Wurzelformen werden fast nur durch Präfixe modifiziert. Für Sonne und Mond haben sie nur ein Wort (khiht), für Fische und Vögel, die nur nach dem Monat unterschieden werden, in dem sie vorkommen, keins. Den Schamanismus haben die

Kamtschadalen, deren man nur noch 4360 zählt, meist aufgegeben, obgleich sie sich immer noch auf der Jagd nach einem Tiere in acht nehmen, den Namen desselben auszusprechen, da sie sonst Unglück hätten. Sie besitzen nicht den heldenmütigen Charakter ihrer Nachbarn, der Korjaken. Ihre klagenden Lieder feiern nicht Kämpfe, sondern Liebe, Schlittenreisen, Fischfang, Jagd. In ihren Tänzen ahmen sie den Tieren nach. Sie springen wie der Hirsch, laufen wie der Fuchs, schwimmen wie Seehunde.

Die nördliche Hälfte der Halbinsel und das Festland bis zum 35. Breitengrade bewohnen die Korjaken, nördlich von ihnen vom Beringsmeer bis zum Eismeer leben die Tschuktschen. Jene zählen 5250, diese 12 000 Seelen. Beide sind verwandt und sprechen einen ähnlichen Dialekt. Reisende sprechen nicht gut von den Korjaken. Sie verkommen in Elend und stehen von allen sibirischen Stämmen am tiefsten. Nur die Frauen tättowieren sich das Gesicht, um den zerstörenden Einfluß des Alters aufzuhalten. Die Kamtschadalen und Tschuktschen verdienen sich ihre Weiber, indem sie ein Jahr oder länger im Dienst des Schwiegervaters arbeiten, der selbst dann noch den Bewerber abweisen kann. In jedem Falle aber muß dieser bei der Heiratsceremonie die Braut durch die Abteilungen (pologs) des Zeltes verfolgen. Die Brautjungfern erleichtern so viel als möglich das Durchschlüpfen der Braut, während sie durch Festhalten der Vorhänge, und indem sie ihn mit Ruten schlagen, den Bräutigam am Weiterkommen hindern. Gewöhnlich faßt jedoch der Bewerber die Braut im vorletzten polog, und hier bleiben sie dann sieben Tage und sieben Nächte zusammen.

Sehr traurig ist die Behandlung der Kranken und Alten in diesen Gegenden, um langes Leiden zu ersparen. Die Alten wählen sich meist selbst die Art ihres Todes. Manche bitten, zu Tode gesteinigt, manche mit dem Beile oder Messer getötet zu werden. Alle jungen Korjaken lernen, den tödlichen Gnadenstoß so schmerzlos als möglich zu geben. Bisweilen bitten die Jungen die Alten, noch etwas zu warten. Aber in jedem Falle wird die Leiche sofort nach dem Tode verbrannt, um der Seele zu gestatten, in die Luft zu entweichen. Früher war Kindermord gewöhnlich unter ihnen, und von Zwillingen wurde stets eines geopfert. Kein sibirischer Stamm hat solche Tapferkeit im Widerstande gegen die Russen gezeigt als die Korjaken und Tschuktschen, und manche bewahren noch jetzt ihre Unabhängigkeit. Ihre Sprache ist nicht in Schriftsprache übertragen, ebenso wie sie nicht versuchen, Begriffe durch Zeichen oder bildliche Darstellungen auszudrücken.

Schon 1704 sandten die Russen den ersten Missionar hierher. Um

1800 wurde die Taufe allgemein. Viele Tschuktschen, trotz ihres wilden Geistes, der bei den wenigen, welche getauft sind, etwas gemildert ist, sind anständig und ehrlich, und wenn auch unversöhnlich gegen den Feind, treu und zuverlässig für den Freund. Sie sind nur nominell Unterthanen Rußlands, und es wird noch lange dauern, ehe die russische Regierung hoffen kann, sie zu russifizieren und zu civilisieren. Im Jahre 1877 hatte man in Kamschatka nach dem Bericht der orthodoxen Missionsgesellschaft 606 Bekehrte.

Wir fügen noch einiges allgemeinere über die orthodoxe Missionsgesellschaft hinzu. Ihr Centralpunkt in Sibirien ist Blagowjeschtschensk, und sie besteht seit etwa 1870. Die Gesellschaft erstreckt sich über 29 Diöcesen mit 7560 zahlenden Mitgliedern. Ihre jährliche Einnahme ist im Wachsen und betrug 1876 141 698 Rubel (500 000 M.), das Kapital erreichte 1879 die Summe von 660 000 Rubel (2 000 000 M.), die Ausgabe 121 000 Rubel (400 000 M.), wovon 21 Missionsgebiete unterhalten werden, ungerechnet die Missionsthätigkeit der angestellten Geistlichen. Die bedeutendsten europäischen Heidenmissionen sind in den Gouvernements von Astrachan, Rjäson, Perm und Kasan, in welchem letzteren mehrere halbheidnische Stämme leben. Im asiatischen Rußland hat im Jahre 1879 die Bekehrung von 5000 Heiden stattgefunden. Die meisten Verwendungen finden statt für die Mission in Tomsk, Irkutsk und Sabaikalien (Buräten), in der Altaimission wurden in der ersten Hälfte des Jahres 1877 getauft: 195 Konvertiten. Auf der Insel Kamschatka hatte man im Jahre 1877 606 Bekehrte, in Japan etwa 2000 Neubekehrte, auch in New-York und in San Franzisko wie in Jerusalem ist ein russischer Missionspriester.

Die fast erfolgreichste Mission haben die Russen außerhalb ihres Reichs in Japan, wo der frühere Archimandrit, jetzt Bischof Nikolai in großem Segen wirkt. Es giebt in Japan 7 russische Priester, 95 Katecheten und 6000 Bekehrte, auch die Priester sind erst konvertiert. Obgleich die anderen christlichen Kirchen, so berichtete ein russischer Kaplan, 320 (?) Missionare unterhalten und über ungeheure Geldmittel verfügen, so ist es dennoch den russischen Missionären, für welche in Japan 23 580 M. verwendet sind, gelungen, den ganzen nördlichen Teil der Insel Nipouna ausschließlich für sich zu gewinnen, und sie wetteifern sehr erfolgreich mit den katholischen und protestantischen Arbeitern im mittleren Teile der Insel.

Bei den griechischen Priestern fand Dr. Lansdell zum Teil eine große Unwissenheit, zum Teil das Laster der Trunksucht. Bei Jenissei traf er in dem Dorfe Silowanay verbannte Skopzten, Mitglieder einer fanati-

schen Sekte, die sich nach Matth. 19, 12 selbst verstümmeln und, wenn entdeckt, hieher verbannt werden. In Bezug auf äußern Wohlstand zeichnet sich das Dorf vorteilhaft aus. Verboten ist der Genuß von Tabak, Thee, Kaffee und berauschenden Getränken, Verbrechen kommen nicht vor. Keiner unter den bartlosen Männern mit quäkiger Stimme ist unter 40 Jahr, Frauen sind wenige da, Kindergeschrei ist dort nie gehört. Sie feiern zwar alle Feste der russischen Kirche, lehren aber, daß jedermann selbst Priester sei. Sie essen keine animalische Nahrung außer Fisch, brauchen keine Butter und trinken auch zumeist keine Milch. In Blagowjeschtschensk wieder wohnen die Molokanen, fromme, einfache Sektierer, welche an den gewöhnlichen Fasttagen Milch trinken, den Bilderdienst verwerfen, keine Priester, sondern nur Älteste haben (die auch Sakramente verwalten), Sonntags in der Schrift forschen, beten und singen, berauschende Getränke vermeiden, fleißig und gegen die Behörden willfährig, übrigens nicht fanatisch sind.

Lutherische Geistliche in Sibirien giebt es bisher nur drei: in Omsk, Tomsk und Irkutsk. Sie stehn unter dem Generalsuperintendenten von Moskau. In Wladiwostok wird jetzt ein vierter angestellt sein. Die Zahl der protestantischen Kirchen ist in Sibirien 5, die der Protestanten 7000. In Jekaterinburg wohnen etwa 300 deutsche Protestanten, die aber meist der evangelischen Gemeinschaft entfremdet sind. In der Nähe von Tobolsk waren baltische Bauern zur orthodoxen Kirche übergetreten, die 1800 Finnen aber in Ruschkowa hatten ein Gesuch um einen Pastor eingereicht und erwarteten denselben.

Religiöser Eifer bei chinesischen Buddhisten.

Von P. Wurm.

Die Chinesen sind äußerlich betrachtet kein so religiöses Volk wie die Hindu. Tempel und Götterfeste sind nicht der Pulsschlag des nationalen Lebens; die Religion tritt zurück hinter der Politik, die Priesterschaft hinter den politischen Beamten, ja die Nationalreligion hat eigentlich gar keine Priester. In den Schriften des Confutius und Mencius, der chinesischen Klassiker, suchen wir vergeblich eigentlich religiöse Vorschriften oder mythologische Belehrung. Diese Moralphilosophen und Politiker haben den althergebrachten Ahnen- und Geisterdienst stehen lassen, und es ist ganz unrichtig, wenn man Confutius den Stifter der chinesischen Religion nennt. Aber dieser Ahnendienst, der wohl ein Erbe des mongolischen

Schamanismus in etwas kultivierterer Form sein wird, hat speciell beim chinesischen Volk eine Pietät groß gezogen, welche allen Religionen zu gut kommen wird, denen die Chinesen huldigen mögen. Dazu gesellt sich ein Charakterzug der Treue und Beharrlichkeit in der übernommenen Arbeit, welcher uns christliche Europäer manchmal beschämen kann. So fehlt es den Chinesen trotz der Kahlheit ihrer Religion keineswegs an Religiosität.

Diese Kahlheit der Staatsreligion werden wir wohl als Ursache annehmen dürfen, daß in dem sonst so abgeschlossenen Lande eine andere Religion Millionen von Anhängern finden konnte, welche nicht China, sondern Indien als das Land der Mitte bezeichnete, die Religion des Buddha. Freilich wechselte die Stimmung der Kaiser in Bezug auf diesen ausländischen Kultus oft, seit Ming-ti um das Jahr 61 n. Chr. die ersten Priester, Bilder und Schriften des indischen Heiligen nach seinem Reich hatte bringen lassen. Aber eben deswegen waren die chinesischen Buddhisten mit einer uns Christen beschämenden Sorgfalt darauf bedacht, unter allen Stürmen der Verfolgung die Grundlagen ihrer Religion im chinesischen Reich vor dem Untergang zu bewahren. Dafür bringt Miss. Dr. Edkins im Catholic Presbyterian ein merkwürdiges Zeugnis bei.

In der Nähe des alten reichen Klosters Si-yü-si, am südlichen Ende der Provinz Sehan-si findet sich ein Hügel, Siau-si-tien „der kleinere westliche Himmel“ genannt. Wenn der Wanderer denselben besteigt, kommt er an mehreren Höhlen vorbei mit gewaltigen steinernen Thoren, jedes aus zwei übereinanderstehenden Steingittern bestehend, so daß man durchsehen kann und drinnen eine Menge von unregelmäßig aufgehäuften Steintafeln erblickt. Noch höher ansteigend erreicht man den Eingang einer offenen Höhle. Da sind ringsum auf allen Seiten an der Wand Kalksteintafeln angebracht, deren jede 988 deutlich ausgehauene chinesische Schriftzeichen enthält. In dieser Höhle befinden sich im ganzen 150 solcher Tafeln, also 148200 Schriftzeichen. Die Tafeln sind in 2 oder 3 Reihen aufgestellt, je nach der Gestalt der Höhle. Vier achteckige Pagoden tragen das Dach, und mehr als 1000 Bilder des Buddha sind an der Oberfläche dieser Pagoden in kleinen Nischen, in 16 Reihen, die vom Fußboden bis zur Decke reichen. Edkins ließ sich Abschriften von 2 Inschriften machen, welche Aufschluß über diese merkwürdigen Denkmäler der buddhistischen Frömmigkeit geben.

Im Jahr 1026, zur Zeit der Liau-Dynastie, sandte ein Gouverneur der Stadt Tschu-tschen, zu welcher der Berg und das Kloster gehört, Boten um den Berg zu untersuchen. Die Höhlen wurden sorgfältig ausgeforscht und die Priester des Klosters befragt, aber sie wußten nichts

bestimmtes. Nun wurde ein Register über die Tafeln gefertigt, und es ergab sich, daß sie ganze buddhistische Schriften enthielten. Aus einzelnen zerstreuten Namen und Daten ging hervor, daß um 620 unter der Sui-Dynastie der Priester Tsing-wan-Tsing das Unternehmen begonnen hat. Er wollte die heiligen Schriften durch Eingraben in Stein vor dem Untergang in einer etwaigen Verfolgungszeit retten. Bis zu seinem Tod 639 setzte er das Werk fort. Ein zweiter Mönch trat in die Arbeit ein, nach dessen Tod ein dritter, und so ging es durch 5 Generationen hindurch, wahrscheinlich länger als ein Jahrhundert. Sieben in den Felsen gehauene Brunnen dienten den Mönchen zur Erfrischung bei ihrer heißen Arbeit mit Meißel und Hammer, durch welche sie sich wohl auch ein besonderes Verdienst zu erwerben hofften für das zukünftige Leben. Dann stand das Werk ungefähr 250 Jahre lang still bis zum 11. Jahrhundert; der religiöse Eifer schien abgenommen zu haben.

Daß im 4., 5., und 6. Jahrhundert überhaupt die Anhänger des Buddha im chinesischen Reich viel religiösen Eifer zeigten, ersehen wir auch aus den Pilgerreisen des Fa-hian, Hinnen-tsang und anderer, welche die heiligen Stätten in Indien besuchten, und deren Reisebeschreibungen zu den wichtigsten Dokumenten über den Stand des Buddhismus in dem geschichtslosen Indien gehören. Ihre Namen sind bekannt und gefeiert, dagegen die einsamen Arbeiter in jenen Höhlen, welche zur Erhaltung ihrer heiligen Schriften gleichzeitig einen nicht geringeren Eifer an den Tag legten, sind der Vergessenheit anheimgefallen.

Die Höhle, welche Dr. Edkins sah, enthielt 150 Tafeln, ungefähr so viel als erforderlich wären um das ganze Neue Testament zweimal in chinesischen Zeichen zu schreiben. Aber im ganzen finden sich 2730 Tafeln in den 7 Höhlen. Davon sind 2130 von jenen 5 aufeinanderfolgenden Mönchen allein geschrieben, ohne irgend welche Unterstützung, ungefähr 32 mal der Inhalt des N. Test. Die Zeichen sind alle deutlich und gut ausgehauen.

Nachdem das Werk wieder aufgenommen war, wurde es 30 Jahre lang mit Staatsunterstützung fortgeführt. 600 neue Tafeln kamen hinzu, und die 4 Hauptteile der heiligen Schriften waren damit beendigt in 1011 Kapiteln. Diese bilden ungefähr den sechsten Teil der ganzen buddhistischen Litteratur, wie sie im 18. Jahrhundert unter dem Kaiser Yun-Tsheng gesammelt wurde.

Missionsrundschau.

II.

Afrika. Aus Uganda ist die überraschende Nachricht eingetroffen, daß die dortige katholische Mission aufgegeben worden ist. In den ersten Tagen des Novbr. v. J. verließen alle 5 Priester ihre Station, nachdem sie einen großen Teil ihrer Vorräte, Möbel und Gerätschaften an die evangelischen Missionare für 6500 Mark verkauft und von diesen nicht unfreundlich Abschied genommen hatten. Das beiderseitige persönliche Verhältnis hatte sich in letzter Zeit — bei aller konfessionellen Spannung — so günstig gestaltet, daß die evang. Missionare den Abzug der Franzosen fast bedauerten, da sie doch als Europäer ihnen viel „verwandter seien als die Eingebornen“. Doch wird hinzugefügt: „Besser, sie wären nie hierher gekommen; sie haben viel Schaden angerichtet und ich fürchte, daß auch durch ihren Weggang derselbe nicht ganz wieder gut gemacht wird.“

Die katholischen Missionare sind nicht etwa aus Rubaga weggegangen, weil sie das Unrecht ihres Eindringens in ein fremdes Gebiet eingesehen, auch nicht weil sie mit Gewalt vertrieben worden wären! Mtesa schenkte ihnen vielmehr zum Abschied eine Quantität Elfenbein. Von der schrecklichen Verfolgung (vergl. 1882 S. 515) hinsichtlich deren selbst die „Kath. Miss.“ Übertreibungen in den Berichten ihrer Missionare vermuteten, ist absolut nichts weiter zu hören gewesen. Jedenfalls ist keine Verfolgung die Ursache der Aufhebung der Station. Diese geschah vielmehr aus anderen ziemlich sonderbar klingenden Gründen. Nach ausdrücklicher Angabe der Priester nämlich 1. weil im Lande keine gesicherte Ehe existiere — jede Frau kann ihrem Mann um der geringsten Ursach willen genommen werden — und 2. weil es ihnen nicht erlaubt sei, im Lande umher zu reisen. Beide Gründe kennzeichnen sich selbst als leere Vorwände, zu deren Widerlegung wir kein Wort verlieren.

Die Missions Catholiques vom 8. Juni resp. 13. Juli (cit. Africa p. 154 f.) möchten uns die Sache in anderm Lichte zeigen. Das Blatt redet von einem Rückschlag, den die Empörung des Mahdi (siehe unten) im ägyptischen Sudan auf Uganda und besonders die dortigen Araber ausgeübt habe. Das Los der von jenem gefangenen italienischen Missionare (siehe unten) befürchtend, hätten die Patres in Rubaga den Rückzug beschlossen, da die Araber in Mtesas Reich gegen sie eine sehr bedrohliche Haltung angenommen. In der spätern Nummer aber wird angedeutet, wie mit der englischen Okkupation Ägyptens das Ansehen der Franzosen bis in Mtesas Reich erschüttert worden sei. Der König stehe nicht bloß unter dem Einflusse der mohammedanischen Araber, sondern auch England suche ihn zu gewinnen. Hierbei wird auf die bekannte Gesandschaft Mtesas nach England hingewiesen, welche die Herbeiführung der britischen Protektion (!) zum Zweck gehabt haben soll, und wird den evangelischen Missionaren ziemlich unverhohlen die Rolle politischer Intriguanten zugeteilt. Wenn nun in diesem Zusammenhange berichtet wird, daß eine Ermordung der katholischen Missionare in Rubaga bereits festgesetzt, ja schon der Tag ihrer Ausführung bestimmt gewesen sei — so können wir dem genannten englischen Blatte nur Recht geben wenn es diese Darlegung als eine niederträchtige Verleumdung bezeichnet, die nur ersonnen zu sein scheint, um den überraschenden Rückzug in Europa zu rechtfertigen.

Eine genügende Erklärung erhalten wir also nicht. Wohl aber müssen wir konstatieren, daß die Auffassung des katholischen Blattes ein sehr schlagendes Zeug-

nis ist gegen die angebliche Märtyrerfreudigkeit, mit der sonst von katholischer Seite in geradezu widerwärtiger Weise so oft geprahlt wird. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, andre derartige Beispiele anzuführen. — Die Thatsache selbst ist unbestreitbar: die katholischen Missionare sind von dem schwierigen Felde gewichen, die evangelischen haben unter allen Bedrängnissen ausgehalten. — Man muß den letzteren also doch einige Opferfreudigkeit zugestehen!

Darüber, was die ersteren nun vorhaben, lauten die Berichte verschieden. Nach den Miss. Cath. sollen sie am südöstlichen Ufer des Sees zwei neue Stationen (die wichtigste Boukoumbe) gegründet haben. Den englischen Missionaren dagegen sagten sie, daß sie sich in Unjanjembe niederlassen würden, um ihre Pläne für die Zukunft zu machen. Wahrscheinlich werden sie also in verhältnismäßiger Nähe auf der Lauer bleiben, um sofort wieder in Uganda zu erscheinen, wenn durch die Arbeit der evangelischen Mission die Thüren etwas weiter geöffnet sein werden. Anknüpfungspunkte behalten sie ja. Sie haben im geheimen viel junge Männer getauft,[1]) und eine Anzahl ihrer sogenannten Bekehrten mit sich genommen, wie übrigens auch 40 „losgekaufte“ Sklavenjungen. Die evangelischen Missionare waren ihnen zur Reise behilflich und haben ihnen sieben ihrer Arbeitsleute mitgegeben.[2])

Doch genug über die nun gewichenen Rivalen. Von Mackay und O'Flaherty, in den letzten Jahren die einzigen Arbeiter der Church M. S. in Uganda, liegen wieder höchst interessante ausführliche Berichte vor, aus denen wir leider nur folgendes ganz kurz anführen können. In mehrfachen Zügen zeigt sich wieder Mtesas wetterwendisches Wesen mit seinen unberechenbaren Launen. So befiehlt er plötzlich, daß jeder Mann in seinem Lande eine Glasperle am Handgelenk tragen soll, jedes Weib zwei solche um die Taille; Übertreter werden mit dem Verlust der Hand resp. Aufschneiden des Bauches bedroht. Nach einiger Zeit wird das Gebot, soweit es die Männer betrifft, zurückgenommen, bezüglich der Weiber bleibt es in Kraft. Als er sich nominell zum Islam bekannte, gingen manche jungen Leute schon weiter und ließen sich beschneiden. Diese wurden sämtlich verbrannt, als der König den Arabern seine Gunst entzog. Unter solchen Verhältnissen glaubten die Missionare die Zeit des Taufens unter diesem Volke noch ferne. Wie dennoch ohne ihr Wissen der Erstling der Baganda sich kurz vor seinem Tode auf außergewöhnliche Weise taufen ließ, teilen wir im Beiblatt ausführlicher mit. Anfangs 1882 aber gestaltete sich die Lage immer günstiger. O'Flaherty hatte interessante Unterhaltungen mit dem König und gewann sein Wohlgefallen besonders durch seine schlagfertigen Antworten, mit denen er die Araber zum Schweigen brachte. Einmal war Mtesa darüber so erfreut, daß er dem Missionar eine Prinzessin schenken wollte und da diese Offerte natürlich höflichst abgelehnt wurde, ließ er ihm einen zentnerschweren Elefantenzahn geben. Auch Geschenke an Nahrungsmitteln schickte er wiederholt den Missionaren, was er schon lange nicht mehr gethan hatte. Unter diesen Verhältnissen gewannen sie die Überzeugung, daß auch die Taufe denjenigen ihrer Schüler, an welchen die Wir-

---

[1]) Die evangelischen Missionare wurden wiederholt von Eingebornen angegangen ein gleiches zu thun, sie lehnten es aber ab, da die Taufe ohne öffentliches Bekenntnis zu Christo keinen Wert habe. (Int. 1883 S. 533.)

[2]) Gleich nach dem Abzuge der Franzosen wurden ihre Missionsgebäude von einem der Häuptlinge mit seinen Leuten geplündert. Die evang. Missionare hatten dies vergeblich zu hindern gesucht. — Auffallend ist, daß die „Kathol. Missionen“ dieses wichtige Ereignis mit einer ganz kurzen Notiz abmachen, nachdem sie kurz vorher noch einen sehr hoffnungsvollen Bericht aus Rubaga gebracht.

kungen des Geistes Gottes deutlich zu verspüren waren, nicht länger vorenthalten bleiben dürfte. Das Faktum selbst haben wir schon in der Kürze gemeldet. Fünf junge Burschen, die bereits Jahrelang unterrichtet, und eine Zeitlang noch besonders sorgfältig vorbereitet worden waren, wurden am 18. März 1882 in dem neuen Hause, dessen eines Zimmer als Kapelle geschmückt war, getauft. Das Taufformular war in's Ruganda übersetzt. Es war eine ernste, feierliche Handlung. So giebt es denn nun auch unter den Baganda eine Gemeinde des Herrn! Der ernsten Feier folgte ein fröhliches Mahl, an dem unter 30 jungen Eingebornen auch Pater Livinhac teilnahm und „sich sehr liebenswürdig machte.“ Mackay hatte bestens für die Speisen gesorgt: Brot und Rosinenpudding gebacken, Bananenbier gebraut, eine Kuh geschlachtet u. s. w.

Ein wichtiges Ereignis war der Tod Namosales, der Mutter Mtesas. Sie lebte mit ihrem eigenen Hofstaate besonders. In ihrer Krankheit behandelte sie zuerst Pater Lourdel; aber die alte Heidin wies die Medizin der Fremden zurück. Sie starb unter den Beschwörungen der Zauberer. Mtesa wollte ihr möglichst ein königliches Begräbnis nach europäischen Begriffen zu teil werden lassen. Mackay mußte einen kupfernen und einen mächtigen Holzsarg fabrizieren. Große Massen von Calico wurden in das riesige tiefe Grab geworfen — man schätzte sie an 30000 M. wert.

Viel wäre zu berichten über die fortschreitenden industriellen Arbeiten, denen sich besonders Mackay widmet. Das massive Haus ist fertig — wir gönnen es den Männern in ihrem entsagungsreichen Leben anstatt der ungesunden Grashütte, in der sie auch immer vor Feuer und Dieben besorgt sein mußten. Die Pflanzungen und die Herden gedeihen. In nicht ferner Zeit wird die Station mit geringer Beihülfe seitens der Gesellschaft sich selbst erhalten. Der durch den fieberhauchenden Sumpf gebaute Damm mit der Brücke erregt das Erstaunen der Eingebornen und Mtesa hat den Missionaren nicht bloß gestattet, hier Brückenzoll zu erheben, sondern ihnen das Privileg zu einem solchen von jeder Brücke, die sie weiter in seinem Lande bauen würden, erteilt. Am meisten wird der Wagen bewundert, den immer große Scharen von Neugierigen begleiten. Da die Station von der Residenz eine weite Strecke entfernt liegt, so ist die Erleichterung des Verkehrs durch den Wagen wesentlich. Mackay klagt wieder, daß diese äußerlichen Arbeiten etwas Drückendes haben. Viel lieber möchte er immer lehren, die Sprache studieren u. s. w. Aber jene Arbeiten sind unvermeidlich, sagt er, „wenn wir als Kulturmenschen leben wollen.“ (Vergleiche 1882 S. 186.) Daß dabei die eigentliche Missionsarbeit nicht versäumt wird, zeigen die Berichte sehr deutlich.[1]) Freilich bisher ist sie wesentlich geschehen, nur in Form des Unterrichtes; öffentlich zu predigen wagten die Missionare noch nicht, weil sie sich noch nicht die genügende Sicherheit in der Landessprache zutrauten. Zur Übung in derselben aber haben sie im täglichen Verkehr mit ihren Arbeitern die beste Gelegenheit.

Unter den mancherlei Hindernissen, mit denen die Missionare zu kämpfen haben, sind auch zu erwähnen Ameisen und anderes Ungeziefer — die erstere eine entsetzliche Plage, Diebe, die mit großer Frechheit bei Tag und Nacht stehlen, und einmal sogar eine Anzahl sprachlicher Manuskripte mitnahmen — ein schwerer Verlust, — ferner die

---

[1]) Es ist charakteristisch, mit welchen Augen die Herausgeber der „Kath. Miss.“ unsere Rundschauen liest. Jede kritische Bemerkung unsrerseits wird mit Genugthuung registriert, z. B. auch die über die Handarbeiten der Missionare (S. 174), um nur wieder ein „quellenmäßiges Zeugnis“ gegen die evang. Mission zu haben und an dasselbe ein höhnisches Wort anknüpfen zu können.

Zauberer, deren einer auf O'Flaherty einen mörderischen Angriff machte, dem dieser nur mit genauer Not entging, sowie endlich die Araber, die immer noch gelegentlich versuchen, das Evangelium vor Mtesa zu verleumden. Zuweilen aber schweigen die letzteren, wenn sie merken, wie der König sie nur zu Disputationen mit den Missionaren zusammenhetzen will. Von tieferen Eindrücken der Wahrheit ist bei jenem nichts zu merken. Wohl sagt er: „die Religion der Araber ist eine große Lüge — aber“ fügt er hinzu, „das Christentum ist ein hartes Joch; man soll die Weiber aufgeben und die ganze Nation soll umgestaltet werden! Int. 532—552.)

In neuster Zeit ist das Gerücht aufgetaucht und in den Zeitungen mitgeteilt, Mtesa sei gestorben. Bis jetzt ist uns eine Bestätigung desselben nicht zugegangen.

Die sehnsüchtig erwartete Verstärkung der Ugandamission wird nun längst eingetroffen sein. Mr. Hannington mußte freilich vom Südufer des Nyanza mit gebrochener Gesundheit zurückkehren, während Mr. Ashe im Februar d. J. im Begriff war, nach Rubaga hinüber zu schiffen. Gordon und Wise blieben in Kagei (Int. 378).

Auf den Zwischenstationen der C. M. S. ist zwar die Arbeit auch noch in den Anfängen, aber sie scheint feste Wurzel gefaßt zu haben und verbreitet sich. Von Mpwapwa aus hat Mr. Cole eine neue Station Kisokwe angelegt in einem sehr fruchtbaren Thale, 6 englische Meilen von M. entfernt. Eine kleine Schule für Knaben und Mädchen ist eingerichtet; dazu verspricht die Station durch ihre Pflanzungen für Mpwapwa und die durchreisenden Europäer bedeutungsvoll zu werden. Mr. Price empfiehlt die Ausdehnung der Mission nach Usagapa, dessen Bevölkerung er für intelligenter hält und für besser disponiert für das Evangelium als die Wagogo. — Aus Mamboia kommt die schmerzliche Nachricht von dem Heimgange der Gattin des Mr. Last, der ersten Europäerin, die sich im Dienste des Reiches Gottes so tief in den schwarzen Kontinent hineingewagt hatte. Sie erlag mitten in voller hingebender Thätigkeit dem Sonnenstiche, tief beklagt von der Bevölkerung, die sie wie eine Mutter verehrte. (Int. 377. Africa 158.)

Von Rabbai aus ist eine neue Station im Teita-Gebiet bei einem Häuptling namens Mwakitsutsu angelegt worden. Die Lage ist nicht näher bezeichnet, es wird nur angegeben, daß der Weg über eine Höhe von 4600 Fuß steigt und nach Westen zu hinab führt. (Int. 378.)

Ribe, die Station der United Methodist Free Miss. wurde sehr erschreckt durch einen Überfall der räuberischen Wakwavi, die wieder einmal die friedlichen Wanyika-Dörfer ausgeplündert haben. Zwischen 20 und 30 Menschen wurden getötet. Die Horden kamen dicht vor die Station, wo sich die Christen in das massive Missionshaus geflüchtet hatten. Doch die Feinde zogen ohne einen Angriff vorüber. — Einer der Missionare wird übrigens wieder einmal den Versuch machen von Ribe zu den Gallas vorzudringen, begleitet von zwei treuen eingebornen Predigern. (Miss. Review 313).

Magila, eine Station der Universit. Miss. zählt bereits 200 Getaufte. Daneben werden Mkusi und Umba als Usambarastationen genannt. (Africa 154. 160.) Masasi (Vergl. diese Ztschr. 232) wird wegen seiner gefährdeten Lage aufgegeben werden. — Es wird vorgeschlagen, die Stationen in diesem Gebiet befestigt, nach Art der syrischen Klöster so anzulegen, daß keine feindlichen Horden sie überfallen können.

Am Nyassa-See bei Tschitei (Kongei) hält Mr. Johnston unter den Schwierigkeiten, die durch die sumpfige Lage erhöht werden, aus. Man sucht freiwillige Gehilfen für die Station. Auch denkt man derselben einen kleinen Dampfer zu verschaffen. —

Die Station zu Sansibar befindet sich im blühenden Zustande. Außer Mkunazini, dem einstigen Sklavenmarkt, wo sich nun die stattliche Kirche erhebt nebst Schulen, der Apotheke und Kinderpflege, gehört dazu Mbweni die Missionsfarm, 4 englische Meilen von der Stadt entfernt mit einer Ansiedlung befreiter Sklaven nebst Schulen, sowie Kiungani (2 Meilen von der Stadt) mit verschiedenen Werkstätten, Druckerei 2c. Die Übersetzungsarbeiten in Kisuàheli machen Fortschritte. (Africa 161). — In London erscheint jetzt ein neues Missionsblatt: „Central-Africa", das in erster Linie über die Univers. Miss. berichten wird. (Boston Herald 247.)

Die Londoner Gesellschaft hat ihre Mission am Tanganyika bedeutend verstärkt. In der am 23. Febr. d. J. in Udschidschi eintreffenden Karawane befanden sich fünf ordinierte Missionare und zwei Handwerker unter Führung des Kapt. Hore, der in Begleitung seiner mutigen Gattin auf sein Arbeitsfeld zurückkehrt. Ein mitgebrachtes, aus Stahlplatten gebautes Boot soll benutzt werden zur Anlegung einer Station am Südende des Sees. Es sollen dort zugleich Vorkehrungen getroffen werden, um das im Januar abgesandte Dampfschiff[1] (vergl. S. 232) in Empfang zu nehmen und zusammensetzen zu helfen. — Die Station bei Mirambo ist wieder besetzt durch Mr. Willoughby und T. F. Shaw. (Cron. 187 ff.)

Blantyre, die Station der schottischen Staatskirche, macht bei aller mühsamen Arbeit im stillen stetige Fortschritte. Die Häuptlinge am Schire schicken ihre Söhne nett gekleidet (in weißen Hemden mit Schärpen über den Schultern) in die Schule, ohne ihnen Sklaven zur Begleitung mitzugeben. — Die eine (engl.) Meile lange Allee von Eukalypten, welche von Mandala nach B. führt, ist prächtig gediehen. Kommt man näher, so erscheint eine schöne Akazienhecke, welche die ganze Station umgiebt, und vor Dieben und wilden Tieren schützt. Nun geht es an der üppigen Kaffeepflanzung vorüber, nach Rasenplätzen, die mit köstlichen Blumen und schönen Bäumen bepflanzt sind. Die kleinen Häuser scheinen ganz in einem Blumengarten zu liegen — vom Wege aus sieht man nur die Dächer. Jenseits des Platzes liegt die Kirche und Schule mit dem großen Dirandaberge im Hintergrund. (Ch. of Scotl. Rec. 689.) Die Beziehungen zu den Häuptlingen und der Bevölkerung der Umgegend gestalten sich immer günstiger. Die Schule ist in gutem Gange bei gesunder straffer Disciplin und Gewöhnung auch zur körperlichen Arbeit. Hinter der Schule ist von einer Passionsblumenhecke umgeben, ein Bad angelegt worden, dessen Gebrauch den Kindern die größte Freude macht. — Nach den neusten Nachrichten mußte man eine Annexion des betr. Gebietes seitens der portugiesischen Regierung befürchten. Eine solche würde der Mission sehr nachteilig sein — alle Laster einer depravierten Civilisation würden damit eingeschleppt werden. Noch hofften die Missionare, daß sich die betr. Gerüchte nicht bestätigen würden. Im Schirethal hatten sich die Pocken gezeigt. Große Scharen kommen nach Blantyre um sich impfen zu lassen. — Die Magwangwara, derselbe Zulustamm, welcher Masasi zerstörte, drohte einen Angriff auf das benachbarte Somba (Zom—), sie wurden jedoch auf dem Zuge von einem Yao-Häuptling zurückgeschlagen. Diese weiten Kriegszüge sind bemerkenswert. B. ist von der genannten Station gegen 100 d. Meilen entfernt. (Ib. 913.)

Die Miss. der Freikirche scheint im Westen des Nyassa schon ziemlich Wurzel gefaßt zu haben, doch darf man nicht auf schnelle Erfolge rechnen. Die Station ist vor-

[1]) Dasselbe („Goods News") traf am 24. Mai auf der Ilala am Nordende des Nyassa ein. (F. C. Rec. 273).

läufig bei Tschipatula (Chi—), einem Unterhäuptling Momberas, angelegt. Die Gegend liegt so hoch, daß man in der Nacht empfindlich friert. Die Angoni werden als ein kräftiger, stolzer und kriegerischer Stamm beschrieben;[1]) die Stämme am See verachten sie, und möchten, daß die Missionare sich mit ihnen gar nicht abgäben. Zunächst konnte aber nur ein kafferischer Evangelist, Koyi,[2]) bei ihnen stationiert werden. Eine Schule mit sechs Knaben und vier Mädchen ist angefangen. Die in Lovedale gebrauchte Bibelübersetzung ist den Angoni verständlich. Der allerdings nicht grade Weg nach Bandawe beträgt 50 engl. Meilen. (U. P. Record 239 f.) Nach weiteren Berichten ist Herr Sunderland als Lehrer dem Koyi zu Hilfe geschickt. Des letzteren Predigten sind durchschnittlich von 100 Personen besucht. (E. C. Rec. 241.) Dr. Laws, der nach der Anlegung der Station nach Bandawe zurückkehrte (wo die Schule bereits über 100 Schüler zählt), wird dort einstweilen durch einen der neu ausgesandten Missionare vertreten werden, um eine neue Station unter den Tschungus (Choongoos) an dem Verbindungswege nach dem Tanganyika anzulegen. Seine Übersetzung des Evang. Johannis in Tschitonga ist nebst verschiedenen Schulbüchern gedruckt. (F. C. Rec. 240.) Im Tschinpanga (der Sprache der Stämme am Südufer des Sees) hat er das ganze N. T. vollendet. (Ib. 278.)

Südafrika. Im Zululande herrscht infolge der unsinnigen politischen Maßregeln der englischen Regierung, namentlich der Wiedereinsetzung Ketschwayos, die heilloseste Verwirrung. Genauere Berichte liegen uns noch nicht vor; wir erwähnen nur, daß die Zeitungen um Mitte Juni die Nachricht brachten, daß der genannte Häuptling im Kampf gegen einen Rivalen gefallen sei. Später wurde diese Angabe widerrufen. K. ist lebend wieder aufgetaucht und sammelt neue Truppen. So lange er lebt, ist an Ruhe in dem unglücklichen Lande nicht zu denken.

Natal. Am 20. Juni d. J. ist Bischof Colenso gestorben in seinem 70. Lebensjahre, nach 30jährigem Aufenthalt in der Kolonie. Wir wollen, was über seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine linguistischen Verdienste u. s. w. in den Blättern ihm zum Nachruf gesagt wird, nicht antasten. Wenn aber der Natal Mercury meint, daß „einer der hervorragendsten Namen des Jahrhunderts" der Totenliste beigefügt sei, so ist dies eine starke Übertreibung. Sehen wir hier ganz ab von den theologischen Streitigkeiten. Seine Stellung in der Eingebornenfrage war keineswegs eine gesunde und fruchtbringende. Wenn wir recht berichtet sind, hat dieselbe nicht geringen Einfluß auf die englische Kolonialpolitik ausgeübt. Vielleicht wären ohne diesen Einfluß solche Fehler, wie die Wiedereinsetzung Ketschwayos, nicht vorgekommen. Gewiß war der Verstorbene von den besten Absichten für die Eingebornen beseelt; aber er irrte. Unrichtiger Humanismus und Verhätschelung sind vielleicht nirgends übler angebracht, als bei den Kaffern und Zulu. — Ob mit dem Hinscheiden des Bischofs die kirchliche Spaltung in Natal aufhören und das Kolonialbistum mit dem von der anglikanischen Kirche von Südafrika gestifteten Bistum Maritzburg vereinigt werden wird, ist sehr fraglich, so wünschenswert es sein mag. Bischof Macrorie gehört nicht gerade zu den extremen High church men, aber die Diözese hat nun einmal das ritualistische Gepräge und manche der

---

[1]) Dabei sind sie jedoch bettelhaft wie alle Zulu. „Wenn alles Gras Calico wird, dann werden die Angoni zufrieden werden" sagte einer von ihnen selbst.

[2]) Derselbe wird erhalten von dem Jünglingsvereine einer Londoner Gemeinde.

Diözesanen betonen es stark. Es ist kaum zu erwarten, daß sich die andern Kirchengemeinden ihnen ohne weiteres anschließen werden.

Die Hermannsburger sind schwer geprüft durch die Ermordung eines ihrer Arbeiter, des Missionar Schröder, der am 6. Juni auf seiner Station Ihlobane von den Zulu unversehens in seinem Häuschen überfallen und auf eine grausame Weise meuchlings erstochen worden ist. „Als der Krieg, — so berichtet Missionar Weber von Emyati — ausbrach, lag seine Station gerade auf der Grenze zwischen den kriegführenden Parteien (Ketywayo und Ham), und das brachte ihn in eine gefährliche Lage. Jeder der beiden Teile behauptete, das Land, auf dem die Station liegt, gehöre ihm. War er freundlich mit diesen, so haßten ihn jene, und war er freundlich mit jenen, so waren diese böse. Die beiderseitigen Spione gingen bei Tage und bei Nacht über seinen Platz und durchsuchten mitunter auch sein Haus. Gegenseitige Kaffern haben nahe bei seinem Hause auf einander geschossen, während er dabei stand. Seine paar Kopf Rindvieh und sonstige Sachen wurden gestohlen und geraubt, und zuletzt nahm man mit List und Gewalt auch sein Pferd. Abteilungen der kriegführenden Heere zogen bei ihm vorbei und beraubten und bekämpften sich einander, daß er es sehen konnte. Seine paar Arbeitskaffern und auch sein Schwager verließen ihn gar bald aus Furcht, getötet zu werden; aber er blieb unter dem allen und arbeitete fort, bis er die Märtyrerkrone erhalten hat. Drei Monate hat er so völlig allein zugebracht. Die Verbindung mit ihm durch Kaffernboten war in diesen drei Monaten völlig abgeschnitten. Zweimal wagte er es, in dieser Zeit zu uns hinüber zu kommen und seine Postsachen zu holen. Das letzte Mal, als er uns so besuchte, war er niedergeschlagen und äußerte, seine Lage sei doch sehr, sehr schwer. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, seinen Posten zu verlassen. Acht Tage vor seinem gewaltsamen Tode besuchte ich ihn und fand ihn wieder heiterer und rüstig am Decken (er deckte ganz allein, ohne einen Kaffer zum Durchnähen zu haben). Er erzählte mit Freuden, daß ihm in der letzten Zeit nichts geschehen sei, als daß man sein Pferd genommen hätte, welches er hoffte, bald wiederzukriegen. Ach, er wußte nicht, daß es die Windstille war, die vor dem plötzlichen Sturme herging, der ihm auf so grauenhafte Weise das Lebenslicht ausblies. Wir ahnten beide nicht, daß es das letzte Mal sei, daß wir uns einander sähen. Als ich ihn gestern wieder sah, da war das Schreckliche geschehen, aber er hatte überwunden. Sein Leichnam bot einen schrecklichen Anblick dar, aber seine Gesichtszüge waren friedlich und nicht entstellt. Er hatte wie ein Held mit dem grausamen Feinde gerungen, und wie mag er sich jetzt im Himmel freuen und mit himmlischer Herrlichkeit bekleidet sein, er, der gewürdigt wurde, der erste Missionar in unserer Mission zu sein, sein Leben auf gewaltsame Weise zu lassen für den, der für uns alle am Kreuze starb! Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, viele Missionsarbeit an den Heiden zu thun; er hat keinen Heiden getauft; aber er ist schon nach ein paar Jahren seines Hierseins gewürdigt worden, der erste Blutzeuge von den Missionaren unserer Mission zu sein und die Missionsgemeinde hat Ursache, um ihn zu trauern, aber auch — über ihn sich zu freuen." (Beilage zum Hermannsb. M. Bl. Nr. 8.)

Von Umvoti, einer Station des Am. Board, wird eine religiöse Erweckung gemeldet, die ein schottischer Laienevangelist, Herr Russel, der in Durban eine blühende Gemeinde gesammelt hat und nun seine Ferien an dem genannten Orte zubrachte, veranlaßt hat. Dieselbe wurde noch durch einen zweitägigen Besuch des bekannten Dr. Sommerville befördert. Die ganze Station ist sehr bewegt worden. „Mehr als zwanzig Personen bekennen Christum gefunden zu haben, und wenigstens fünfzig haben erklärt,

ihn zu suchen.“ Auch zu Mapomulo war das religiöse Interesse gewachsen. Der dortige Missionar Wilcox hatte im Nov. v. J. eine Untersuchungsreise nach Inhambane ausgeführt. Da bisher die Mission bei Umsila (—z—) noch nicht ausgeführt werden konnte, hatte er vorgeschlagen, in jenem portugiesischen Hafenort vorläufig eine Station zu gründen. Er giebt in seinem Bericht eine Darlegung der Verhältnisse, welche dafür, resp. dagegen sprechen. Die ersteren scheinen zu überwiegen. (Herald 259 f. 149 f.)

Die Mission der schottischen Freikirche, welche in Natal die Stationen Maritzburg, Impolweni, und Gordon besitzt, verzeichnet auf einer der von letzterem Punkte etwas nördlich gelegenen Außenstationen an den Biggarsbergen außerordentlichen Erfolg durch die treue, hingebende Arbeit eines eingebornen Evangelisten. Im Juni d. J. wurden dort 47 Zulu getauft, sämtlich nach mehr als zweijähriger Vorbereitung. (F. C. Rec. 288 f.)

Kaffraria. Zu Kingwilliamstown wurde im verflossenen Juli die 19. Vereinigte Missionskonferenz gehalten, an der Missionare der verschiedensten Denominationen teil nahmen. Der erste Gegenstand der Verhandlungen bezog sich auf den Übelstand, daß Grundstücke auf Stationsländereien, falls die betreffenden Eingebornen längere Zeit ihren Erbzins nicht gezahlt, zu Deckung des letzteren öffentlich verkauft worden waren, womit dem Eindringen fremder Elemente die Thür geöffnet wurde. Auch der Verkauf von Land auf den für die eingebornen bestimmten Kronländereien wurde gerügt. Der Raum gestattet uns hier nicht näher auf die Diskussion einzugehen oder die ausführliche Resolution mitzuteilen, durch welche bei der Regierung eine legislative Beseitigung dieser Übelstände nachgesucht wird.

Der zweite Punkt betraf die Revision der kaffrischen Bibelübersetzung. Zu diesem Zweck hatte die Konferenz schon 1868 auf Veranlassung der Brit. Bibelgesellschaft eine Kommission von 7 Mitgliedern aus ihrer Mitte erwählt und zwar nach den 7 damals auf diesem Gebiete vertretenen Missionen. Der Berliner Superintendent Kropf von Bethel, gegenwärtig Vorsitzender der Kommission, erstattete den Bericht über die bisherige Thätigkeit derselben. In 16 Sessionen zu je 10—20 Tagen wurde bis zum Jahre 1874 die höchst schwierige Aufgabe, wenigstens in Bezug auf das N. T., gelöst und der revidierte Text mit Hülfe der Bibelgesellschaft in der Druckerei der Wesleyaner zu Mount Coke gedruckt. Die Revision des A. T. ist bis 1882 in 21 Sessionen bis Jeremia 26 vorgeschritten. Leider waren die beiden thätigsten und geeignetsten Mitglieder, Rev. Tiyo Soga und Rev. W. Appleyard, durch den Tod abgerufen. Die Beteiligung wurde immer schwächer, sodaß in einigen Sessionen nur zwei Deputierte arbeiteten. Daher schloß der Redner mit dem warmen Wunsche, daß alle Denominationen dieser Sache neuen Eifer zuwenden möchten, damit die Vollendung der ganzen Bibel bald erfolgen könne. Ohne Gottes Wort könne ja das Missionswerk nicht gedeihen. Lauter Beifall bezeugte die Zustimmung der Versammlung. In der Diskussion kam unter anderem zur Sprache, daß die Wesleyanische Konferenz der Kapstadt beabsichtige 10 000 Exemplare der alten Übersetzung durch die Bibelgesellschaft drucken zu lassen. Es wurden Schritte beschlossen, um dies zu verhindern, da die Verbreitung zweier verschiedener Bibelübersetzungen bedenkliche Unzuträglichkeiten mit sich bringen würde.

Es folgte darauf ein höchst interessanter Vortrag über die sociale Hebung der christlichen Eingebornen von Fräulein Dr. Waterston, der freikirchlichen Mission zu Lovedale angehörig. So wenig sympathisch unserm Geschmacke weibliche Ärzte wie Damen auf

der Rednertribüne sind — dieser interessante und treffende Vortrag nimmt unsere volle Achtung in Anspruch. Wir hoffen an andrer Stelle ausführlicher auf ihn eingehen zu können.

Es sind Verhandlungen im Gange betreffend die Vereinigung der Freikirchen-Mission mit der der unierten Presbyterianer in Kaffraria. Wir können eine solche Konzentration nur mit Freuden begrüßen. — Unter den Fortschritten ihrer Arbeit, welche die letztere Denomination vom verflossenen Jahre verzeichnet, ist der Zuwachs der Schülerzahl von 914 auf 1175 bemerkenswert. (U. P. Rec. 172. 177.)

Vor einiger Zeit war von der Regierung eine Kommission ernannt zur Erforschung der socialen Verhältnisse der südafrikanischen Eingebornen. Der dem Parlamente vorgelegte Bericht dieser Kommission ist ein glänzendes Zeugnis für die Leistungen der Mission, das um so schwerer wiegt, als es von einer Seite kommt, bei der man eher Vorurteile gegen, als solche für die Sache voraussetzen darf. (U. P. Rec. 241.)

Die Schulen der S. P. G. zu Grahamstown erfreuen sich besonderen Gedeihens. Für die Knabenabteilung sind neue Gebäude hergestellt. Die Zahl der angemeldeten Zöglinge übertraf den verfügbaren Raum bei weitem. Die Industrieschule, in der Tischlerei, Klempnerei, Wagenbauerei, Feldarbeit und sogar Photographie getrieben wird, scheint tüchtiges zu leisten. Auch die Zöglinge der Mädchenschule lernen tüchtig weibliche Handarbeiten: Waschen, Plätten, Kochen, Backen, Scheuern, Nähen u. s. w. (M. Field 309.)

Übrigens darf die politische Lage des Kafferlandes keineswegs als befriedigend betrachtet werden. Br. Weiz von der Brüdergemeinde auf der aus ihren Trümmern jetzt wiedererstehenden Station Baziya, meldet, wie es unter der farbigen Bevölkerung fortwährend gährt, wenn auch manche Sensationsnachrichten z. B. von einem für die nächste Zeit in Verbindung mit den Bassuto geplanten Aufstande geflissentlich erfunden sein mögen. (M. Bl. der Br. 180 ff.)

Die Betschuana-Mission hat ihren Veteran verloren. Am 9. August entschlief Dr. Rob. Moffat in seinem 88. Lebensjahre. Als Missionar der Londoner Miss.-Ges. war er 1816 hinausgesandt. Erst 1870 zog er sich zur Ruhe nach England zurück. Sein Name wird als einer der Pioniere der Evangelisierung Afrikas noch in fernen Zeiten genannt werden. — Wir erwähnten bereits betrübende Verhältnisse, wie sie durch das Eindringen der Buhren in das südliche Betschuana-Gebiet hervorgerufen worden sind. Gewiß haben dieselben auch ihre Schatten über den Lebensabend des Greises geworfen, der seine Batlaping und sein Kuruman immer auf dem Herzen trug! Der Häuptling Mankoroane (—kuru—) hat, um gegen die erwähnten Eingriffe Schutz zu erlangen, die britische Protektion nachgesucht. (Chronicle 184.) Jeder Missionsfreund muß wünschen, daß sein Gesuch Gehör findet. Auch sollte man meinen, daß die Protektion über jene Stämme im Interesse der englischen Regierung liege. Aber die Politik der letzteren in Südafrika ist unberechenbar. Übrigens hatte Kuruman selbst von den Unruhen bisher weniger zu leiden gehabt; dennoch herrschte auch dort das Gefühl der Unsicherheit. Schlimmer ging es bei den Bangwaketse, deren Häuptling Chasitsive, noch ein Heide, einen kleineren Stamm, der an der Grenze von Transvaal wohnt, verdrängen wollte. Er erlitt eine Niederlage und geriet mit den Buhren in ernste Verwicklung, die ihm eine Menge Vieh als Strafzahlung kostete. Im Süden des betr. Missionsdistrikts (die Station ist in

der Bangwaketse-Stadt Kanye), brach darauf zwischen zwei kleinen Häuptlingen Streit aus; der eine rief die Buhren zu zu Hülfe. Dies führte zu einem Angriff auf Masibis Stadt, einer Außenstation, die Rev. J. Good als ein friedliches Dörflein und den christlichsten Ort im ganzen Lande beschreibt. Hier wurden die Männer durch die Zusage der Sicherheit veranlaßt, die Waffen niederzulegen, aber nur um einem schändlichen Verrat zum Opfer zu fallen: ihrer fünfzehn wurden mit kaltem Blut erschossen. Darunter waren mehrere treue Mitglieder der Gemeinde. (Chron. 186.) Man kann sich nicht wundern, wenn bei solchen Ereignissen das Christentum in jenem Gebiete nur sehr langsame Fortschritte macht.

In Molopólole und noch mehr in Schoschong schreitet das Missionswerk ungestört im Segen voran. Selbst im Matebelenlande regt sich nach dem langen Winter ein Frühlingswehen. Lopengula hat einige seiner Unterthanen, die sich offen als Christen bekennen, ermutigt. Es zeigt sich im Volke ein wachsendes Verlangen zu lernen. Mr. Sykes, einer von den Gründern der Mission, der nun schon 24 Jahre auf dem schwierigen Posten steht, ist eifrig mit der Übersetzung der Evangelien und Abfassung von Schulbüchern beschäftigt. (Ib. 187.)

Auch die Wesleyaner beklagen manche Opfer des Kriegs und der Gewaltthätigkeit in ihren Betschuanagemeinden am Molopo. Eine Deputation suchte bei der Regierung Hilfe für das unglückliche Volk. (Wesl. Not. 129.) In Transvaal breitet sich der Methodismus von selber aus. Ein in der Kapkolonie Getaufter von Makapans Stamm kehrte vor 8 Jahren in seine Heimat zurück und begann auf eigene Hand zu lehren und sammelte eine kleine Gemeinde um sich. Als er endlich erfuhr, daß auch in Transvaal Methodistenmissionare arbeiten, rief er diese herbei. Man fand 80 Personen, welche sich zum Herrn bekannten. Nach einiger Zeit wurde der Besuch wiederholt. Festlicher Jubel begrüßte die Missionare und konnten nunmehr 84 Erwachsene und 72 Kinder mit einem Male getauft werden. — Die Stadt des Häuptlings soll etwa 70 engl. M. nördlich von Pretoria liegen. (Not. 208 ff.)

Ein wichtiges allgemeineres Ereignis möge sogleich hier erwähnt werden, nämlich die Konstituierung der wesleyanischen Gemeinden in Südafrika zu einer besonderen Konferenz, die sich also von der englischen abtrennt, wie dies früher schon die kanadische und australische gethan hat. Trotzdem soll über die südafrikanischen Missionen in dem Missionsblatt der englischen Konferenz (Wesleyan Notices) weiter berichtet werden. Letztere Bestimmung freut uns um so mehr, als wir von den kanadischen und australischen Missionen fast nichts Genaueres erfahren. Eine neue Mission übrigens wird der Fürsorge der englischen Konferenz verbleiben. Dieselbe scheint bereits in der Gründung begriffen und zwar im Swasiland durch Rev. O. Watkins von der Transvaalmission. Auch sollen weitere Versuche gemacht werden von dort und von Molopo aus nach Centralafrika vorzudringen. (Not. 129.)

Von den Verhältnissen im Basutolande giebt ein Brief Mr. Coillards aus Leribe (Africa 179) eine betrübende Schilderung: überall Zerstörung und Spuren des Krieges und zwar nicht bloß materielle Ruinen. Bitterkeit und Haß durchdringt die Bevölkerung. Die Politik einer Regierung, welche das Zutrauen verloren hat, vermag nicht dem Lande Frieden und Wohlstand wieder zu geben. Noch läßt sich nicht absehen, was die Kap-Regierung thun wird, ob die kleine Nation retten — oder ihrem Verderben überlassen. Die Krisis aber muß zur Entscheidung kommen. Unter diesen Verhältnissen hatte Coillard nicht gewagt, sein noch besonders durch den Kampf zweier Brüder verwirrtes Missions-

feld zu verlassen, und den geplanten Zug nach dem Sambesi auszuführen. Demnächst sollte jedoch Rev. Weitzacker von der Schweizermission als sein Vertreter in Leribe eintreffen; sodann wollte C. bei dem vom 29.—31. Mai zu feiernden Jubiläum der Mission die sämtlichen Gemeinden besuchen und zur Unterstützung des neuen Missionsunternehmens anfeuern. Er legt dabei auf die Beteiligung der heidenchristlichen Gemeinden besondern Wert. Dann wollte er aufbrechen. Möge er jetzt mit Gottes Hilfe die mühselige Wüstenreise glücklich überstanden haben.

Inzwischen aber hat bereits ein, wie es scheint, auf eigene Hand ausgehender Freimissionar, Mr. Frederick Stauley Arnot, das Barotsegebiet am Sambesi erreicht um der evangelischen Mission Boden zu gewinnen, ehe es von der katholischen, welche den Fußstapfen Coillards alsbald gefolgt war, in Beschlag genommen wäre. Der mutige Pionier verließ London schon Mitte 1881. In Natal und in Schoschong nahm er einen längeren Aufenthalt, am letzteren Orte besonders um Setschuana zu lernen, wobei ihn Mr. Hepburn treulich unterstützte. Von Khame und seinen christlichen Unterthanen empfing er die besten Eindrücke. Nach vielen Beschwerden und Leiden erreichte er Pandamatenka, die katholische Station, etwa 12 deutsche Meilen südlich von den Sambesifällen. Über die Berührung mit den dortigen Missionaren ist nichts gesagt. Mr. Arnot fand auf der weiteren Reise am Sambesi einen alten englischen Händler, Westbeech, der ihm als Dolmetscher bei den Barotse wesentliche Dienste leistete. Die letzteren fingen an, an dem Versprechen Coillards irre zu werden. Wenn er nicht bald käme, waren sie bereit, die katholischen Missionare aufzunehmen. Durch Mr. A. wurden sie beruhigt und gewannen wieder Vertrauen. Unter der Bedingung, daß er selbst nicht wieder abziehe, wurde ihm die Reise nach Lialui, zum Könige, verstattet. Westbeech war inzwischen bei dem letzteren gewesen und hatte Boote zum Transport erbeten. Nach den letzten Nachrichten war Arnot nach der Residenz aufgebrochen. (Africa 143f.) Aus den „Katholischen Missionen“ (S. 151) ersehen wir, daß die Patres immer noch unter Schwierigkeiten in Pandamatenka warten mußten. Eine Expedition nach Lialui war (1882) zunächst durch Krieg der Barotse zurückgehalten und wurde durch die Verweigerung der Boote seitens der letzteren nach 20tägigem Warten am Sambesi vereitelt. Zur Regenzeit sandte dann der König Botschaft, die Missionare sollten kommen; aber in dieser gefährlichen Zeit, da auch viele Mitglieder der Station krank waren, konnte die Reise nicht ausgeführt werden.

Im Bereiche der Berliner Transvaalmission ist der Krieg der Buhren mit dem Mapochschen Matebelenstamme, den alten Hauptfeinden Botschabelos, von Wichtigkeit.[1]) Der Ausbruch desselben führte im Oktober v. J. den Präsidenten der Republik, Paul Krüger, nach der genannten Station, wo er mit großem Enthusiasmus empfangen wurde und sich sehr erfreut aussprach über alles, was er sah und hörte. Das Mißtrauen der Regierung gegen die Botschabeloer scheint vollständig beseitigt zu sein. Die Haltung der letzteren in dem erwähnten Kriege hat auch das ihrige gethan, um das freundliche Verhältnis wiederherzustellen. Die 150 Bewaffneten, welche mit zum Kampfe aufgeboten wurden, haben sich brav und tapfer gehalten. Durch ihre Mannes-

---

[1]) Die lange Dürre, bei der die Matebelen auf ihren Felsenbergen ausgehungert wurden, unterstützte die Buhren. Im Juli haben sich die Häuptlinge Mampuru und Nyabele mit ihrem ganzen Volke unterworfen. Der Stamm wird aufgelöst, d. h. weit und breit zur Ansiedlung bei Farmern über das Land verteilt.

zucht nötigten sie auch den Weißen Achtung ab, und als das kleine Corps einen der Häuptlinge gänzlich besiegte, da waren die Zeitungen ihres Lobes voll.

In der Gemeinde zu Botschabelo ist freilich nicht mehr die Zeit der ersten Liebe. Wohl ist noch ein beträchtlicher guter Kern jener glaubensmutigen ersten Christen vorhanden, doch er schmilzt zusammen und ein junges Geschlecht wächst auf, das von den großen Thaten des Herrn nichts mehr weiß. Manche lernen auf den Diamantenfeldern von Schwarzen und Weißen böse Dinge und bringen Unkrautssamen mit. Andern, die bei Bauern dienten, ist oft geflissentlich Mißtrauen eingepflanzt. Besonders fehlt es an der Dankbarkeit. Man beneidet der Missionsgesellschaft ihren großen Grundbesitz und thut so, als wenn die Missionare nur eigennützige Absichten hätten. Dazu kommt, daß der reichlichere Verdienst in der englischen Zeit zur Üppigkeit verleitete. Sattheit, Oberflächlichkeit, Ungehorsam — das ist in vielen Beziehungen das Gepräge der jungen Generation. Erschweren diese Zustände immerhin die Arbeit, so giebt es doch andererseits manches ermunternde: guter Kirchenbesuch, schöner Gesang geistlicher Lieder, Achtung vor Gottes Wort u. s. w. und immer noch zeigt sich Botschabelo als eine rechte Gnadenstätte. Eine Erschwerung der Leitung liegt in dem großen Anwachsen der Gemeinde (1598 Getaufte). Schon äußerlich bietet der Platz kaum noch ausreichendes Gartenland. Daher können Abzweigungen (wie z. B. 7 Bakopafamilien fortzogen um sich auf einem Bauernplatz niederzulassen) nur erwünscht sein. Man hat nun auch neue Platzgesetze entworfen, die einerseits die jungen Leute etwas mehr an Zucht gewöhnen, andrerseits die Gemeinde zu größerer Mitwirkung in Ordnung ihrer Angelegenheiten heranziehen, auch das Bewußtsein der Verpflichtung zur Aufbringung der Kosten erwecken und stärken werden. Auf die Berichte über die Wirksamkeit der verschiedenen Institute, die recht günstig lauten, einzugehen, fehlt hier der Raum.

Von dem nördlichsten Missionsfelde der Berliner M., unter den Bawenda haben wir die traurige Nachricht von dem Heimgange des treuen, aus Hottentottenblut stammenden Missionar Klaas Koen zu verzeichnen. Er hatte mit viel Hingebung auf einem schweren Posten gearbeitet. Sein Leben wie sein Sterben ist ein sprechendes Zeugnis für die Erfolge der Mission.

Madagaskar. Über die Kriegsereignisse, die im allgemeinen bereits durch die Zeitungen bekannt geworden sind, liegen nun eingehendere Berichte vor. Die Nachricht von der Zerstörung der beiden nordwestlichen Hafenplätze Amorokanga und Modschanga durch französisches Bombardement erregte in der Hauptstadt die größte Aufregung. Bis dahin hatte eine nachgiebige Stimmung geherrscht, die, soweit es der Patriotismus vermochte, den französischen Forderungen entgegen zu kommen bereit war. Unter dem tiefen Gefühl des erlittenen Unrechts schlug nun die öffentliche Stimmung um. Nur durch die feste und weise Haltung der Königin und des Premierministers wurde ein Ausbruch der Volkswut, welcher ohne Zweifel den in Antananarivo wohnenden Franzosen das Leben gekostet haben würde, verhütet. Die katholischen Missionare fühlten ihre gefährliche Lage. Sie kamen zu dem anglikanischen Bischof mit der Bitte um Hilfe und Rat. Er legte ein gutes Wort für sie ein — und erhielt von ihnen dafür eine Zuschrift: sie würden ihm seine Güte nie vergessen.[1]) (M. Field 280.)

---

[1]) Dieses Schriftstück ist recht geeignet, wieder einmal die Lügen katholischer Blätter an den Tag zu bringen. Die Kathol. Miss. (S. 219) erzählen gerade das Gegenteil,

Das Bombardement wurde als Kriegserklärung aufgefaßt. Sofort (am 25. Mai) wurden Schritte zur Verteidigung der Hauptstadt gethan, auch die sämtlichen anwesenden Franzosen aufgefordert, die Hauptstadt binnen fünf Tagen zu verlassen. Einige von den Räten rieten die sofortige Ausweisung zu befehlen. Aber die Königin sagte: „Die Franzosen nennen uns Barbaren und sie würden recht haben, wenn ich Euch folgte. Sie gaben unsern Leuten in Modschanga eine Frist von einer Stunde; ich will ihnen fünf Tage gewähren. Wir wollen nichts von ihrem Eigentum haben und wenn es ihnen schwierig ist, Träger zu finden, so wollen wir ihnen behilflich sein.“ Besonders dem Ansehen des Ministers ist es zu danken, daß während dieser Zeit alles in Ordnung blieb und die Franzosen ruhig abziehen konnten. Es zeigt sich aber darin auch der tiefgehende christliche Einfluß, ohne den eine solche Zurückhaltung des Volkes nicht denkbar wäre. Die übrigen Fremden bildeten ein Komitee, in dem die verschiedenen Denominationen vertreten waren, zum Schutz ihrer Interessen. In solchen Zeiten treten die sonstigen Unterschiede in den Hintergrund. Bischof Kestell-Cornish war der Vorsitzende des Komitees.

Die letzten Nachrichten aus der Hauptstadt sind vom 31. Mai. Seitdem ist alle Verbindung mit derselben abgebrochen. Folgenschwere Ereignisse spielten sich bald darauf an der Ostküste ab. In Tamatave verbreitete die Nachricht von den oben erwähnten Bombardements große Bestürzung, denn es lag nahe, daß nun dieser Hafen an die Reihe kommen werde. Bald hörte man von der Annäherung der französischen Kriegsschiffe. Während die Howabeamten ihre Maßregeln zur Verteidigung trafen, sammelten sich die Europäer aus ihren Häusern in der Umgebung, um unter ihren Konsuln Schutz zu suchen. Einer der Missionare that Schritte zur Einrichtung eines Hospitals und Organisierung des Dienstes an den Verwundeten. Als dem französischen Kommissär davon Mitteilung gemacht wurde, bemerkte er nur, daß er bezweifle, ob der Admiral die Flagge (das rote Kreuz) respektieren werde, da man es hier mit einer uncivilisierten Nation zu thun habe!! — Am 31. Mai erschien das Kriegsschiff La Flore vor Tamatave und am nächsten Tage wurde das Ultimatum nach der Hauptstadt geschickt mit folgenden Punkten: Abtretung aller Inseln nördlich vom 16. Breitengrade, Zahlung von 200 000 Dollars und Revision des früheren Vertrages, sowie eine Stimme in allen politischen Angelegenheiten der Regierung. Zur Antwort wurden acht Tage Frist gewährt, eine Zeit, binnen welcher die Boten kaum aus der Hauptstadt zurück sein konnten. Die Eingebornen hatten größtenteils Tamatave verlassen. Am Sonntag den 10. Juni erfolgte die Beschießung von sieben Schiffen aus. Am Montag landeten die französischen Trup-

---

daß nämlich die Hova-Regierung auf Andringen der evangel. Missionare die Vertreibung der Franzosen verfügt habe. Überhaupt ist der betr. Bericht des P. Lacomme und Chaussèque voller Entstellungen. „Wir wurden wie Verbrecher behandelt“, „Polizisten bewachten unsre Wohnung“ — natürlich, um sie vor der leicht entzündlichen Volkswut zu schützen. Auch die Darstellung, als hielten die Sakalava zu den Franzosen, ist das Gegenteil von den wirklichen Verhältnissen; ganz Madagaskar ist wider die Eindringlinge. Wenn die Ausweisung als Verfolgung des katholischen Glaubens hingestellt wird, so widerlegt dies die Bemerkung: „Katholisch und französisch ist auf Madagaskar gleichbedeutend.“ Wer kann sich wundern, daß infolge jenes französischen Angriffs die Franzosen ausgewiesen wurden? Übrigens muß P. Chassèque selber bezeugen, daß in der Stadt die Haltung der Bevölkerung nichts zu wünschen übrig ließ. Er will darin einen Triumph des kath. Glaubens sehen. Andere Leute können darin nur ein Zeichen von dem Einflusse des evangelischen Christentums erblicken, das die Massen trotz aller Schwachheiten doch solche Mäßigung gelehrt.

pen und nahmen fast ohne Widerstand das Fort ein. Soweit reichten die Nachrichten in den Augustblättern. Inzwischen wurde die Gefangennahme des Londoner Missionars Shaw gemeldet. Näheres darüber enthält erst die September-Nummer des Chronicle aber auch nur, was die neu nach Madagaskar ausgesandten Missionare, in deren Begleitung Mrs. Shaw zurückkehrte, im Hafen von Tamatave erfuhren. Die Landung wurde sämtlichen Passagieren versagt. Shaw, so hörten sie, werde auf einem der Kriegsschiffe in strenger Gefangenschaft gehalten. Sein Vergehen bestand darin, daß er während des Bombardements für den Schutz des Eigentums einiger persönlichen Freunde, Howabeamten, die Mitglieder seiner Gemeinde sind, sorgte, und daß unterdessen seine Diener verschiedenen ihrer Freunde im Missionshause Zuflucht zu nehmen erlaubten. Niemand hatte eine Ahnung, daß dies verboten sei.[1]) Alle seine Papiere sind mit Beschlag belegt und sein Haus von franz. Militär besetzt. Er selbst wird in so strenger Gefangenschaft gehalten, daß ihm sogar das Deck zu betreten nicht erlaubt wird.

Mrs. Shaw richtete an den französischen Admiral die Bitte, die Gefangenschaft mit ihrem Gatten teilen zu dürfen, oder daß ihr wenigstens eine kurze Unterredung mit ihm gestattet werde. Beides wurde abgeschlagen; ja nicht einmal ihren Mann von dem Boote aus zu sehen, wurde ihr gestattet, so daß dem englischen Dampfer nichts anders übrig blieb, als nach Mauritius zu gehen. Soweit reichen unsere Quellen (Chron. 297 f. 320 f. Miss Field 278 f.)[2]) Eines Kommentars bedürfen die dargelegten Ereignisse nicht. Wir werden dem Bischof Kestell-Cornish beistimmen, wenn er schreibt: „Die Zukunft liegt nicht in unserer Hand; wir müssen warten und harren. Ich für mein Teil habe eine feste Überzeugung, daß die Franzosen das Land nicht nehmen dürfen, denn ich glaube noch, daß Gott der Herr die Schlachten lenkt. Jene sind offenbar im Unrecht, und es ist eine gewöhnliche Wiederholung der Geschichte von dem Lamm und dem Wolf." Neuere Nachrichten melden den am 13. Juni erfolgten Tod der Königin Ranavalona II., sowie die Thronbesteigung ihrer Nichte Ranavalona III. Weiteres ist noch nicht bekannt geworden.

Bezüglich der Anklage des Antislavery-Reporter (vergl. S. 236), daß Missionare auf Madagaskar Sklaven als Arbeiter verwenden, enthält Chronicle, August, eine ruhige, sachgemäße Darlegung, in der zugleich eine energische Widerlegung jener Anklage von seiten der Quäkermissionare citiert wird. Ohne hier auf die einzelnen Punkte einzugehen, müssen wir doch zugeben, daß bei Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse die Beschuldigung gegenstandlos wird. Wenn die Missionare nicht auf jegliche Dienstarbeit verzichten wollen, was eben unmöglich ist, müssen sie, so sehr sie diese Verhältnisse bedauern, Sklaven mieten, denn es giebt eben keine freien Leute im Lande, die sich als Arbeiter vermieten. An der Aufklärung der öffentlichen Meinung über das Unrecht dieser socialen Verhältnisse arbeiten die Missionare mit sichtlichem Erfolge; aber

---

[1]) Nach Daily News vom 25. Septbr. wurde Shaw beschuldigt, französische Soldaten vergiftet zu haben. Dieselben hatten nämlich seinen Keller erbrochen, in welchem er außer Wein auch verschiedene Dronguen, Opium u. s. w. reserviert. Einige der Eindringlinge waren krank geworden, infolge des unmäßigen Weingenusses, vielleicht auch weil sie andere Flüssigkeiten zu sich genommen. Man schickte das Erbrochene behufs einer chemischen Analyse nach Mauritius und das Ergebnis war eine völlige Entlastung des Missionars von der unsinnigen Anklage. Dennoch wurde er in harter Gefangenschaft behalten.

[2]) Inzwischen melden die Zeitungen, daß Rev. Shaw freigelassen und in London mit seiner Gattin eingetroffen. — Auch sollen die Howa die eroberten Plätze an der Westküste bis auf Modschanga zurückerobert haben.

eine plötzliche Abschaffung derselben, eine soziale Revolution halte sie nicht für weise und befürchten von einer solchen die schwersten Nachteile. Die wohlgemeinte Stimme im A. S. R. ermangelt völlig der nötigen Sachkenntnis.

Aus dem **Kaplande** liegen nicht besonders wichtige Nachrichten vor. Die Getauften der Rheinischen M.-G. auf diesem Gebiet, die sich im letzten Jahre um 603 vermehrten, zählen nun 10153 mit 3815 Kommunikanten. (Rh. M.-B. S. 184.) Der Präses des Missions-Departements der Brüder-Gemeinde, Bischof W. Kühne, hat seine Visitationsreise, auf der er sämtliche südafrikanische Stationen der Brüder-Gemeinde besuchen durfte, glücklich beendigt. — In Klein-Namaqualand herrschte eine entsetzliche Dürre, bei der die meisten Leute ihre Herden fast ganz, z. T. bis auf das letzte Stück verloren haben (Ib. 284, Not. 284).

Über den im Damralande herrschenden Krieg liegen noch keine eingehenderen Berichte vor. Es wird nur angezeigt, daß die Station Rehoboth am 11. Nov. v. J. überfallen, jedoch nur zum kleineren Teile zerstört wurde. Der ganze Krieg ist in einzelne kleine Raubzüge ausgeartet, denen gegenüber sich die Herero gar nicht zu helfen wissen, da sie den Feind nirgends fassen können. Die Raublust der Namaqua ist im Wachsen begriffen, je geringer die Ausbeute der Jagd wird. Dazu werden die Einflüsse europäischer Händler auf dies unruhige Volk immer nachteiliger. Das Branntweintrinken nimmt zu und leider widerstehen dem Laster auch viele der Getauften nicht mehr trotz alles Mahnens und Strafens. Sehr bezeichnend ist, daß die Namasprache sich im Rückgange befindet. Die nunmehr vollendete Übersetzung des A. T. wird gar nicht gedruckt werden, weil nach genauen Ermittlungen Bücher in der Muttersprache nicht verlangt werden, man will holländische haben. Ob der Landkauf seitens einer Bremer Handelsfirma an der Angra pequena die Bedeutung haben wird, welche ein gewisses unüberlegtes Haschen nach Kolonien ihm beimißt, ist mehr als fraglich.[1]) Es sind auch sonst noch Landverkäufe an Händler vorgekommen. Das Eindringen weiterer europäischer Einflüsse ist unvermeidlich. Das wankelmütige, leichtsinnige Volk wird dann aber schwerlich seine Selbständigkeit noch behaupten können. (Ib. S. 284 f.)

Von der finnländischen Mission im Ovambolande kommt endlich die Freudenbotschaft, daß zu Epiphanias d. J. zu Ondonga mit der Taufe von sechs Jünglingen die erste Ovambo-Gemeinde gestiftet worden ist. Zwölf und ein halbes Jahr mühevoller Arbeit, wie schwerster Leiden und Entbehrungen waren erforderlich, um dieses Ziel zu erreichen. Als die erste ihres Volkes wurde Naugurosch unter dem Namen Eva Maria 1876 in Finnland getauft. In der Heimat waren die Verhältnisse so unsicher, daß 1879 einige Jünglinge, die getauft zu werden wünschten, vor der drohenden Verfolgung nach Omaruru flohen, wo sie in der rheinischen Missionsschule weiter unterrichtet, 1881 das Sakrament empfingen. Die Nachricht davon hatte bei ihren Landsleuten einen unerwartet guten Einfluß. Es meldeten sich mehr Jünglinge zur Taufe. Die Stimmung war umgeschlagen, auch der König legte kein Hindernis in den Weg. Einer der Getauften durfte aus Omaruru zurückkehren und an der Schule mit arbeiten, während er früher bei einem Besuche in der Heimat mit genauer Not der geplanten Ermordung entgangen

[1]) Vergleiche über denselben die vortrefflichen aus sachkundiger Feder geflossenen Artikel in der „Köln. Z." N. 250—53, welche diesen Erwerb auf das nüchterne Maß der Wertschätzung zurückführen, das ihm in Wirklichkeit zukommt.

war. Auch die andern Bekehrten in Omaruru, deren einer mit Eva Maria verheiratet ist, gedenken demnächst zurückzukehren. Die Missionare sind voll Lob und Dank. Dazu trägt auch die Abwendung einer katholischen Gegenmission bei. Die aus dem Hererolande ausgewiesenen Patres (1882 S. 66 f.) hatten nämlich versucht, sich im Ovambolande, freilich unter einem andern Stamm am Kunene, niederzulassen. Die dortige Bevölkerung erwies sich jedoch so wild, daß sie weiter nördlich nach dem portugiesischen Gebiet zogen. (Africa 172 f.)

Die amerikanische Mission in Bailunda hat die Arbeiten der äußern Einrichtung hinter sich. Neben dem Sprachstudium sind die Anfänge einer Schule gemacht — freilich nur mit 3—8 Schülern. Verständnis für den Zweck der Missionsarbeit findet sich noch nicht, weder bei den Eingebornen, noch bei den Portugiesen. Letztere argwöhnen, daß die Missionare zur Ausbeutung von Goldminen ins Land gekommen seien. Der Charakter der Eingebornen ist viel besser, als man erwartet hatte. Die Frauen werden gut behandelt; doch die Sklaverei herrscht allgemein, trotz der portugiesischen Regierung. Nach neusten Nachrichten war infolge eines vom Könige unternommenen Kriegszugs die Verbindung mit der Küste abgebrochen. (M. Her. 151 f. 229 f. 333.)

Am **Kongo** beginnt die Rivalität verschiedener Nationen bedrohlich zu werden. Die französischen, durch de Brazza vertretenen Absichten, denen Stanley kräftig die Spitze bietet, sind bekannt. Kürzlich verlautete auch, daß Portugal zur Wahrung seiner Ansprüche Kriegsschiffe nach dem Kongo gesandt habe. Diesen Thatsachen gegenüber regt sich der Gedanke einer Neutralisierung des Kongo. Herr Lesseps hat denselben in einem in der Contemporary Review mitgeteilten Schreiben aufs wärmste befürwortet.[1]) Die britische Regierung verhandelt mit Portugal, um etwaigen Annexionsgelüsten vorzubeugen, und wie es scheint, ist die öffentliche Meinung in England sehr dafür, daß es nicht irgend einer Macht gestattet werde, im Kongogebiet Besitz zu ergreifen. Der Vorstand der Baptist. M.-G. hat eine dahingehende Petition an die Regierung gerichtet. (Afr. 188. 167.) Unsre Leser werden sich erinnern, daß wir diesen Gedanken bereits 1878 sehr nachdrücklich ausgesprochen haben. Damals überhörte man uns, wie sich erwarten ließ. Möge nun die Sache bessern Erfolg haben.

Die Baptisten-Mission am Kongo hat wieder ein paar schmerzliche Verluste erlitten. Im Februar ging der jüngste ihrer dortigen Arbeiter heim, Mr. Doke, ein hoffnungsvoller Mann, der erst drei Wochen am Kongo gewesen, im Juli aber der bewährte Mr. Hartland, der zuletzt zu Manyanga stand. — Zu Anfang d. J. ist der „Peace" in 800 Stücken in Wangawanga eingetroffen. Hoffentlich ist der schwierige Transport nach Stanley Pool glücklich ausgeführt, und das Schiff jetzt bereits auf dem

---

[1]) Ausführlich ist der Gedanke in einer Denkschrift behandelt, welche G. Moynier, Präsident des internationalen Komitees des Roten Kreuzes, dem Institut für internationales Recht auf seiner im September in München gehaltenen Versammlung vorlegte. Man beschloß dort den Wunsch zur Aufrechterhaltung der freien Schiffahrt auf dem Kongo und bezüglich geeigneter Maßregeln zur Verhütung von Konflikten zivilisierter Nationen an diesem Strom allen Mächten zu unterbreiten. (La Question du Congo par G. Moynier, Genève 1883.

ruhigen Wasser flott gemacht. Sonst ist von wichtigen Ereignissen in dieser Mission nichts zu berichten. Es möge hier das Verzeichnis der Stationen nebst der jetzigen Besetzung eine Stelle finden.

Wangawanga oder Underhill: Crudgington.
Bunda oder Bayneswille: Butcher und Hughes.
Manyanga oder Wathen: Molineaar.
Stanley Pool oder Arthington: Comber und Bentley
Für das Schiff: Grenfell.

Comber bittet auf das dringendste um Verstärkung der Mission. Alle bisherigen Stationen sind nur Vorposten; jetzt beginnt erst die eigentliche Arbeit. Es wäre nun Gelegenheit 20 Stationen anzulegen, wenn man 40 Männer und die Mittel dazu hätte. Stanley hat bereits 3 Stationen oberhalb des Sees gegründet: Gobila an der Mündung (des Ibavinkutu, den er hinauffuhr und einen großen See entdeckte, dem er den Namen des Königs der Belgier gab), Bolobo und Ikengo, letztere an der Mündung des Ikelemba. Kardinal Lavigeries Sendboten beeilen sich, möglichst bald im Innern festen Fuß zu fassen und Stanley kann schon aus Rücksicht auf den König eines katholischen Landes, der ihn vornehmlich unterstützt, diesen Missionaren seine Dienste nicht versagen. Unter diesen Verhältnissen ist die Bitte Combers wohl berechtigt: Unverzüglich mehr Männer und Mittel, um bei der Besetzung des freien Bodens nicht zu spät zu kommen. (Bapt. Her. 203. 235 f.) — Die erwähnten katholischen Bestrebungen beziehen sich nicht bloß auf Vorbereitung von Stationen am mittleren Kongo, sondern man sucht auf diesem Wege über Nyangwe die Expedition zu den Manguema, welche bereits im vorigen Jahre von Massanse[1]) aus unternommen war, aber durch völlige Ausplünderung der Karawane vereitelt wurde — erfolgreicher auszuführen. (Katholische Miss. 224.)

Die **Livingstone Inland-Mission** hat Banana gegenüber am Süduser des Kongo-Ästuars eine neue Station **Mukumvika** (Kimorik) angelegt, da der erstgenannte Punkt sich als zu ungesund erweist. Ferner ist die Kette der Stationen bis zum Stanley-Pool vollendet. Palaballa, Banza Manteka und Mukimbungu sind schon bekannt. Dazu kommt Sakungu, Maseke (Nygomas Stadt) und die letzte am See, welche nur interimistisch angelegt ist, um die Zusammensetzung des Dampfers „Henry Reed“ zu ermöglichen. Das Schiff dürfte jetzt auch seinem Bestimmungsorte nahe sein. Nachher wird jene Station aufgegeben werden, da die Baptisten dort eine bleibende Station halten werden.

Westafrika. Auf der **Goldküste** sehen wir aus den noch fortdauernden schmerzlichen Thränensaaten doch schon reichliche Früchte wachsen. Das zeigt auch der jüngste Jahresbericht der Baseler M.-G., zu dem wieder ein größerer Teil des Materials aus der Feder eingeborner Diakonen stammt. Damit hängt die Entlastung der Missionare von eigentlicher Gemeindearbeit zusammen, sowie die verhältnismäßige Verringerung der Zahl europäischer Arbeiter. Dem Ziele: Afrika durch Afrikaner zu bekehren gehen die Basler Schritt auf Schritt entgegen. Aber wieder darf nicht übersehen werden, daß die europäische Leitung nicht bloß im ganzen, sondern auch im einzelnen noch nicht entbehrt werden kann. „Der Neger ist ein Kind,“ so wird oft gesagt. Man soll heranwachsende

[1]) Die katholische M.-Station am nordwestlichen Ufer des Tanganjika.

Kinder nicht in der Unmündigkeit zurückhalten, aber auch nicht vor der Zeit reif erklären. Die Basler hoffen hierin den richtigen Mittelweg zu treffen. Wir können auf die interessanten Einzelnheiten des Jahresberichts hier nicht näher eingehen, und erwähnen nur die Wiederaufnahme der einst von den Asanteern zerstörten Station Anum, die mit einem schwarzen Missionar besetzt worden ist, sowie daß die lange ersehnte Besetzung von Kumase trotz der eifrigen Bestrebungen Ramseyers noch nicht erfolgen konnte und durch die politischen Verhältnisse auch für die nächste Zeit verhindert werden dürfte. Dr. Mähly ist übrigens auf der Goldküste zurückgeblieben um weiter seiner Aufgabe gemäß die sanitären Verhältnisse daselbst zu erforschen. (Heidenb. besonders Nr. 8.)

Die Norddeutsche Mission hat wieder fünf Personen ausgesandt, um ihre gelichteten Reihen zu füllen. Eine Änderung in der Arbeit ist in sofern eingetreten, als zwei der Stationen, Anyako und Waya nur mit farbigen Gehilfen besetzt sind. Dadurch wurde es möglich, auf den andern die europäischen Arbeiter um so mehr zu konzentrieren. Die Station Ho, die lange zerstört lag, wird nun auch wieder aufgenommen; Peki erhielt einen Lehrer, für den die dortigen Christen schon ein Haus gebaut hatten, und auch ein Evangelist sollte demnächst daselbst stationiert werden. Es fehlt nicht an farbigen Gehilfen (17), deren manche recht tüchtig und zuverlässig sind. Auch sind die Thüren aufgethan, daß von vielen Seiten die Bitte um Anstellung von Lehrern eingeht.

Die beiden Gemeinden der C. M. S. zu Lagos machen gute Fortschritte. Auffallend erscheinen die hohen Beiträge für kirchliche Zwecke. Zu Fadschi brachten die 457 Getaufte (253 Kommunik.) 3180 M. auf, die 1200 zur Breadfruit-Kirche Gehörigen (500 Kommunik.) aber sogar 16060. Die hauptsächlichste Gefahr liegt in der Verleitung zu einem weltlichen Wesen. — Im Jorubalande meldet der farbige Missionar Phillips zu Ode Ondo, daß der Vertrag, den der Gouverneur von Lagos mit dem Ondo-Stamme abschloß zur Unterdrückung der Menschenopfer, nicht gehalten wird. Der König ist nicht imstande, die alte Sitte, die mit dem Götzendienst zusammenhängt, zu überwinden. So wurden beim Tode eines Häuptlings wieder sechs Männer und vier Weiber geopfert. Dennoch ist der Einfluß der Mission zu spüren und eine ansehnliche Minorität im Volke wünscht, daß die Greuel abgestellt werden. (Int. 445.)

Der englische Sekretär der Nigermission, Rev. T. Philipps, mußte wegen schwerer Krankheit von seinem Arbeitsfelde zurückkehren. (Int. 441.) Er wird vorläufig ersetzt durch Rev. Hamilton. Die Erfolge am Niger gestalten sich immer erfreulicher. Im Delta bei Bonny und Braß, wo vor zehn Jahren das vollste Heidentum herrschte, sind nun 4000 Seelen in regelmäßiger christlicher Unterweisung. In Onitscha ist der bisher feindliche König der Mission günstig geworden, hat die Feier des Sonntags angeordnet und läßt in seiner Residenz Gottesdienst halten. Beim Begräbnis eines Häuptlings unterblieben die üblichen Menschenopfer und die Bekehrten besuchen freiwillig die benachbarten Städte um vor oft großen Versammlungen zu predigen. (Afr. 171.)[1]

Am Ogowè hat Rev. Dr. Nassau (amerik. Presbyt.) eine neue Station mit Namen Talagua angelegt, 70 engl. Meilen oberhalb Kangwe. Es herrscht bei der dortigen

---

[1]) Eine Krisis aber hatte die Mission in Bezug auf die in ihr angestellten farbigen Geistlichen zu bestehen. Verschiedene derselben erwiesen sich als unwürdig für ihr Amt und wurden entlassen. Auf verschiedenen Missionsgebieten ist solch Ausjäten des Unkrauts nötig gewesen, aber auch der Anfang einer gesegneten Entwicklung geworden. (Int. 506.)

Oscheba-Bevölkerung das finsterste Heidentum. Bei dem ersten Aufenthalt war der Missionar nur mit seinen eingebornen Begleitern da und baute ein paar Häuschen. Das zweite mal durfte er schon wagen seine Frau mitzunehmen, deren bloße Anwesenheit einen guten Einfluß ausübte. (For. Miss. p. 9.)

Die Gemeinde der Bethel-Station zu Camerûns ist bereits soweit in der Selbständigkeit gereift, daß sie sich selbst ihren Pastor gewählt hat und ausschließlich mit ihren Beiträgen ihn zu erhalten gedenkt. — Auch das Schulwesen befindet sich in gutem Fortgange. Zu Belltown starb der junge Missionar Shred grade als er die Sprachschwierigkeiten bewältigt hatte. (Bapt. Her. 303, 208 f.)

Auch die Unierten Presbyterianer am Calabar haben einen schweren Verlust zu beklagen, den des sehr thätigen Rev. Edgerley, der besonders bemüht war, die Mission weiter ins Innere zu den weniger von den Einflüssen des europäischen Handels berührten Völkerschaften vorzuschieben. Noch kurz vor seinem Tode hatte er eine Reise den Croß-Fluß hinauf unternommen, über die der Record einen höchst interessanten Bericht enthält. Er starb zu Duketown, nachdem er mit einer mehrjährigen Unterbrechnung seit 1856 auf jenem Felde thätig gewesen war. (U. P. Rec. 163. 272 ff.)

Von Liberia hat der amerikanische Bischof Penick mit gebrochener Gesundheit zurückkehren müssen. Angesichts der Schwierigkeiten auf diesem Felde — große Entfernungen, zerstreute Bevölkerung u. s. w. — ist es erfreulich, wenn in einem Jahre 2235 Gottesdienste gehalten wurden mit durchschnittlich 1036 Besuchern. Getauft wurden freilich nur 30 Erwachsene und 53 Kinder. Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten aber scheinen in den socialen und ökonomischen Verhältnissen zu liegen. Mit allem Nachdruck wird betont, daß der Ackerbau, der dort so lohnend ist, ganz anders gepflegt werden sollte. Das furchtbare Kauderwelsch, das aus dem englischen und afrikanischen Dialekten sich bildet, zeigt uns die Liberianer auch nicht als das Kulturvolk, für das sie gelten möchten. — Auffallend ist das Mittel, mit dem ein Missionar dem Mangel an litterarischem Material für die Schulen entgegentreten möchte. Er bittet nämlich dringend um Zusendung alter Zeitungen! das ist doch wohl nicht die rechte geistige Speise für die schwarzen Jungen und Mädchen. Spirit. of Miss. 234 f. 334 ff.

Die Baptist Union, die jetzt nur zwei Missionarinnen zu Grand-Bassa in Liberia hat (7 Gemeinden, 429 Mitglieder), dachte daran, ihre Arbeit zu erweitern. Die betreffenden Nachforschungen haben jedoch kein günstiges Resultat geliefert. (Magez. 277.)

Das African-Repository (p. 80) erwähnt u. a., daß der Präsident von Liberia einen spanischen Orden erhielt. In dem betr. Artikel finden sich Proben von einem schwindelhaften Idealisieren der Schwarzen. So z. B.: Der Afrikaner ist angelegt zum Vertreter der wahren Weiblichkeit unter den Nationen. Ihm gebührt der Platz, den bisher die französische Nation für sich in Anspruch nahm (p. 87). Mit solchen pädagogischen Verkehrtheiten thut man dem Schwarzen keinen Dienst; das Verhätscheln kann er am allerwenigsten vertragen und ein bißchen mehr Bescheidenheit wird auch ihm sehr wohlthun.

Die Mendi-Miss. der Am. Miss. Association ist den United Brethren in Christ. übertragen, welche in der Nähe bei Schengay auch schon eine Station hatte. Der Missionssekretär dieser Denomination Dr. Flickinger hatte sich zur Ordnung der Verhältnisse nach Afrika begeben. Er eröffnete eine neue Station in Manboh (in der Mitte zwischen Avery und Schengay. Die ganze Mission umfaßt nun zwölf Stationen: 4 auf der Mendi- und 8 auf der Scherbro-Seite, in 144 Ortschaften wird gepredigt

Daneben wird noch die Boomphe-Miss. (Bum—) mit 4 Stationen und 40 Städten im Nordosten von Scherbro erwähnt. Das ganze Feld erstreckt sich über 100 englische Meilen an der Küste, und 12—15000 Seelen haben auf demselben Gelegenheit das Evangelium zu hören. Für diese Mission ist auch ein eigenes kleines Dampfschiff „John Brown" im Bau begriffen. (Am. Miss. 195.)

Die Annexion der bisher noch nicht zu den britischen Besitzungen gehörigen Küstenstrecken zwischen Sierra Leone und Liberia ist bereits durch die Zeitungen bekannt geworden. Das britische Gebiet reicht nunmehr bis zum Mannah R. Es schließt eine Strecke mit ein, die von Liberia beansprucht wurde. Schwerlich wird letzteres seinen Ansprüchen Geltung verschaffen können. (Afr. Repos. 93 f.)

Aus dem Sudan ist noch zu berichten, daß der falsche Prophet Mohammed Achmed, der sich den Mahdi nennt, im Febr. d. J. el Obeid, die Hauptstadt Kordofans, eingenommen hat. Die dortigen sieben kathol. Missionare und acht Nonnen gerieten in die Gefangenschaft. Man hat versucht, dieselben durch ein hohes Lösegeld frei zu kaufen. Bis jetzt ist der Erfolg noch nicht gemeldet. (Kath. Miss. 92. 111. 150. 224.)

Die aus dem Galalande vertriebenen Kapuziner, welche inzwischen in Harar ihren Sitz genommen hatten, versuchen sich wieder auf dem alten Arbeitsfelde niederzulassen.

Ozeanien. Von Tahiti lauten die Berichte günstig über den Stand des christlichen Lebens trotz aller Anfechtung von römischer Seite und aller Versuchungen zu leichtfertigem weltlichen Wesen. Auf Tahaa zeigte sich lebendiger Eifer beim Bau einer neuen Kirche; besonders erfreulich aber sind die Erfolge, welche eingeborne Lehrer mit stiller Geduldsarbeit auf abgelegenen Außenstationen erreichen. Dr. Turner, der 40 Jahre in Polynesien gearbeitet, 38 als Vorsteher des Malua-Seminars auf Upolu, kehrt in seine Heimat zurück. Unter seiner Leitung sind 1725 Personen (die Familien mitgerechnet) durch das Seminar gegangen. Mr. Lawes fand bei seiner Rückkehr auf sein Arbeitsfeld, das Inselchen Niue (Savage J.), viel Erfreuliches. So betrugen die Beiträge, welche die Gemeinden (6000 Seelen) für kirchliche Zwecke und Mission im letzten Jahre aufgebracht hatten nicht weniger als 19460 M. — Von manchen Inseln aber haben die Londoner Missionare zu berichten, daß der geistliche Stand niedrig ist und die Kraft des Christentums fehlt. Statt des Heidentums bringen besonders auf die Jugend neue Gefahren ein, besonders die mit der Kultur steigende Vergnügungssucht. Auch ist auf einigen Inseln Unmäßigkeit in beklagenswerter Weise eingerissen. Es fehlt aber in den Gemeinden nicht an solchen, die mit den Missionaren diese Übelstände betrauern und die rechte Hilfe dagegen von oben erflehen. (Chron. 190 ff.)

Von den Witiinseln klingen die Berichte hoffnungsvoll. Es herrscht eine große Nachfrage nach Bibeln. Die letzte Ausgabe (5000 Exempl. des A. T. und 50000 des N. T.) ist beinahe vergriffen. Der Distrikt von Matailombau (auf Witilewu?) war 1866 noch völlig heidnisch. Jetzt giebt es dort 35 Predigtplätze, 461 Mitglieder, 384 auf Probe, 4350 Kirchenbesucher, 1055 Kinder in Tages- und Sonntagsschulen und die Beiträge stiegen auf 3140 M. Europäische Besucher sind erstaunt über die durch die Mission herbeigeführte Umwandlung. Thakombau, dessen Tod wir bereits meldeten, hatte noch zum Bau einer neuen steinernen Kirche auf Mbau 3000 M. gegeben.

Ein englischer Marineoffizier, der seine Erlebnisse in der Südsee schildert, beschreibt einen Gottesdienst auf den Tongainseln, bei dem er als einziger Weißer zugegen war und der einen guten Eindruck machte. Auffallend war nur manche Karikatur in der Kleidung (Damen mit hochhackigen Schuhen, Schnürleibern u. s. w.), während etwa ein Fünfteil der Frauen einfach bekleidet war, d. h. nur mit 1½ M. buntem Kaliko, der Hemd, Rock und Mieder ersetzte. Sonderbar war auch die Wahl des Textes, der sich auf die beiden Worte: „Jesus sagte," beschränkte. Der Prediger sprach darüber 25 Minuten zu einer sehr andächtigen Versammlung. (Am. Herald 192 f.)

Von den Hawaiiinseln, wo in jüngster Zeit, wie schon berichtet, das religiöse Interesse einen kräftigen Aufschwung genommen hat, meldet auch die anglikanische Mission (ritualistisch) mancherlei Fortschritte. Eine neue Station hat sie zu Kohala, in dem blühenden Zuckerdistrikt von Hawaii eröffnet. Bisher beschränkte sie sich bekanntlich auf die Insel Maui. Auch unter den chinesischen Kolonisten gedenkt sie zu arbeiten und hat dazu einen jungen Chinesen ausgebildet. (M. Field p. 221.)

Als Fortsetzung der bereits S. 380 von uns gegebenen Berichte über die Mission in Mikronesien ist der erfreuliche Fortschritt auf den Gruppen Ruck und Mortlock (zum Karolinenarchipel gehörig) nachzutragen. Zu Utet in der ersteren hatte der treue eingeborne Helfer Emelois eine schöne steinerne Kirche gebaut, und vierzehn Personen für die heil. Taufe vorbereitet. Der besuchende Missionar konnte also die erste Gemeinde organisieren, den Helfer aber fand er nicht mehr, der Herr hatte ihn abgerufen. Auf Tesan, der finstersten und blutigsten Insel in derselben Gruppe, wurde eine neue Station angelegt. Es giebt jetzt auf den Ruckinseln vier Gemeinden mit 98 Mitgliedern. Auf den Mortlockinseln wollte man ein paar heimkehrende Lehrer fast mit Gewalt zurückhalten. Als der „Morning-Star" die Anker gelichtet hatte, riefen ihm viele Stimmen nach: „Schickt uns Lehrer!" (Her. 188 f.)

Neuseeland. Beachtenswert ist die Übersetzung von Bibelkommentaren in die Maori-Sprache. Rev. G. Maunsell hat einen solchen zur Apostelgeschichte vollendet, nachdem er zuvor schon einen über die Evangelien herausgegeben. Aus dem Hawke Bay-Distrikt wird eine Annäherung der Kingiten an die loyalen Stämme gemeldet. Im Frühjahr wurde nicht weit von Napier eine große Versammlung gehalten, bei der der „Maori-König" Tawhiao selbst zugegen war. Der Bischof von Waiapu benutzte die Gelegenheit, der versammelten Menge zu predigen, was nicht ohne Eindruck blieb. Später erließ die versammelte Generalsynode der engl. Kirche in N. S. eine Adresse an die Kingiten, um sie zur Wiedervereinigung mit ihren in Kirchengemeinschaft stehenden Brüdern zu ermahnen. Auch machte der Bischof von Waiapu eine Reise nach dem oberen Waikato. Er empfing den Eindruck, daß der Hauhanismus im Aussterben ist; aber Trunksucht bildet jetzt das schlimmste Hindernis der Mission. (Int. 442. 571 f.)

Über die Wirkungen der Mission bei den Eingebornen Melanesiens enthält der in Honolulu erscheinende Pacific-Commercial Advertiser von einer gewiß nicht parteiisch voreingenommenen Seite ein nachdrückliches Zeugnis. Der Kapitän eines Arbeiterwerbeschiffes rühmt, wie verändert die Schwarzen in ihrem Verkehr mit den Weißen sind infolge der Mission. Er rühmt, daß Feindseligkeit und Mißtrauen gewichen seien. Die christlichen Eingebornen seien freundlich, gute und fleißige Ackerbauer u. s. w., während ihre noch heidnischen Landsleute in größter Verkommenheit leben. (Am. Her. 353 f.)

Über die Arbeiteranwerbung macht der auf den Neuhebriden ergraute Dr.

Inglis in der B. & F. Evangel. Review genauere Angaben. Es sind 30 Schiffe in dieser „freien Emigration“, die J. auch jetzt noch für nicht viel anders als Menschenraub hält, beschäftigt. Jedes macht vier Reisen und nimmt auf jeder Reise durchschnittlich 80 Personen mit, und dies von Inseln, die sehr gut eine zehnmal größere Bevölkerung als die jetzige ernähren könnten. Gerade die versprechenden jungen Leute werden hinweg gelockt. (Ib. 328.) Nach der Manchester-Theorie ist das freilich ganz in der Ordnung; sie brauchen sich ja nicht hinweglocken zu lassen. Möchte man doch an solchen Beispielen die giftigen Keime erkennen, die diese Theorie in sich schließt.

Im vorigen Jahre wurde übrigens wieder eine Petition an die britische Regierung gerichtet bezüglich des Protektorats über die Neuhebriden und zwar von einer alle presbyterianischen Denominationen der australischen Kolonien repräsentierenden Konferenz. Es war dies die neunte Petition in dieser Sache seit 1862. Die früheren waren zum Teil von den christianisierten Gemeinden, zum Teil von den Vertretern der Mission ausgegangen. Aus dem in Melbourne erscheinenden „Argus“ vom 16. Juni d. J. ersehen wir, daß in dieser Angelegenheit von der Regierung weitere Erhebungen veranlaßt sind, namentlich daß Mr. Paton die Gründe darlegen durfte, welche für die Petition sprechen. Auch die Abstellung des Menschenhandels, welche sich nur unter britischem Protektorat durchführen lasse, ist unter diesen Gründen mit aufgeführt.

Von Neu-Guinea erstattet Mr. Murray nach einem Besuch in Port Moresby erfreulichen Bericht. Die Mission ist wieder durch acht Lehrer von Rajatea resp. Rarotonga verstärkt worden. Anstatt des früher benutzten, aber nicht praktisch befundenen Dampfers hat die Geberin desselben, Miß Baxter, der Mission nun einen Schooner geschenkt, der auch den Namen Ellengowan trägt. Das kleine bisher benutzte Schiff, Mayri ist leider bei Darnley J. gescheitert; doch wurde die Mannschaft gerettet.[1]) Auf Murray J. ist die Schule, die weitere Pioniere liefern soll, in gutem Gange. Im Januar wurde das neue, von den Zöglingen selbst erbaute Schulhaus eingeweiht. Die große Versammlung anständig gekleideter Eingeborner bei diesem Feste bildete einen schlagenden Gegensatz gegen die rohen, nackten Wilden, die man noch vor wenigen Jahren auf der Insel fand.

Die Anlegung einer Station auf dem Festlande wurde vereitelt durch den Rachezug eines Beamten der Regierung von Queensland, welcher am Fly River, wo die Eingebornen die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes ermordet hatten, die Dörfer zusammenschoß und die Plantagen verwüstete. Rev. S. Macfarlane hatte schon im Oktober eine Untersuchungsreise auf dem genannten Flusse (den er bekanntlich vor sieben Jahren 160 englische M. hinauf erforschte) unternommen. Mibu, eine von den vier kleinen Inseln nahe dem Westufer des Ästuars, der Stadt Kiwai gegenüber, wurde dabei zur Anlage einer Station sehr geeignet erkannt. Man hofft, daß sie ein ähnliches Centrum werden soll wie Dinner J. in der China-Straße für den östlichen Zweig dieser Mission.

Bei dieser noch in der Mayri ausgeführten Untersuchungsreise wurde übrigens eine ausgezeichnete 2—3 Meilen breite Passage zwischen dem Warrior Riff und Bristow J.

---

[1]) Mr. Macfarlane will an Ort und Stelle ein neues Schiffchen gleicher Größe (7 Tons) bauen.

entdeckt. Diese Entdeckung in jener der Schiffahrt so gefährlichen Gegend der Torresstraße ist von der höchsten Wichtigkeit. Manches sonst bedrohte Seemannsleben wird in Zukunft durch die Benutzung dieser Passage gesichert sein.

Das Zusammenschmelzen der Eingebornen in den Kolonien auf dem Festlande Australien läßt die Regierung von Viktoria über die dadurch gebotenen Maßregeln nachsinnen. Es wurde im v. J. in Melbourne eine Konferenz in dieser Sache gehalten, zu der auch einige der Brüdermissionare berufen waren, die bei jener Gelegenheit dort in weiterem Kreise eine Feier des Missionsjubiläums veranstalteten. Die Behörden haben die Vorschläge der erwähnten Konferenz zum Beschluß erhoben und es steht danach eine Vereinigung der an verschiedenen Orten der Kolonie Viktoria unterstützten Reste der Eingebornen in Aussicht. „Folgt diese, so wird," wie Br. Hagenauer schreibt, „die Schwierigkeit, welche aus dem raschen Dahinschwinden der Eingebornen erwächst, viel geringer, und das wird vielleicht der Weg werden, unsere Missionsarbeiten auf die benachbarten Kolonien, welche derselben sehr benötigt sind, auszudehnen." (Jahresbericht der Br.-Gem. S. 21 f.)

Literaturbericht.

1) **Grundemann:** „Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes nach seinem gegenwärtigen Bestande." (Kalw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1884. 2 Mk.) — Es ist keine Phrase, so man von dieser längst und vielseitig erwarteten Gabe sagt, daß sie einem wirklichen Bedürfnis entgegenkomme. Zunächst gestattet der billige Preis auch weniger wohlhabenden Missionsfreunden die Anschaffung, und zum andern ermöglicht das beschränktere kartographische Material auch solchen die geographische Orientierung auf dem Missionsfelde, die durch den Reichtum der 72 Karten des trefflichen „Allg. Missions-Atlas" desselben Verfassers sich nur mit Schwierigkeit hindurch zu finden vermögen. Die vorliegende Arbeit enthält außer 27 kleinen Nebenkärtchen 12 Hauptblätter, welche zu einer allgemeinen Orientierung gerade ausreichen, nämlich 1) eine farbige Welt- und Religionskarte, welche den heutigen Stand des evangelischen Missionswerkes in seinen Umrissen mit einem Blicke überschauen läßt, 2) eine Übersichtskarte über Afrika, 3) Südafrika, 4) Westafrika, 5) Ostafrika mit Madagaskar, 6) Übersichtskarte über Asien, 7) Vorderindien, 8) Hinterindien mit dem Archipel, 9) China und Japan, 10) Nordamerika. 11) Mittel- und Südamerika, 12) Australien und Polynesien. Allerdings fehlen diesen Karten sowohl die Gebirge wie die politischen Grenzen und somit der Farbenschmuck und infolge dieses Mangels machen sie beim ersten Anblick wohl einen etwas kahlen Eindruck. Allein diese aus Rücksicht auf die Wohlfeilheit des Werkchens gebotene Beschränkung wird reichlich aufgewogen nicht bloß durch die Sauberkeit der Zeichnung, sondern auch, was für den vorliegenden Zweck ganz besonders ins Gewicht fällt: durch die Übersichtlichkeit der Karten. Bei allem Streben nach möglichster Vollständigkeit in der Bezeichnung der Missionsgebiete und selbst der Hauptmissionsstationen ist die oft so verwirrende Überfüllung der Blätter glücklich vermieden. Soweit Referent die einzelnen

Karten gemustert hat, ist er nur hier und da auf einen kleinen Defekt gestoßen, z. B. auf dem Specialkärtchen über das Battamissionsgebiet, wo im Hochtobalande einige der neueren Stationen fehlen, die leicht noch Platz gefunden hätten; auf der Hauptkarte von China (resp. der von Hinterindien), wo ich das doppelt (Bapt. und China Inld. M.) besetzte Bhamo vermisse — doch sind das Kleinigkeiten, die vielleicht nicht einmal auf Rechnung einer Übersehung, sondern absichtlicher Weglassung seitens des Verfassers zu setzen sind. Mancher hätte vielleicht auch gern einen begleitenden Text zu den Karten gehabt; auch dieser fehlt, weil der Herausgeber der Meinung war, daß Gunderts bekanntes Buch: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten" ihn überflüssig machte. Ein Verzeichnis der Missionsgesellschaften, in dem nur einige kleinere jedenfalls absichtlich ausgelassen sind, ist beigegeben. Möge denn der handliche, für den Gebrauch in den weitesten Kreisen der Missionsfreunde höchst zweckmäßig eingerichtete und durchaus zuverlässige Atlas sich als ein willkommenes Hilfsmittel zum Studium der neueren Missionsgeschichte auch weithin einbürgern und zahlreiche Abnehmer finden. Der Verfasser ist mittlerweile ganz unerwartet gestorben.

2) **Jentzsch**: „Briefe aus China." (Im Selbstverlage des Schwagers des Verfassers R. Gärtner, Berlin W. Bülowstr. 98. 1883.) Neben einer sehr ausführlichen Reisebeschreibung, welche die reichliche Hälfte des Büchleins ausfüllt, recht anschauliche Schilderungen der ersten Eindrücke, Erlebnisse und Erforschungen eines angehenden Chinamissionars, die gerade nicht viel neues bieten, aber sich ganz hübsch lesen. Manches — zumal rein Persönliche — hätte ohne Schaden weggelassen und manches andere wohl noch gesichtet werden können.

3) **Hesse**: „Bischof Auers Leben." (Basel, Missionsbuchhandlung. 1883. 25 Pf.) Auer, ein Zögling der Baseler Missionsschule, trat nach etwa 3jähriger Arbeit auf der Goldküste 1862 in den Missionsdienst der amerikanischen Episkopalkirche und starb als Bischof in Kap Palmas am 16. Febr. 1874. Die durch Krankheit und Heimreisen wiederholt unterbrochene, selbstverleugnungsvolle afrikanische Missionslaufbahn desselben ist in dem vorliegenden Traktate kurz und anschaulich geschildert.

4) **Evers**: „Die rechte Art christlicher Missionsarbeit." Eine in Halle über Matth. 28, 18 ff. gehaltene frische Festpredigt, welche die Missionsarbeit als Berufsarbeit, Kirchenarbeit und Glaubensarbeit darstellt. (Halle, Fricke, 1883. 20 Pf.)

5) **Glootz**: „Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte." 1. Bd., 1. Hälfte. (Gotha, Perthes 1883. 9 Mk.) Ein händereich angelegtes, auf sehr umfassenden Specialstudien beruhendes bedeutendes Buch, dessen hier angezeigter Anfang erst einen kleinen Teil des Ganzen enthält. Nach einer 84 Seiten umfassenden Einleitung über „die spekulative Theologie im Organismus der Wissenschaft" folgt die für uns besonders wertvolle religionsgeschichtliche Partie, welche im ersten Teile: „Die Philosophie der Mythologie oder heidnischen Religionsentwicklung" behandelt. Dieser Teil zerfällt in 4 Bücher, deren erstes und kürzestes in 3 Kapiteln sich beschäftigt mit der „religionsphilosophischen Grundlegung der Religionsgeschichte" (1. die thatsächliche Allgemeinheit der Religion, 2. die elementaren Wissensmomente aller Religion, 3. die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion). Das zweite in 3 große Kapitel mit je 3 umfangreichen Unterabschnitten gegliederte Buch bringt dann „das mit dem Bewußtsein überwiegender Abhängigkeit des Menschen vom Menschen im Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein der Natur und „mongolischer Kulturvölker" zur Darstellung, kommt aber in der vorliegenden ersten Hälfte des ersten Bandes nur

bis zum zweiten Abschnitt des ersten Kapitels, also noch nicht bis zum Abschluß der Darstellung der afrikanischen Naturreligionen. Indem wir uns vorbehalten, auf die Gesamtanlage, Tendenz ꝛc. des inhaltsreichen und religionsgeschichtlich bedeutenden Werks zurückzukommen, sobald die Herausgabe etwas weiter fortgeschritten sein wird, bemerken wir jetzt nur, daß wir in der vorliegenden Arbeit eine zusammenfassende Darstellung des afrikanischen Religionswesens vor uns haben, wie sie unsres Wissens bis jetzt noch nirgends gegeben ist. Ob die überaus reiche Quellenliteratur, welche der Verfasser benutzt hat und in der übrigens auch die Missionsliteratur reichlich vertreten ist, nicht einer sichtenderen Kritik bedurft hätte, als sie gefunden zu haben scheint, das ist freilich eine andre Frage.

6) **von Nathusius**: „Katechismuspredigten nach der Ordnung des Kirchenjahres." 1. Teil. Vom 1. Advent bis Quasimodogeniti (Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 1883). Es ist hier nicht der Ort, unter dem homiletischen Gesichtspunkt auf diese jedenfalls praktischen, frischen, von jedem Doziertone freien und in ungezwungenen Formen sich bewegenden Predigten einzugehen; aber wir müssen ihrer auch dieses Ortes darum gedenken, weil uns bis jetzt noch keine Predigtsammlung vorgekommen ist, die einen solchen Reichtum an natürlich sich ergebenden Missionsbeziehungen enthalten hätte. Es ist unsrerseits oft betont worden, daß die Mission ein Grund- und Wesensgedanke des Evangelii sei, und daher nicht bloß in Missionsstunden und auf Missionsfesten, sondern vor allem in der sonntäglichen Gemeindepredigt ihrer oft gedacht, auch die Missionsgedanken der Schrift, wie die Missionsthatsachen der Geschichte häufig zur Illustration des Textes herangezogen werden müssen. Der Verfasser der vorliegenden Katechismuspredigten hat das wiederholt mit Wärme und Geschick gethan und darum reden wir ihnen auch aus diesem Grunde und an diesem Orte ein empfehlendes Wort.

7) Endlich machen wir noch auf das zum 400jährigen Lutherjubiläum herausgegebene „Verzeichnis der Leiter und Mitglieder des Königl. Prediger-Seminars zu Wittenberg" darum aufmerksam, weil es als Einleitung „zwei kurze anspruchslose Lebensbilder" enthält „von Brüdern, welche im Dienste der Mission sich aufgezehrt haben", nämlich die Biographie von Adam Kroleczyk, der als rheinischer Missionar in China und von Paul Robert Struve, der als Goßnerscher Missionar in Indien früh gestorben ist. Beide Biographien sind von dem Kandidat Strümpfel verfaßt, mit Wärme geschrieben und beruhen auf fleißigen Studien.

Bartholomäus Ziegenbalg als Bahnbrecher der lutherischen Mission.

Von Lic. Dr. Germann, Kirchenrat.

II.

Wie durch Sicherung eines Rückhalts an der freien heimatlichen Missionsliebe Ziegenbalg sich genügende äußerliche Missionsmittel zu verschaffen bemüht war, und wie er andrerseits durch gründliche Erlernung der tamulischen Sprache und Erforschung der Religion, wie des ganzen Wesens und Wissens der Tamulen ein persönliches Vorgehen auf bekanntem Terrain sich ermöglichte, hat der Schluß unsers ersten Artikels gezeigt. Ihn in der eigentlichen Missionsarbeit zu beobachten, ist unsere weitere Aufgabe.

Ein durchgehender Grundzug seines Arbeitens ist: das Nächstliegende zuerst zu thun, Seitenwege nur einzuschlagen, wenn der Hauptweg versperrt wurde, und naturgemäß einen Arbeitszweig aus dem andern sich entwickeln zu lassen. Er ist kein Mann der Theorie, aber die Missionstheorie hat seiner Praxis nachzugehen.

Unter den handschriftlichen Schätzen des Missionsarchivs in Halle befindet sich ein bisher übersehenes „Verzeichnis derjenigen Personen, so da durch die Verkündigung des Evangelii nach der allergnädigsten Verordnung Ihro Königl. Majestät zu Dennemarck und Norwegen 2c. vermöge Gottlicher Gnad aus dem blinden Heydenthum und zum Theil auch aus dem finstern Pabstthum von Anno 1707 den 12. May an bißhieher 1708 den 27. Sebt. zu unser reinen Evangelischen Religion gesammelt worden sind und auch annoch biß dato in unser Jerusalems-Kirche aus dem Wort Gottes von Ihrer Seeligkeit unterrichtet werden durch Bartholomäum Ziegenbalg und Heinrich Plütschau, Dienern Göttlichen Wortes an der Gemeinde zu Jerusalem.

Anno 1707 den 12. May 1. Friedrich, 2. Christian, 3. Conrad, des Herrn Commandantens Johan Siegmund Hasii Diener. 4. Sophia eine Sklavin des Zöllners allhier Nahmens Diedrich Utrup. 5. Hetwiga eine Criação oder aufgezogenes Mädchen der Prediger-Witwe allhier Nahmens Cidzil Abigael Bergs.

Den 22. Augusti 6. Magdalena eine Sklavin der jetztgedachten Witwen. 7. Anna eine Criação derselbigen.

Den 5. Sebt. 8. Andreas ein freyer Malabar, so anjetzo unser Schulmeister ist in unser Malabarischen Schule. 9. Johann Almede ein Mann von etlichen dreißig Jahren, so da unser Catecheta ist in der Malabarischen Sprache. 10. Anna des jetztgedachten Mannes seine Frau. 11. Francisca eine Tochter von selbigen. 12. Dawaschiai gleichfalls eine Tochter unsers Catechetens. 13. Dominica eine Frau von etliche dreißig Jahren, so da Handelschafft treibet.

Den 5. Sebtember. 14. Francisca eine Witwe von des verstorbenen Präsidenten der Catholischen Kirche allhier. 15. Maria der jetztgedachten Witwen ihre Mutter. 16. Arulai dieser Witwen verstorbenen Mannes rechte Tochter. 17. Maria Muddu derselbigen Witfrau angenommener Tochter.

Den 11. Sebt. 18. Johann Nicolaus Hallgraff Constabel allhier. 19. Johannes ein Sclave eines Corporals Fleckenberck genannt. 20. Catharina eine Sclavin der Frau Martinsen. 21. Elisabetha des vorgedachten Fleckenberg seine Sclavin. 22. Abraham ein Sclave, so da etliche 20 Jahr der Compagnie gedienet.

Den 23. Sept. 23. Andreas ein Criação des Herrn Wernings.

Den 24. Sept. 24. Clara eine freye Persohn von etlichen 20 Jahren.

Den 1. Octob. 25. Arulappen ein Knabe von freyen Malabaren, so aber nunmehro gestorben. 26. Tirapureian ein Mann schon von ziemlichem Alter, der sich vom Ackerbau ernehret. 27. Nallai dieses Mannes sein Weib. 28. Arulappen oder Johannes ein Sohn des jetztgedachten Mannes, so da in unsern Diensten stehet. 29. Anna Amme dessen Tochter von 11 Jahren. 30. Arulai dessen Tochter von 10 Jahren. 31. Mariai dessen Tochter von 8½ Jahren. 32. Maria Muddu dessen Tochter von 5 Jahren.

Den 16. Oct. 33. Martha eine Sclavin von der Prediger Witwe. 34. Christian ein freier Malabar, so in des Herrn Commandantens Diensten stehet. 35. Anna dessen Frau.

Den 4. Nov. 36. Juliana eine Sclavin des Herrn Bruns. 37. Eine andere Sclavin, die noch getauft werden soll.

Den 14. Nov. 37. [sic] eine Sclavin von Herrn Werning, so gleichfalls noch getauft werden sol. 38. Isaak ein Sclave der Frau Commandantin. 39. George ein Knabe, so an der Information der Jugend dienet in der Portugiesischen Sprache. 40. Martha eine Sclavin des Hallgraffens.

Anno 1708 den 8. January. 41. Otto Friedrich unser Präceptor an der Portugiesischen Schule.

Den 21. Jan. 42. Christiana eine angenommene Tochter Herr Bürges.

Den 28. Jan. 43. Nicolai ein Criação des Hrn. Wernings, so aber nunmehro gestorben.

Den 29. Jan. 44. Constancia eine freie Persohn. 45. Matthaeus der jetztgedachten Frau ihr Sohn. 46. Constantia ein Sclavin des Ober-Constabels.

Den 30. Jan. 47. Magdalena eine Sclavin des Herr Bruns.

Den 31. Jan. *48. Christian ein junger Mensch etwan von 18 Jahren, so da Vater und Mutter verläugnete und nunmehro denen Blanken dienet. 49. Thomas ein Knabe von 7 Jahren.

Den 7. Febr. 50. Hagar eine Sklavin des Herrn Johann Hassels Predigers allhier.

Den 8. Febr. 51. Anthoni eine vater- und mutterlose Wayse, so bey uns dienet.

Den 12. Febr. 52. Rajappen oder Petrus ein freyer malabarischer Mensch, so anjetzo unser Schulmeister ist in unser malabarischen Schule. 53. Antoni de Cruz ein Knabe von 12 Jahren.

Den 15. Febr. 54. Arlandi Sabri ein junger Mensch etwan von 15 Jahren, so da in unsern Diensten stehet.

Den 27. Febr. 55. Sara eine Sklavin von der Frau Commandantin.

Den 4. Mart. 56. Johannes ein angenommener Knabe von Hrn. Secretair Attrup.

Den 5. Mart. 57. Antonia eine Sclavin der Frau Martinsin.

Deu 11. Mart. 58. Clas ein freier malabarischer Mensch, so beym Lieutnant in Diensten stehet.

Den 12. Mart. 59. Matthias des Herrn Wernings Diener. 60. Sigmund des Herrn Bruns Diener. 61. Piter ein Criação des Herrn Krahes.

Den 14. Mart. 62. Christina eine Sclavin des Apothekers allhier.

Den 7. April. 63. Anna Christina ein kleines Kind.

Den 11. April. 64. Niclaus ein kleiner Knabe.

Den 24. Apr. 65. Johannes ein Sclave des Schiffers Rasch.

Den 2. May. 66. Nicolai ein Criação des Hrn. Kreyers.

Den 3. May. 67. Dorothea Sophia ein kleines Kind.

Den 20. May. 68. Andreas des Herrn Krahens Diener. 69. Anna

dessen Weib. 70. Lehna dessen Tochter. 71. Martha eine Criação von unsern Katecheten etwa von 20 Jahren.

Den 25. Jun. 72. Antoni des Herrn Bruns Diener. 73. Mette der Frau Brunin ihre Amme. 74. Nicolai ein Criação unsers malabarischen Catecheten, so bey Pater Johann Hassel dienet.

Den 18. July. 75. Petrus ein Knabe von zwei Monat, so da von einer Malabarin einer Witwen nahmens Appolonia geschenkt wurde.

Den 12. Aug. 76. Samuel ein Knabe von sieben Jahren, so in unser malabarischen Schule unterhalten wird. 77. Gabriel dessen Bruder, so gleichfalls in unser Schule ist, seines Alters vier Jahr. 78. Maria ein Mädgen von drei Jahren, so ebenfalls in unser Schule ist.

Den 19. Aug. 79. Martha eine Sclavin des Sergantens Bürges.

Den 27. Aug. 80. Adam ein Vater der vorgedachten Kinder, so nunmehro schon bei ziemlichen Alter. 81. Eva die Frau des jetzt gedachten Mannes. 82. Philippa eine Portugiesische Frau des Johan Hallgraffs Eheweib. 83. Nicolai ihr Sohn. 84. Lehna des Hallgraffs seine Tochter, so er mit seiner vorigen Frau gezeuget hat, so da gleichfalls eine Papistin gewesen. 85. Antonia gleichfalls eine Portugiesische Frau, so da einen Lutherischen Mann hat.

Den 2. Sept. 86. Maria eine Tochter des vorgedachten Adam und Eva etwa von 24 Jahren. 87. Martha eine freye Malabarin. 88. Alexander ein freyer Mensch, so seiner Profession ein Koch ist. 89. Diogo ein junger Mensch von 22 Jahren, so aus einer ansehnlichen Familie ist und nunmehr zu Schiffe Kaufhandel treibt. 90. Antoni ein Leibeigner des Hrn. Uttrup.

Den 8. Sept. 91. ein kleines Kind des Hrn. Krahes Dieners Tochter Nahmens Andreas.

Den 9. Sept. 92. Ole Olluffsen Thoren unser Präceptor bei den Portugiesischen Kindern. 93. Jens unser Schreiber. 94. Carl Dendas ein Knabe von 19 Jahren, so Malabarisch lernet und von uns gebrauchet wird.

Den 22. Sept. 95. Johanna Kleinrathin des hiesigen Buchbinders Frau. 96. Maria der jetztgedachten Frau ihre Tochter.

Den 24. Sept. 97. Manuel de Coste, so zu unserm Portugiesischen Catechet angenommen worden. 98. Petrus des jetztgedachten Mannes Sohn. 99. Ein freyer Malabarischer Knabe etwan von 16 Jahren, so annoch getauft werden soll. 100. Noch ein frey malabarischer Knabe von 15 Jahren, der bishero nunmehro schon lange im Christenthum ist unter-

richtet worden und bald getauft werden soll. 101. Eine Sclavin des Herrn Wernings, so gleichfalls noch getauft werden soll."

Dies für die Missionsgeschichte Indiens lehrreiche Verzeichnis von etwa 40 Aufnahmen und Taufen sagt bei genauerer Betrachtung mehr über die damaligen Verhältnisse Trankebars und die von den Missionaren befolgte Methode, als eine lange Auseinandersetzung klar zu machen vermöchte. In noch nicht zwei Jahren war eine portugiesische und tamulische Gemeinde von etwa 100 Seelen gesammelt, welche aber in ihrem portugiesischen Teil fast nur aus Sklaven oder Zugehörigen angesehener Beamten oder geistlichen Familien bestand, die bisher zur katholischen Gemeinde sich gehalten hatten oder ungetauft gelassen waren, zu deren tamulischem Teil Missionsangestellte mit ihren Familien gehörten und eine Zahl ganz kleiner Kinder, die in die Schule, offenbar Kostschule, aufgenommen waren, darunter ein geschenktes. Doch sind auch eine Reihe unabhängiger Elemente gewonnen. Für die Erbauung beider Gemeinden ist eine kleine Kirche erbaut, es bestehen zwei Schulen, und zur Unterstützung oder zur Vertretung der Missionare bei ihren gottesdienstlichen Funktionen und zur Missionsunterweisung ist aus den katholischen Missionen das Katechetenamt herübergenommen.

Bis zur Landung der evangelischen Missionare hatte es als selbstverständlich gegolten, daß alle Sklaven gemischter Herkunft, selbst der dänischen Pfarrhäuser, zur katholischen Kirche gehörten, die tamulische Bedienung aber bei der väterlichen Religion blieb. Eine Fortdauer dieses Verhältnisses hätte den Tamulen deutlicher als alles andere gesagt, daß die Evangelischen Trankebars von der Mission ihrer eigenen Kirche nichts wissen wollten, ja sie verachteten. Darum war es nicht Proselytenmacherei, nicht Übergreifen in fremden Beruf, wenn die Missionare sich ihrer vielen, kirchlich ganz verlassenen deutschen Landsleute annahmen und so in Trankebar erst eine andere kirchliche Temperatur hervorriefen und dann durch mancherlei Kämpfe es durchsetzten, daß die Sklaven evangelischer Christen ihnen zur Unterweisung zugewiesen wurden.

Die Unterweisung jener ersten fünf Portugiesen hatte vom 6. Nov. 1706 bis zum 12. Mai 1707 gedauert, tamulischer Katechumenenunterricht war am 22. Januar 1707 eingerichtet und die Taufe der sechs ersten Tamulen fand nach unserm Verzeichnis am 5. September statt. Der Unterricht währte also 6—8 Monate und zwar wurde täglich zwei Stunden in jeder Sprache unterrichtet. Dem Unterricht wurde der kleine lutherische Katechismus zu Grunde gelegt in der Reihenfolge der Hauptstücke. Das erste von Ziegenbalg ins Tamulische übersetzte Buch war daher auch

Luthers kleiner Katechismus. Bereits am 28. Juni 1707 war die Übersetzung fertig gestellt, und seitdem war es Aufgabe des Katecheten ihn durch Vorsagen wörtlich lernen zu lassen. Diejenigen Katechumenen, welche zur Annahme der Taufe oder als Katholiken zur Aufnahme tüchtig erkannt wurden, wurden den letzten Monat oder länger besonders von der Ordnung des Heils und der rechten Art des Christentums informiert und ihre Taufe oder Aufnahme acht Tage vorher abgekündigt.

Am 14. August 1707 hielt nach Plütschaus portugiesischer Predigt, Ziegenbalg die tamulische Predigt zur Einweihung der kleinen Jerusalemskirche. Seitdem predigte er regelmäßig allsonntäglich zuerst in 26 Glaubenspredigten die christliche Lehre entwickelnd, dann über die herkömmlichen Perikopen. Freitags behandelte er zuerst in 13 Predigten, die er wie die Sonntagspredigten wörtlich auswendig lernte, über Christi Leben, dann ging er zur Behandlung des Katechismus in katechetischer Weise über, Mittwochs wurde die Sonntagspredigt katechetisch wiederholt. Für den gottesdienstlichen Gebrauch wurden die Formulare des dänischen Rituals übersetzt und so der Kern einer Agende hergestellt. In der Kirche wie bei den regelmäßigen häuslichen Betstunden wollte es ohne Gesang nicht gehen, und Ziegenbalg fertigte tamulische Kirchenlieder im Ton des Magnifikat, also psalmodierend zu singen. Der Anfang zum Gesangbuch war gemacht.

Im November und Dezember 1707 war zunächst eine portugiesische, dann eine tamulische Schule förmlich eröffnet, die tamulische unter zwei Lehrern, deren erster der tamulische Erstling Andreas, bis dahin Ziegenbalgs Diener, in Ziegenbalgs Wohnung. Acht tamulische Kinder wurden in Kost und Nahrung freigehalten, ebenso einige portugiesische. Aber Ziegenbalgs Plan ging weiter, wie aus einem Brief vom 22. August 1708 an Lütkens hervorgeht: „Ich habe mit meinem Kollegen zu der Jugend eine dermaßen große Liebe, daß wir beiderseits beschlossen alle Kinder, so da mit ihren Eltern zu unserer Gemeinde treten möchten, frei zu unterhalten, daß wir sie desto besser nach unserer eignen Hand erziehen könnten und unter ihnen stets solche Leute finden möchten, so da künftig zur Ausbreitung der christlichen Religion könnten gebraucht werden. Wir wünschen aber hierbei sehr, daß allhier möchte eine malabarische und portugiesische Buchdruckerei können angestellt werden, damit man nicht so gar viel Unkosten auf das Abschreiben der Bücher wenden dürfte.“ Die zum Gebrauch der Gemeinde und zur Verteilung unter den Heiden verfaßten Bücher wurden bei dem kostspieligen Abschreiben so verfälscht, daß bisher nur die 26 Sonntagspredigten von ihm hätten an Heiden ausgeteilt

werden können. Ja, auf das große Werk der Bibelübersetzung denkt er schon in jener frühen Zeit: „Meine meiste Sorge aber gehet anjetzo dahin, daß die heilige Schrift und das liebe Wort Gottes in dieser Malabaren Sprache möge übersetzet werden als das Fundament der christlichen Kirche: warum ich auch Gott täglich anrufe, daß er mich hierzu tüchtig und geschickt machen möge. Es wird aber solches Werk von mir noch nicht unter zwei Monaten können angefangen werden wegen der vielfältigen Arbeit, die ich jetzt unter Händen habe, und weil ich resolvirt bin, annoch vorher diejenigen Autoren zu repetieren, die in der malabarischen Sprache den besten und fließendsten Stylum schreiben."

Mit Heiden und Muhammedanern persönlich sich zu unterreden, ergriff er schon damals jede Gelegenheit. Sie wohnten nicht nur den öffentlichen Predigten und Katechesen bei, sondern suchten ihn auch fleißig im Hause auf, wo sie ihn auch allezeit zu Gesprächen bereit fanden, „da ich stets mündlich mit ihnen diskuriere und ihr heidnisches Wesen widerlege." Er selbst besuchte sie wieder in der Stadt und auf den Dörfern, machte im Juli 1708 die erste Predigtreise ins Land hinein. Als die vorgesetzten zwei Monate fast abgelaufen waren, wurde mit Gebet und dem sorgsamsten Fleiß am 17. Okt. 1708 die Bibelübersetzung begonnen.

Alles war im besten Fluß, aber unter wie viel Kreuz und Anfechtung war es so weit gekommen: im Herbst 1707 eine schwere Krankheit Ziegenbalgs, Streitigkeiten mit dem katholischen Priester, den dänischen Predigern, dem Kommandanten anläßlich des Kirchenbaues, Umschlagen des Bootes mit den ersten Missionsgeldern auf der Rhede von Trankebar und dabei ein so verdächtiges Verhalten der Missionsfeinde, daß der Verdacht nahe lag, es sei solch Unglück entweder veranstaltet, oder doch die Wiedererlangung des Geldes absichtlich vereitelt. Und doch solch ein freudiger Hoffnungston, solche Zukunftspläne in Ziegenbalgs Briefe — die Klagebriefe waren zerrissen, weil der Kommandant heuchlerisch kurz vor Abgang der Schiffe Abstellung aller Beschwerden versprochen hatte, um gleichzeitig seine Verläumdungen nach Europa zu schicken und sich für die Ausführung seiner Rachegedanken zwei Jahre Zeit zu verschaffen. Vom 19. November 1708 bis 26. März 1709 mußte Ziegenbalg in dem gemeinen ungesunden Gefängnis schmachten, und seines Kollegen Plütschau Wirken wurde durch Verbot auf Verbot und Innehaltung des Salars lahm gelegt, getaufte Sklaven nach auswärts verkauft, der Sprachlehrer Aleppa schimpflich verwiesen, alle Anhänger der Mission eingeschüchtert oder offen verfolgt. Als Ziegenbalg freigelassen wurde, hörten die Hindernisse keineswegs auf, sondern blieben sich Jahre lang gleich, nur daß seit dem großen

Freudentage des 20. Juli 1709, welcher drei Gehilfen Gründler, Bövingh und Jordan[1]) nebst Geldern, Büchern und Briefen brachte, zu den äußern Feinden sich innere Zwietracht gesellte auf Anstiften des orthodoxen Bövingh. Es gingen alle Wetter über diese erste deutsche evangelische Mission, doch sie erstarkte, wuchs und reinigte sich von menschlichen Schwächen unter der Verfolgung.

Zunächst wurde ein eigenes größeres Missionshaus angekauft trotz Bövinghs Widerspruch. Bald wurde an Ausdehnung des Werks auf die Dörfer des dänischen Gebiets gedacht, und Ankäufe und Bauten in den beiden Hauptorten Poreiar und Tilleali ausgeführt, doch die vom Kommandanten für die zweite Außenstation Tilleali für Bövingh gebotene Förderung war lediglich eine Falle, um einen feindlichen Überfall zu veranlassen und so die Gewaltthätigkeiten der Vergangenheit und weitere von der Kompanie-Direktion befohlene Hinderungen zu rechtfertigen. Da Ziegenbalg sich in Trankebar überall gehindert sah, arbeitete er um so eifriger an der Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Grundtext — am 31. März 1711 war die Arbeit vollendet — und suchte Gelegenheit zur Heidenpredigt außerhalb des dänischen Gebiets. Zwar der Versuch, in tamulischer Kleidung in das Reich Tanjore missionierend vorzudringen, mißlang, und er befand sich abends wieder im Missionshause, doch benutzte er seine Reisen nach der holländischen Kolonie Nagapatam und der englischen Madras und den notgedrungenen längeren Aufenthalt im Norden, um Gespräche mit Hindus anzuknüpfen und zum Abschied geschriebene Traktate zurückzulassen, auch einen regen Briefwechsel einzuleiten, ja in Nagapatam kam es zu einer regelrechten feierlichen Disputation in Gegenwart des holländischen Kommandanten und seiner Beamten, wie aller angesehenen Hindus des Orts. Er machte Pläne zu einer Missionsreise nach Ceylon, ja wenn es dem dänischen Kommandanten gelungen wäre, ihm auch in den indischen Kolonien anderer Mächte das Missionieren unmöglich zu machen oder in Kopenhagen seine Rückberufung durchzusetzen, so wäre er nach Hinterindien gegangen, auf die freien Liebesgaben aus Deutschland und auch schon aus England sich stützend.

Diese Teilnahme weiterer Kreise machte die Feindseligkeiten des Kommandanten weniger hemmend, seit aus England 1712 eine lateinische Presse kam, auf der zunächst ein Büchlein „vom verdammlichen allgemeinen

---

[1]) Zu erläutern ist die Angabe (Germann, Ziegenbalg und Plütschau I, 166), daß Jordan „auf eigne Hand" nach Kopenhagen gegangen sei. Lange und die verbundenen Berliner Freunde sandten ihn ohne Auftrag. Er empfing keine königliche Bestallung und wurde auf der Reise und in Trankebar aus freien Missionsgaben unterhalten.

Heidentum" erschien, um deutschen Lesern die Notwendigkeit der Heidenbekehrung zu erweisen, und aus Halle Mitte 1713 eine tamulische Presse mit drei geschulten Arbeitern. Eine Bußpredigt an die Hindus vom verdammlichen Heidentum und der lutherische Katechismus waren die ersten tamulischen Drucke, und nach erneuter Durchsicht begann Ende des Jahres der Druck des Neuen Testaments.

Bövingh hatte Indien in Groll verlassen. Ziegenbalg erkannte längst die Notwendigkeit einer Heimreise, um in Kopenhagen und Deutschland die Sachlage aufzuklären, und die Hindernisse zu beseitigen, aber der Kommandant verbot nicht nur den dänischen Schiffen seine Aufnahme, sondern hinderte auch eine Passage nach Madras auf englischen Schiffen, nur durch schnelles Handeln gelang es dort für Plütschau ein Schiff zu erlangen. Lütkens war gestorben in des Königs Ungnade, zwei in Missionssachen an seine Stelle berufene Professoren waren Nationaldänen und Orthodoxe; was deutschen Pietisten draußen in Trankebar für Hindernisse bereitet wurden, ging ihnen nicht zu Herzen. Sie rieten auf die Berichte Bövinghs und Plütschaus zu einer Amnestie zwischen Ziegenbalg und dem Kommandanten. Bei den Verhandlungen hierüber gewährte der Kommandant vertraulichen Einblick in die geheimen Instruktionen seiner Kopenhagener Vorgesetzten, die Mission zu hindern. Dies erkennen, die Amnestie aufrichten und mit Jordan das Schiff zur Heimkehr besteigen, während das Missionswerk Gründler befohlen blieb, war schneller Mannesentschluß und wahre Mannesthat.

Ist er uns in Indien als Bahnbrecher in der Missionsarbeit erschienen, der kein christliches Mittel unbenutzt und unversucht ließ, so weit es damals möglich war, als Held in geduldigem Ertragen von Leiden, ohne sich irgendwie vom Verfolgen seines Zieles abbringen zu lassen, so ist die Benutzung seines Aufenthalts in der Heimat, sein stetes Wirken in Dänemark, Deutschland und England, vor der Fürsten Thronen, auf den Kanzeln, im Freundeskreis bewundernswert. Zwar wurde er gleich bei der Landung mit dem Titel Missionspropst begrüßt, und war also schon erreicht, was er nach dieser Seite hin erstrebte, die Einrichtung eines Regimentes in der Mission, um Differenzen der Missionare unter sich unschädlicher zu machen, zwar bekam er sofort die freudige Kunde von der Errichtung einer eigenen heimischen Missionsbehörde, des Missionskollegiums und der Fundierung der Mission aus den Posteinkünften, aber es blieben noch genug Vorurteile zu zerstreuen, namentlich auch in Halle, welches inzwischen anstatt Berlin der Sitz der deutschen Missionsliebe geworden war. Alles gelang über Erwarten, auch flossen ihm reichliche Kollektenerträgnisse

zu — die ersten förmlichen Landeskollekten wurden in Württemberg und Meiningen bewilligt —, und als er zurückreiste, ging er nicht allein, in einer früheren Merseburger Schülerin hatte er eine Gehilfin, eine Frau gefunden.

Im August 1718 nach 21monatlicher Abwesenheit landete Ziegenbalg, erquickt an Leib und Seele im Tamulenlande, nach Menschengedanken zu einer hoffnungsvollen Erntearbeit, hatte doch Gründler inzwischen auch nicht gerastet. Auf der Landreise von Madras nach Trankebar sah er schon die Steine gebrochen zu dem neuen soliden Kirchbau, für den er in der Heimat die Gelder kollektiert, er fand in und bei Trankebar das Werk durch mancherlei äußere Einrichtungen z. B. eine Papiermühle erweitert, mit der Weberei und Buchbinderei darauf berechnet, die beim Übertritt brodlos werdenden Hindus zu beschäftigen. Nun wurde mit großer Umsicht und Solidität eine neue große in einfachen Formen gehaltene Jerusalemskirche gebaut. Ein Seminar wurde mit 8 Zöglingen eröffnet. Ziegenbalg sah im Geist, da er als Propst Ordinationsrechte besaß, schon einen eingebornen geistlichen Stand. Er schrieb für die Seminaristen eine Theologia thetica und übersetzte Speners Katechismus, für Heidenpredigt ließ er vor seinem mitten in der eingebornen Stadt erkauften Gartenhaus ein Pandel errichten, und dreimal wöchentlich ward hier den Heiden zusammenhängend und katechetisch gepredigt. Dazu setzte er fleißig die Übersetzung des Alten Testaments fort, mit seinem Kollegen Gründler arbeitete er in Harmonie, und ein neuer Kommandant förderte seine Pläne. Die Übertritte mehrten sich aus den besseren Klassen, aus den Sudras. In der Gemeinde wurde in Anlehnung an die heimischen Gebräuche, doch in freier Umgestaltung, wo es die Landessitten erheischten, ein guter kirchlicher Brauch nach dem andern aufgerichtet, mit Bewilligung der Obrigkeit ein Konsistorium für Kirchenzucht gebildet, kleinere Streitigkeiten unter Gemeindegliedern an Schiedsgerichte gewiesen. Ziegenbalg sah sich am Ziel seiner Bestrebungen. In der Blüte der Jahre, ein mittlerer Dreißiger hatte er eine große Wirksamkeit vor sich.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Unerwartet ward dem ganzen Trankebarer Missionswerk die Axt an die Wurzel gelegt durch Erlasse des Missionskollegiums, durch Briefe des Sekretärs Wendt. Während Ziegenbalg strebte Trankebar fest zu konsolidieren und für alle Zukunft zum Stütz- und Ausgangspunkt der indischen Mission zu machen, forderte das Kollegium eine apostolische Mission ohne alles äußere Beiwerk, ohne Kirchenbauten, ohne Missionshäuser u. dgl., ein einfaches Zeugen vom Evangelium durch Wandern von Ort zu Ort. Diese Forderung kleidete Wendt in heftige persönliche

Vorwürfe über die Verweltlichung, Bequemlichkeit der Missionare. Ziegenbalg war innerlich tief ergriffen, er prüfte in aller Geduld seine bisherige Arbeit, und dann schrieb er am 15. August 1718 eine Antwort auf diese vermeintlich apostolischen Missionsgedanken, so maßvoll und so entschieden, eine Missionsthat. Der Brief aber war mit seinem Herzblut geschrieben. Der Widerstand von dieser Seite ging ihm ans Innerste, seine Körperkraft war gebrochen, und am 24. Februar 1719 ward der Begründer der evangelischen Mission in Indien vor dem Altar der wenige Monat vorher eingeweihten Jerusalemskirche eingesenkt unter allgemeinster Trauer, im Tode ein Sieger, denn die Todesnachricht machte die sog. apostolischen Missionspläne verstummen, Wendt schied aus dem Kollegium, und Ziegenbalg lebt im Gedächtnis der dankbaren Nachwelt als Bahnbrecher der lutherischen Mission in Indien.

Mádura.

Missionsvortrag von Missionar A. Mayr.

Mádura am Fluße Weiga gelegen mit etwa 20000 Einwohnern, ist zur Zeit die Hauptstadt des Distriktes Mádura, gelegen in der sog. Madrás-Präsidentschaft Ostindiens. Dieser Distrikt ist etwa 1/3 kleiner als das Königreich Hannover, hat aber eine größere Einwohnerzahl, nämlich mehr als 2 1/4 Millionen, also eine Bevölkerungsdichtigkeit von 99 auf einen qkm, wie etwa in Baden. Unter den Einwohnern sollen über 100000 Christen (meistens römisch-katholische) und gegen 150000 Mohammedaner sein. Dieser Distrikt ist einer von den 20 Distrikten oder Kollektoraten, welche zu jener Präsidentschaft gehören; und diese Präsidentschaft, welche an Flächeninhalt wie an Einwohnerzahl (31 1/4 Million) nur wenig hinter Großbritannien mit Irland zurücksteht, ist an Größe etwa der 11. Teil — und der Einwohnerzahl nach etwa der 8. Teil von ganz Ostindien mit seinen 250 Millionen Menschen.

Der Distrikt Mádura ist ein Teil des von den Tamulen bewohnten Landstriches, der sich an der Ostküste Südindiens von Madras bis an das Kap Komorin an der Südspitze dieser großen Halbinsel herunter zieht; der Volksstamm der Tamulen, welcher zu den Draviden gehört, zählt gegen 15 Millionen. Eine der drei südindischen Eisenbahnlinien durchzieht das ganze Tamulland von der Hafenstadt Madras an bis hinunter nach Tutikorin, der südlichsten Hafenstadt Ostindiens in einer Länge von 445 engl. Meilen (1 deutsche geogr. Meile = 4,61 engl. Meilen, und 1 engl. Meile = 1,609 km). Morgens früh um 7 Uhr setzt man sich in Madras

in die Eisenbahn (nur Personenzüge und Güterzüge werden dort unterschieden) und fährt über Kudelur (Cuddalore) und Combaconum und Tanjore nach Tritschinopoli (250 Meilen), wo man nachts um 3 Uhr ankommt, dann weiter nach Mádura (345 Meilen), wo man am folgenden Morgen nach 10 Uhr ankommt, dann nach Tutikorin bis 7 Uhr — eine 36stündige Fahrt; draußen fährt man aber auch viel langsamer als hier zu Lande, dort 12½ engl. Meilen = 20 km, hier 35—40 km in der Stunde.

Nach der Hindu-Legende regierte in grauer Vorzeit ein Ukkira Pándian, der Stammvater der Pándian-Dynastie, in Mádura; er wird genannt der Sprößling eines Götter-Paares, des Gottes Siwa, der in Sundira Pándian Mensch geworden sei, und seiner Gemahlin Parwati, der Fischäugigen; die Hindus liebten es, alles Gute, Große und Herrliche unmittelbar auf einen himmlischen, göttlichen Ursprung zurückzuführen, wie sie z. B. auch vom Flusse Ganges aussagen, daß er aus des Himmels Höhen entspringe, als ob sie das Wort Jak. 1, 17 hätten bildlich darstellen wollen, oder sie schauen in allem Großen und Herrlichen eine unmittelbare Manifestation ihrer Götter.

Daß vor mehr als 2000 Jahren in jenem Lande ein Pándian-Reich bestanden hat, wissen wir bestimmt aus den uns aufbehaltenen Schriften des griechischen Schriftstellers Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert n. Chr. in Alexandrien gelebt und ein großes geographisches Werk geschrieben hat; dieser Schriftsteller erwähnt auch die Stadt „Modura" und ihre Fürsten und Kunstbauten; bis zum 9. Jahrhundert n. Chr. hat daselbst die Mahá Sánkam, ein berühmtes Gelehrten-Kollegium (eine Art Sorbonne), bestanden. Mádura war also schon ein blühender Kulturstaat zu einer Zeit, als das Volk Israel in der babylonischen Gefangenschaft weilte, zu einer Zeit als das alte Rom noch in seiner ersten Entwickelung begriffen war, zu einer Zeit, als unsere Vorfahren noch als sogenanntes uncivilisiertes Volk in den Wäldern hausten. Aus jenen alten Zeiten wird uns eine merkwürdige Anekdote erzählt. Tiruwalluwer, der Verfasser des berühmten Kurals, einer Sammlung von Sinnsprüchen, welche eine feine Moral verkünden und wahrscheinlich dem in Indien einige Jahrhunderte v. Chr. entstandenen Buddhismus ihren Ursprung verdanken, und deren Inhalt wie Form (in hochtamulischen Versen) noch heute die Bewunderung der europäischen Gelehrten erregt, — dieser Tiruwalluwer war nach Mádura gekommen, um vor dem Forum jener Mahâ Sánkam für sein Werk öffentliche Anerkennung zu finden. Die Herren Professoren, die selten oder nie etwas für gut befanden, wenn es nicht einen aus ihrer Zunft zum Ver-

fasser hatte, erschraken förmlich beim Lesen jenes Gedichtes, „wie wenn der Tiger auf die Schafheerde stürzt, wie wenn das Feuer den Bambuswald faßt.“ Und o Wunder, auf ihre verfänglichen examinatorischen Fragen antwortete Tiruwalluwer aus dem Stegreif in hochtamulischen Versen. Aber noch versagte ihr Stolz dem Tiruwalluwer (der nicht wie sie Brahmine, sondern aus niedriger Kaste geboren sein soll) die Anerkennung und sann auf eine neue Ausflucht. „Tiruwalluwer!“ sprachen sie, „wenn diese Bank, auf welcher wir sitzen, mit einem wirklich wertvollen Werke in Berührung kommt, so macht sie von selber Platz und duldet nur solches Buch auf sich. Trifft das bei deinem Kural ein, so kannst du unsers Beifalls gewiß sein.“ Tiruwalluwer legte sein Werk stolzen Mutes auf die goldene Bank, und siehe da, sie schrumpfte mit einem Male zusammen, so daß nur Platz für den Kural blieb, und die 49 Professoren Hals über Kopf in den Lotusteich geschleudert wurden; aus diesem heraus gerettet priesen sie dann in 49 Versen den göttlichen Dichter und seinen hl. Kural. An einem prächtig ausgemauerten Teiche, in dessen Mitte eine kleine Pagode steht, — etwas außerhalb der Stadt, — zeigt man noch heutigen Tags an dessen Rande eine offene Halle, in welcher jene goldene Bank, auf der jene Sanskrit-Gelehrten über neue literarische Werke zu Gericht saßen, gestanden haben soll.

Diese Sage will uns Bericht geben von einem großen Kampf der Geister jener Zeit im Tamulenlande. Die Sanskritsprache hatte damals die Alleinherrschaft unter den Gelehrten Ostindiens; es war die Sprache der Wissenschaft, und wer nicht Sanskrit verstand, konnte kaum die Ehre „ein Gebildeter zu sein“ beanspruchen; es verhielt sich damit etwa so, wie im Mittelalter mit der Herrschaft der lateinischen Sprache gegenüber der deutschen. In Tiruwalluwer sehen wir das Volk der Tamulen repräsentiert, wie es sich aus der Fremdherrschaft losringen will, aus der Herrschaft der fremden Sanskritsprache, und wie es versucht, der eigenen Muttersprache (der Tamulsprache) ihr Recht und ihre Ehre zu erringen; und dieser Kampf ist zu einem siegreichen Ende gekommen.

Jenes Pándian-Reich hat bis ins 14. Jahrhundert nach Christo bestanden; 72 oder 73 Fürsten werden von demselben aufgezählt; aber Streitigkeiten um die Thronfolge haben dasselbe geschwächt; 1324 fiel es in die Hände mohammedanischer Fürsten; mit diesen begann eine schwere Zeit der Bedrückung und Verfolgung der Hindus; die Sultane wollten ihre Religion zur herrschenden erheben und verfolgten die Anhänger des Brahmanentums, die Götzendiener. Der tamulische Volksmund kennzeichnet

jene Drangsalszeit mit den Worten: „Leib und Leben und Habe der Bewohner war wie ein Blumenkranz in der Hand eines Affen.“

Die böse Wirtschaft jener Sultane (es waren ihrer acht der Reihe nach) gefiel selbst dem Großsultan in Delhi nicht, und mit seiner Gunst gelang es einem mächtigen Feldherrn aus dem nördlich gelegenen Telugulande, der Herrschaft der Sultane ein Ende zu machen.

Von 1420—1737 regierte das Geschlecht dieses Feldherrn, eines Naiken, und dieses Naiker-Geschlecht steht noch heute in guter Erinnerung bei den Bewohnern von Mádura; unter diesen Fürsten ragt besonders einer, mit Namen Tirumala Naiken, hervor; sein Ruhm wird noch vom Volksmunde besungen, von seiner Pracht zeugen noch die vorhandenen Kunstbauten; er lebte in der Mitte des 17. Jahrhunders; der von diesem Fürsten erbaute, oder jedenfalls erweiterte Palast bekundet eine Architektur, feiner als man sie sonst in Indien findet; im Anblick dieses Baues hätte Goethe jenen Vers: „In Indien möcht ich selber leben, hätt' es nur keine Steinmetzen gegeben“ ungeschrieben gelassen. Der Palasthof bildet ein großes Viereck, umgeben von Hallen, welche auf mächtigen runden Säulen ruhen und dem Eingange gegenüber in einer höheren, sehr großen und hoch gewölbten Centralhalle zusammenlaufen; vor etwa zehn Jahren ist dieser Palast von der englischen Regierung mit einem Kostenaufwand von 200 000 Mark restauriert worden; Gerichtshöfe und andere öffentliche Ämter sind nun in jenen Räumen untergebracht. In seinem Baustil merkt man den mohammedanischen Einfluß.

In einiger Entfernung von diesem Palast steht die berühmte Minátschi-Pagode, zu welcher man durch das auch von jenem Tirumala Naik erbauten Mándabam gelangt; dieses ist eine offene, großartige Säulenhalle, 312' lang und 125' breit, und dient noch heute als Herberge und Sammelplatz der Festpilger; in sechs Reihen stehen die 25' hohen Granitsäulen (meistens Monolithe), mit Skulpturen geziert, und tragen das flache Dach von Granitplatten; der fürstliche Erbauer mit seinen sechs Frauen ist an jenen Säulen in Granitstein ausgemeißelt in Lebensgröße zu sehen. Beim Auftritt in dieses Mándabam ziehen ein paar Pferdefiguren an den Säulen angelehnt, und mit den Säulen aus einem Stück in Relief gehauen, in aufspringender Stellung, die Bewunderung der Besucher auf sich, ihrer feinen Ausführung wegen. Die Pagode selbst ist ein großer Tempelhof, der mehrere Pagoden und Hallen in sich schließt. Auch allerlei Spielereien der Steinmetzkunst werden gezeigt, so z. B. eine steinerne Kugel, die in dem offenen Rachen eines fabelhaften Greifen herumgerollt werden kann, ohne herauszufallen,

weil durch die Zähne gehalten; an einer anderen Stelle sieht man aus Granit gemeißelte, in ihren Gliedern bewegliche Ketten; wieder an einer anderen Stelle sind innerhalb einer großen Säule kleine Säulen ausgemeißelt, so daß sie sich in Zapfen drehen. Die Götzen dieser Pagode haben auch ihre eigene Schatzkammer, voll von den kostbarsten Juwelen und Geschmeiden, womit dieselben an hohen Festen und bei Prozessionen geschmückt werden; da giebt es kronenartige Kappen von allen Größen mit echten Perlen und Edelsteinen besetzt; herrliche Halsgeschmeide; Arm- und Fußbänder, Ringe, Ohrenschmuck aller Art; goldene, mit Edelsteinen besetzte Gürtel mit Franzen aus echten Perlen zusammengereiht; dicht mit Perlen besetztes, breites Zaumzeug für die künstlich geschnitzten Pferde der Götzenwagen; eine große goldene zusammengeringelte Brillenschlange mit aufgerichtetem Kopfe, aus dessen Augenhöhlen Edelsteine funkeln; einen Doppel-Adler aus Edelsteinen, die in Gold gefaßt sind, zusammengesetzt; aus Gold und Seide gewirkte und gestickte Baldachindecken; Elephanten, Stiere, Pferde, Pfauen, Götzen aus dickem Silber oder Goldblech gearbeitet, ein kostbarer Götzenwagen u. s. w.

Ein trauriges Ende hatte jene Naiker-Dynastie genommen; zuletzt soll eine Minátschi (Fischäugige) auf dem Thron gesessen haben; infolge von Streitigkeiten mit den benachbarten Hindufürsten sollen die Mohammedaner aus dem Meisur-Lande (Mysore) her zu Hilfe gerufen worden sein; so war diesen wieder der Weg gebahnt, sich des Mádura-Landes zu bemächtigen; jene Minátschi soll in der damals mohammedanischen Festung von Tritschinopoli elendiglich ums Leben gekommen sein; man hatte ihr stark gesalzenen Reis zu essen, aber kein Wasser zu trinken gegeben, die Sage geht, daß noch immer zuweilen die Jammerrufe der unglücklichen Fürstin nach Wasser aus jenen dunklen Kerkerräumen heraus zu hören seien.

Die Mohammedaner von Meisur (Heyder Ali, Tippo Saib) blieben auch diesmal nicht lange im ungestörten Besitz des Landes; nach 1737 kämpften Mahratten und Mohammedaner, Engländer und Franzosen um die Herrschaft in Südindien. Ums Jahr 1801 waren Mádura wie die umliegenden kleinen Staaten in den Händen der engl. Regierung und seitdem ist wieder Friede und Ordnung im Lande eingezogen.

Auch die Missionsarbeit in dem Lande Mádura ist schon alten Datums; wohl durch den bekannten röm.-kath. Missionar Franz Xaver angeregt, hatten erst die Franziskaner von Goa her sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hier niedergelassen; im folgenden Jahrhundert wurden diese von den Jesuiten verdrängt; der berühmte und berüchtigte Jesuiten-Missionar Robert de Nobili, Neffe des Kardinals

Bellarmin, war 1606 nach Mádura gekommen und suchte auf alle Weise im jesuitischen Sinn die gelehrten und geehrten Brahminen zu gewinnen für seine Kirche; nachdem er die Tamulsprache bemeistert und deren Litteratur gründlich studiert hatte, trat er öffentlich auf in der Kleidung eines Brahminen; seine ganze Lebensweise war genau den Regeln der Brahminen nachgebildet; um diesen kein Ärgernis zu geben, vermied er sogar öffentlich den Umgang mit seinen Amtsbrüdern, die unter den geringern Kastenleuten arbeiteten; er gab aus, selbst ein Brahmine und aus dem fernen Nordwesten gekommen zu sein und das den Hindu verloren gegangene Weda gebracht zu haben; — die Brahminen dachten an eine Kastengemeinschaft, Robert de Nobili an die ursprüngliche Volksgemeinschaft (die Brahminen sind ja mit den Europäern eines gemeinschaftlichen arischen Ursprungs); sie dachten an einen Teil ihrer indischen Wedas, Robert de Nobili an die christl. Bibel. — Wie die Brahminen trug auch er eine Schnur über der Brust — nur heimlich anders bereitet und geweiht; wie sie, bestrich er Stirne und Brust mit Asche, wobei die Brahminen an ihre Götzen-Verehrung dachten, Robert de Nobili aber daß das Ende der Menschen ist Staub und Asche; rc. rc. Dadurch entstand der berühmte Accomodations-streit zwischen den Jesuiten und den andern röm. Orden und ein kirchliches Schisma, das den Päpsten so viele Not bereitet hatte und erst in unserm Jahrhundert ausgeglichen worden ist; jene schlimme, verderbliche Praxis mußte weichen; 1776 soll es in Mádura 18000, 1839 über 25000 Christen gegeben haben; auf dem letzten vatikanischen Konzil in Rom 1870 war die Zahl der röm. Christen in Mádura und dem nächsten Distrikt Tritschinopoli auf 168800 angegeben.

Unsere alten lutherischen Missionare Schwarz, Gericke und Jänicke in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind auf ihren Reisen von Tanjore und Tritschinopoli nach dem südlich von Mádura belegenen Tinnewelly auch nach Mádura gekommen und haben hier gelegentlich und vorübergehend gepredigt, und wohl auch kleine Christengemeinden gebildet.

In unserm Jahrhundert waren es amerikanische Missionare, welche zuerst unter den protestantischen Missionaren die Missionsarbeit im Múduralande in Angriff genommen haben; ihre Gesellschaft hatte schon 1812 die Arbeit unter der Tamulbevölkerung der Insel Ceylon, Mádura gegenüber gelegen, angefangen; 1834 waren zwei von diesen amerikanischen Missionaren mit drei einheimischen Gehilfen von dort auf das Festland herübergekommen.

Im ganzen Lande wurde das Evangelium fleißig gepredigt, an vielen Orten wurden Schulen angelegt; im Jahre 1842 hatten sie auch ein

Lehrer- und Predigerseminar für die Eingebornen in Tirumalagam errichtet und später nach Pasumalei näher bei Mádura verlegt. 1847 wollte man unter den gewonnenen Christen die Kaste mit Stumpf und Stil ausrotten; insonderheit wurde für die Missionsdiener das sogenannte „Probe-Essen“ eingeführt, und die ganze Mission schien dadurch zu Grunde zu gehen; doch erholte sie sich wieder, wahrscheinlich durch mildere Praxis. Auch sonst, wie in der Bekämpfung des selbst mäßigen Trinkens oder des Tabakrauchens hatten diese reformierten Missionare durch ihre streng gesetzliche Weise vielfach die Sympathien der Einheimischen verloren.

1874 hatten sie auf ihrer Station Dindigul (etwa halbwegs zwischen Mádura und Tritschinopoli) ein Krankenhaus unter einem Missionsarzte eröffnet; dieses ist von der englischen Regierung anerkannt und unterstützt; 1880 sind darin nicht weniger als 39000 Patienten ärztlich behandelt worden und haben zugleich die Predigt des Wortes Gottes gehört und christliche Sitte kennen gelernt und christliche Liebe erfahren. 1855 wurde ihr erster Tamulpastor ordiniert. Von 1834—1880 waren 44 Missionare aus Amerika in diese Missionsarbeit getreten, von diesen sind zwölf aus dem Missionsdienst weg zurückgekehrt, andere zwölf waren durch Krankheit genötigt Indien zu verlassen und sind in den nachfolgenden Jahren in Amerika gestorben, andere acht haben draußen in Indien ihr Grab gefunden, und nur zwölf von der Gesamtzahl stehen noch in Arbeit auf dem Missionsfelde, neben ihnen auch fünf Lehrerinnen aus Amerika für Mädchenschulen rc. und fünfzehn ordinierte einheimische Prediger oder Pastoren; in ihren 160 Schulen lernen gegen 3800 Kinder, Knaben wie Mädchen, Heiden wie Christen; auf neun Stationen mit 33 Kirchen und Kapellen bedienen sie gegen 11000 Leute, von denen aber nur ein kleiner Teil getauft sind; sogenannte Hörer und Katechumen sind dabei mitgezählt; 2500 sind etwa volle Kirchenglieder; die Sammlungen für laufende Ausgaben, für allgemeine und besondere Zwecke unter diesen Gemeinden belaufen sich auf 9—10000 Mark jährlich. So viel über diese amerikanische reformierte Mission.

Auch unsere Leipziger Evang.-lutherische Missionsgesellschaft ist veranlaßt worden, in diesem Mádura-Lande Stationen zu gründen; schon 1864 bildeten sich daselbst kleine Gemeinschaften luth. Christen aus dem Tamulvolke; die Erinnerung an die alten luth. Missionare des vorigen Jahrhunderts wurde durch unsere Christen, die im Regierungs- oder Eisenbahndienste oder sonstwie aus den benachbarten Distrikten von Tritschinopoli und Tanjore dahin gezogen waren, neu belebt. Aber unsere Kräfte reichten nicht aus, eine ordentliche Arbeit im Máduralande anzufangen;

zwölf Jahre lang konnte hierfür nicht mehr geschehen, als daß unsere Missionare, die jeweilig in dem über 80 engl. Meilen entfernten Tritschinopoli arbeiteten, jährlich ein paar mal dahin reisten, um den luth. Christen das heil. Abendmahl zu reichen und auf solchen Reisen gelegentlich den Heiden zu predigen; 1874 hatten wir zum ersten Male einen ständigen Missionar in Mádura wohnen; aber schon nach einem Jahre war dieser nach Deutschland zurückgekehrt, und ein tamulischer Landprediger hatte die Arbeit fortzusetzen unter der Oberaufsicht der Missionare von Tritschinopoli, bis endlich im Mai 1878 unser alter ehrwürdiger Missionar Kremmer (1817 in Hessen-Kassel geboren und seit 1847 in Indien) nach 30jähriger Missionsarbeit an andern Missionsstationen in Mádura sich niederlassen und seine ganze Zeit und Kraft diesem Landesteile widmen konnte.

Aber selbst in jener Zeit der geringen Arbeit in Mádura, — welch prächtige Seelen sind daselbst gewonnen worden! Ich erinnere an den jetzt etwa 60 Jahre alten Katecheten David in Nadukotei, 12 Meilen südlich von der Hauptstadt, dessen überaus freundliches, innig gläubiges, unermüdlich eifriges Wesen schon so viele gewonnen hat, Ohr und Herz der Gnade Gottes in Christo zu öffnen; seinen Volksgenossen die Liebe Gottes mächtig ans Herz zu legen, ist seine tägliche Speise; darüber hat er sein Hauswesen, seinen Feldbau vernachläßigt und ist selber arm geworden. Oder ich erinnere an den so merkwürdigen Zemindar (Gutsbesitzer) Jogi Surappen, der 1879 von unserm Missionar Handmann getauft worden ist; er stammt aus Kilkotei (Ostburg) nahe bei Nadukotei (Mittelburg). In seinen früheren Jahren war er ein eifriger Götzendiener, aber unstät und unbeständig, weil in seinem Herzen ein wunderbares Verlangen, die Wahrheit zu erkennen und zu fassen, vorhanden war; seinem väterlichen Glauben treu verehrte und besang er die indischen Götter eifrig und fleißig. Infolge vielen Prozessierens vernachlässigte er die Bewirtschaftung seines Landbesitzes, oder überließ diese Geschäfte seiner verwittweten Mutter und seinen jüngeren Brüdern; neben seinem Götzendienst hatte auch Fleischeslust, Rachsucht gegen seine Feinde, Ehrgeiz und andere Leidenschaften in seinem Herzen reichlich Raum gefunden; gegen Freunde war er die Liebenswürdigkeit selber.

Von einem heil. Büßer war einst eine alte Kiste, in der vielleicht irgend eine Reliquie aufbewahrt war, in sein Dorf gekommen; diese ward in seinem Hause wie ein Heiligtum verehrt. Zu einer anderen Zeit widmete er seine Verehrung dem indischen Kriegsgott Subbramanien; aber auch hier fand seine Seele kein Genüge; sein Auge schaute dann mit Verlangen hinauf zur Sonne und zum Mond, den Trägern des Lichtes, ob durch diese Manifestationen der Gott des Lichtes sein Inneres erleuchten möchte.

Er war damals gegen 40 Jahre alt. In Folge von bösen Streitigkeiten — wenn ich nicht irre — über Landbesitz war er in einem englischen Gerichtshofe zur Gefängnisstrafe verurteilt worden; hier im Gefängnis traf er mit einem Mohammedaner zusammen, und sein Sinn wandte sich dem mohammedanischen Glauben zu, in welchem er den Einen wahren Gott und Hilfe aus seinem Elend zu finden meinte. Aus dem Gefängnis entlassen, meldete er sich wirklich zur Aufnahme in die mohammedanische Religionsgemeinschaft; aber die mohammedanischen Priester begegneten ihm mit Kälte und Mißtrauen. Bald darauf mischte er sich wieder in einen andern bösen Prozeß, um einem Feinde zu schaden; und wieder mußte er ins Gefängnis wandern. Dieses mal hörte er aus dem Munde von amerikanischen Missionaren, welche dieses Gefängnis besuchten, von der Offenbarung Gottes in dem Herrn Jesu; er bekam Teile der heil. Schrift zu lesen; die Bergpredigt unsers Heilands fesselte seine Aufmerksamkeit, er konnte das Auge nicht mehr davon wenden; solche heilige und erhabene Worte hatte er noch in keinem indischen Weda, auch nicht im Koran der Mohammedaner gelesen. Freudig erregt und in heiliger Begeisterung fing er schon hier im Gefängnis an, auf Jesum Loblieder in tamulischer Weise zu dichten und zu singen, obgleich er noch sehr wenig bekannt war mit Seinem Heilswerke. Noch ein anderer Gefangener, ein Sakkili (Lederarbeiter) war im Lesen und Betrachten der heil. Schrift begriffen, mit diesem, der zu den verachtetsten unter den Parias gehörte, schloß er, der angesehene Zemindar und Sudra, Freundschaft; und sie lasen und sprachen zusammen über das Wort des Lebens. Wieder aus seiner Haft befreit (1868) eilt unser Zemindar in seine Heimat zurück und sucht den obengenannten Katecheten David auf und teilt ihm mit, was er während seiner Haft erfahren; zur selben Zeit weilte unser Missionar Handmann in Nadukotei; dieser trifft mit demselben zusammen, und nun fängt erst recht das Fragen und Forschen an, wie es sich mit der christl. Religion verhielte; die halbe Nacht ist darüber hingegangen.

Miss. Handmann mußte nach Tritschinopoli zurückreisen (damals noch in dem langsamen Ochsenkarren; die Eisenbahn wurde erst 1875 oder 1876 eröffnet); seine Gedanken blieben an diesem merkwürdigen Zemindar haften. Auch dieser machte bald darauf eine Reise nach Tritschinopoli; ein nächtlicher Traum, in welchem ihm jener Missionar als Priester Gottes warnend erschienen war, und eine wunderbare Errettung aus Räuberhänden während der Reise beschleunigen seine Schritte zum Lehrer in Tritschinopoli; er will für die heil. Taufe vorbereitet werden; aber der Unterricht zieht sich in die Länge; mit jedem neuen Lehrstück hat der Zemindar neue Fragen zu

zwölf Jahre lang konnte hierfür nicht mehr geschehen, als daß unsere Missionare, die jeweilig in dem über 80 engl. Meilen entfernten Tritschinopoli arbeiteten, jährlich ein paar mal dahin reisten, um den luth. Christen das heil. Abendmahl zu reichen und auf solchen Reisen gelegentlich den Heiden zu predigen; 1874 hatten wir zum ersten Male einen ständigen Missionar in Mádura wohnen; aber schon nach einem Jahre war dieser nach Deutschland zurückgekehrt, und ein tamulischer Landprediger hatte die Arbeit fortzusetzen unter der Oberaufsicht der Missionare von Tritschinopoli, bis endlich im Mai 1878 unser alter ehrwürdiger Missionar Kremmer (1817 in Hessen-Kassel geboren und seit 1847 in Indien) nach 30jähriger Missionsarbeit an andern Missionsstationen in Mádura sich niederlassen und seine ganze Zeit und Kraft diesem Landesteile widmen konnte.

Aber selbst in jener Zeit der geringen Arbeit in Mádura, — welch' prächtige Seelen sind daselbst gewonnen worden! Ich erinnere an den jetzt etwa 60 Jahre alten Katecheten David in Nadukotei, 12 Meilen südlich von der Hauptstadt, dessen überaus freundliches, innig gläubiges, unermüdlich eifriges Wesen schon so viele gewonnen hat, Ohr und Herz der Gnade Gottes in Christo zu öffnen; seinen Volksgenossen die Liebe Gottes mächtig ans Herz zu legen, ist seine tägliche Speise; darüber hat er sein Hauswesen, seinen Feldbau vernachläßigt und ist selber arm geworden. Oder ich erinnere an den so merkwürdigen Zemindar (Gutsbesitzer) Jogi Surappen, der 1879 von unserm Missionar Handmann getauft worden ist; er stammt aus Kilkotei (Ostburg) nahe bei Nadukotei (Mittelburg). In seinen früheren Jahren war er ein eifriger Götzendiener, aber unstät und unbeständig, weil in seinem Herzen ein wunderbares Verlangen, die Wahrheit zu erkennen und zu fassen, vorhanden war; seinem väterlichen Glauben treu verehrte und besang er die indischen Götter eifrig und fleißig. Infolge vielen Prozessierens vernachlässigte er die Bewirtschaftung seines Landbesitzes, oder überließ diese Geschäfte seiner verwittweten Mutter und seinen jüngeren Brüdern; neben seinem Götzendienst hatte auch Fleischeslust, Rachsucht gegen seine Feinde, Ehrgeiz und andere Leidenschaften in seinem Herzen reichlich Raum gefunden; gegen Freunde war er die Liebenswürdigkeit selber.

Von einem heil. Büßer war einst eine alte Kiste, in der vielleicht irgend eine Reliquie aufbewahrt war, in sein Dorf gekommen; diese ward in seinem Hause wie ein Heiligtum verehrt. Zu einer anderen Zeit widmete er seine Verehrung dem indischen Kriegsgott Subbramanien; aber auch hier fand seine Seele kein Genüge; sein Auge schaute dann mit Verlangen hinauf zur Sonne und zum Mond, den Trägern des Lichtes, ob durch diese Manifestationen der Gott des Lichtes sein Inneres erleuchten möchte.

Er war damals gegen 40 Jahre alt. In Folge von bösen Streitigkeiten — wenn ich nicht irre — über Landbesitz war er in einem englischen Gerichtshofe zur Gefängnisstrafe verurteilt worden; hier im Gefängnis traf er mit einem Mohammedaner zusammen, und sein Sinn wandte sich dem mohammedanischen Glauben zu, in welchem er den Einen wahren Gott und Hilfe aus seinem Elend zu finden meinte. Aus dem Gefängnis entlassen, meldete er sich wirklich zur Aufnahme in die mohammedanische Religionsgemeinschaft; aber die mohammedanischen Priester begegneten ihm mit Kälte und Mißtrauen. Bald darauf mischte er sich wieder in einen andern bösen Prozeß, um einem Feinde zu schaden; und wieder mußte er ins Gefängnis wandern. Dieses mal hörte er aus dem Munde von amerikanischen Missionaren, welche dieses Gefängnis besuchten, von der Offenbarung Gottes in dem Herrn Jesu; er bekam Teile der heil. Schrift zu lesen; die Bergpredigt unsers Heilands fesselte seine Aufmerksamkeit, er konnte das Auge nicht mehr davon wenden; solche heilige und erhabene Worte hatte er noch in keinem indischen Weda, auch nicht im Koran der Mohammedaner gelesen. Freudig erregt und in heiliger Begeisterung fing er schon hier im Gefängnis an, auf Jesum Loblieder in tamulischer Weise zu dichten und zu singen, obgleich er noch sehr wenig bekannt war mit Seinem Heilswerke. Noch ein anderer Gefangener, ein Sakkili (Lederarbeiter) war im Lesen und Betrachten der heil. Schrift begriffen, mit diesem, der zu den verachtetsten unter den Parias gehörte, schloß er, der angesehene Zemindar und Sudra, Freundschaft; und sie lasen und sprachen zusammen über das Wort des Lebens. Wieder aus seiner Haft befreit (1868) eilt unser Zemindar in seine Heimat zurück und sucht den obengenannten Katecheten David auf und teilt ihm mit, was er während seiner Haft erfahren; zur selben Zeit weilte unser Missionar Handmann in Nadukotei; dieser trifft mit demselben zusammen, und nun fängt erst recht das Fragen und Forschen an, wie es sich mit der christl. Religion verhielte; die halbe Nacht ist darüber hingegangen.

Miss. Handmann mußte nach Tritschinopoli zurückreisen (damals noch in dem langsamen Ochsenkarren; die Eisenbahn wurde erst 1875 oder 1876 eröffnet); seine Gedanken blieben an diesem merkwürdigen Zemindar haften. Auch dieser machte bald darauf eine Reise nach Tritschinopoli; ein nächtlicher Traum, in welchem ihm jener Missionar als Priester Gottes warnend erschienen war, und eine wunderbare Errettung aus Räuberhänden während der Reise beschleunigen seine Schritte zum Lehrer in Tritschinopoli; er will für die heil. Taufe vorbereitet werden; aber der Unterricht zieht sich in die Länge; mit jedem neuen Lehrstück hat der Zemindar neue Fragen zu

stellen, neue Zweifel zu lösen; die Gespräche führen tief in die Theologie hinein; seine Seele kommt nicht zur Ruhe, es sei denn daß ihr die Verkündigung klar geworden ist; so vergingen Monate, bis er getauft werden konnte. (Seine jüngern Brüder widerstrebten noch lange; erst vor 2—3 Jahren sind auch diese getauft worden.) Das war ein wundersames Ringen um die Wahrheit, um eine Seele. Natürlich ist unser Zemindar damit noch nicht zum letzten Abschluß gekommen; Missionar Handmann mußte 1872 eine andere Station übernehmen; auch in den Berichten der späteren Missionare lesen wir bis in die jüngste Gegenwart herein immer wieder „auf dieser Reise habe ich unsern Zemindar getroffen —, oder — ihn in seinem Hause besucht, und er hatte wieder eine ganze Tasche voll Fragen zu fragen, bald exegetische, bald dogmatische, bald apologetische ꝛc." Ich selbst bin einmal in seinem Hause gewesen, auch auf einer eiligen Durchreise, um ihn kurz zu besuchen; aber aus dem beabsichtigten flüchtigen Besuch ist ein stundenlanger geworden, so daß ich ängstlich nach der immer höher steigenden Sonne mit ihren feurigen Strahlen schaute; zum Reden selbst war ich wenig gekommen; ihm quillt es stromweise aus Herz und Mund, wenn er so freudig erregt ist. Mit welcher Dankbarkeit gedachte er der früheren Missionare, seiner geistlichen Väter; wie leuchtet sein Auge, wenn er von den schweren Kämpfen, die er zu bestehen hatte, um zur Wahrheit durchzudringen, redet, wenn er die Geduld und die tragende Liebe seiner Lehrer rühmt und ihre Weisheit, ihn in seinen Verirrungen zurecht zu helfen! Und immer wieder bringt er poetische Belege in hochtamulischer Sprache zu allen seinen Aussagen, und zu gleicher Zeit deutet er sie in Prosa wie der beste Munschi (Sprachlehrer); seine Urteile sind fein und geistlich gerichtet. Der Mann hat tiefe Erfahrungen gemacht und weiß den Kampf zwischen Geist und Fleisch lebendig zu schildern; hat er doch durch seine Bekehrung zum Christentum die Gunst vieler Hohen und Reichen verloren: „wie haben sie mich früher lieb gehabt, wie gerne mochte dieser und jener Beamte (Hindu) nur von mir Lieder dichten und singen hören, wie mußte ich ihnen immer nahe sein, — und nun? mein Christentum ist ihnen ein schwerer Stein des Anstoßes; sie möchten mich gerne bei sich haben, aber nicht als Christen; sie trauern um mich; mochte mich doch kürzlich jener Beamte, einst ein intimer Freund, in einer Gerichtsversammlung, wo ich als Zeuge erschienen war, nicht nach meiner Religion fragen, wie er vorschriftsmäßig hätte thun sollen. Und wie leicht wird das Fleisch schwach; mein Verwandter, der große Zemindar drüben, hatte heimlich eine große Versammlung veranstaltet, in der ich mich über mein Christentum verantworten sollte; ich hörte davon und versteckte mich im

Garten; sie fanden mich und nötigten mich zu kommen; das Herz bangte mir im Leibe. Ich dachte an meinen Heiland, ich dachte an meine geistlichen Väter, die mich zu treuem Bekennen gemahnt hatten; Sein Geist kam über mich und auf dem Wege zur Versammlung stärkte ich meine Seele durch Singen eines Liedes. Ich trat in die hohe Versammlung und mein Glaubensmut wuchs; sie hießen mich niederzusitzen, ich blieb stehen, denn nicht zum Disputieren, zum Zeugen für meinen Gott und Heiland war ich gekommen; und so verkündigte ich ihnen das Heil in Christo. Alle Furcht war von mir gewichen, in der Versammlung lautlose Stille, keine Diskussion, keine Widerrede. Schwach war ich gekommen, und mächtig im Geiste verließ ich die Versammlung." Und jenes heilige Feuer sah ich noch aus seinen Augen sprühen, als er vor mir in der Veranda seines Hauses an einer Säule leicht angelehnt saß und seinen Arm ausstreckte, wobei das Oberkleid in Falten herunterhing, und er im schönsten fließenden Tamul mit musikalischer Stimme von jenem Ereignis erzählte. Die noble Haltung, der feine Kopf mit scharf ausgeprägten und lieblichen Zügen und lang herunterhängenden, schon ziemlich ergrauten Haaren zeugten von der Macht seines Geistes in einem gebrochenen, kränklichen Leibe.

Oder soll ich erinnern an jenes, etwa 16 Jahre alte Bauernmädchen, die Mariammal, über welche unser in Tritschinopoli 1874 gestorbener Miss. Kahl seinen letzten Bericht geschrieben hatte, an jene Mariammal mit ihrem stillen, gottseligen Wandel; ihr Vater war ein alter, unbekehrter Christ, ihre Mutter noch Heidin; im eigenen Hause konnte sie wie ihre Geschwister nichts von Gottesfurcht sehen, dennoch war in diesen jungen Herzen ein freudiges Geistesleben; sie hielten treu zusammen mit der Familie jenes Katecheten David. Mariammal war heiratsfähig; der Vater wollte sie nach Landessitte im nächsten Kreise der Verwandten verheiraten; unter diesen gab es aber keine Christen; so sollte sie einem Heiden im nächsten Dorfe gegeben werden, noch dazu als eine zweite Frau; der Vater kannte ihren Sinn, daß sie nie zustimmen würde, daß sie nicht ihren christlichen Glauben verleugnen würde; also mußte die Verheiratung heimlich und gewaltsam geschehen; auf freiem Felde wird sie von den Verwandten gefaßt, auf einen Wagen gebracht und mit den Haaren festgebunden und trotz aller Proteste, trotz aller Bitten, trotz alles Weinens ins Dorf gebracht, wo schon alles zur Verheiratung zubereitet war; mit Gewalt wird ihr das Tali (d. i. ein Goldjuwel, welches bei der Trauung der Braut um den Hals gebunden wird; also ein Kennzeichen der Ehefrauen unter den Hindus) umgebunden; zerschlagen und in Thränen aufgelöst wird

sie in eine Kammer gesperrt; die Hochzeitsfeierlichkeiten werden auch ohne sie weiter abgehalten und dabei viel getrunken; es geht in solcher Weise lärmend bis tief in die Nacht hinein; endlich verlangt der Schlaf sein Recht, es wird ruhig im Hause, in allen Gängen schnarchen die stark angetrunkenen Hochzeitsgäste; Mariammal entweicht und eilt in großer Angst nach Nadukotei in dunkler Nacht über die Felder hin und sucht beim Katecheten David ihre erste Zuflucht. Dieser hatte von dem teuflischen Plane gehört und alle seine Bemühungen, ihn zu zerstören, waren fruchtlos geblieben, selbst die Polizei (an kleinen Orten aus Hindubeamten bestehend, und in diesem Falle heidnisch gesinnt) hatte nur taube Ohren; so mußte er nichts zu thun für die arme Mariammal, als mit seiner Frau vereint für sie zu beten; die Sorge um sie hatte den Schlaf von ihren Augen gescheucht; und wie sie in stiller Nacht in ihrem Hause der armen Mariammal gedenken, da klopft es, und — sie tritt ein. „Mir war doch gerade zu Mute wie damals den Jüngern, als Petrus aus dem Gefängnis erlöst in der Nacht zu ihnen kam" (vgl. Apostelg. 12), erzählte hernach der treue Katechet. Mit dem ersten Morgengrauen brachen sie, der Katechet und die Mariammal, auf und eilten nach Tritschinopoli, um dem geistlichen Vater zu berichten und seine Hilfe zu erbitten. Wie viel Mühe und Sorge hatte diese Angelegenheit unserm sel. Kahl bereitet. Er mußte die Klage gegen den grausamen Vater vor Gericht bringen von Instanz zu Instanz; die einheimischen Beamten wollten die Klage nicht annehmen; erst nach längerer Zeit mit Hilfe von englischen Richtern war es gelungen, jene gezwungene Ehe ungültig zu erklären, der Vater mußte sein Unrecht mit Gefängnisstrafe büßen und blieb bis zu seinem Tode, auch nach seiner Freilassung, verstockt; die Mariammal aber wurde später an einen christlichen Lehrer verheiratet; zwei ihrer Brüder stehen nun im Missionsdienst als Lehrer und auch die Mutter hatte sich nach dem Tode ihres Mannes noch taufen lassen.

Doch ich muß abbrechen mit der Erzählung solcher einzelnen Bekehrungen aus der Nadukotei-Gemeinde und aus dem Mádura-Distrikte. Jene Erstlingsfrüchte waren vielversprechend. Und wie steht es heute mit unserer Missionsstation daselbst? Im Jahre 1875 war sie in unseren statistischen Tabellen zum ersten mal als selbstständige Station mit 146 Christen an acht verschiedenen Orten angeführt; 1878 wurden 317 —, 1879 wieder 510 — und 1880 wieder 273 Seelen aus den Heiden getauft, so daß nun diese Station, fast die jüngste unter unsern 19 Stationen, zur Zeit fast die größte geworden ist. Ein Teil des Mádura-distriktes, der nördlich von der Hauptstadt zwischen Dindigul und Tritschi-

nopoli hin gelegen ist und nebst drei oder vier kleinen Gemeinden mit etwa 200 Christen unter dem Predigtamtskandidaten Déwasirbádam steht, gehörte eine Zeit lang zu Tritschinopoli, weil unserm Missionar Kremmer die Arbeit zu groß geworden ist. Ein anderer Teil in der Nähe der Hauptstadt, wo Miss. Kremmer seinen Wohnsitz hat, und zu welchem auch jene Erstlingsgemeinde von Nadukotei gehört, steht unter dessen unmittelbarer Aufsicht. Ein dritter Teil, südlich davon gelegen, wird von einem Landprediger, Namens Amurdam, gepflegt; er enthält etwa sechs größere und kleinere Gemeinden. Und ein vierter Teil, westlich davon gelegen, ist der Pflege unseres Predigtamtskandidaten Antoni übergeben, auch mit fünf oder sechs Gemeinden. Im ganzen Máduradistrikte zählten wir Ende 1882 bereits gegen 1500 Christen, an 26 verschiedenen Orten. Es war eine große Bewegung unter den Heiden entstanden, und diese zeichnet sich vor anderen ähnlichen Bewegungen an anderen Orten, wie in Tinnewelly oder Majaweram, dadurch aus, daß sie sich nicht auf einen engeren Volkskreis, nicht auf eine Kaste beschränkt, sondern aus etwa 20 verschiedenen Kasten, höheren und niederen, haben sie sich zum Unterricht und zur Taufe gemeldet. Gott dem Herrn sei Lob und Preis!

Der Arbeit daselbst ist viel geworden; deshalb wurde Missionar Sandegren, ein Schwede und Schwiegersohn des Missionar Kremmer, der im vorigen Jahre nach Indien zurückgekehrt ist, seinem Schwiegervater zu Hilfe gesandt; er hat den nördlichen Teil des Mádura-Distriktes übernommen. Es gilt nun, die neugewonnenen Gemeinden mehr und mehr zu gründen und zu fördern in allem, was der Herr Jesus uns geboten hat, sie zu lehren; es gilt auch, diese junge Station äußerlich auszubauen. Einige kleine Kapellen und Schulen sind zwar hie und da errichtet, und auch für den Kandidaten Antoni ist eine Wohnung gebaut in Attipatti (Mietswohnung war nicht zu kriegen); aber unsere beiden Missionare wie der tamulische Landprediger haben noch keine eigene Amtswohnung und so vieles andere muß noch beschafft werden. Unser Missions-Kollegium in Leipzig wünscht in diesem Jahre die Mittel zum Bau einer Jubiläumskirche wahrscheinlich in Mádura zu sammeln; denn am 24. Juni d. J. sind es 200 Jahre gewesen, daß der erste evangelische und zugleich lutherische Missionar Ostindiens geboren worden ist, nämlich der Propst Bartholomäus Ziegenbalg (1683 in Pulsnitz in der sächsischen Lausitz geboren, studierte er in Halle und Berlin Theologie, und ging dann unter dem Protektorat des dänischen Königs Christian IV. als Missionar nach Ostindien, wo er am 9. Juli 1706 in der damals dänischen Kolonie Trankebar landete). Dieses 200jährige Jubiläum soll durch den Bau einer Kirche im Tamul-

lande gefeiert werden. Wer will helfen, diese so reich gesegnete Station Mádura auszubauen? Oder giebt es in unsern deutschen Landen etliche „Reiche“, denen es eine Freude wäre, jene tamulischen Landpfarren im Máduralande zu dotieren? 5000 Thaler genügten zur Fundierung einer solchen Pfarrstelle. Welch reicher Segen könnte durch solche einzelne reiche Gaben auf lange Zeit für viele Generationen gestiftet werden!

Der Herr, unser Gott, hat angefangen, Seine Verheißung Jes. 54, 2. 3 in unsrer Missionsarbeit zur Erfüllung zu bringen; die Tamulen frohlocken „Kártterukku sttótiram“ und wir mit ihnen in unserer Sprache „dem HErrn sei Dank“.

Missionsrundschau.[1]

III.

Indien. Zu unsern ausführlichen statistischen Mitteilungen (S. 275 ff.) sei hier zunächst in Kürze die sehr bezeichnende Bemerkung nachgetragen, daß die Zunahme der evangelischen Christen in brit. Indien während der letzten Dekade (um 86 %) die Zunahme der dortigen Bevölkerung überhaupt um das Fünfzehnfache übertrifft. (Int. 379.) Leider fehlen uns die entsprechenden Daten für die beiden vorhergehenden Dekaden. Ohne Zweifel aber würden die Proportionen als Kurve gezeichnet eine beschleunigt steigende Tendenz veranschaulichen, welche unsre Hoffnung auf den sichern, schließlichen Sieg des Christentums in Indien bestens zu stärken geeignet ist.

Dieses Ziel der Entwicklung Indiens wird übrigens jetzt bereits von manchen Leuten anerkannt, denen sich keineswegs ein Vorurteil für die Mission, sondern eher das Gegenteil nachsagen läßt. Auch Schlagintweit, der in seinem Werke „Indien in Wort und Bild“[2]) ziemlich vornehm über die Mission hinweggeht, kann sich des

---

[1]) Diesmal (wie schon Nr. II.) von Dr. Grundemann zusammengestellt.

[2]) Wir bedauern es, daß wir nicht früher Zeit und Gelegenheit hatten, das seiner Zeit von der Presse weit und breit empfohlene Prachtwerk zu lesen und erst jetzt nach dem Tode des Verfassers unsern Lesern darüber etwas sagen können. Wir müssen bekennen, daß uns das Werk nach den hohen Erwartungen, die der Name des letzteren erwecken mußte, nicht wenig enttäuscht hat. Wir haben umsonst darin nach manchen Aufschlüssen gesucht, die man darin wohl erwarten durfte. So z. B. suchten wir vergebens nach einer anschaulichen Beschreibung der Zenana und des Lebens in derselben. Sie fand sich weder im Bild noch in Worten. Letztere geben nur in dürftigen Bemerkungen allgemein Bekanntes über diesen Punkt.

Daß die Mission, trotz des oben erwähnten Zugeständnisses, keiner einigermaßen eingehenden Darstellung gewürdigt wird, ist schon angedeutet. Im Bild ist sie einzig durch die höchst unbedeutende Methodistenkapelle in Gutti vertreten! Was im Texte gesagt ist, verrät z. T. eine staunenswerte Unkenntnis; man vergl. z. B. S. 156 über Schwartz und „die neueren lutherischen Missionäre in Südindien.“

Noch müssen wir bemerken, daß Wort und Bild keineswegs harmonisch in einander greift. Es ist die alte Geschichte: Vorhandene Clichés in den Text eingeschoben, zu dem sie z. T. gar nicht passen. Eine kurze Fußnote giebt dann eine sehr knappe Erklärung. Wir können nicht umhin, fortan gegen alle Prachtwerke in Wort und Bild mißtrauisch zu sein. R. G.

Eindrucks nicht entschlagen, daß „die Zukunft dem durch die englische Landeskirche getragenen Protestantismus zu gehören scheine.“ (I S. 158.) Hätte er übrigens die Resultate der neuesten Zählung schon gekannt, so würde er von der Hoffnung, daß die Mission in das 20. christliche Jahrhundert mit einer Million Christen eintreten werde, mit weniger Vorbehalt gesprochen haben. Während er schrieb, war bereits zwei Jahrzehnte vor dem gedachten Termine jene Zahl weit überschritten.[3])

Es ist begreiflich, daß die wachsende Missionsthätigkeit auch gesteigerte Ansprüche an die heimatlichen Kirchen macht. Dem entsprechend hat die jüngst in Kalkutta gehaltene Missions-Konferenz einen dringenden Aufruf an die Christen zu Europa und Amerika gerichtet zu gesteigerten Anstrengungen für die Mission in Indien. (Chron. 137 u. a.) Einige Wochen nach der Konferenz waren die anglikanischen Bischöfe in Kalkutta versammelt. Dieselben erließen eine Ansprache „an Personen jeder Rasse und Religion in Indien“ in der besonders die bischöfliche Organisation der anglikanischen Kirche als das Heil für Indien empfohlen wird. Von kongregationalistischer Seite wird dazu bemerkt, so freundlich der Ton des Briefes sei, könne sich doch, wer da weiß, daß ³/₄ der Mission in Indien nicht anglikanisch sei, eines Lächelns kaum erwehren. „Wir hätten gemeint, die frischen Berichte der Konferenz, welche zeigen, was Gott in Indien durch andere Kirchen gethan hat, hätten auf die Bischöfe einen Eindruck machen müssen, so etwa wie ihn Petrus durch die Vision empfing, die seine früheren Begriffe von Gemein und Unrein berichtigte.“ (Herald 245.)

Wie die religionslosen Regierungsschulen wirken, möge folgendes Beispiel zeigen. „Ihr habt, schreibt ein indisches Blatt, mit eurer englischen Erziehung eine Revolution hervorgerufen, größer, als ihr meinet. Ihr habt unsre Ideen anglisiert und unsre heimischen Einrichtungen umgestürzt. Ihr sprecht stolz von eurer Verwaltung, eurer Erziehung, euren Eisenbahnen. Wir schätzen sie, hauptsächlich als Mittel zu einem Zweck, den ihr euch vielleicht weder träumen laßt, noch wünschet. Sie dienen, die Völker unsres Landes zu vereinigen. Schließlich also, wenn es die gebildeten Klassen gilt erklären wir, wir wissen, was wir wollen und werden nicht ruhen bis wir es erlangt haben. Wir wollen ein freies, geeinigtes Indien, regiert von Eingebornen. Wir haben eine Vision der nahenden Zeit, in der vom Himalaja bis Kap Komorin ein freies, geeintes und gebildetes Land nicht mehr die Stätte fremder Plünderung sein wird.“ (U. P. Rec. 218.)

Die von uns schon erwähnte Kommission zur Untersuchung der Schulangelegenheiten (S. 278) hat das enorme Material bis jetzt noch nicht verarbeitet. Zu beachten ist, daß sie im Gegensatz zu der bisher herrschenden einseitigen Pflege des höheren Unterrichts der Volksschule ganz besondere Aufmerksamkeit widmet. Ferner wird nach der Auffassung der Wesl. Miss. Notices (p. 126) die Enquete eine Redistribution der für Erziehung bestimmten Fonds behufs Ausbildung der Selbsthilfe auf diesem Gebiete zur Folge haben, woraus sich jedenfalls manche Förderung für die Missionsschulen ergeben würde. Eine weitere Stärkung der Volksschule wird auf jeden Fall sehr heilsam sein. Das Regierungsschulwesen entbehrt bisher nur zu sehr der breiten, sichern Grund-

---

[3]) Die Gesamtzahl der Christen ist nach dem letzten Zensus 1 862 634. Dieselbe umfaßt jedoch auch die Europäer und die syrischen Christen, welche nicht als Ergebnis der Mission betrachtet werden können. Die genauen Zahlen für die beiden letzteren Kategorien fehlen uns, sicher aber erreichen sie bei weitem nicht 800 000. Schl. zählte 700 000 Missionschristen, evangelische und katholische zusammen.

lage des Elementarunterrichts, woraus sich viele Übelstände und ungesunde Verhältnisse erklären.

Bekanntlich hat sich um den letzteren bisher eine Missionshilfsgesellschaft, die Christian Vernacular Education Society, verdient gemacht, welche sich bemüht, die nationale indische Volksschule (Patschâla oder Pyal) zu christianisieren. Die Gesellschaft besitzt drei Lehrerseminare: in Amritsar, Ahmednagar und Dindigal. Sie hat in 18 verschiedenen Sprachen christliche Schulbücher ausgegeben, deren Verbreitung sie durch 158 Kolporteure bewirkt. Es sind bis jetzt nahezu 10 Millionen solcher Bücher verbreitet." (Herald 128.) — Jedenfalls ist es richtiger, von unten her durch die Muttersprache christliche Ideen in die Wurzeln des Volkslebens einzuführen, als in fremder Sprache Bildung oben aufzupfropfen.[1])

Einer besonders kräftigen Förderung erfreut sich in neuester Zeit seitens verschiedener Denominationen die Zenanamission. Der Church M. S. zur Seite steht die schnell aufblühende Church of England Zenana Missionary Society. Die der Unierten Presbyterianer in Schottland hatte in ihrem zweiten Jahre bereits mehr als 78 000 M. zur Verfügung und arbeitet mit acht Agentinnen, deren einige auch ärztlicher Praxis obliegen. Ein Missionsfreund gab zur medizinischen Ausbildung einer jungen Dame 4000 M. ((U. P. Rec. 243.) Die General-Synode der schottischen Freikirche hat durch besondere Denkschrift die Erweiterung des bestehenden Missions-Frauen-Vereins durch Bildung von Zweigvereinen angelegentlich empfohlen. (F. C. Rec. 205.) Die Bestrebungen, Indiens entartete Frauenwelt durch christliche Bildung und Beweisung christlicher Barmherzigkeit zu beeinflussen, zielen sehr richtig auf die festesten Punkte der Burg des Heidentums. Mögen die Erfolge anfänglich langsamer Art sein, so werden sie später sich um so folgenschwerer erweisen. Wir begrüßen daher diese wachsende Zenanamission als ein Zeichen gesunder Entwicklung der Mission in Indien. Dafür, daß auch da, wo noch das offene Bekenntnis zu Christo fehlt, hie und da das Evangelium bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat, liefert u. a. Chronicle p. 326 einen neuen Beweis. Eine Brahmanenfrau schrieb an eine Freundin einen Brief, der ein kleines Kunstwerk ist, mit bunter Stickerei in sauberer Arbeit auf Zeug verziert. In der Mitte liest man: „An B. . . . Da unser Herr Christus viel für uns gelitten hat und zu unserm Heil am Kreuze gestorben ist, so wollen wir von ihm Vergebung der Sünde erwerben und versuchen, seine Kinder zu sein. Amen. S . . . .s Gruß!" Der Mann dieser Frau hat den Götzendienst aufgegeben — aber da in der Stadt, wo er lebt, keine christliche Gemeinde ist, wagt er nicht den ersten Schritt zu thun.

Das Evangelium wird in der Form nationaler Musikaufführungen (Kirtam) dem Volke in verschiedenen Gegenden bereits mit Erfolg nahe gebracht. Die Church M. S. scheint dieses Verfahren ausdehnen zu wollen; sie läßt bezüglich desselben eine eingehende Enquete veranstalten. (Int. 452.)

Die Angaben der neusten Statistik über die Witwen Indiens, deren Zahl 21 Millionen beträgt, hat mit Hinzunahme eingehender Beschreibungen ihres socialen Elendes bei englischen Frauen lebhaftes Mitleid hervorgerufen. Wenn man aber diesen

---

[1]) Dem „Ausland" S. 599 entnehmen wir folgende Notizen über das indische Schulwesen: 16 649 Anstalten mit 769 074 Schüler unter direkter Verwaltung der Regierung, 50 207 mit 1 111 843 Schülern unterstützt; 15 705 mit 314 697 unter Aufsicht ohne Beihilfe. Die letzten beiden Kategorien umfassen fast ausschließlich Missionsschulen. Die weitere Notiz, daß 30 Millionen Kinder ganz ohne Erziehung bleiben, ist nicht zutreffend, man hat die Patschâla übersehen.

armen Schwestern durch Agitation und Massenpetition bei der Regierung Hilfe schaffen zu können meinte, so war man im Irrtum. Lord Shaftesbury gab die richtige Antwort, daß die Staatsgewalt solchen socialen Übeln gegenüber ohnmächtig sei[1]) und daß dieselben nur durch Verbreitung der christlichen Religion beseitigt werden können. Ill. M. News. 69. 79.

Unsere früheren Notizen über die sogenannte Heilsarmee in Indien (S. 183) ergänzen wir dahin, daß Major Tucker in Bombay wegen seines Auftretens von der Polizei einen Monat lang eingekerkert worden war. (Indian Ev. Review 518. Lond. Chron. 244.) In verschiedenen größeren Städten Indiens wurden Meetings gehalten zur Demonstration gegen dies Verfahren der Behörde, das auch wir, unbeschadet unsrer oben dargelegten Auffassung, entschieden mißbilligen. Wir hoffen jedoch, daß das Martyrium der Sache keinen Vorschub leiste. Unter den Demonstranten that sich besonders Tschander Sen hervor. (Miss. Review 235.) Letzterer rüstete sich übrigens zu einer Predigtreise um die Welt. (Herald 206.) — Wie andererseits die Behörden den heidnischen Unterbeamten Parteilichkeit gegen christliche Eingeborne nicht durchgehen lassen, zeigt ein Fall im Madura, wo ein heidnischer Richter abgesetzt wurde, weil er die Klage einer Christin wegen erlittener Mißhandlung nicht hatte annehmen wollen. (Herald 143.)

Bengalen. Auf dem Missionsfelde von Krischnaghar, das einst all zu sanguinische Hoffnungen bitter getäuscht hat und dessen Namenchristen (jetzt 6000) Jahrzehnte hindurch als ein rechter Ballast mitgeschleppt wurden, beginnt jetzt eine entschiedene Wendung zum Bessern. Es hält nicht schwer, darin die Frucht der hingebenden Arbeiten des heimgegangenen Missionars Vaughan zu erkennen, der mit allem Ernste besonders die eingebornen Helfer überwachte und unwürdige Elemente entfernte. Die Versuche der Katholiken, auf diesem Felde im Trüben zu fischen, wozu sie Zeit genug hatten, sind gänzlich fehlgeschlagen. — Missionar C. H. Blumhardt (wenn wir nicht irren ein Bruder des sel. B. in Boll), welcher von 1839—77 dort thätig war, ist heimgegangen. (Int. 399 ff.441.) Das Feld mag vielleicht noch recht lehrreich werden in bezug auf Massenbekehrungen.

Als ein Zeichen von Fortschritt darf es gelten, daß in einem Orte des Backergandschi-Distrikts, der eine größere christliche Gemeinde enthält, eine Versammlung zur Wahrung der gemeinsamen Rechte in Ackerangelegenheiten von Hindu, Mohammedanern und Christen zusammen gehalten wurde, bei der auch der Missionar gegenwärtig war. Die Christen gelten also dort nicht mehr als Kastenlose. (Bapt. Herald 353. 358.)

Die ungleich größere Zugänglichkeit der Landbevölkerung Bengalens im Gegensatz zu den Städten hat die Methodisten veranlaßt, ihre Arbeiten mehr auf die Dörfer auszudehnen. (Not. 126.)

Soeben erhalten wir eine briefliche Mitteilung über die Gründung einer Bengal indigenous christian Mission Society, bei der ausschließlich eingeborne Christen beteiligt sind. Das Komitee besteht aus Herrn Stabsarzt K. P. Gupta, Revs. J. D. Bhattartschardschie, G. C. Laha u. a. Rev. D. N. Banerdschie bot eine Gabe von 1000 Rupies und monatlich 25 Rupies, falls die Missionsthätigkeit in seinem Geburtsorte begonnen würde. Das Anerbieten wurde jedoch abgelehnt und Ulabariah, 16 engl. Meilen von Kalkutta entfernt am Hugly zur Station gewählt,

---

[1]) Die Regierung gestattet und schützt die Wiederverheiratung, aber sie kann sie nicht erzwingen.

die schon am 1. Okt. d. J. mit zwei erfahrenen Katechisten besetzt werden sollte. Wir freuen uns herzlich über dieses kräftige Lebenszeichen der jungen Bengali-Kirche.

Assam. Die Am. Baptisten scheinen eine besondere Thätigkeit unter den in den Plantagen arbeitenden Kolhs ins Auge zu fassen, da sich bis jetzt niemand um die dem Evangelio so zugänglichen Leute kümmert. (Bapt. M. Mag. 246.) Es ist zu bedauern, daß unsre — jetzt auch noch durch die jesuitische Propaganda bedrängte — Goßnersche Mission nicht reichliche Mittel besitzt; sonst würde sie gewiß für dieselben, die zum Teil sogar ihre Bekehrten sind, sorgen.

In Dardschilling hat die schottische Staatskirche im verflossenen Jahre 192 Taufen zu verzeichnen. Damit kommt die Zahl der Getauften auf 440, von denen 103 Kommunikanten sind. Sie verteilen sich auf 10 Gemeinden. Mit europäischen Missionaren sind die beiden Stationen Dardschilling und Kalimpung besetzt. Etwas sonderbar klingt der Bericht über die Übersetzungsarbeiten aus dem Hindi ins Nepâlische, denen ein eingeborner Gehilfe zwei bis drei Tage in jeder Woche oblag. (C. Sc. Rec. 612. 617. 684.) Wir meinen, wenigstens Bibelübersetzung dürfe in der Weise nicht gemacht werden. — Das hoffnungsvolle Werk wird übrigens von der um sich greifenden Trunksucht bedroht. (Ib. 684.)

Von den Pahâri, Aborigines in den Radschmahal-Bergen, die beiläufig, nach dem neusten Zensus 95 000 Seelen zählen, wird eine ausgedehnte Bewegung gemeldet. Sechs Dörfer hatten ihr Heidentum aufgegeben und baten um christlichen Unterricht. Im Januar d. J wurde eine Anzahl Bekehrter getauft, unter denen sich ein Dämonenpriester befand. Missionar Dröse in Baghalpur hat die Evangelien St. Lukas und Johannes nebst einem Katechismus in ihre Sprache (die Malto genannt wird) übersetzt und diese Bücher waren im vorigen Jahre gedruckt worden. (Int. 441.)

Die schottische Staatskirche hat die ihr vom Vorstande der Goßnerschen Mission angebotenen Stationen Hajaribagh und Purulia ablehnen müssen, weil leider die Finanzen eine solche Erweiterung der Mission nicht erlaubten. (C. S. Rec. 620 f.)

Missionar Hägert, der seine Santhalstation Bethel[1]) (siehe A. M.-Z. 1882 S. 281) auf zwei Jahre verlassen hatte, ist nun dahin zurückgekehrt, nachdem er in England seine Gesundheit gestärkt und sich wünschenswerte medizinische Kenntnisse angeeignet hat. Er hat seiner Sache Freunde erworben wie z. B. Mrs. Grattan Guineß und auch Spurgeon sich für dieselbe zu interessieren scheinen. In Kalkutta traf H. seine zurückgebliebene Familie. Die Station war inzwischen von den Gehilfen (1 Evangelist und 2 Lehrer) verwaltet. Die Gemeinde zählt 58 Mitglieder, außer 38 Kindern. Es besteht dort eine Knabenschule und eine Mädchenschule, sowie ein Hospital. H. brachte aus Europa zwei Lehrerinnen mit. Mit der Station sind 12 Dorfschulen verbunden. (Bethel Santhal Mission Report.)

In Lacknau wurde kürzlich ein Eisenbahnbeamter mit seiner ganzen Familie getauft, an dessen Beispiel sich zeigt, wie nicht alle Wirkungen der Missionsschulen verloren sind, wenn sie auch nicht gleich sichtbare Früchte bringen. Der Mann hatte als Knabe Ziemanns Schule in Ghasipur besucht, aber später sich aller Verbindung mit der Mission entzogen. Nun brachte ihn der schnelle Tod zweier Söhne dazu, in sich zu gehen und den entscheidenden Schritt zu wagen. (Int. 361.)

---

[1]) Im kleinen Missions-Atlas ist der Originalname Khairbuni beibehalten (ca. 30 d. Meilen N. W. von Kalkutta).

Pandschâb. Das letztgenannte Blatt schildert uns die Missionswirksamkeit auf dem großen bei Amritsar abgehaltenen Viehmarkt, der eine ganze Woche dauert. Neu ist uns dabei die Erwähnung christlicher Faqire in dunkelgelben Gewändern. Die Hindu-Bettelmönche, sowie die mohammedanischen, verkehrten erst freundlich mit den neuen Kollegen, als sie aber merkten, daß diese Christen seien, waren sie sehr erschrocken, und ein Dschogi schrie: „Wehe, wehe, die Christen dringen nun auch in die letzte Burg des Hinduismus ein.“[1]) In Amritsar hat sich eine neue aus Hindu, Sikhs und Mohammedanern bestehende Gesellschaft gebildet unter dem Namen Madschlis i Akhlaqi d. i. „moralische Gesellschaft“. Anstatt der Pflege der Moral scheint jedoch gemeinsamer Kampf gegen das Christentum ihr die Hauptsache zu sein. (Int. 364 f.)

Kaschmir. Die Übersetzung des N. T. in die Landessprache ist vollendet. Die vier Evangelien sind gedruckt und der Maharâdscha geruhte ein Exemplar mit freundlichem Danke anzunehmen. (Int. 442.)

Die Brüdergemeinde hat in ihrer West-Himalaja-Mission den Heimgang der Geschwister Pagell in Pu nach dreißigjähriger treuer Missionsthätigkeit zu betrauern. In Lé wartet Br. Heyde immer noch auf die Erlaubnis sich bleibend niederlassen zu dürfen; obgleich nicht unfreundlich behandelt, wird er doch immer wieder von einer Zeit zur andern hingehalten. (M. Bl. d. Brüdergem. S. 184.)

Afghanistan. Von Peschawer aus ist wieder einmal von einigen bekehrten Afghanen eine Missionsreise zu den Siaposch (Kafiristan) ausgeführt worden, die auf weniger Hindernisse stieß, als die früheren Versuche. In mohammedanischen, wie in heidnischen Dörfern konnte das Evangelium verkündigt werden. (Int. 418.) Das Afghanen-Hospiz in der genannten Stadt scheint eine weithin wirkende Segensquelle zu sein. Mancher Fremde aus dem fernen Innerasien nimmt von dort ein N. T. in seine Heimat mit. Die Übersetzung des Pentateuch in Paschtu (die Sprache der Afghanen) ist vollendet. (Int. 496. 497.)

Die Bhil-Mission der Church M. S., welche infolge der hochherzigen Gabe eines englischen Geistlichen zunächst versuchsweise auf drei Jahre zu Khêrwara eingerichtet war, soll nachdem die Zeit abgelaufen ist, nun auf Kosten der Gesellschaft fortgeführt werden. Der genannte Wohlthäter hat nebst zwei Freunden die Mittel zur Anstellung eines zweiten Missionars zur Verfügung gestellt. Das Feld dieser Mission ist auf jene Aborigines in den Distrikten Udaipur und Dangerpur beschränkt.[2]) Von Erfolgen ist unter den halbwilden Menschen natürlich noch nicht viel zu erwarten. Es genügt, daß der Missionar ihre Sprache lernt (obgleich sie z. T. Hindi verstehen) und ihr Vertrauen gewinnt. (Int. 389 f. 413 ff.)

Centralindien. Die schwedische Mission (der evangelischen Vaterlandsstiftung) durfte ihre Erstlingsfrüchte einsammeln: zwei angenommene [Waisen]-Mädchen, die in der Schule zu Narsinghpur unterrichtet waren, wurden getauft. Sonst ist auch hier noch die Zeit der Vorarbeiten in Schule, Schriftenverteilung und öffentlicher Predigt. Die Hindu zeigen sich, wie zu erwarten, hart. Viel zugänglicher sind die auf den umliegenden Bergen lebenden Gonds, die freilich in erschreckendem Maße dem Trunke

---

[1]) Es würde interessant sein, über diese neue Missionsmethode näheres zu erfahren — sie scheint doch nicht unbedenklich.

[2]) Die Lage der genannten Station ist jetzt genauer angegeben. Sie liegt ziemlich in der Mitte zwischen Ratlam und Udaipur. Dangerpur ist von dort 8 d. Meilen s. w. Die Besitzer von Grundemanns Kl. Miss.-Atlas werden gebeten, hiernach die Angabe zu berichtigen, resp. nachzutragen.

ergeben sind. Die Mission hofft, wenn sie mehr Arbeiter zur Verfügung hat, eine regelmäßige Thätigkeit unter ihnen zu beginnen. Bis jetzt ist dies nicht möglich, da die Missionare auf den Stationen beschäftigt sind. Sie halten z. B. auch englischen Gottesdienst für die Europäer. Narsinghpur wurde früher nur 2—3 mal jährlich von einem Regierungskaplan besucht — worüber selbst die Heiden sich aufhielten. Neben der genannten Station seien hier die beiden andern nur erwähnt: Sagar (Saugor) und Betul.[1]) Letztere liegt nicht weit von der Quelle der Tapti. (Årsberältelse för 1882 S. 85 ff.)

Etwa 12 d. Meilen nördlich von Sagar liegt Lalitpur, eine Stadt von 10 000 Einwohnern, bei der ganz ohne direkte Missionsarbeit eine christliche Gemeinde aufgesproßt ist. Eine von Bombay dorthin gekommene Familie war gleichsam das Samenkorn, das vom Winde in die Ferne getragen eine Pflanzenart auf neuem Boden ansiedelt. Missionar Hume in Bombay wurde gebeten, sie zu besuchen. Die weite Reise lohnte sich, denn er konnte in dem Dorfe Khirya bei der genannten Stadt 17 Personen taufen, unter denen 11 erwachsene waren. Wahrscheinlich dürfte die junge Gemeinde der Obhut der schwedischen Missionare in Sagar übergeben werden (Herald 263 ff.).

Über die Mission der „Deutschen evangelischen Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten", die bis jetzt verhältnismäßig wenig bekannt ist, geben wir kurz folgende Notizen: 2 Stationen (Bisrampur mit Ganeschpur und Raipur in der Landschaft Tschattisgarh im Quellgebiet des Mahanadi, westlich von Orissa), 2 deutsche Missionare (O. T. Lohr, A. Stoll), 6 Katechisten, 89 christliche Familien, 175 Kommunikanten. Getauft im letzten Jahre: 27 Erwachsene, 20 Kinder, 4 Schulen mit eben so viel eingebornen Lehrern und 104 Schülern, unter denen 53 Heiden, 300 Acker Feld, 1370 A. Gras- und 500 Weideland — die einen beträchtlichen Zuschuß zur Erhaltung der Station liefern. (Der deutsche Missionsfreund S. 37.)

Telugu land. Dummagudem, die Station der Koi-Mission, stand 2½ Jahr verwaist, da Missionar J. Cain seiner Gesundheit wegen abwesend sein mußte. Nun ist er wieder zurückgekehrt und mit Freuden empfangen. Zwei entfernte Außenstationen Rakapilly 11 Meilen südlich und Mokpal 16 M. nördlich sind dadurch bemerkenswert, daß die Tinnewelli-Kirche die Arbeiter für dieselben liefert, die sich unter schwierigen Verhältnissen wohl bewähren. Die Kosten bestreitet ein Missionsfreund, General Haig. (Int. 574.)

Unter den Mala hat die Mission auch im verflossenen Jahre reichliche Ernten gehabt; so die Ausbreitungsgesellschaft zu Kalsapád. Um nicht die Erteilung der Taufe bei Massenübertritten zu übereilen, hat die genannte Gesellschaft auf Empfehlung der Bischöfe Indiens die Aufnahme unter die Zahl der Katechumenen durch einen feierlichen Akt mit öffentlicher Lossagung vom Heidentum eingeführt. (M. Field 208.)

Noch ausgedehnter ist die Ernte der Am. Baptisten, welche 1882 mehr als 2000 tauften, wodurch die Zahl ihrer Gemeindeglieder auf 22 277 stieg. Seitdem aber sind bis zum Mai d. J. in Ongole allein schon wieder 1170 getauft worden. Ein anderer Fortschritt besteht darin, daß das Evangelium auch bei der nächst höheren Kaste, den Reddie, Kleingrundbesitzern, die sonst ganz unter dem Einflusse der Brahmanen stehen, Eingang zu finden beginnt. Daß nach den Massenübertritten die Kirchen-

[1]) Wahrscheinlich Bital zu sprechen.

zucht manche unlauteren Elemente wieder auszuscheiden hat, darf nicht befremden. Man hat in diesem Stücke nichts versäumt. Immerhin bilden die 387 Ausschließungen nach Verhältnis keinen ungünstigen Prozentsatz. — Auf der Versammlung der Missionare zu Ongole wurde beschlossen, angelegentlichst um die Gründung eines Lehrerinnen-Seminars zu bitten. In bezug auf die Erwartungen, daß die Gemeinden möglichst bald finanziell selbständig werden möchten, wird bemerkt, daß drei Viertel der Bekehrten ihre tägliche Einnahme nicht über 36 Pf. bringen, womit die Lebensbedürfnisse nur knapp befriedigt werden können. Die übrigen, welche kleine Grundstücke beackern, sind bereits verhältnismäßig freigebiger, als dies im Durchschnitt von den Christen in Amerika sich sagen läßt. (Bapt. M. Mag. 196 f.) Vier neue Stationen wurden errichtet: Cumbum (Kambam), 13 M. westl., Vinukonda, 14 M. nordwestlich Narasarawapetta, 12 M. nördlich und Baputla 10 M. nordöstlich von Ongole. (Ib. 253.)

Die Kanadischen Baptisten zu Kokonada haben ebenfalls erfreulichen Zuwachs zu verzeichnen. Auf einem Teil ihres Arbeitsfeldes, zu Akidu, wurden etwa in der ersten Hälfte d. J. 110 Personen getauft. Die Kastenvorurteile werden mit gutem Erfolg überwunden. (Bapt. M. Mag. 324.)

Die Missionare der lutherischen General-Synode beklagen sich wegen gröblicher Übergriffe der Baptisten, welche Mitglieder der lutherischen Gemeinde zu sich herüberzogen und tauften, wodurch natürlich große Verwirrung angerichtet wurde. Die versammelte Synode beschloß, eine Vorstellung an den Vorstand der Baptistenmission und hofft, daß die Sache korrigiert werden wird. (Lutheran Evangelist Nr. 21.)

Für die Basler Mission war der Übertritt eines Brahmanen bedeutungsvoll. Der Mann hatte dreizehn Jahre lang dem Evangelio nahe gestanden, bis er nun den entscheidenden Schritt that. In der gedrängten Versammlung in der Balmatthakirche waren 2—300 Heiden, die der Feier lautlos beiwohnten. Viele von ihnen kamen sogar nachher in das Missionshaus, um den Täufling zu begrüßen. Die Reaktion des Heidentums gegen das Christentum hat offenbar an Energie und Leidenschaftlichkeit unendlich eingebüßt. So auch in Basrur, wo ebenfalls ein Brahmane getauft wurde, der nun nach wie vor im Hause seines Bruders lebt: ein Verhältnis, das früher nicht möglich gewesen wäre. Getauft wurden auf dem ganzen Gebiet 107 erwachsene Heiden nebst 42 Kindern, dagegen 354 Christenkinder. Die Zahl der Gemeindeglieder kam auf 7715. — Zu Dscheppu, bei der Ziegelei der Missionshandlung, entsteht durch Ansiedlung der christlichen Arbeiter eine neue Gemeinde, die schon ihre Kapelle baut. Hier und da ist über Lahmheit und Lauheit der christlichen Eingebornen zu klagen und in Tschombala gab es schweren Kampf mit einer Anzahl unlauterer dem Trunk ergebener Gemeindeglieder, in dem sich wieder herausstellte, daß äußere von der Mission gewährte Wohlthaten der guten Sache nicht förderlich sind. Dagegen wird andrerseits berichtet, wie es der Heidenpredigt nicht an willigen und aufmerksamen Zuhörern fehlt. Wird dabei auch genug bestimmter Widerspruch laut, so giebt es doch viel stilles Suchen und Schriftforschen, das durch dieselbe erweckt wird. Die negative Predigt wider die Thorheit des Götzendienstes darf bereits gegen das positive Zeugnis von dem Heilande in den Hintergrund treten. (Jahresbericht S. 11—17.)

Im Tamulenlande hat die Leipziger Mission wieder volle Netze ziehen dürfen: 633 Heiden wurden getauft, deren 199 auf die eine Station Sidambaram kommen. Sie gehören fast ausschließlich der niedersten Kaste an. Es fehlt unter ihnen nicht die Spreu, welche spätere Sichtung nötig macht. Aber auch edle Weizenkörner

fehlen nicht — wie etwa jenes christliche Weib, bei deren Begräbnis selbst der heidnische Dorfpriester bezeugte, man habe sie nie zanken, wohl aber fleißig beten gehört. — Zu der genannten Zahl kommen noch 439 Taufen christlicher Kinder, so daß die Gesamtzahl der lutherischen Tamulen-Christen beim Beginne dieses Jahres 12 701 betrug. (Ev. Luth. Miss.-Blatt S. 199 f.)

Trawankor. Die einst so hoffnungsvolle aber schwierige Mission unter den Berg-Arrianern, von der die Berichte lange Zeit nur wenig meldeten, hat einen neuen Aufschwung genommen. Größere Scharen entsagen dem Dämonendienst und verlangen nach christlichem Unterricht. (Int. 561.) Tinnewelli. Bischof Caldwell erstattete auf dem Jahresfest der Ausbreitungsgesellschaft einen interessanten Bericht. Als nach der Hungersnot von 1877 gemeldet wurde, daß 16 000 Eingeborne sich der Mission angeschlossen hätten, sei die Presse voll Spottes gewesen und habe prophezeit, solche Massen würden sich bald verlaufen. Nun seien sechs Jahre vergangen, die allerdings auch viel Spreu entfernt hätten, aber der Zuwachs betrage jetzt (15 000 Katechumenen eingerechnet) sogar 22 000 — und die Presse sei stille. In den sechs Jahren hat sich die Zahl der mit dieser Mission verbundenen Personen gerade verdoppelt auf 44 000. Mit besonderem Nachdruck hob der Bischof die Fortschritte in der Selbstverwaltung der Gemeinden hervor. Sein liebes Edeyengudi, in dem er 40 Jahre lang gewirkt, mußte er übrigens als Wohnsitz aufgeben, um nach dem in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvollen Hafenplatz Tutikorin, wohin das theologische Seminar von dem Dörflein Sayerpuram verlegt werden mußte, überzusiedeln. Kurz vor seiner Abreise hatte er 538 Personen konfirmiert, die dazu selbst 5—7 Meilen weit gekommen waren. (M. Field 187 ff.)

Aus Ceylon liegen nicht besonders wichtige Nachrichten vor. In Dschaffna sucht ein Wesleyscher Missionar der Gemeinde mehr Leben einzuflößen durch einen Tugendbund (Sacred Principle Society), der zwanzig Jünglinge zählt. Hier wie auch in Battikaloa sucht man die Temperenzvereine mit dem Abzeichen der blauen Bänder einzuführen. Wir versprechen uns von solchen Mitteln bei den Heidenchristen nicht zu viel. (Not. 224 ff.) — Endlich werden auch einmal wieder die Wedda erwähnt, wilde oder halbwilde Bewohner der Wälder im Innern der Insel. Vor 25—30 Jahren war von ihnen als hoffnungsvollstem Missionsobjekt viel die Rede — dann aber verschwanden sie plötzlich aus den Berichten. Jetzt erfahren wir, daß einige Meilen von Battikaloa sich einige Wedda-Dörfer befinden, die von einem Katechisten besucht werden; auch ist eine kleine Schule eingerichtet. Aber die Leute führen ein armes schmutziges Leben. (Wesl. Not. 225.) — Wir bedauern, daß über die Erfahrungen bei den Versuchen die Aborigines im Innern zu erreichen, so viel uns bekannt, nichts veröffentlicht worden ist. Mochten sie auch nicht den gewünschten Erfolg haben, so konnten sie doch für andere Arbeiten lehrreich sein.

Hinterindien. Die Regierung läßt sich in britisch Barma eine möglichste Beschränkung des verderblichen Opiumrauchens angelegen sein. Die Zahl der Verkaufsstellen ist sehr bedeutend reduziert worden; 1880 gab es noch deren 68, jetzt sind nur noch 18 offen. (Messenger Presb. C. of England 139.)

Auf der abgelegenen Station der China Inland Mission zu Bhamo wurden am 20. Juli d. J. die beiden Erstlinge, 2 Chinesen im Irawaddi getauft. (Chinas Millions 137.) Auch die amerikanischen Baptisten arbeiten dort unter den Schan. Sie haben 9 Getaufte. Es ist ein hartes Feld; auch hier wirkt das Opium höchst ver-

derblich. Etwas zugänglicher scheinen die Ka-khyen der benachbarten Berge zu sein; unter denen zwei besondere Missionare mit mehreren Karenenpredigern wirken. Das schwierige Studium der bisher noch gar nicht erforschten Sprache macht noch viel Mühe. Durch die hingebende Arbeit eines der Karenen (S'peh) ist bereits eine Gemeinde von 15 Gliedern gesammelt. (Bapt. M. Mag. 244 f.)

Die Karenenmission, welche jetzt gegen 24 000 Gemeindeglieder zählt, sucht auch die Karenen im nördlichen Siam unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Es sind schon Anfänge dort gemacht und vier siamesische Karenen studieren jetzt im Predigerseminar zu Rangûn. Es wird nun eine neue Station zu Pahpun, nordöstlich von Maulmain, angelegt, von wo jenes Gebiet nicht schwer zu erreichen ist. (Ib. 214. 219.)

In Siam, wo die amerikanischen Baptisten nur unter den Chinesen zu Bangkok arbeiten, ist diese Thätigkeit sehr gehindert durch eine geheime Gesellschaft („Ges. vom roten Buchstaben"), welche die ganze dortige chinesische Bevölkerung terrorisiert. Vier Gemeinden umfassen 500 Mitglieder. (Bapt. M. Mag. 265.)

Sämtliche amerikanische Missionare wurden vor einiger Zeit dem König von Siam durch den amerikanischen Gesandten vorgestellt. Se. Majestät sprach sich freundlich und anerkennend aus und betonte, daß er seinen Unterthanen volle Glaubensfreiheit gewähre, sofern sie nicht gegen die politischen Gesetze streite. (For. Miss. 523.)

Die Laos-Mission der amerikanischen Presbyterianer schreitet vorwärts, trotz aller feindlichen Bestrebungen. Gewalt freilich dürfen die Häuptlinge nicht mehr gegen die Christen anwenden, nachdem neuerlichst der König von Siam die Religionsfreiheit gewährleistet hat. Doch versucht man durch Ausbreitung von falschen Gerüchten, als dürfe fortan kein weiterer Übertritt stattfinden u. dergl., die Bevölkerung von der Mission fern zu halten. Dennoch fanden im letzten Jahre 44 Taufen statt. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 144. (For. Miss. 508.)

In Singapur ist neuerdings eine Mission seitens der englischen Presbyterianer begonnen worden. Sie erstreckt sich vorzugsweise auf die dortigen Chinesen und schließt sich an die früheren Arbeiten einiger Freimissionare an, durch welche zu Bukit-Tima, 7 englische Meilen von der Stadt, eine Gemeinde gegründet worden ist. Helfer von Amoy und Swatau werden hier verwendet werden, da die beiden entsprechenden Dialekte unter der chinesischen Bevölkerung vertreten sind. (Bapt. M. Mag. 325. Messeng. 139.)

Holländisch Indien. Java zählt beinahe 20 Millionen Einwohner; höchstens 7000 derselben — abgesehen von den Europäern — sind Christen. Es ist bekannt genug, wie die Regierung geflissentlich die Ausbreitung des Christentums auf der schönen Insel möglichst erschwert hat. Die politische Presse billigte das vollständig. Jetzt scheint sich doch ein Umschwung anzubahnen, da eine Zeitung der Regierung den Rat giebt, den Christen mit Rücksicht auf den stets zunehmenden Einfluß des Islâm gewisse Vorrechte zu gewähren. Vor der Hand wird man freilich auf solche Ratschläge kaum eingehen. (Maandberigt 130.) In anderer Beziehung freilich hat die Regierung selbst schon neue Wege betreten. Der Not der aus früheren Zeiten bestehenden Christengemeinden, die vielfach Jahre lang warten müssen, bis sie einmal von einem Prediger besucht werden, soll durch Anstellung von Hilfspredigern abgeholfen werden. Also endlich besinnt man sich auf die Verpflichtung, die der selige Heldring mit all seinem Rufen nicht zu durchschlagender Anerkennung zu bringen vermochte! Um passende Persönlichkeiten für den neuen Plan zu erhalten, hat die Regierung sich an die Missionsanstalten gewendet und zur betreffenden Ausbildung junger Leute aufgefordert. Für die, welche später ein

solches Amt annehmen, sollen die Kosten der Ausbildung nach einem bestimmten Satze zurück erstattet werden. Nach der theologischen Richtung, ob orthodox oder modern wird nicht gefragt, wenn die jungen Leute nur das Hilfspredigerexamen bestehen. Nicht nur die Nederl. Zendelinggenootschap, sondern auch die Ned. Zendingsvereeniging und die Utrechter M.-G. sind auf dieses Anerbieten eingegangen.

Auf Borneo war die Rheinische Mission durch einen Aufstand bedroht; doch gelang es der Regierung, denselben im Keime zu ersticken. Man fühlt aber dort, daß man immer auf vulkanischem Boden steht. Wir haben drei Fortschritte zu verzeichnen: 1. Die Besetzung des etwa 12 Meilen westlich von Pang koh gelegenen Hafenortes Sampit als Station. 2. Einem eingebornen Gehilfen wurde die Station an dem erstgenannten Ort anvertraut — die erste Anstellung eines eingebornen Pastors. 3. Zu Tamean lajang erfolgte der erste Übertritt zum Christentum aus dem Stamme Olo maanjan. Noch sei bemerkt, wie die Bemühungen des einen Missionars um Verbesserung des Reisbaus durch die ungünstigen natürlichen Verhältnisse vereitelt wurden; dagegen berechtigt die massenhafte Anpflanzung von Kokospalmen, die wohl gedeihen, zu den besten Hoffnungen. (Jahresbericht der Rh. M.-G. 19 f.)

In Sumatra sind die Batak-Gemeinden um 1498 Mitglieder gewachsen; ein halbes Dutzend neue Kirchen und Kapellen wurden eingeweiht und die umsichtige und kräftige Leitung des neuen Ephorus (Nommensen) erweist sich für diese ganze Mission sehr segensreich. Um der dringenden Bedürfnisse des Tobalandes willen, die durch die Schilderungen eines deutschen Arztes noch besonders beleuchtet wurden,[1]) mußten die beiden Stationen Prau Sorat und Pangaloan auf die Stufe der Außenstationen herabgesetzt werden. Dagegen wurden im Tobalande 2 neue Stationen: Muara und Lintong nihuta, westlich von Balige und nicht weit vom See, angelegt, die aber leider beide, samt 2 Nebenstationen, von den heidnischen Batta in einem Kriege, den sie gegen die Holländer begannen, wieder zerstört worden sind. Wie es scheint, ist der Aufstand nach 2 Niederlagen der Batta bereits unterdrückt. (Rh. M.-Bl. Nr. 11.)

In Balige befanden sich schon 42 Leute, darunter der Oberhäuptling, im Taufunterricht. Des letzteren Genesung von schwerer Krankheit nach den Gebeten des Missionars hat auf die Bevölkerung einen tiefen Eindruck gemacht. (Jahrbuch der Rh. M.-G. S. 24 ff.)

Daß trotz aller neuen Einrichtungen in der Minahassa der alte Segen noch nicht gewichen ist, zeigen einige ansprechende Schilderungen des Missionars Graafland, die wir im Beiblatt mitzuteilen gedenken. Die Christenzahl ist im vergangenen Jahre durch die Taufe von 711 Erwachsenen und 4714 Kinder auf 95 000 Seelen gestiegen, so daß nun noch 19 000 Heiden im Lande übrig sind. Der genannte Missionar, der das Seminar zu Tanawangko leitete, ist zum Regierungsschulinspektor berufen. Auch diese Wahl zeugt von einem freundlichen Entgegenkommen der Regierung. Hiernach hat die Missions-Gesellschaft zunächst nur noch den einen Missionar in der Minahassa: Ulfers. Sie wird jedoch jedenfalls das Seminar weiter führen, sowie sie auch in 97 Schulen mit 6704 Schülern fortwirkt. Es ist sehr zu bedauern, daß die finanzielle Lage zu immer weiterer Einschränkung nötigt. Uns scheint es, die Christen Hollands dürften von einem Felde, auf dem Gott so große Dinge gethan hat, die Hand nicht ab-

[1]) Dr. Hagen, der von Deli aus den Tobasee besuchte, zeigt, wie viele junge Männer von dort zu der Plantagenarbeit nach der Ostküste gehen und die verderblichsten Einflüsse in ihre Heimat zurück bringen.

ziehen. Wenn keine andre Gesellschaft dort in die Arbeit eintritt, so müßte man trotz aller zu beklagenden Verhältnisse die dort thätige Gesellschaft unterstützen. Es hat uns gefreut, daß derselben ein Missionsfreund zum Geburtstage des Direktors 15 000 fl. sandte, mit der Bemerkung: der Gesellschaft, die noch fortbaut auf den von unsern Vätern 1797 gelegten Grunde Hebr. 12, 1. 2. (Maandber. 81 ff. 124 ff. 144.)

Die jungen Christen auf Sawu haben sich unter und nach den Verheerungen des Orkans trefflich gehalten und zeigen, daß der Glaube nicht bloß zu dulden, sondern auch thatkräftig zu handeln vermag. M. Teffer mußte sich seiner Gesundheit wegen für eine Zeit nach Sumba begeben, ist nun aber so weit hergestellt, daß vor der Hand seine Rückkehr in die Heimat noch nicht erforderlich erscheint. (Ib. 136.) — Die früheren Missionare Linemann (Minahassa) und Donselaar (Timor) sind heimgegangen; der 84jährige Luyke auf Ambon ist noch als Seelsorger für viele ein Segen. (Ib. 137.)

Daß wir von den deutschen Missionaren auf den Sangi-Inseln fast gar nichts zu hören bekommen, ist sehr zu bedauern; wir müssen uns schämen, daß wir sie so ganz vernachlässigen. Nur auf Umwegen hören wir aus einem holländischen Blatt die erste Nachricht von ihnen, die seit 1871 im vorigen Jahre in die Öffentlichkeit gekommen ist. Steller, Schröder und Grohe arbeiten auf Groß-Sangi. Die Gemeinden gewöhnen sich an Beiträge für kirchliche Zwecke. Kelling steht auf Siau, wo er 28 Schulen und 21 Predigtplätze unter seiner Obhut hat. Er beschäftigt sich auch mit Sprachstudien und 1881 erschien die Übersetzung des N. T. Ein Regierungsbericht rühmt, daß das Schulwesen auf den Sangi-Inseln in verhältnismäßig blühendem Zustande sei — dank den Bemühungen der Missionare. Auf dem Regierungsseminar in Tondano sind zwei Sangiresen ausgebildet, vier andre befinden sich im Seminar zu Depok. (Macedon. 248 ff.) Von Günther und Richter auf den Talautinseln ist gar nichts mehr zu hören.

Auf Neu-Guinea ist zu den 4 Stationen Doreh, Mansinam, Andai und Monokwari die fünfte Rhoon gegründet worden. Die Regierungsschiffe, welche in Zukunft die Geelvinks-Bai besuchen, sollen auch bei diesem Inselchen anlegen. (Utrecht. Berigten 99.)

Schließlich sei erwähnt, daß das Missionswesen auf der Internationalen Ausstellung zu Amsterdam bestens vertreten war. (Meded. III.)

China. Aus den verschiedensten Teilen des großen Reiches wird von zunehmendem Einflusse der ärztlichen Missionsthätigkeit berichtet. Auch das ausgedehnte Werk der schottischen Bibelgesellschaft, die neben der heil. Schrift auch Traktate verbreitet, verdient Beachtung. Für die regelmäßigen Staatsprüfungen ist ein besonderer Traktat unter dem Titel „Eingangsthor zur Tugend und Weisheit" abgefaßt und wird in den verschiedenen Prüfungsstädten massenweis an die Examinanden verteilt. (Her. 127. 186. 224. Chron. 287. Int. 426.)

Von Hongkong aus dehnt die Church M. S. ihre Arbeiten immer mehr auf das Festland aus, so daß einer der Missionare nach Kanton versetzt wurde, um besser die Außenstationen überwachen zu können. (Int. 358.) Auch die Basler Mission findet für die durch fortgehende Auswanderung hervorgerufene Schwächung ihrer Gemeinde Ersatz auf der gegenüberliegenden Küste. Von der Rheinischen Mission hat sie die Station Longhëu und den Gehilfen Tschin-Asi übernommen. Nyenhangli hat eine Außenstation erhalten, dadurch, daß ein reicher Chinese auf den Hawaiiinseln die Mittel

zur Gründung einer Schule in seinem Heimatsort zur Verfügung stellte. (Basler Jahresbericht 8—10.)

Die Abgrenzung des Gebietes zwischen der Basler, Rheinischen und Berliner Mission ist zu allseitiger Befriedigung erfolgt. (Ib. 7.) Die Rheinische hat nur die Arbeit unter den Punti mit der Station Fuk-weng beibehalten, dazu gehören 4 mit eingebornen Gehilfen besetzte Außenstationen. Die zugehörigen Christen vermehrten sich durch 30 Taufen auf 225. Noch sind 30 weiter im Taufunterricht. (Rhein. Jahresbericht 33 f.) — Die Berliner Mission hatte einen schweren Anfang. Der kaum einige Monate in China befindliche Missionar Jentzsch verlangte seine Entlassung und erhielt sie. (Berliner M.-B. 315.) Die Zeitung meldete inzwischen, daß Jentzsch in Schanghai gestorben ist, wo er angefangen hatte eine deutsche Gemeinde zu sammeln.

Auch der Am. Board stellte einen Missionar in Hongkong an zum besten solcher Chinesen, die sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben. (Her. 248.)

Die Baptisten-Mission zu Swatau, welche 800 Kommunikanten in mehr als 200 Dörfern (einige bis 15 Meilen entfernt) umfaßt, gründete eine neue Station in Mung-keu-liang, über deren Lage nichts Näheres gesagt ist. (Bapt. M. Mag. 268. 130. 319.)

Fuh-kien hat eine der fruchtbarsten Missionen in ganz China. Die Church M. S. hat dort 119 Stationen resp. Außenstationen in 14 Distrikten. Der vorjährige Zuwachs betrug 355, so daß man in dies Jahr mit 4454 Getauften eintrat. Die Organisation der Gemeinden mit Einführung von Kirchenräten und Distriktssynoden nach dem Muster von Tinnewelli hat begonnen. Die früheren Verfolgungen seitens des Pöbels haben sich in neuster Zeit nicht wiederholt. Auch die Mandarinen sind „vernünftiger" geworden und gewähren bereitwilliger als sonst den nötigen Rechtsschutz. Die Gemeinden gehören überwiegend der Landbevölkerung an; in der Hauptstadt Fuh-tschau ist ein harter Boden. (Int. 475.)

Die Londoner dehnten ihre Mission zu Amoy durch Anlegung einer neuen Station zu Leng-yong im Nordfluß-Distrikt aus. (Chronicle 167.) Die englischen Presbyterianer haben die große Stadt Tschau-tschau mit Gründung eines Hospitals besetzt. (Messeng. 135.) Missionare der Südlichen Presbyterianer sind dabei, sich in Nanking niederzulassen (The Missionary [Richmond] p. 133.)

Die schottische Staatskirche, welche zu I-tschang am Jantsz-kiang in der Provinz Hu-pe eine Station hat, besetzte einen zweiten Ort I-tu, 6 Meilen von dort. (C. Sc. Rec. 613.) In dieser Provinz kam eine angeblich im ganzen Reiche seit lange geheim vorbereitete Insurrektion der sogenannte „Sekte der weißen Lilie" zum Ausbruch — wurde jedoch unterdrückt. (Not. 250.)

Aus Ningpo wird ein Aufleben des Götzendienstes gemeldet. Manche verfallene Tempel in der Stadt werden restauriert. In der Umgegend bemerkt man die auffallende Zunahme der Opiumkultur. (Int. 432.)

Schantung. Die China Inland Mission, welche ihre Stationen in den von andern Gesellschaften besetzten Provinzen aufgegeben hat, hält jedoch die zu Tschi-fu noch aufrecht, weil sie als Sanitarium dient. Auch ist dort eine Schule für die Kinder der Missionare eingerichtet, welche auch von dort ansässigen Europäern mit benutzt wird. Chin. Mill. 88 f.) Die Unierten Presbyterianer aber haben ihre Mission von dort zurück gezogen, um sie auf die Mantschurei zu konzentrieren. (U. P. Rec. 179.)

Pe-king. Die Bekehrten gehören größtenteils den Kreisen der aus den Provinzen kommenden Handelsleute an, die sich nur zeitweise in der Hauptstadt aufhalten. Es er-

klärt sich daraus das langsame Wachstum der Gemeinden, da viele Glieder nach ihrer Heimat zurückkehren, wodurch übrigens das Evangelium vielfach in ferne Gegenden verpflanzt wird. Die einheimische gleichgiltige und faule Bevölkerung ist wenig zugänglich. (Her. 145.) Ein Kaufmann pflegte christliche Traktate als billigste Makulatur zu kaufen. Aus Neugierde fing er einmal an darin zu lesen, — und jetzt ist er Mitglied einer der christlichen Gemeinden. (Bapt. Her. 364.)

Die englischen Baptisten haben ihre Mission nach der Provinz Schensi ausgedehnt und die Hauptstadt Tai-yuen, wo bereits die Ch. Inland M. und der Am. Board (Her. 311) arbeiten, zur Station gewählt. Die Anknüpfung dazu wurde das Andenken an M. Richards, der in der Hungersnot dort Hilfe gespendet und unter den Anstrengungen sein Leben geopfert hatte. (Bapt. Her. 290. 363, vergl. Chin. Mill. 83.)

Von der Provinz Kan-su aus, wo die Missionare der Ch. Inland M. zu Ts'in-tschau als einzige Europäer leben, machte Mr. Parker nebst Frau und einer Lehrerin eine Missionsreise nach Tibet. Das tief im Innern gelegene Tschok-ni-si, wurde zu längerem Aufenthalt gewählt. Er selbst reiste, die Damen dort zurücklassend, noch weiter und drang bis La-peh-long vor, der letzten bedeutenden Stadt auf dem Wege nach Lhassa. Überall konnte das Evangelium ungehindert verkündigt werden.

Auf Formosa scheinen die kanadischen Presbyterianer gute Fortschritte zu machen. Zu Anfang dieses Jahres meldete der nach längerer Abwesenheit auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrte Missionar Mackay die Taufe von 140 Personen. Später sandte er folgendes Telegramm: „Tausend Aborigines haben ihre Götzen fortgeworfen.“ Es handelt sich um Bewohner der östlichen Seite der Insel, die wie man annimmt, malaiischer Abkunft sind. (Wenn aber ein Blatt von ihrer Religion als einer Mischung von Mohammedanismus spricht, so klingt das doch etwas abenteuerlich). (Miss. Review 211. 275. Mess. 138.)

Japan. Im April d. J. wurde in Osaka eine von den Vertretern der verschiedenen Denominationen besuchte Missionskonferenz gehalten. Von den gehaltenen Vorträgen erwähnen wir: „Protestantische Missionen in Japan“ (Rev. G. F. Verbeek D. D.), die Hindernisse der M. (Gordon, Waddil, Greene — der letztere zeigte die schlimmsten, von ungläubigen Namenchristen ausgehenden), Missionsreisen (Maclay — die Missionare können einen Paß bekommen, wenn sie einen beliebigen andern Zweck der Reise angeben, was manche thun, andre aber um des Gewissens willen nicht mögen — daher eine Änderung der Gesetzgebung dringend erwünscht). Unterricht — allgemeiner und theologischer (Blanchet—Davis), Selbsterhaltung der Gemeinden (Mr. Sayama sprach entschieden gegen alle Unterstützungen von außen her) und über ärztliche Mission (Dr. Palm zeigte, daß diese Thätigkeit durch genügende Ausbildung japanischer Ärzte schon unnötig werde). — Für alle Teilnehmer waren die Tage in Osaka reich gesegnet. (Int. 633 ff.)

Von dort aus hat die Church M. S. ihre Thätigkeit nach Iwami an der Nordküste von Hondo ausgedehnt, wo die jungen Christen nun allerlei Glaubensprüfungen durchmachen müssen. (Int. 555 ff.) Von Tokio wird eine ausgedehnte Erweckung gemeldet [proud men crying like children] (Her. 271. 299). Die anglikanische Kirche endet eben ihren ersten Missionsbischof A. W. Poole nach Japan; er war früher 3 Jahre lang in der Telugu-Mission thätig. (M. Field 350.)

Korea hat in neuster Zeit durch politische Umwälzungen und das energische Geltendmachen der chinesischen Oberhoheit die Blicke auf sich gezogen. In Missionskreisen macht die Bekehrung eines edlen Koreaners noch mehr Aufsehen. Rijutei, ein Mann mit höchsten Konnexionen hatte sich, um der geheimen Verfolgung unterlegener politischer Gegner zu entgehen, nach Japan begeben. Hier wurde er mit dem Christentum bekannt, das er mit vollem Eifer ergriff. Nun hat er die heilige Taufe empfangen und sinnt darauf, sein Vaterland dem Evangelio zu gewinnen. Er hat Veranlassung gegeben, daß junge Leute von der koreanischen Regierung nach Japan gesandt werden. Von den 700, die sich meldeten, sind 12 durch ein Examen ausgewählt. Er selbst ist mit der Übersetzung des N. T. beschäftigt. (For. Miss. 16. 148 ff.) Aber auch von Niutschwang aus bringt das Christentum in das bis jetzt verschlossene Reich ein. Ein Missionar der unierten Presbyterianer daselbst widmet sich ganz besonders den im dortigen Hafen verkehrenden Koreanern und hat nach Korea selbst einen Evangelisten gesandt, der christliche Bücher verbreitet. Der letztere war bei einer Gelegenheit zu Gefängnisstrafe verurteilt, wurde aber sofort freigelassen, als sich herausgestellt hatte, daß er kein Katholik sei. (U. P. Rec. 220.)

Amerika. Die Eskimostation an der Ostküste der Hudsonsbai ist vom kleinen an den großen Walfischfluß versetzt worden, weil das Fort der H. B. Compagnie verlegt wurde. Die Gemeinde besteht aus 64 Erwachsenen, 40 Kindern und 40 Taufbewerbern. Sie sind freilich noch weit zurück, doch freundliche, lernbegierige Leutchen. Von derselben Station aus werden die Indianer bei dem südlicher gelegenen Fort George besucht. (Int. 437 f.)

Von den unter den Indianern der Vereinigten Staaten arbeitenden Missionen ist die der Südlichen Presbyterianer[1]) bei uns wenig bekannt geworden. Sie umfaßt vier Stationen: New Boggy Depot, Hacket City, Bennington und Boggy Depot. Die zweitgenannte liegt in Arkansas, die übrigen im Indianer Territorium. (The Missionary Nr. 5.)

Ausgedehnter ist die Indianermission der Nördlichen Presbyterianer mit 10 Stationen, 16 Missionaren und 1240 Kommunikanten. (For. Miss. 45.) Demselben Blatte entnehmen wir folgende Notizen: Die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten mit Ausschluß von Alaska beträgt 262 366. Die fünf civilisierten Stämme im Indianer Territorium: Tscheroki, Tschoktä, Tschikakaſä, Kriek und Seminolen zählen 59 277. Ganz unabhängig leben noch 15 434, unter Regierungsagenten stehen 187 655. Die Bestrebungen zur Christianisierung der Indianer werden jetzt von der Regierung begünstigt. Bis jetzt wird mehr als ½ Million Acker Landes von Indianern kultiviert; die ihnen zugeteilten Reserven aber umfassen 155 Millionen, von denen sicher 18 Millionen anbaufähiges Land bilden. (For. Miss. 60.)

An der nördlichen Küste der Vancouver-Insel hat die Church M. S. eine Station unter den Kwagütl-Indianern, unter denen Missionar Hall nebst Frau, abgeschieden von europäischem Verkehr seine schwere Pionierarbeit verrichtet. Als sein Wohnsitz wurde früher Fort Rupert genannt, jetzt Alert Bay. In diesem Jahre wurde der zweite Bekehrte des genannten Stammes getauft. (Int. 508.)

---

[1]) Wir behalten diese zur Unterscheidung nötige Bezeichnung bei, obgleich sie die Denomination selbst nicht gelten läßt, die sich als Presbyterian Church in the United States bezeichnet.

Westindien. Auf Haiti wütet wieder einmal ein schrecklicher Bürgerkrieg. Die Missionsthätigkeit zu Port au Prince Jacmel und Jéremie ist völlig gestört und die Missionare sind ihres Lebens nicht sicher. (Spirit. o. M. 379, Bapt. Herald 365.)

Die Wesley'schen Methodisten Westindiens gehen damit um, eine selbständige Konferenz zu konstituieren, wie bereits eine kanadische, australasiatische und jüngst eine südafrikanische sich gebildet hat. (Wesl. Not. 195.) Die bei uns wenig bekannte Denomination der Disciples of Christ missioniert in Jamaika, namentlich in den abgelegenen Gebirgsgegenden des Innern unter der unwissenden und armen Bevölkerung. Die Zahl der dortigen Stationen wird auf 6 angegeben. Die Namen Oberlin, Chesterfield und Providence erinnern uns an die früheren Arbeiten der Am. Miss. Association — doch finden wir nicht, ob die genannte Denomination dieselbe von dieser übernommen hat. (M. Review 213. 273.)

Eine exentrische Bewegung ist auf Jamaika hervorgerufen, durch einen Schwarzen, der sich Dr. Steward nennt und für einen Propheten ausgiebt. Seine Anhänger, Trupers genannt, halten Tag und Nacht fanatische Gebetsversammlungen, bei denen mancherlei Unordnung vorkommt. — Wir wissen nicht, ob die Heilsarmee dort auch schon einen Feldzug eröffnet hat. Wahrscheinlich aber ist ihr ein junger englischer Geistlicher zuvorgekommen, der eine Kreuzarmee gründete. Die Sache machte zuerst viel Aufsehen, doch legte sich die Aufregung bald. (M.-Bl. der Brüderg. 144 f.)

Auf Trinidad arbeiten auch kanadische Presbyterianer unter den indischen Kulies zu S. Fernando. (U. P. Rec. 177.)

Feuerland. Nachdem für die seitens der Mission den schiffbrüchigen Italienern geleistete Hilfe bereits eine königliche Anerkennung gespendet worden (cf. S. 382 u. 411), hat sich dem günstigen Zeugnisse des Lieutenants Bove auch der Arzt einer französischen Expedition angeschlossen, welcher sich in Orange Bai aufhielt, und der beim Ausbruch einer epidemischen Lungenkrankheit unter den Indianern zu Uschuwia sich dorthin begab und mit großer Hingebung Hilfe leistete. Der Doktor sprach sich über den Einfluß der Mission auf die Eingebornen höchst befriedigt aus. Im Mai d. J. wird das Erlöschen der Epidemie gemeldet. (S. A. Mag. 55 f. 172.) Die Bibelübersetzung macht Fortschritte: Ev. Lukas vollendet; Apostelgeschichte im Druck. — Die Fortschritte der Schüler in allen mehr mechanischen Unterrichtsgegenständen sind sehr befriedigend, auch Geographie und Geschichte wird gern gelernt. Das Rechnen aber scheint ihnen ganz unfaßlich. (Ib. 57 f.) Die Fortschritte des Gartenbaus, obgleich dieser an allen nicht sehr geschützten Plätzen durch die selbst im Sommer auftretenden Nachtfröste erschwert ist, zeigen sich auf der Station und auf Außenplätzen. Durch eine Familie des wilden Alakuluf-Stammes auf der Dawson-Insel, die von einer Schaustellungsreise zurückkehrend fünf Monate in Uschuwia verweilte, scheint das Evangelium auch auf jener Insel Wurzel zu fassen. (Ib. 103 f.) Die M.-G. hat beschlossen, den A. Gardiner durch ein Dampfboot zu ersetzen. (148. 157.)

Am Tschupatflusse (Chuput) in Patagonien (etwa 50 Meilen südlich von Patagones am Rio negro) hat sich vor einigen Jahren eine Kolonie aus Wales niedergelassen, die sich in blühendem Zustande befindet. Die Kolonisten haben auf die Indianer der Gegend einen so guten Einfluß geübt, daß einer der Stämme beschlossen hat, sich in der Nähe niederzulassen und wünscht im Christentum unterrichtet zu werden. (Ib. 200.) Die Südamerikanische M.-G. wird ihnen diesen Wunsch wohl nicht versagen können.

Literatur-Bericht.

1) **Warneck:** „Missionsstunden". Bd. II. Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Erste Abteilung: Afrika und die Südsee. (Gütersloh, 1884. 5 Mk.). Eine zweite Abteilung soll dann aus der Mission in Asien und Amerika ähnliche Gesamtüberblicke und Specialbilder bringen. Vorläufig sind, um die Ausgabe nicht noch länger hinauszuschieben, 20 Missionsstunden gegeben mit einem doppelten Anhange, der teils behufs einer erweiterten selbständigen Behandlung der gebotenen Stoffe, teils für andre Gegenstände aus den afrikanischen und südoceanischen Missionen specifizierte Quellennachweise enthält, die sämtlich der deutschen Missionsliteratur entnommen sind. Die vorliegenden Missionsstunden geben teils Rundschauen über größere oder kleinere Missionsgebiete gleichsam als Situationskarten, teils einzelne geschichtliche Episoden, teils Miniaturbilder; sie suchen ebenso das schablonenhafte Einerlei der Missionsgeschichtsbehandlung zu vermeiden, wie die Mannigfaltigkeit der Missionsarbeit möglichst zur Darstellung zu bringen. Außerdem hat der Verfasser ernstlich sowohl nach Nüchternheit wie nach Einfachheit gestrebt. Möchte es dem Buche gelingen, die Lust an den Missionsstunden bei denen, die sie zu halten, wie bei denen, die sie zu besuchen haben, ein wenig zu mehren.

2) **Schwarz,** neue Bearbeitung von **Behr:** „Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde." Mit 2 Übersichtskarten und vielen Illustrationen (Kalw und Stuttgart, 1883. 8 Mk.). Dies Buch ist, aufs ganze gesehen, ein wirklicher Hausschatz. In gemeinverständlicher Form bietet es nicht nur eine anschaulich und gefällig geschriebene Geographie, sondern teilt auch alles wichtige und wissenswerte aus der Völkerkunde und Religionsgeschichte mit. Der Mission wird, wenn auch nur kurz, doch fast durchgehends gedacht, manchmal auch ihr statistisches Ergebnis angegeben. Die Illustrationen sind — wie in allen ähnlichen Werken — verschiedenartig, die Kärtchen instruktiv. Der Preis ist bei der Fülle des auf 890 Seiten gebotenen reichhaltigen Stoffes ein verhältnismäßig sehr geringer. Wir empfehlen das Buch auch zur Benutzung im geographischen Unterrichte.

3) **Wohlers:** „Erinnerungen aus meinem Leben" (Bremen, 1884. 1,20 Mk., direkt von Inspektor Zahn bezogen 1 M.). Wohlers ist ein Missionsveteran der norddeutschen Missionsgesellschaft, der bereits 1843 nach Neuseeland gesandt wurde und dort auf der kleinen Insel Ruapuke seit einem Menschenalter in aller Stille und Bescheidenheit sein gesegnetes Evangelisationswerk getrieben und zu einem gewissen Abschluß gebracht hat. Er hat noch die alten Zeiten gesehen und schildert uns in seiner einfachen aber sinnigen Weise die dortigen Verhältnisse, wie sie waren und wie sie jetzt sind, seine Arbeiten, Leiden und sonstigen Erlebnisse — alles ungekünstelt, natürlich aber darum gerade ansprechend und einführend. Referent hat an der Lektüre dieser Erinnerungen nicht nur viel Freude gehabt, sondern auch manche Belehrung daraus gewonnen. Auch für ein paar Missionsstunden gewährt das Büchlein handlichen Stoff.

4) **Schneider:** „Atlantis Germanica. Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Amerika von ihrer frühsten Einwanderung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausbreitung" (Leipzig, 1883. Buchhandlung des Vereinshauses). Ein kleines nur 72 Seiten umfassendes, aber mit großer Sachkunde kurz und gut geschriebenes Heftchen, das die große Bedeutung des deutschen Elements für die nordamerikanische Entwicklungsgeschichte in helles Licht setzt, und wohl verdient, hüben und drüben gelesen und verbreitet zu werden.

5) Dieselbe Verlagshandlung hat einen ziemlich vollständigen „Missionsschriften-Katalog", dessen Zusammenstellung ihr viel Mühe gemacht hat, herausgegeben und versendet denselben auf Verlangen gratis.

Berichtigung.

In dem Literatur-Berichte der vorigen Nummer (S. 527) ist durch ein sehr fatales Versehen des Setzers die von mir bei der Korrektur hinzugefügte Notiz: „Der Verfasser ist mittlerweile ganz unerwartet gestorben" statt an die Anzeige der Briefe aus China von Jentzsch an die des Kleinen Missions-Atlas von Grundemann angehängt worden. Gott sei Dank, Dr. Grundemann lebt und ist ganz gesund, — dies zur Beruhigung aller, welche der ahnungslose Setzer so unnötig erschreckt hat.

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

II. Theoretisches und Apologetisches.

III. Missionsrundschau.

IV. Litterarisches.

Beiblatt.

Namen- und Sach-Register.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1883.

Eine Neujahrsansprache über Apg. 4, 23 ff.

(auf der Missionsquartalversammlung zu Barmen gehalten am 1. Jan. 1882)

von Frick, Pastor zu Barmen.

Apg. 4, 23—33: Und als man sie hatte lassen gehen, kamen sie zu den Ihren, und verkündigten ihnen, was die Hohenpriester und Ältesten zu ihnen gesagt hatten. Da sie das höreten, hoben sie ihre Stimme auf einmütiglich zu Gott, und sprachen: Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde, und das Meer, und alles, was darinnen ist, gemacht hat, der du durch den Mund Davids, deines Knechts, gesagt hast: Warum empören sich die Heiden, und die Völker nehmen vor, das umsonst ist? Die Könige der Erde treten zusammen, und die Fürsten versammeln sich zu Haufe wider den Herrn, und wider seinen Christ. Wahrlich ja, sie haben sich versammlet über dein heiliges Kind Jesum, welchen du gesalbet hast, Herodes und Pontius Pilatus, mit den Heiden und dem Volk Israel, zu thun, was deine Hand und dein Rat zuvor bedacht hat, das geschehen sollte. Und nun, Herr, siehe an ihr Drohen, und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort; und strecke deine Hand aus, daß Gesundheit, und Zeichen, und Wunder geschehen, durch den Namen deines heiligen Kindes Jesu. Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammlet waren; und wurden alle des heiligen Geistes voll, und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit. Der Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen.

Wir haben heute im bürgerlichen Leben Neujahr, im kirchlichen Leben den Namenstag unsers Herrn Jesu Christi. Das Evangelium handelt darum von dem Namen Jesu, der in der Ankündigung an Maria bereits von Engels Mund genannt war, acht Tage nach der Geburt ihm aber feierlich beigelegt wurde. In Jesu Namen beginnt der gläubige Christ, ein jeglicher in seinem Stand, das neue Jahr, in Jesu Namen beginnt es auch die Mission, bewegt sich doch um den Namen Jesu die ganze Missionsarbeit.

In dieses Namens Auftrag und Vollmacht ziehen unsere Missionare hinaus in alle Welt und machen die Völker durch Lehre und Taufe zu Jüngern. Mission ist kein selbsterwähltes, eigenmächtiges, sondern ein befohlenes Werk, dem wir Gehorsam schuldig sind in dem Herrn.

In diesem Namen liegt die Instruktion für das persönliche Verhalten aller Missionsarbeiter. In Wort und Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen. In Jesu Namen muß der Beweggrund liegen, der uns innerlich antreibt, die heilsame Schranke, die uns zurückhält von allem, was sich mit diesem Namen nicht verträgt, endlich der ganze Reichtum, den wir den Seelen zu bringen haben. Silber

und Gold habe ich nicht, sprach Petrus zum Lahmen, was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu von Nazareth sei gesund. Was einer nicht hat, kann er nicht geben, man muß den Namen Jesu haben, um ihn andern geben zu können.

Im Namen Jesu liegt endlich das Ziel der Mission, in diesem Namen sollen sich noch beugen aller derer Knie, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind und alle Zungen bekennen, daß Jesus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Hier ist der Name Jesu Ausdruck seiner Herrscherstellung, seiner ihm vom Vater als Lohn gewährten Oberhoheit über alle. Jeder Mensch, jedes Volk der Erde muß Stellung zu ihm nehmen. Wo ein Mensch, ein Volk überhaupt noch seine Knie beugen will, da darf es hinfort nur geschehen im Namen Jesu, wer überhaupt noch Jesum bekennen will, der muß bekennen, daß er der Herr sei und zwar zur Ehre des Vaters, denn vom Vater ließ der Herr sich alles schenken, auch diese Oberhoheit und man ehrt mit nichts den Vater so, als damit, daß man ein Kniebeuger und Bekenner des Herrn Jesu wird. Jeder Heide, der seine Knie noch beugt vor den stummen Götzen seines Heidentums oder vor den prahlerischen Götzen der Welt, sollte dem Missionar einen geschwinden Stich der Ewigkeit ins Herz geben darum, daß diese Seele ihre Knie noch nicht beugt vor dem, dem sie es schuldig ist, und den Missionsfreunden ein Sporn werden zu helfen, daß aus jedem Heiden oder Heidenvolke bald ein Kniebeuger vor Jesus werde, wie die drei Weisen aus dem Morgenlande.

So lange nun unser Herr Jesus in Knechtsgestalt einherging, trug auch sein Name Knechtsgestalt, sobald ihn sein Vater erhöht hatte, blitzt auch seines Namens Herrlichkeit öffentlich hervor. In den vier Evangelien erscheint er wesentlich in seiner Knechtsgestalt als Menschensohn, in der Apostelgeschichte, den Briefen und der Offenbarung St. Johannis alsbald in seiner Herrscherstellung als Herr.

Gleich beim ersten Pfingstfest wird dieser Name öffentlich auf Zion als christliches Banner entfaltet und zwar vor beiden Hälften der Menschheit, angesichts der Juden und angesichts der Vertreter aller möglichen Völkerschaften der Erde, und Petrus proklamiert es laut vor allem Volk unter dem Himmel: wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll errettet werden. Es folgt nun die Auseinandersetzung dieses Namens mit dem jüdischen Volk, das sich an ihm so schwer versündigt hat. Soll dieser Name ihm helfen, so muß durch Buße solches schwere Unrecht aus der Welt geschafft werden, sie müssen gerade über diesen Punkt Buße thun, um durch diesen Namen Vergebung der Sünde und die Verheißung des heiligen Geistes zu empfahen, von der Petrus sagt: euer und eurer Kinder ist die Verheißung und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzu rufen wird. Die Juden meinen diesen Jesum aus der Welt geschafft und seinen Namen zu den toten geworfen zu haben, Petrus zeigt ihnen, daß dieser Jesusname kein toter, daß er mit Lebenskräften durch Wort und Wunder noch fort zu wirken versteht, wie es durch die Bekehrung der 3000 und durch die Heilung des Lahmen an der Thür des Tempels, die da heißt „die schöne", so augenfällig zu Tage trat.

Wo aber die Herrlichkeit des Namens Jesu im Leben auf dem Platze erscheint, da regen sich alsbald die Mächte der Finsternis in List und Gewalt, sie errichten Bollwerke oder legen Netze, sie schieben Riegel vor in Personen und Verhältnissen, es kommt zum öffentlichen Verbot oder zu hundert Plackereien. Die Apostel müssen gefangen liegen und sich verantworten vor dem Hohenrat. Man verbietet die Predigt des Namens Jesu, sie aber bekennen desto freudiger und stellen damit aufs neue die Herrlichkeit dieses Namens ins Licht: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Die Erlebnisse mit dem Namen Jesu in der Apostelgeschichte sind noch heute die der Missionsgeschichte. Wird sie einst in der Ewigkeit wie ein Buch geöffnet vor uns liegen, so wird sie offenbar werden als eine Geschichte von der Kraft des Namens Jesu und von den Hindernissen, die dieser Name zu überwinden hatte.

Wir möchten aber heute in der ersten Quartalversammlung der Missionsfreunde eine andere Seite des Namens Jesu betonen, soweit sie das Verhältnis zwischen den Missionaren draußen und den Missionsfreunden in der Heimat betrifft. Der verlesene Schriftabschnitt vermag dafür das Regulativ zu sein.

Er beginnt mit den Worten: Und als man sie, die Apostel, hatte gehen lassen, nämlich aus Gefängnis und Verhör, kamen sie zu den Ihren und verkündigten ihnen, was sie erlebt. Da sehen wir also auf der einen Seite die Apostel, die direkten Arbeiter im Reiche Gottes, die mitten in voller Arbeit und im Kampf mit entgegenstehenden Hindernissen das Banner des Namens Jesu schwingen, auf der andern Seite einen Kreis von Freunden, die hinter ihnen stehen und im Geiste um sie her sind. Diese dürfen sie „die Ihren“ nennen, nicht auf einen bestimmten Familiennamen, sondern auf den Namen Jesu hin. Die Apostel haben kein Eigentum, sie haben aber den Namen Jesu und durch ihn besitzen sie Seelen, die sie „die Ihren“ nennen dürfen, einen lebendigen Schatz von treuen Freunden. In diesem Kreis dürfen sie alle Erlebnisse mit dem Namen Jesu vertrauensvoll niederlegen, dieser Kreis brennt nicht auf Neuigkeiten, sondern sieht es als Vertrauensbeweis an in die Gemeinschaft des Kreuzes hineingezogen zu werden, fortlaufende Einblicke in die Wahrheit der Verhältnisse zu gewinnen und zu behalten. Hier werden alle Freuden und Leiden der Missionare zu Dank- und Bittopfern vor dem Herrn, hier können sie sich im Geiste oder in Person zurückziehen, und aufatmen von äußerm und innerem Gedränge des Wirkens.

Ist das, meine lieben Missionsfreunde, nicht das bleibende Vorbild aus der apostolischen Zeit für das Verhältnis zwischen den Berufsarbeitern in der Mission draußen und den Freunden der Mission in der Heimatgemeinde? Dürfen die Barmer Missionare euch hier Versammelte „die Ihren“ nennen? Nach unserm Schriftabschritt freilich nur dann, wenn der Name Jesu das Gemeinschaftsband zwischen den Missionaren und euch ist und bleibt. Wir haben dabei zu achten einmal auf das gemeinsame Gebet im Namen Jesu und zum andern auf die gemeinsame Erfahrung der Kraft des Namens Jesu.

Da die Apostel den Ihren verkündigt hatten, was sie erlebt, hoben sie ihre Stimmen einmütiglich auf zu Gott und beteten. Das war der Ausdruck ihres innigsten Gemeinschaftsbandes, das sie im Namen Jesu hatten. Wir stehen heute im Beginn der Gebetswoche. Wir sehen, die Versammlung wurde hier ganz von selbst zu einer Gebetsversammlung, ohne daß sie diesen Namen hatte und ohne daß eine „Massenpetition“ an den Thron der Gnade äußerlich beabsichtigt gewesen wäre. Wir haben hier nach dem ersten Pfingstfest das erste uns überlieferte gemeinsame Gebet im Namen Jesu, ohne daß die Beter den äußerlichen Zusatz „in Jesu Namen“ gemacht hatten, und doch war es eine Gebetsversammlung von Betern in Jesu Namen, von Anbetern des Vaters im Geiste und in der Wahrheit. Sie erfuhren an Ort und Stelle die Erfüllung des Jesuswortes: wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Das Gebet war ein unbedingt erhörliches, und die Erhörung folgt auf der Stelle spürbar. Sie brauchten sich auch nicht zur Einigkeit des Herzens und des Anliegens zusammen zu beten, sie hoben ihre Stimme einmütiglich zu Gott, weil sie einmütig, ein Herz und eine Seele waren. Es waren ja nur die Apostel und die Ihren da, ihre Herzen gehörten dem Reiche Gottes und einander an mit vollster Teilnahme, sie waren alle mit demselben heiligen Geiste getauft, und mit demselben Leib und Blut des Herrn gespeist und getränkt, da war kein Fremdling, kein Beobachter in ihrer Mitte, darum überkommt sie so schnell und so mächtig der Gebetsdrang: hin zum Herrn! mit allen Erlebnissen und vorhandenen Schwierigkeiten, von ihm sei das rechte Verhalten erbeten und der Sieg über alle Hindernisse! Es steht nicht da, wer vorgebetet, aber alle Poren ihrer Herzen öffneten sich dem Gebetsgeist, die ganze Versammlung ward zum Gebet; ein gerader Rauch, der durch nichts zerteilt wurde, stieg auf zum Thron der Gnade, Gott zu einem süßen Geruch und geeignet sich zu vereinigen und zu verstärken durch das Rauchwerk vom himmlischen Altar; da stehen sie oder liegen auf den Knieen, Schulter an Schulter und beten unter tiefster Bewegung ihrer Herzen mit „einer Lippe.“ Hören wir, was. So ganz im Namen Jesu, im Sinne der drei Reichsbitten des Vaterunsers: Geheiligt werde dein Name angesichts des Verbots und der Feindschaft wider Jesu Namen; dein Reich komme trotz der Hindernisse, ja gerade durch sie; dein Wille geschehe durch deine Knechte im Wort und Werk.

Doch fassen wir die Worte selbst ins Auge: Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat und wie es weiter heißt. Bei diesem Gebet, das im Namen Jesu und aus dem ausgegossenen heiligen Geiste heraus geschah, hat man so recht den Eindruck, sie haben weiter nichts gethan als dem Herrn die Sachlage vorgestellt und um ihr Verhalten und seinen Beistand gebeten; sie haben dem Herrn einfach gesagt, was sie bewegt, nämlich in einem ganz bestimmt vorliegenden Fall das Hindernis des Namens Jesu und seine Verherrlichung in Wort und Werk vor Freunden und Feinden. Das Gebet wurde nicht in die Länge gezogen, war nicht eine künstliche Aufbauschung, es war eine Offenbarung ihrer Seelen, ja ihrer Seelen-

gemeinschaft in und vor dem Herrn. Man fühlt es dem Gebet ab, sie standen mitten in den Arbeiter-Kämpfen des Reiches Gottes drin, die Verkündigung des Namens Jesu wollte in die Verhältnisse eindringen, da kommts zum Zusammenstoß. So baten sie nun zu dem, der alle Verhältnisse beherrscht und dem der ganze Natur- und Geschichtsboden des Erdkreises gehört, der Herzen und Verhältnisse lenken kann nach seinem Rat und seines Reiches Zwecken; o Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat und der du alle diese Gebiete durchwaltest. Die Betenden stehen mitten im zweiten und dritten Glaubensartikel drin und solche erfahren mit jedem Tage mehr die tägliche Wichtigkeit des ersten Glaubensartikels. Wie müssen sich doch die Berufsarbeiter des Himmelreichs draußen, die Missionare bei ihren Reisen zu Wasser und zu Lande der schützenden und versorgenden Allmacht Gottes getrösten, daß sie sich ihnen erbiete, wie es im Verslein heißt: Der Kinder Händefalten greift ein in Gottes Walten und in den Weltenplan, wem Seufzer ganz im Stillen tief aus dem Herzen quillen, dem bietet sich die Allmacht an. Sie sollen es, wohin sie, die Missionare, kommen, immer bedenken, Grund und Boden gehört überall dem Herrn, der Fürst dieser Welt ist nur Usurpator, sie sollen die Welt befreien helfen von seiner Fremdherrschaft und sie dem lebendigen Gott zurückerobern, daß es göttlicher Rechts- und Gnadenboden werde zur Errettung der Seelen.

Die betende Schar appelliert aber nicht bloß an Gottes Allmacht, die überall den Boden der Verhältnisse beherrscht, sondern auch an Gottes Weisheit. Der du durch den Mund Davids, deines Knechtes, gesagt hast: Warum empören sich die Heiden und die Völker nehmen vor, das umsonst ist, die Könige der Erde treten zusammen und die Fürsten versammeln sich zu Haufe wider den Herrn und seinen Christ. Wahrlich ja, sie haben sich versammelt über dein heiliges Kind Jesum, den du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus, die Heiden und das Volk Israel. Ehe die Völker nach dem 117. Psalm zum Loben gebracht werden, toben sie nach dem 2. Psalm ihrer Volksnatur nach wider den Herrn und seinen Christ und wollen zerreißen alle Bande und Seile. Der Boden ist überall unterminiert durch des Teufels Gewalt und List, Häuptling und Zauberer verschwören sich wider den Allherrn der Natur und Geschichte, der Glaube aber beruht in der Weisheit Gottes, die da Gottes Rat weiß hindurch und hinauszuführen, denn Gottes Rat ist nicht ein Rat, der ohnmächtig ist und bleibt, er hat Hand, oder wie wir sagen würden, Hand und Fuß für alle Verhältnisse, ob die Wasserwogen im Völkermeer brausen, der Herr ist noch größer in der Höhe und ist ein Übermeister über alle sich auftürmenden Verhältnisse. Vor ihm sind die Könige nur „Könige der Erde, von Erde für die Erde." Seine Hand führt aus zum Ziele den vorbedachten Rat und seine Weisheit ist gewachsen allen Zwischenfällen.

So haben sich die Apostel und die Ihren nun hineingebetet und hineingebettet in Gottes Allmacht und Weisheit. So ist ihr Gebet ein Gebet ohne Zweifel und, wenn Paulus gebietet heilige Hände aufzuheben ohne Zorn und Zweifel, so trifft auch das „ohne Zorn"

hier zu. Hören wir, was sie auf die Feinde herabbitten: und nun, Herr, siehe an ihr Drohen und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort, und strecke deine Hand aus, daß Gesundheit und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Kindes Jesu. So baten sie nicht aus persönlichem Rachegefühl, sondern zur Verherrlichung des Namens Jesu. Sie haben für sich des Herrn Verheißung, ehe er gen Himmel fuhr, von der Predigt und den mitfolgenden Zeichen, sie haben für sich die neuesten Erfahrungen von der Bekehrung der 3000, ja 5000 und der Heilung des Lahmen, so bitten sie, daß der Herr also fortfahren möge, wie er verheißen und begonnen es zu erfüllen, damit sein herrlicher Jesusname noch immer herrlicher werde durch Wort und Wunder.

So durften alle an diesem Gebet Beteiligten auch alsbald die Erhörung dieses unbedingt erhörlichen gemeinsamen Gebets im Namen Jesu spüren. Es bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren. Sie sollten es bis zur äußern Wahrnehmung gewiß werden, daß der Herr wirklich Grundherr über den Boden der Verhältnisse sei, der den Aposteln, jetzt durch das Verbot des Namens Jesu entzogen werden sollte, daß der Herr alle noch so schwierigen und spröden Verhältnisse von der Stelle rücken könne, daß auf das Gebet im Namen Jesu hin der zu Pfingsten ausgegossene heilige Geist allüberall aus der Verborgenheit und sei es hinter Schloß und Riegel mit Pfingstgewalt hervorbrausen könne, daß Gott immer gedenke bei seinen Knechten gut zu machen, was Menschen gedachten böse zu machen. Die ganze Versammlungsstätte erfüllte sich nun mit heiligem Geist in der Manchfaltigkeit seiner Wirkungen. Er erwies sich als ein Geist der Kraft und Freudigkeit im Zeugnisse für den Auferstandenen, der noch lebt und hereinwirkt in Herzen und Verhältnisse, als ein Geist der Einigkeit, der die Gläubigen zu einem Herzen und einer Seele innig zusammenschmelzt, als ein Geist der Opferwilligkeit, der keine Opfer an Gut und Geld scheut, in ihnen allen entfaltete sich die Kraft, die Gott ihnen verliehen, zu großer Kraft und sie alle standen unter dem Eindruck, daß die Gnade, in der sie standen, eine große Gnade sei. Aus der Gemeinschaft des Bittens war eine Gemeinschaft des Lobens und Dankens geworden. Man scheute sich nicht in die Gemeinschaft des Kreuzes hineingezogen zu werden, so erfuhr man solche Gemeinschaft als eine Gemeinschaft großer Kraft und großer Gnade. Möge der Name Jesu je länger je mehr als Gemeinschaftsband die Missionare draußen und die Missionsfreunde der Heimat umschlingen, und solche Gemeinschaft wie sie jetzt eine Gemeinschaft des Gebets im Namen Jesu unter dem Kreuz ist, noch werden eine Gemeinschaft des Lobens und Dankens in Erfahrung großer Kraft und großer Gnade im Reiche der Herrlichkeit! Amen!

Ein lichtes Zeitbild in dunklem Rahmen.*)

Apstg. 11, 19—30. Die aber zerstreuet waren in der Trübsal, so sich über Stephano erhob, gingen umher bis gen Phönicien und Cypern und Antiochien und redeten

[1]) Ansprache zur Eröffnung der konstituierenden Versammlung für eine Missionskonferenz der Provinz Brandenburg. Berlin, 24. Okt. 1882. Von Em. Quandt. Pfarrer zu St. Elisabeth in Berlin.

das Wort zu Niemand, denn allein zu den Juden. Es waren aber etliche unter ihnen, Männer von Cypern und Kyrene, die kamen gen Antiochien und redeten auch zu den Griechen und predigten das Evangelium vom Herrn Jesu. Und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrete sich zu dem Herrn. Es kam aber diese Rede von ihnen vor die Ohren der Gemeine zu Jerusalem; und sie sandten Barnabas, daß er hinginge bis gen Antiochien. Welcher, da er hingekommen war und sahe die Gnade Gottes, ward er froh, und ermahnete sie alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten. Denn er war ein frommer Mann, voll heiligen Geistes und Glaubens. Und es ward ein großes Volk dem Herrn zugethan. Barnabas aber zog aus gen Tarsen, Saulum wieder zu suchen. Und da er ihn fand, führete er ihn gen Antiochien. Und sie blieben bei der Gemeine ein ganzes Jahr und lehreten viel Volks; daher die Jünger am ersten zu Antiochien Christen genannt wurden. In denselbigen Tagen kamen Propheten von Jerusalem gen Antiochien. Und einer unter ihnen, mit Namen Agabus, stand auf und deutete durch den Geist eine große Teurung, die da kommen sollte über den ganzen Kreis der Erde, welche geschah unter dem Kaiser Claudius. Aber unter den Jüngern beschloß ein jeglicher, nach dem er vermochte, zu senden eine Handreichung den Brüdern, die in Judäa wohneten. Wie sie denn auch thaten, und schickten es zu den Ältesten, durch die Hand Barnabae und Sauls.

Fürchten Sie nicht, werte Herren und Brüder, daß ich über diesen inhaltsreichen Schriftabschnitt ins lange und ins breite rede. Aber ohne Gottes Wort, pflegte der selige Missionsinspektor Wallmann zu sagen, ist alles ohne Lack und Schmack. Es ist billig, daß wir diese unsre schlichte konstituierende Versammlung einer Missionskonferenz für die Provinz Brandenburg mit einer wenn auch noch so kurzen Versenkung in Gottes Wort beginnen.

Die Situation, in welcher wir nach dem verlesenen Schriftabschnitt der Kirche im Jahrhundert des Heils begegnen, ist ein Lichtbild in dunklem Rahmen. In dunklem Rahmen; denn wir hören zu anfang von einer großen Zerstreuung der Gläubigen infolge der Trübsal, die sich über Stephano erhob; wir werden zum Schluß an eine große Teurung und Hungersnot erinnert, die das römische Reich und im römischen Reich die Christenheit bedrohte. Aber in diesem dunklen Rahmen welch' ein schönes, lichtes Bild! Man merkt den Worten des Lukas die heilige Begeisterung ab, mit der er es zeichnet: trotz aller Zerstreuung, die Gläubigen der christlichen Urzeit alle darin eins, daß ihnen die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen liegt; bei den Einen ein glühender Eifer für die Rettung Israels, für die Judenmission, bei den Andern die brünstigste Liebe für das Heil der Heiden, für die Heidenmission; infolge des gemeinschaftlichen Missionsinteresses gesegneter Wechselverkehr zwischen Jerusalem und Antiochien, zwischen Antiochien und Tarsus, zwischen Barnabas, dem bekehrten Leviten, und Paulus, dem bekehrten Pharisäer; und über dem allen hegend und pflegend die mächtige Gnade Jesu Christi, die süße Liebe Gottes, die heiligende Gemeinschaft des heiligen Geistes. Wahrlich in dunklem Rahmen ein lichtes Bild aus dem Jahrhundert des Heils.

Auch das neunzehnte Jahrhundert ist trotz alles Unheils ein Jahrhundert des Heils und ist es auch auf seiner Neige. Es fehlt auch heutzutage nicht an dem dunklen Rahmen; aber es fehlt auch heutzutage nicht an dem lichten Bilde im dunklen Rahmen. Die Dunkelheiten gestatten Sie mir nur mit ein paar flüchtigen Sätzen zu streifen. Der Aberglaube

an die Unfehlbarkeit in Rom anathematisiert immer kühner den evangelischen Glauben als thörichten Aberglauben an das unfehlbare Privaturteil und kreuzigt in geschichtlichen Zerrbildern unsre heimgegangenen evangelischen Kirchenväter, das Wort Karls V. verlachend, der am Grabe Luthers sagte: „Ich führe nur mit den Lebenden Krieg, nicht mit den Toten!" Der Unglaube preist bei Gelegenheit eines fünffachen Mordes in großen Berliner Zeitungen seine Freiheit von Himmelshoffnung und von Höllenfurcht und wütet geradezu gegen den Glauben mit wissenschaftlich seinsollenden Bannflüchen und Achtserklärungen, die viel grausamer und härter sind, als ein römisches Anathem. Infolge dieses großen geistigen Martyriums der Gläubigen unsrer Tage wie viel Zerstreuung unter ihnen, wie viel Verschwendung der Kraft in unfruchtbaren Kompromissen mit Aberglauben und Unglauben und infolge dessen wie viel kirchenpolitische Parteiung und Zerspaltung! Daneben das rote Gespenst der wachsenden Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft, die dem großen Personenzuge des Materialismus als dampfende Lokomotive dient, daß unter all' dem Gebrause und dem sich aufreibenden Eisenbahnleben dieser Tage die schlichte Predigt des Evangeliums so sehr wie ein leiser Hauch zu verhallen scheint, daß selbst Wohlgesinnte zur Regeneration des deutschen Christentums mehr oder minder verschämt ausländische Sensationsmittel vorschlagen. Der dunkle Rahmen ist ja da! Aber wenn sich in unsrer Zeit der schwarze Rahmen aus Apstg. 11 wiederfindet, ob derselbe denn auch wohl in unsern Tagen ein ähnliches lichtes Bild umrahmt? Nun, wir dürfen ja zur Ehre Gottes sagen: Auch unsre Zeit ist nicht nur eine trübe Passionszeit für die Kirche, sondern auch eine lichte, gesegnete Missionszeit. In diesem Punkte sind auch wohl dermalen alle Gläubigen wie aller Orten, so auch in unsrer lieben Provinz Brandenburg eins, daß nicht Ruhe werden kann, bis Jesu Liebe siegt, bis dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt; eine evangelische Missionsgesellschaft wetteifert mit der andern wie in heiliger Eifersucht, die frohe Botschaft von Jesu Christo hinauszutragen in alle fünf Erdteile und auf die Inseln des Meeres; in Stadt und Land werden Missionsstunden gehalten, Missionsblätter gelesen, Missionsgaben gegeben, Missionsgebete gebetet; und die helle und herzliche Freude des Barnabas an der Gnade Gottes unter den Heiden zittert auch heute durch manches Gottesmannes Brust: Wenn Jesus seine Gnadenzeit bald da, bald dort verklärt, freut man sich der Barmherzigkeit, die andern widerfährt.

Barnabas *freute sich* aber nicht nur an der heiligen Mission und ihrem Gottessegen, sondern er *arbeitete* auch tapfer mit an dem Werke der heiligen Mission; Lukas sagt von ihm: er vermahnte die bekehrten Heiden alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben sollten. Fröhliche Missionsfreunde sind immer auch rührige Missionsarbeiter, wenigstens sollen sie es sein; die heilige Mission will nicht nur angestaunt, sondern auch angefaßt werden, sie will nicht nur geliebt, sondern auch geübt sein; es gilt auch von ihr: Wer nicht an ihr arbeitet, soll auch nicht von ihr genießen. Und bilden *wir* heute hier eine kleine Konferenz von Missionsfreunden, so kann der beste Zweck derselben nur sein, daß wir uns zu

neuer Missionsarbeit gegenseitig ermuntern; auch das Leben und Weben in der Mission, soll es köstlich sein, muß es Mühe und Arbeit sein.

Barnabas arbeitete nicht nur selbst fröhlich an der heiligen Mission, sondern ein je größeres Volk dem Herrn zugethan ward, desto mehr empfand er das Bedürfnis, Missionsfreude und Missionsarbeit mit anderen zu teilen. Er zog aus gen Tarsus, Saulum zu suchen, der nach seiner Bekehrung dort in stiller Zurückgezogenheit seinen Beruf und Erwählung zum Weltmissionar fest machte; und Paulus ließ sich von Barnabas finden und hielt es nicht für einen Raub ein Apostel zu sein, sondern folgte willig dem Vorsteher der antiochenischen Missionsgemeinde nach Antiochien und ließ sich damit begnügen, hier als zweiter Prediger an der Gemeinde und an der heiligen Mission zu wirken. Die geteilte Missionsfreude aber ward doppelte Freude, die geteilte Missionsarbeit zehnfach gesegnete Arbeit. In einem einzigen Jahre ward viel Volks bekehrt, also daß ein eigner Name notwendig wurde für die große Menge der zum Herrn Jesus Bekehrten; die Jünger wurden zuerst in Antiochien Christen genannt; die Christenheit verdankt den teuren Christennamen der vereinten Missionsthätigkeit des Barnabas und Paulus; bei jeder Erquickung, die wir aus unseren Christennamen schöpfen, mögen wir wohl daran denken, daß dieser unser teure Name auf das allerinnigste mit der heiligen Mission verflochten ist. Eine Teilung wie der Missionsarbeit, so auch der Missionsfreude will auch diese Konferenz anstreben, so zu sagen, die Gründung und Begründung einer zweiten Stelle im heimatlichen, im provinziellen Missionswerk etwas sehr Bescheidenes und doch etwas sehr Wichtiges, das Schüren der Kohlen auf dem heimatlichen Missionsherde, die Erweiterung der Bekanntschaft mit der Mission in unserem Volk, die Förderung des Missionsverständnisses bei den Amtsbrüdern, die Stärkung der Leistungen unserer Gemeinden für die Mission. Gott hat das Wollen gegeben, Er gebe auch das Vollbringen, daß die heimatliche Missionsarbeit noch gesegneter, die heimatliche Missionsfreude noch allgemeiner und völliger werde.

Ich kann, so großer Kürze ich mich auch befleißige, nicht schließen, ohne wenigstens für einen Moment noch unsere Blicke hinzulenken auf die Handreichung, die die antiochenische Missionsgemeinde den Brüdern in Jerusalem und in Judäa that. Es ist doch geradezu rührend zu lesen, wie die Einigkeit zwischen den alten Christen und den Missionschristen in den Tagen der ersten Liebe durch ein sonderliches Friedens- und Freundschafts-Band gestärkt wurde. Je dunkler es wurde in Jerusalem, desto trostreicher schien in die Herzen der Christen von Jerusalem das Licht der opferfreudigen Liebe Antiochiens. Wir lernen daraus: Wer den Heiden dient, dient auch den Christen, wer Heidenmission treibt, treibt auch Heimatmission. Jede, auch die geringste Missionsarbeit ist eine Handreichung auch für die heimatliche Kirche; das Evangelium, in die Heidenwelt hineingetragen und hineingerufen, schallt in tausendfachem Echo zurück in die Heimat; wir arbeiten für Antiochien und damit auch für Jerusalem.

Gott mit uns und wir mit Gott! Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern. Amen.

Heidenpredigt in China.[1])

Ihr wundert euch, daß wir euch immer von Jesus predigen, und meint, ihr habt genug von ihm gehört! Wie? Was habt ihr denn heute und gestern und vorgestern gegessen? Habt ihr nicht stets Reis und wieder Reis zur Mahlzeit gehabt? Und ihr saget nicht: wir haben genug Reis gegessen. Das würde jedermann für verrückt halten. Nun sehet, das heilige Buch — eigentlich: der heilige Klassiker — sagt uns, daß Jesus Christus der Reis ist, den Gott uns vom Himmel gesandt hat, daß wir davon leben sollen. Ihr müßt ihn durch den Glauben jeden Tag essen, damit eure Seelen sich nähren, gerade wie eure Leiber durch den Reis erhalten und ernährt werden. Und wie ihr zu eurem Reis das eine Mal ein wenig Fische oder Enten, das andre Mal Bambusgemüse oder Kohl oder eingemachte Erdschwämme esset, um den Geschmack des Reis etwas mannigfaltig zu machen, so predigen wir auch das eine Mal über ein Gleichnis, das andere Mal über ein Wunder Jesu und so fort; aber Jesus selbst muß unsere Hauptnahrung sein, die wir im Glauben zu uns nehmen, sonst gehen unsere Seelen auf ewig zu Grunde."

Das sind etliche Sätze aus einer Predigt, die ein Chinese in Hongkong in der Kirche der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft vor seinen heidnischen Landsleuten gehalten hat. Jeden Abend ist in dieser schönen St. Stephanskirche „Heidenpredigt"; und stets findet sich eine zahlreiche Zuhörerschaft von der Straße her in dem hellerleuchteten Gotteshause ein. — Auch unsere Basler Mission hat da und dort auf ihren verschiedenen Stationen solche regelmäßige Einrichtungen für Heidenpredigt. Meist aber hat die Verkündigung des Evangeliums an die Heiden einen andern Charakter. Es sind nicht förmliche Predigten, um die es sich dabei handelt, sondern es sind vielmehr Gespräche, die sich bei den Besuchen in den Dörfern und Häusern der Heiden ganz von selbst entspinnen. Und da ist es überaus wichtig für den Missionar, daß er lerne, recht volkstümlich zu reden; er muß den Chinesen ein Chinese werden, muß auf ihre Sitten und Gebräuche, auf ihre Anschauungen und Verhältnisse Rücksicht nehmen, um ihnen das Evangelium verständlich und genießbar zu machen.

Schon mehrmals wurde der Wunsch geäußert: wir möchten gerne auch wieder einmal so eine Heidenpredigt lesen. Wir kommen diesem Wunsche nach durch Mitteilung einiger Berichte aus China.

1. Im Hakka-Dorf.

Missionar Piton berichtet über eine Predigtreise, die er im Sept. v. J. in einige Hakka-Dörfer im Süden der Station Lilong gemacht hat. „In all diesen Dörfern konnten wir, schreibt er, sei es in Schulen oder Ahnenhallen, oder auch im Schatten einer schönen Baumgruppe das Wort des Lebens vor einer Anzahl Dorfbewohner verkündigen. Meine Ansprachen bei dieser Gelegenheit waren etwa wie folgt:

[1]) Heidenbote 1882, Nr. 6.

Liebe Freunde! Ich komme zu euch nicht, um Vögel zu schießen, wie die Hongkonger Kaufleute hier zu thun lieben; auch nicht um die Schätze in euren Bergen zu heben, wie thörichte Leute von uns zu behaupten pflegen; auch nicht um Handel zu treiben und reich zu werden, wie ihr alle wohl wißt, sondern allein um „Jesum zu verkündigen“.[1]) — Was bedeutet nun der Name Jesus? Er heißt: Retter, und Jesus heißt darum so, weil er ein Retter aller Menschen ist, und zugleich der einzige ist, der Menschen wirklich zu erretten vermag. Alt und Jung, Arm und Reich, Vornehm und Gering — alle können durch ihn gerettet werden.

Hier unterbricht mich ein weißzöpfiger Greis: „Ich bin aber doch wohl zu alt, um noch gerettet zu werden. Mußte doch mein Neffe 20—30 Jahre bei den katholischen Priestern dienen, bis er gerettet war; und so lange lebe ich gewiß nicht mehr.“ (Der Alte hatte unter dem „Retten“ an Rettung aus Armut gedacht.)

Ich: Ja, laßt mich nur ausreden, lieber Freund! Wenn ich sage, Jesus ist der einzige Retter aller Menschen, so meine ich damit nicht, daß er uns von Armut, Krankheit und den sonstigen Mühsalen des Lebens errettet, sondern er errettet uns von der Sünde, die die Quelle alles irdischen Elends ist. Habt ihr Sünde? interpelliere ich hier einige der Nächstsitzenden, die dadurch ordentlich in Verlegenheit kommen. „Ich habe keine,“ stottert der eine. „Sünde wird wohl jedermann haben,“ meint ein anderer. — Du meinst, du habest keine Sünde, fahre ich fort, indem ich mich an erstern wende. Hast du schon Mädchen getötet? Er: Wahrscheinlich! Eins oder zwei! Ich: Und du? frag ich einen andern. Er: Ich nicht! Ich: Hast wohl keine gehabt? Er: Doch, eins! Ich: Angenommen, du hättest 3, 4, 5 gehabt, hättest du nicht einige davon getötet? Er: Höchst wahrscheinlich! Ich: Dein Herz ist somit kein bischen besser, als das dessen, der welche getötet hat. Dazu habt ihr alle die Gewohnheit, abscheuliche Redensarten im Mund zu führen, ihr betrügt einander in Handel und Wandel, so viel ihr nur könnt; eure Herzen sind voll unzüchtiger Begierden, und laßt ihr es gelegentlich auch nicht an unzüchtigen Handlungen fehlen. Wenn ihr das alles bedenket und dabei „das Herz berührt und den Bauch bestreichet“[2]), wer kann dann noch sagen, daß er ohne Sünde sei?!

Einige zusammen (hell auflachend): Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir allerdings alle Sünde!

Ich: Ihr begeht aber noch andere Sünden, nicht minder schwere, davon ihr gar keine Ahnung habt. Habt ihr auch je schon bedacht, daß das „Weihrauch brennen und Kerzen anstecken (vor den Götzen)“ Sünde ist?

Einige zusammen: Sünde! Warum nicht gar? Das ist ja ein Verdienst!

Ich: Laßt uns das einmal untersuchen! Ihr wißt, daß jedes Haus einen Herrn hat, dem alle Hausgenossen zu gehorchen haben; jedes Reich

---

[1]) Die Missionare werden hier im Volksmund sehr schön als solche, „die Jesum verkündigen“ bezeichnet.

[2]) Chinesische Redensart für „die Hand aufs Herz!“

hat auch ein Oberhaupt, dem alle Bewohner unterthan sind; gleicherweise hat es nun auch einen Herrn im Himmel, Gott, dem alle, die unter dem Himmel wohnen, Ehrfurcht und Anbetung schuldig sind. Nun ist allbekannt, daß es der Häuser unzählige giebt, der Reiche hat es auch nicht wenige, dagegen hat es nur einen Himmel, dessen Herrn also alle Menschen, gleichwohl ob Chinesen oder Ausländer, zu gehorchen und seine Gebote zu halten haben. Gott hat nun den Menschen zehn Gebote als Richtschnur des Lebens gegeben, davon das erste heißt: „Außer Gott sollst du keine anderen Götter anbeten!" Indem ihr aber allerlei andere Götter anbetet und ihnen zu Ehren Weihrauch brennt und Kerzen ansteckt, so übertretet ihr dies erste und größte Gebot.

„Aber, unterbricht hier einer, kann nicht Gott unsere Götzen abgeordnet haben, um sich der Menschen anzunehmen, gerade wie der Kaiser Beamte in die Provinzen schickt, um das Volk zu regieren?"

Ich: Das muß der Kaiser freilich thun, weil er nicht zugleich in Peking und in den Provinzen sein kann. Gott aber ist allgegenwärtig: er erfüllt alles mit seinem Geist und nimmt sich, ohne jemandes Vermittlung, des einzelnen so genau an, daß Jesus sagen konnte, daß ohne seinen Willen selbst kein Haar von unserm Haupte fallen kann. Wollte er übrigens sich untergeordneter Geister zur Ausrichtung seines Willens bedienen, so wird er sich doch gewiß nicht solcher bedienen, die zu ihm in einem unversöhnlichen Gegensatz stehen. Denn obwohl eure Götzen eigentlich Nichtse sind, so steht doch hinter ihnen der Teufel und seine Macht, und diesem dient ihr, während ihr wähnt, den Götzen und Ahnen zu räuchern. Jener Teufel verhält sich also zu Gott wie zu seiner Zeit das Rebellenhaupt Hung Siu-tschen sich zum Kaiser verhalten hat. Meint ihr nun, daß einer zugleich dem Hung Siu-tschen und dem Kaiser hätte dienen können? — Einige (lachend): Gewiß nicht! Ich: Nun so ist es auch unmöglich, Gott und die Götzen zugleich anzubeten, und indem ihr den Götzen dient, rebelliert ihr gegen Gott und sündigt an ihm. Und nicht, daß ihr von diesem Gott gar keine Ahnung hättet. Wenn euer Reis des Regens bedarf, rufen nicht selbst eure Weiber gen Himmel: „Himmlischer Großvater, laß doch Regen fallen?" Wer kann nun dieser „himmlische Großvater anders sein, als Gott? Indem ihr ihn nun „Großvater" heißt, so zeigt ihr, daß ihr ihn euch als ein liebendes, barmherziges Wesen vorstellt. Und das ist Gott auch in der That: Er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte und läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute. Aber trotzdem ihr das wißt, wem pflegt ihr, bei vollendeter Ernte, am 14. des 7. Monats euern Dank darzubringen, ist es nicht dem „Then-Pak-kung (d. h. dem „Feld-Großonkel")? Gott giebt also Regen und fruchtbare Zeiten vom Himmel, euern Dank dafür bringt ihr aber einem Feldgötzen dar. Ist dies nicht eine Sünde?

Einige: Der fremde Lehrer hat wirklich recht!

Ich: Eurer Sünden sind also mehr als des Sands am Meer, und so man sie aufhäufen wollte, so würden sie wohl noch über jenen Berg hinausreichen. Aber wie nun Vergebung dafür erlangen? Ihr wisset: „In den Bergen hat es wohl tausend Jahr alte Bäume, auf der Welt

aber ist es schwer einen hundertjährigen Menschen zu finden". (Sprichwort.) Der Menschen Leben ist also kurz; über kurz oder lang muß jeder von euch abscheiden, und zwar ohne irgend etwas von dem, was ihr in diesem Leben so sauer erworben habt, mitnehmen zu können. Wenn ihr auch Millionäre gewesen wäret, so könnt ihr auch keinen Pfennig mitfortnehmen, und wenn ihr auch noch so geräumige Häuser erbaut habt, so werdet ihr zuletzt doch in die „lange Kiste" gebettet, darin es so eng ist, daß man nicht atmen noch sich umwenden kann. Während ihr aber das, was zu Lebzeiten eure Freude war, zurücklassen müßt, so ist etwas anders, das ihr gerne zurückließet, das ihr aber wohl oder übel mitnehmen müßt. Ihr könnt es weder in die Tiefe des Meeres versenken, noch auch in den Klüften der Berge vergraben, unerbittlich hängt es sich an eure Fersen, um als euer Geleit mit euch vor den himmlischen Großvater, d. h. Gott, zu treten. Ich meine nämlich eure Sünden! Auch hievon habt ihr eine ganz richtige Ahnung: Warum würdet ihr sonst beim Ableben euerer Eltern so sehr darauf halten, daß Bonzen (Priester) gedungen werden, die während so und so viel Tagen Gebete hersagen, um der Verstorbenen Sünden zu sühnen? Ja gesühnt müssen die Sünden allerdings werden, so jemand selig werden will; nur darf man damit nicht bis nach dem Tod warten; denn sobald eines Menschen Atem stille steht, so ist seine Rechnung unabänderlich geschlossen. Und was sind denn das für Leute, von denen ihr gegen Bezahlung die Rettung eurer Eltern aus der Höllenqual erwartet? Wenn ihr jemand als recht schlecht bezeichnen wollt, schimpft ihr ihn nicht: „schlechter als eine Bonze?" (Allgemeine Heiterkeit.) Und durch so schlechter Leute Vermittlung wie die Bonzen wohl durchgängig sind, erwartet ihr eurer Eltern Errettung! Also einen Retter müssen wir haben, das gebt ihr zu, nur darum handelt es sich zu wissen: Wer kann den Sünder wirklich retten? Das euch zu sagen, darum bin ich nun expreß „über tausend Berge und zehntausend Flüsse"[1]) hieher gekommen. Es ist nämlich Jesus, der Sohn Gottes! Ihr heißt Gott den „himmlischen Großvater", weil er so überaus langmütig ist und die Menschen mit Regen und fruchtbaren Zeiten vom Himmel segnet, aber das ist nicht das Einzige, womit er seine Liebe gegen uns kund thut. Noch viel mehr offenbart er dieselbe dadurch, daß er seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, um unsere Sünden zu sühnen und damit unsere Seelen zu retten. —

Hat Gott denn ein Weib, unterbricht hier einer, daß er einen Sohn haben kann?

Ich: Dazu braucht er gar kein Weib. Wenn jener Bambusstock einen Schoß treibt, den du dann vom Hauptstamm lostrennst und anderswo verpflanzest, so daß du zwei Stöcke statt nur einem hast, ist da der jüngere Stock nicht so recht eigentlich ein Sohn des ältern? Und doch hat dieser kein Weib gehabt. So ist auch Jesus aus dem Wesen Gottes entsprossen und heißt darum sein Sohn. Diesen seinen Sohn liebt nun Gott so sehr, ja unendlich mehr als ein menschlicher Vater den von ihm gezeugten Sohn lieben kann, und doch hat er ihn auf die Welt

[1]) Sprichwort für „sehr weit".

gesandt und Mensch werden lassen, damit er für uns Sünder sterben könne. Wer nun unter euch möchte seinen Sohn hergeben, um für jemanden zu sterben? Und wo ist ein Sohn, der selbst für seine Eltern oder Großeltern zu sterben bereit wäre? Einige: Solche giebt es nicht! Ich: Während nun eure Bonzen nur um Geld ihre Gebete hersagen, um angeblich die Seelen aus den Höllenqualen zu erretten, so hat Jesus freiwillig die Herrlichkeit des Himmels verlassen, ist ein Mensch geworden, um für die Menschen zu sterben und ihre Sünden zu sühnen! Das vermögen die Bonzen niemals zu thun, weil sie selber Sünder sind, dagegen konnte es Jesus thun, weil er sein ganzes Leben hindurch ohne Sünde geblieben ist. Dreiunddreißig Jahre lang hat er auf Erden die Menschen gelehrt, Gott zu fürchten und hat ihnen ernstlich Buße gepredigt. Dies mochten sie aber nicht zu ertragen: sie verschworen sich gegen ihn und klagten ihn fälschlicher Weise der Rebellion an. Die Mandarinen ließen sich durch jene bösen Menschen bethören, glaubten ihrem falschen Zeugnis und verurteilten Jesum zum Kreuzestod. Zwar hätte er, als der Sohn Gottes, die Macht gehabt, dem schrecklichen Tod zu entrinnen, er that es aber nicht, weil er eben damit unsere Sünden sühnen wollte und somit ist er, der Sündlose, für uns die Sünder gestorben. Nach seinem Tod wurde er begraben, nach drei Tagen stand er aber wieder auf von den Toten und befahl nun seinen Jüngern seine Lehre bis an „des Himmels Grenzen und der Erde Enden", bis in „die entlegensten Berge und entferntesten Meere" zu tragen, damit alle Nationen an ihn glauben lernen, um gerettet zu werden. Hierauf fuhr er wieder gen Himmel auf, wo er wieder seine frühere Herrlichkeit bei dem „himmlischen Großvater" besitzt, und von dannen er einstens auf den Wolken des Himmels wieder kommen wird, um diejenigen zu sich zu nehmen, die an ihn geglaubt haben, und zu verstoßen die, welche ihn nicht angenommen haben.

Auf Grund jenes Befehls Christi bin ich nun da, um euch einzuladen, von den falschen Götzen euch zu dem wahren Gott zu bekehren. Glaubt ihr einmal an Jesum und sind eure Sünden vergeben, so braucht ihr euch selbst angesichts des Todes nicht zu fürchten, die Sünden werden sich nicht an eure Fersen hängen, da sie vorher schon vergeben worden sind, dagegen wird euch Gott die ewige Seligkeit verleihen."

Das ist so etwa eine Heidenpredigt, wie ich sie in jenen Tagen natürlich mit sehr vielen Variationen wiederholt vor immer neuen Zuhörerschaften gehalten habe. Oft knüpften sich noch Gespräche an über Ahnenverehrung, Geomantie, Tagewählen u. s. w. Unsere Predigt wurde gemeiniglich mit lauten Beifallsäußerungen aufgenommen. Soll es zu mehr kommen, so muß Gott dreingreifen. Unterdessen wollen wir nicht müde werden zu säen, auch eingedenk des Sprichworts: „Mit einem Spatenstich giebt es noch keinen Brunnen."

2. Auf dem Flußboot.

Br. Li Schinen, einer der vier in Basel gebildeten Chinesen, die jetzt in unserer Mission draußen arbeiten, machte neulich eine Reise in

den Kreis Tshyangyen (fünfzig Stunden nordwestlich von Hongkong am Nordfluß), wo wir eine Außenstation haben. Auf der Rückreise benützte er das Flußboot, um nach Kanton zurückzufahren. „Das Boot, schreibt er, war schon voll von Passagieren, so daß ich nur mit großer Mühe endlich ein Plätzchen finden konnte. Es war Abend. Aber da so viele Leute in einem so engen Schiffsraum eingepfropft waren, so konnte ich trotz großer Müdigkeit mit dem besten Willen nicht einschlafen. Still saß ich da, und auf einmal kam mir der Gedanke an den großen König Xerxes, welcher, als er seine Heerestruppen über den Hellespont hinüber ziehen sah, unwillkürlich Thränen vergoß beim Gedanken, daß nach hundert Jahren keiner von seinen Soldaten mehr am Leben sein werde. Auch bei mir tauchte ein ähnlicher Gedanke auf; ich frug mich selbst: werde ich diese Leute, die jetzt mit mir zusammen reisen, später noch einmal sehen? Wahrscheinlich nicht mehr. Wenn ich sie nun nicht mehr sehen kann, habe ich jetzt nicht auch ein paar Worte des ewigen Lebens ihnen zu sagen? Wie ich im Innern so dachte, fühlte ich, trotz aller Mattigkeit von der Reise her, die Kraft in mir, zu reden. Meine Reisegesellschaft bestand aus Seidenbandfabrikanten, Handelsleuten und einem Bücherleser. Ich frug sie alle, ob sie schon einmal das Evangelium gehört haben? Einige sagten ja, und einige sagten nein. Ich: Wollet ihr das Evangelium hören? „Ja; gerne," war die Antwort. Ich redete nun zuerst über die Nichtigkeit des Götzendienstes nach Jesaias 44, so daß die Leute selbst über ihre Götzen spöttische Bemerkungen machten. Ich: Jetzt lachet ihr über eure Götzen, aber nachher betet ihr sie wieder an, ist es nicht thöricht? Einige: Ja, wir Chinesen sind eigentlich thörichte Leute, daß wir so nichtige Götzen anbeten. — Ich: Nicht nur Chinesen sind so, sondern alle Völker, die das Wort Gottes nicht haben. — „In welchem Buch steht denn das Wort Gottes geschrieben?" Ich: In der heiligen Schrift. — „Was ist wohl der Inhalt derselben?" Einige, die schon früher das Evangelium gehört haben, antworteten selbst: „Die heilige Schrift ist nichts anders, als Khen schiwun, d. h. Mahnwort (Tugendlehre)". Ich: Die heilige Schrift enthält allerdings viele Ermahnungen, aber nicht bloß das, sondern ihr Haupt-Inhalt ist die Erlösung der ganzen Welt durch unsern Herrn und Heiland. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich die Geschichte des verlornen Sohnes mit Nutzanwendung. — Als ich die Geschichte beendigt hatte, begann der oben genannte Bücherleser zu reden. Er sagte: Die christliche Wahrheit ist auch gut, weil auch sie Tugendlehren enthält; im übrigen aber kann sie nicht im geringsten verglichen werden mit der Lehre unseres „Heiligen", d. h. des Konfucius. Denn die christliche Lehre ist einseitig, und es spitzt sich alles bei ihr auf die Anbetung Gottes zu. Dagegen die Lehre des „Heiligen" schreitet von Stufe zu Stufe vorwärts bis zu der höchsten Spitze. Anbetung Gottes, das ist die Spitze; aber den Grund bilden die Vorfahren, die Heiligen, die Geister der Berge und Flüsse, die man auch anbeten soll; ist es im chinesischen Reich nicht auch so? An der Spitze steht der Kaiser, unter ihm aber sind die Mandarinen.

Ich: Du redest von Anbetung der Vorfahren; wie viele Glieder

deiner Vorfahren hast du denn in der Ahnenhalle? Höchstens 30, nicht wahr? Wo sind nun das 31. und 32. und die übrigen Glieder hingeraten? Wenn die 30 Glieder ein Recht auf deine Anbetung machen dürfen, so werden die älteren frühern Glieder doch noch viel mehr ein solches haben? Er: Die übrigen Vorfahren kennt man jetzt nicht mehr, und was man nicht kennt, kann man auch nicht anbeten. Ich: Du rühmtest gerade vorhin die Vollkommenheit der konfucianischen Lehre, daß sie eine so schöne lückenlose Stufenleiter habe. Aber durch diese Lücke in den Ahnenreihen ist die Vollkommenheit schon dahin. Unsere heilige Schrift lehrt: es giebt nur einen Gott, den Quell alles Lebens, und diesem allein gebührt die Anbetung; und die Anbetung außer ihm ist Lästerung gegen ihn. Eltern, Vorfahren, tugendhafte Männer soll man zwar ehren und in gutem Andenken behalten, ja sogar ihrem guten Beispiele nachfolgen, aber anbeten darf man sie nicht; und sie selbst machen auch gar keinen Anspruch der Anbetung von uns. Was die übrigen Geister betrifft, so brauchen wir uns nicht vor ihnen zu fürchten; sondern sie selbst haben Angst vor uns, wenn wir Unterthanen des großen Königs sind.

Als der Bücherleser sah, daß seine Behauptungen nicht stichhaltig seien, machte er noch manche Fragen betreffend die Geomantie und die Wahrsagerei. Ich erzählte da, betreffend die Wahrsagerei, folgende Geschichte von einer armen Frau in Samaukong. Es kam eines Tages ein Wahrsager zu dieser kranken Frau und sagte ihr, ihr Schicksal sei schlimm, ein gewisser böser Geist sei zornig auf sie; wenn sie nichts dagegen thue, so könnte es ihr das Leben kosten, dagegen habe er Amulete bei sich, wodurch er ihr Schicksal ändern könne. Die arme Frau bekam auf dieses Geschwätz hin Todesangst und hätte gern alles aufgewandt, um ihr Schicksal noch bei Zeiten ändern zu lassen. Aber sie hatte kein Geld, und die Amulete des Wahrsagers waren teuer. Sie ging zu ihrem Nachbar, der ein Christ war und wollte Geld von ihm borgen. Dieser merkte, daß jener Kerl die arme Frau betrügen wolle, ging selbst mit ihr hinaus und sagte zu dem Wahrsager, wenn er so gute Amulete habe und auch die Kunst verstehe, Schicksale zu ändern, warum er denn nicht vor allem sein eigenes Schicksal geändert habe? Er sei ja auch arm und müsse von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf herumziehen! Da wurde der Wahrsager schamrot und sagte leise zu dem Christen, er möge ihn doch nicht verhindern sein Brot zu verdienen!

Nachdem ich so eine Zeit lang mit dem Bücherleser disputiert hatte, redete ich wieder vom Wort Gottes mit den Leuten und bat sie dringend, das Christentum ja nicht für eine gleichgültige Sache anzusehen, denn es handle sich um Leben und Tod. Der Herr aber, in dessen Dienst wir stehen, wolle den ausgestreuten Samen reichlich segnen."

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1883.

Der Missionsprediger auf dem Areopag.

Vortrag, gehalten im studentischen Missionsvereine zu Tübingen[1])

von C. Ohly, stud. theol.

Das Thema, über welches ich mir zu sprechen erlaube, gehört einer anderen Sphäre an als die Gegenstände, welche gewöhnlich besprochen wurden. Zu unseren Vorträgen bot, wie billig, die Geschichte der neueren Mission zumeist den Stoff. Hier war man sicher, daß Interesse dem Gegenstande folgte. Schon seltener wurden principielle Fragen erörtert: geschah es, so berührten dieselben fast ausnahmslos die neutestamentliche Begründung des Missionswerkes als einer gottgewollten Thätigkeit der Kirche. Heute wage ich den Versuch, durch eine Verbindung des principiellen und geschichtlichen Stoffes die goldene Mittelstraße einzuhalten.

Ein Missionsbild aus der ersten christlichen Zeit stelle ich in seiner einfachen biblischen Nacktheit vor Sie hin, um so gut ich es vermag, Sie auf die einzelnen Züge desselben aufmerksam zu machen. Freilich sind es immer nur einzelne Züge: ob dieselben einen Gesamteindruck hervorzubringen imstande sind, ist eine andere Frage.

Doch wozu dies? Welcher Gewinn entspringt einem solchen Versuche? Dieser Frage muß ich bei dem Thema gewärtig sein. „Ein Missionsprediger auf dem Areopag" — so habe ich dasselbe formuliert. In seiner Unbestimmtheit liegt die stille Voraussetzung, daß die Person des Missionspredigers keine sehr unbekannte ist. Kein anderer ist es als der Apostel Paulus, auf dessen athenische Rede wir heute lauschen wollen. Und zu welchem Zwecke? Einmal, um auf diese Weise einen der interessantesten Passus der ersten christlichen Geschichte unter den specifischen Missionsgesichtspunkt zu stellen. Wir haben bereits in einem früheren Vortrage gehört, daß dieser Gesichtspunkt, welcher das Wirken der Apostel als den Anfang der einen großen Missionsthätigkeit der Kirche Jesu Christi ansieht, die Lektüre der neutestamentlichen Schriften ganz besonders interessant macht. Und bei der Apostelgeschichte, dieser ersten Missionsgeschichte, muß er sogar der beherrschende sein. Kein Wunder also, wenn von diesem Standpunkte aus manches Licht auf Thatsachen fällt, über die wir als selbstverständliche hinwegzulesen gewohnt waren.

[1]) Ich lasse diesen Vortrag ohne Noten meinerseits folgen ganz wie er mir eingesandt ist, obgleich, wie das kaum anders zu erwarten, manche schwache und bedenkliche Partie darin ist, auch die universitätliche Terminologie stark vorherrscht. Es ging mir eben darum, einmal etwas aus den studentischen M.-Vereinen zu bringen, um zu zeigen, wie unsre akademische Jugend unter sich die Missionssache treibt. D. H.

Der zweite, die Wahl des Themas bestimmende Grund liegt in der Absicht, aus der missionierenden Arbeit Pauli einige praktische Konsequenzen zu ziehen. Wenn ja in jeder Hinsicht die apostolische Thätigkeit ein bis zu gewissem Grade absolutes Muster für die unsrige auf denselben Gebieten abgeben kann und muß, so gilt das vornehmlich für die Missionsarbeit. Wir werden nie genug nach dieser Seite hin von den Aposteln lernen können.

Doch warum ist denn gerade die Thätigkeit Pauli in Athen hervorgehoben? — Dieser Frage gegenüber ist eine Rechtfertigung nicht schwer. Ich behaupte wohl nicht zuviel, wenn ich sage, daß der Name „Athen" uns unter den Orten paulinischer Wirksamkeit ganz besonders anheimelt. Athen ist der Ort, wo unser Geist schon so oft geweilt hat, wohin derselbe schon von früher Jugend an sich zu richten gewöhnt wurde. Wir kennen die Geschichte der Stadt mit all ihren wechselvollen Schicksalen und haben Sympathie und Interesse gewonnen für sie. Auch eine Vorstellung von der Stadt als solcher besitzen wir: von dem tempelgeschmückten Gipfel der Akropolis bis zu den Werften des Piräus giebt es eigentlich keinen Platz, an welchen uns nicht schon einmal die Lektüre der Klassiker geführt hätte. Und das Athenervolk, jener reichbegabte Jonierstamm mit all seinen Vorzügen und Schwächen — wer von uns könnte es jemals vergessen?

Doch all das darf nicht einzig der bestimmende Grund sein. Wie könnten wir Pauli Missionsthätigkeit in Athen zum Gegenstande einer Betrachtung machen, wenn uns alle und jede Mitteilung über die Art und Weise seiner Predigt in der Hauptstadt der geistigen Welt fehlte, wenn etwa nur einfach resümierend in der Apostelgeschichte stünde: „dort predigte Paulus das Evangelium" 2c. — Aber gerade hier wird ganz ausführlich berichtet, so daß das Bild der Thätigkeit Pauli in Athen ein geschlossenes und vollkommenes ist. Begleiten wir also im Geiste den Apostel auf den Areopag, um seiner Missionspredigt zuzuhören, die für alle Zeiten ein Muster für die Predigtweise gegenüber Heiden sein wird.

Vorerst jedoch verstatten Sie mir einige Worte über Athen in der damaligen Zeit, um so das Terrain, auf das wir uns begeben wollen, genugsam zu klären und die Orientierung etwas leichter zu machen.

Athen, eine Stadt der römischen Provinz Achaja — mit diesen wenigen Worten können wir die politische Stellung bezeichnen, in der Paulus das einst so mächtige Oberhaupt eines griechischen Staatenverbandes vorfand. Geschwunden ist die politische Selbständigkeit, dahin die Zeit, in der sich alles um die äußere Politik der die Meere beherrschenden Stadt drehte. An die Spitze getreten ist die unmittelbare Abhängigkeit von Rom, die Interesselosigkeit gegenüber allen, die Stadt nicht als solche berührenden Fragen. Was Wunder, wenn Athen ein ganz anderes Bild bietet als zu der Zeit, wo ein Perikles am eigenen Staatsruder saß, daß es in dem großen römischen Staatskörper in politischer Hinsicht keine andere Bedeutung hat als eben jede eroberte Stadt.

Anders ist es freilich, wenn der Blick sich richtet auf das innere Leben. Hier fühlt man wenigstens noch den Pulsschlag früheren, kräftigen

Lebens, hier merkt man noch, daß man sich in einer geistigen Metropole befindet. Denn wenn auch Rom politisch unterworfen, hat Athen doch geistig den Sieg behalten. Was eine Zeit lang Paris für das moderne Europa gewesen, das war Athen für die damalige Welt: der Mittel- und Sammelpunkt für Wissenschaft und Kultur. Es gehörte zum guten Tone, den klassischen Boden Griechenlands und vor allem Athens zu besuchen. Dort bestanden ja noch die alten Philosophenschulen, die Schule Epikurs und die der Stoa in ihrem scharfen Gegensatze zu einander: noch lehrte die Stoa mit der ihr eigenen ernst sittlichen Menschen- und Lebensauffassung, daß das oberste Lebensziel, das höchste Gut die Tugend sei d. h. das naturgemäße Leben, die Übereinstimmung des menschlichen Verhaltens mit dem allbeherrschenden Naturgesetz, oder des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Und die Jünger Epikurs in ihrer eudämonistischen Anschauungsweise stellten diesem ernst sittlichen Gebot gegenüber ihren Grundsatz: das höchste Gut ist die Glückseligkeit: die Tugend ist nur der eine Weg zur Erlangung derselben.

Sie sehen, es fehlte nicht an philosophischen Disputationen und Zänkereien, welche an eine klassische Zeit erinnerten. Freilich im großen und ganzen nur erinnerten. Denn die Philosophie war doch im Grunde nicht mehr das, was sie in der Zeit selbständiger Blüte des Hellenentums gewesen war. Sie war aus ihrer vornehm aristokratischen Stellung herabgestiegen, in der sie stolz den ungebildeten Volksmassen gegenüberstand: sie war eine praktische, um nicht zu sagen hausbackene Philosophie geworden und zwar in einer Form, welche die größte Verbreitung ihrer Grundsätze möglich machte.

Doch ich muß zum allgemein-religiösen Leben übergehen. Sie wissen alle, daß Athen auch mit Rücksicht auf den Kultus eine hervorragende Stelle einnimmt. Pilgerten auch die, welche die Gottheit um Rat fragten, zum Heiligtum des delphischen Apoll, vereinigte auch jährlich der Tempel des olympischen Zeus die ganze Griechenwelt um sich — der Ort, welcher für die griechische Götterverehrung uns den vollendetsten Ausdruck bietet, ist doch nur Athen. Ich habe nicht nötig, Sie im Geiste von einem prächtigen Heiligtume zum anderen zu führen: nur erinnern möchte ich daran, daß mit der römischen Kaiserherrschaft neben den alten Götterkult noch der Kaiserkultus trat, um auch hier den Beweis zu liefern, daß das antike Heidentum in Menschenvergötterung gipfelt. An Göttern und Göttertempeln war also Athen reich. Wie stellen sich aber seine Bewohner zu denselben? Bringen sie ihnen auch noch in der unbefangenen Weise ihre Opfer dar, wie einst die Väter gethan hatten, oder hat auch hier die Zeit einen Verfall herbeigeführt? Ein solcher ist unbedingt zu konstatieren. Der Zweifel hatte bei dem leichten Athenervolke ebenso schnellen Eingang gefunden wie jeder neue Kultus Aufnahme fand. Die Götter sanken herab von ihrer Höhe, wenn überhaupt hier von einer Höhe die Rede sein kann. Jeder nur einigermaßen philosophisch-gebildete Mann der damaligen Zeit wußte es, daß sie Erzeugnisse von Menschen waren wie ihre Bilder Produkte der Künstler, ihre Sagen Schöpfungen der Dichter. So wird Athen auch das Centrum, von welchem der Unglaube ausgeht.

Hand in Hand mit diesem religiösen Verfall geht wie stets der sittliche. Mag man nun über das Verhältnis von Religion und Moral denken wie man wolle: die Thatsache, daß ein Volk, welches aufhört, seinen Göttern Ehrfurcht zu erweisen, welches in Wort und Wandel abfällt vom religiösen Glauben der Väter — auch moralisch seinem Untergange zueilt, ist eine unbestreitbare, welche auch auf die, welche jegliche Beziehung zwischen beiden leugnen, Eindruck zu machen imstande ist. Athen liefert darin einen eklatanten Beweis. Man lese nur die Sittenschilderungen aus damaliger Zeit, man verfolge es, wie griechische Unsittlichkeit hinüber nach Rom getragen wurde, um hier erst ihre größten Triumphe zu feiern — und man schaudert über den Abgrund, welcher sich hier aufthut. Bereits in der klassischen Periode kann man die Anfänge dieser sittlichen Korruption wahrnehmen: mit dem wachsenden Verfall der Stadt hat sie sich naturgemäß gesteigert.

Es ist ein im wesentlichen düsteres Bild, welches ich Ihnen in kürzesten Zügen von dem Zustande Athens habe entwerfen müssen. Um so wohlthuender ist der Übergang zu dem Lichtbilde, welches ja der eigentliche Kern unserer Betrachtung sein soll. Ja dies Athen, welches kaum noch der Abglanz früherer Herrlichkeit war, auf seinen klassischen Boden tritt der erste Prediger des Evangeliums. Unstreitig ist dieser Moment einer der wichtigsten in der Weltgeschichte: das Christentum gegenübergestellt dem Heidentum an klassischer Stelle in der Person des Apostels Paulus. Ist dieser Vertreter der neuaufgekommenen Lehre auch gewappnet genug gegenüber der stolzen Weisheit Athens? Hat er gelernt zu verstehen, was man seiner Predigt von dem stolzen Standpunkte eines Epikuräers oder eines Stoikers ans entgegenhalten wird? Er sieht wenig darnach aus: eine unscheinbare, nicht sehr kräftige Gestalt, wenig geeignet dazu, um äußerlich Eindruck zu machen und die Leute an sich zu fesseln — das ist der Apostel Paulus. Doch er soll sich selbst in seiner Stellung gegenüber den Athenern legitimieren, mit anderen Worten: hören wir, was die Apostelgeschichte uns über seinen Aufenthalt in Athen berichtet.

Von Beroe war der Apostel im Jahre 54 nach Athen gekommen. Seine beiden Gefährten Silas und Timotheus ließen ihn einige Zeit auf sich warten, so daß dem Apostel Zeit und Gelegenheit blieb, sich in der geistigen Welthauptstadt zu orientieren. Seine Wanderungen durch dieselbe haben ein trauriges Resultat: „es ergrimmte sein Geist in ihm, da er sahe die Stadt so sehr abgöttisch.“ Überall, wohin er nur kommt, begegnet ihm ein neuer Tempel, ein neuer Kultus: und ein jeder fordert Anerkennung, ein jeder will Anteil haben an der religiösen Verehrung des Menschen. Einem solchen Polytheismus gegenüber bewahrt der Monotheismus Israels seine hohe Erhabenheit und Würde: ist es doch der eine wahre und lebendige Gott, welcher in ihm verehrt wird und hieran muß der Apostel anknüpfen, wenn anders er von Jesu Christo zeugen will. So sind es auch in Athen zuerst die Juden, an welche der Apostel sich wendet. Die Vorrechte dieses Volkes, welche schon sein Herr und Meister anerkannt hat, sind auch für ihn den Knecht und Diener bindend. Ob sein Wirken in der Synagoge Erfolg gehabt, wird uns nicht erzählt. Leider

liegt die Vermutung näher, daß er auch hier wie bei so manchen Judengemeinden in der Diaspora eine schnöde Abweisung erfahren hat. — Nur nebenhin möchte ich auf die ständige Gewohnheit des missionierenden Apostels, zuerst zu den Juden zu gehen, noch besonders hinweisen. Es liegt darin die Anerkennung der besonderen Heilsstellung Israels. In unserer Zeit pflegt die Judenmission gegenüber der Heidenmission zurückzutreten, jedenfalls aus keinem anderen Grunde, als weil Israel einen organisierten Widerstand dem Worte vom Kreuze entgegenstellt. Aber doch ist und bleibt Israel das Volk der Wahl Gottes: wenn auch momentan von Gottes Angesicht verstoßen und unter die Völker zerstreut, wenn auch in unserer Zeit völlig degeneriert von dem Judentum der damaligen Zeit. Des Apostels Unermüdlichkeit, mit welcher er diesen verlornen Schafen aus dem Hause Israel vor allen anderen nachging, soll und wird unserer im Stillen arbeitenden Judenmission stets Vorbild und Aufmunterung sein.

Aus dem Heiligtum der Synagoge tritt Paulus hinein in das volle Leben der Stadt. Auf der alten ἀγορὰ, in der Nähe der στοὰ ποικίλη finden wir ihn, wie er den ganzen Tag über Gespräche anknüpft mit den zufällig Vorübergehenden. Diese Art und Weise erscheint auf den ersten Augenblick etwas merkwürdig. Allein daß sie angebracht und am Platze war, sagt uns eine Notiz der Apostelgeschichte, welche in prägnanter Weise die damaligen Athener mit folgenden Worten charakterisiert: „die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören.“ Also an die Wißbegierde des athenischen Volkes, um nicht gerade Neugierde zu sagen, knüpft der Apostel an. — Nicht sehr lange dauert es, bis die Kunde von Pauli Lehre zu den Ohren der Philosophen gedrungen ist. Epikuräer und Stoiker eilen zusammen, „um das Neue zu erfahren, was es sei.“ Sie teilen sich in drei Lager. Die einen halten den unscheinbaren Mann, welcher aber jedenfalls Eindruck auf sie gemacht haben muß, einer Disputation für wert: sie zanken mit ihm. Die anderen haben nur ein hochmütiges Achselzucken für ihn, ein vornehmes Naserümpfen: „was möchte wohl diese Saatkrähe zu sagen haben?!“ Die dritten endlich sind schnell fertig mit ihrem Urteil: „es sieht so aus, als ob er Verkündiger neuer Götter sei.“ In diesem letzten Urteil liegt ein Doppeltes: einmal der Hinweis darauf, daß die Verkündigung neuer Götter nichts so sehr Ungewöhnliches mehr in Athen war, und zugleich auch der Wunsch, etwas Näheres über die Sache zu hören. In diesem letzteren Punkte vereinigten sich alle: so nahmen sie denn den Apostel in ihre Mitte und führten ihn von dem Markte auf den Areopag.

Es ist eine echt historische Stätte, auf welche nunmehr der Herold des Christentums gestellt ist. Der schmale felsige Hügel, welcher in nordwestlicher Richtung ganz nahe bei der Akropolis lag, nur durch ein tiefes Thal von ihr getrennt, war bekanntlich der Sitz für das uralte Kollegium, welches seit den ältesten Zeiten über die schwersten Kriminalverbrechen abzuurteilen hatte, und welchem später die Überwachung des Rates und der Volksversammlung oblag. Noch existierten die alten, in den Felsen gehauenen Sitze der Richter und dienten wohl jetzt den zuhörenden Philo-

sophen und der neugierig lauschenden Menge zum Sitzen. Paulus hat in der Mitte gestanden, wie uns ausdrücklich die Apostelgeschichte überliefert, da, wo sonst der Beklagte zu stehen pflegte, um sich vor den Richtern zu verantworten. Auch er will sich ja verantworten, auch er will ein Zeugnis ablegen, und zwar ein solches, wie es dieser Platz noch nicht gehört hat: er will zeugen für seinen Gott und Heiland und gegen die Abgötterei der Athener. Daher beginnt er sofort mit dem Eindruck, welchen die vielen Tempel und Altäre auf ihn den fremden Besucher gemacht haben. Und schon gleich hier am Anfange müssen wir die feine Taktik des Apostels bewundern. Soll er das religiöse Gefühl, den Zug des Gemütes zum Göttlichen in dieser verkümmerten Gestalt, wie sie der Polytheismus zeigte, absolut verurteilen? Das kann er nicht, ohne zugleich das Kind mit dem Bade auszuschütten. Mit anderen Worten: Der Apostel würde über der verkehrten Wirklichkeit die zu Grunde liegende richtige Idee verkennen und vergessen. Und doch kann er den Gottesdienst, wie ihn die Athener jetzt treiben, nicht billigen; er muß sie darauf aufmerksam machen, daß ein anderer Gottesdienst der Idee viel besser, ja nur einzig entspricht. Um all das kurz auszudrücken, wählt Paulus das an sich doppelsinnige Wort *δεισιδαίμων*. Die Exegeten haben gestritten, ob der Ausdruck an unserer Stelle im guten oder im schlimmen Sinne zu verstehen sei, ob man übersetzen müsse: „allzu gottesfürchtig" oder „allzu abergläubisch." Der Sprachgebrauch läßt beides zu und daher ist es vielleicht am geratensten, mit Bengel hier eine clemens ambiguitas zu statuieren. Jedenfalls haben wir anzunehmen, daß der Apostel in keiner Weise seine Zuhörer hat beleidigen wollen.

Schon dieser Zug schonender Milde wird für jeden Missionsprediger vorbildlich sein. Es gilt dem Heiden gegenüber, welcher seinen Göttern treu und gewissenhaft dient, anzuerkennen, daß seinem Eifer etwas Richtiges zu Grunde liegt. Wenn dies geschieht, so ist gewiß eine ungleich größere Teilnahme auch für die neue Verkündigung der wahren Gottesverehrung zu erwarten. Näher freilich scheint zu liegen, die Art des heidnischen Kultus von vornherein als nicht entsprechende und unrichtige zu kennzeichnen. Aber das muß, wie wohl jeder zugestehen wird, im Anfange in der schonendsten Weise geschehen. Nicht auf einmal lösen sich die Bande, welche den Heiden an seine Götterwelt knüpfen; ja oft sind es Lebensfäden und wenn diese unbarmherzig zerschnitten werden, dann entstehen oft sehr schwer heilende Wunden.

„Ich bin hindurchgegangen", fährt der Apostel fort, „und habe gesehen euere Gottesdienste und fand einen Altar, darauf war geschrieben: *ἀγνώστῳ Θεῷ.*" Also gesehen, mit Aufmerksamkeit und sinnendem Geiste (*ἀναθεωρῶν*) beobachtet hat der Apostel die Gottesdienste: er hat die Mühe nicht gescheut, sich mit den vielfachen Kulten der Athener bekannt zu machen. Er hat nicht gedacht: „zu welchem Zwecke brauche ich das, da ich ja doch von vornherein weiß, daß kein Gottesdienst der richtige ist." Nein, ein anderes war es, warum Paulus Athens Tempel durchwandelte: er will den rechten Anknüpfungspunkt für die Verkündigung seines Evangeliums

finden. Und wahrlich, es würde seiner Missionspredigt unendlich viel fehlen, wenn in ihr nicht jener Altar mit seiner, wenn auch unbewußt tiefsinnigen Aufschrift den Ausgangspunkt bildete. Unbewußt tiefsinnig nenne ich sie, weil die Athener wohl kaum die Ahnung eines allein wahren, unbekannten Gottes hatten. Sie meinten vielmehr, Gutes oder Böses auch noch von einem nicht in ihrer Stadt verehrten und deshalb ihnen unbekannten Gotte empfangen zu haben. Ihm ihre schuldige Verehrung darzubringen, errichteten sie den Altar. Diese Ungewißheit über die Vollständigkeit der Götterverehrung liegt tief im Wesen des Polytheismus begründet. Und gerade sie bildet die Brücke zur Annahme eines neuen Kultus.

Für den Missionsprediger ergeben sich aus dem Gesagten wieder eine Reihe von Konsequenzen. Als selbstverständlich mag wohl gelten, daß es seine Pflicht ist, die Gottes- resp. Götterverehrung des Volkes, welchem er das Wort vom allein wahren Gott und seinem Sohne Jesus Christus bringen will, genau kennen zu lernen. Darüber herrscht wohl kein Zweifel. Aber eine andere Frage ist es: zu welchem Zwecke sie kennen lernen? — Etwa, um von oben herab über sie abzuurteilen und sie in der schärfsten Weise zu verdammen? Das wird selten zum gewünschten Ziele führen und wer es thut, der ist in seiner Missionspredigt kein Jünger Pauli. Wie er der Meister, so muß auch jeder seiner Schüler — und das sollten alle sein, welche den Namen Jesu in die Welt der Heiden tragen — im heidnischen Götzendienst Anknüpfungspunkte für die christliche Predigt suchen. Dadurch wird jene Unvermitteltheit vermieden: die Predigt erscheint in gewissem Sinne im Zusammenhange mit dem bisherigen Kultus, wenn dieser vermeintliche Zusammenhang auch schließlich in den offensten Gegensatz ausläuft. Wohl findet sich nicht überall ein Altar mit der Aufschrift: dem unbekannten Gott, — aber doch wird es selbst bei dem auf tiefster Stufe stehenden Götzendienst nicht allzuschwer sein, irgend einen Punkt herauszufinden, an welchem das Evangelium anknüpfen kann. Überall muß sich, wenn auch mit dieser oder jener Modifikation Pauli Wort sprechen lassen: „Ich verkünde euch den, welchem ihr unwissend Gottesdienst thut."

Ist so der Zusammenhang mit dem Alten hergestellt, dann kann die neue Lehre und Verkündigung einsetzen und von ihrem Gott Zeugnis ablegen. Und was wird da wieder zuerst gesagt werden müssen? Paulus lehrt es uns: „Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen ist, der ist ein Herr Himmels und der Erde." Unstreitig liegt der Hauptton auf: „welcher gemacht hat" (ὁ ποιήσας) und dieser Gedanke tritt allerdings in schroffen Gegensatz zu den meisten heidnischen Anschauungen. Von der welterschaffenden Thätigkeit eines Gottes wissen dieselben so gut als nichts, und wenn man auch hier und da eine Andeutung finden mag, — so bleibt es doch immer nur Andeutung und dunkle Ahnung. Die Vorstellung göttlichen Schaffens in des Wortes eigentlichster Bedeutung ist nur der Offenbarungsreligion eigen. Jedenfalls ist sie eine der großartigsten, die es giebt. Das mögen auch Pauli Zuhörer, die fein gebildeten Athener gefühlt haben: sie wagen es nicht an dem Gedanken, daß alles von einem Gotte geschaffen sei, ihren Witz auszu-

lassen. — Dasselbe Schicksal wird wohl die Predigt von der Schöpfung durch Gott in allen heidnischen Ländern haben. Denn wenn hier in Athen, wo die philosophische Spekulation es bereits versucht hatte, das Entstandensein der Welt rein physisch zu erklären, ohne Gespött gehört wurde, wie viel mehr da, wo das Denken der Menschen sich nie an dies Problem herangewagt, wo man nie sich die Frage aufgeworfen: wie ist unsere Welt entstanden? — Bei dieser Betonung des Schaffens tritt zugleich ganz unvermerkt der Monotheismus an Stelle des Polytheismus. Dem heidnischen Zuhörer bleibt freilich unbenommen, zunächst noch die Erschaffung seiner vielen Götter ebenfalls auf diesen einen schaffenden Urgott zurückzuführen, mit anderen Worten: er wird zunächst noch relativen Monotheismus haben. Doch dieser ist die Vermittlungsstufe zum absoluten Monotheismus Israels und des Christentums.

Die nächste Frage nach der einfachen Konstatierung der Thatsache, daß diese Welt von einem Gott geschaffen ist, dieser mithin als Herr über Himmel und Erde herrscht, ist unzweifelhaft die: wie ist dieser Gott beschaffen und wie muß er verehrt werden? Kann man auf ihn den Kultus der früheren polytheistischen Verehrung einfach mit der Modifikation übertragen, daß er, der eine schöpferische Gott an die Spitze der übrigen, bereits vorhandenen und verehrten Götter tritt, und nur eine besondere Ehre genießt, oder ist seine Verehrung eine specifisch andere? Paulus giebt die Antwort: „er wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht, sein wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der jemandes bedürfte, da er ja selbst allen Leben und Odem und alles giebt.“ Aus der Erhabenheit Gottes als Schöpfers, dessen Kreaturen auch die Menschen sind, aus der Einzigartigkeit seines Wesens, welches, weil nicht kreatürlich, toto genere von allen anderen Wesen verschieden ist, folgert der Apostel die Unmöglichkeit, ihm äußerlich in entsprechender Weise dienen zu können. Denn was könnte das Geschöpf seinem Schöpfer gegenüber thun, da es doch alles diesem verdankt, da es nichts hat, was nicht von diesem geschenkt wäre? — Der Schluß ist richtig, die Prämisse vorausgesetzt: „Gott hat die Welt geschaffen.“ Athens Philosophen können nichts dagegen einwenden. Sie müssen anerkennen, daß das eine das andere notwendig als Konsequenz erfordert. Ebenso müssen sie zugeben, daß es richtig ist, wenn Paulus weiter argumentiert: die Unmöglichkeit auf seiten des Menschen, seinen Schöpfer äußerlich entsprechend zu verehren, schließt nicht aus, daß dieser allmächtige Schöpfer um seine Kreaturen sich kümmert und ihre Schicksale leitet.

„Er hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollten“ (wörtlicher: hat festgesetzet bestimmte Zeiten und Grenzen ihres Wohnens). Zweierlei spricht damit der Apostel aus: einmal die gottgewollte Einheit des Menschengeschlechtes, begründet auf der Abstammung von einem Blute, und dann in gewissem Gegensatze dazu die gottgeordnete Teilung nach Völkern, die in ihren Schicksalen absolut von ihm dem Schöpfer abhängig sind.

Der Fortgang in der Argumentation besteht also in dem Übergange

von der Theologie zur Anthropologie. Der Apostel war dazu genötigt, um den Fragen zu begegnen: „welche Stellung nehmen wir Menschen Gott dem Schöpfer gegenüber ein, und wird ein jeder von uns von ihm neu geschaffen?“ Auf die letztere antwortet der Hinweis auf Abstammung von einem Blute, d. h. von einem geschaffenen Menschenpaare: dadurch war die Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes gesetzt, eine Anschauung, welche freilich mit dem griechischen Geiste wenig stimmte. Ich erinnere hier einfach nur an die Einteilung der Völker, in Hellenen und Barbaren. Die andere Frage nach der Stellung des Menschen seinem Gott gegenüber stellt die von Paulus behauptete Abhängigkeit, wie sie namentlich in den Schicksalen der Völker zu Tage tritt, klar. Zeiten und Grenzen ihres Wohnens sind von ihm bestimmt: ob sie bestehen, ob untergehen — es liegt in seiner Hand.

Diese principielle Einheit des Menschengeschlechts ist zu einer gottgeordneten Völkervielheit geworden. Wie das geschehen — darauf geht der Apostel nicht näher ein. Nur das will er seinen Zuhörern ins Herz prägen, daß diese Vielheit nicht die Abhängigkeit aufhebt. Über einem jeden Volke hat Gott Gedanken des Friedens, sollte da die Geschichte nicht Handhaben genug bieten, die Geschichte gerade des einzelnen zu bekehrenden Volkes, um in ihr das Walten und Eingreifen einer höheren Hand zu zeigen? Welch einen Eindruck muß eine solche Beweisführung aus eigenem, dem Verkündiger des Evangeliums fremd geglaubten Materiale machen!

Ich kehre zu Pauli Worten zurück: „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Und zwar ist er nicht fern von einem jeglichen unter uns.“ Das Walten Gottes, in der Geschichte sich manifestierend, in der von ihm gesetzten Einheit des Geschlechts und der geordneten Vielheit der Völker, hat einen großen Zweck. Dieser realisiert sich in Aufsuchung und Auffindung des Schöpfers, des Herrn. Aufsuchen, auffinden — das schließt doch in sich, daß Gott einmal für die Menschen, welche ihn suchen und finden sollen, verloren gewesen ist. Gleichwohl betont der Apostel dies Moment des Verlorengegangenseins nicht ausdrücklich. Die Vorstellung von der Schuld der Menschen, welche ihren Schöpfer und mit ihm die wahre Gottesverehrung verloren haben, ist wirksam und mächtig, auch wenn Paulus ihr keine ausdrücklichen Worte leiht. Aber trotzdem, daß man seiner schnöde vergessen, daß man seine Ehre durch falschen Götzendienst verletzt hat, ist Gott nicht fern von einem jeden. Ein tröstlicher Gedanke, welcher gegenüber der Transscendenz, wie sie der heidnische Kult mit Notwendigkeit betonen mußte, nicht allein die Weltimmanenz des einen Schöpfergottes hervorhebt, sondern auch die Personimmanenz, das Nahesein Gottes dem einzelnen Personleben.

Deutlicher tritt das noch in den folgenden Worten hervor: „denn in ihm leben, weben und sind wir. Wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: wir sind seines Geschlechts *τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν*.“ Unstreitig stehen wir hier an dem Punkte, welcher Pauli Rede auf dem Areopag gegenüber allen anderen Missionsreden, von welchen uns die Apostelgeschichte erzählt, charakterisiert. Es ist der Appell an das Göttliche

im Menschen, an seine geistig-sittliche Natur, vermöge deren er mit Gott als dem Urquell der Geister in verborgenem Lebenszusammenhange steht. Ist wohl je in einer heidnischen Philosophie dem Menschen ein höherer Platz angewiesen worden? Hat dieselbe sich je ganz zu dem Gedanken aufschwingen können, daß der Mensch als solcher seinem innersten Wesen nach an dem Wesen der Gottheit participiere? Den Athenern war jedenfalls die andere Anschauung viel geläufiger, nach welcher der elende Sterbliche der δειλὸς βροτὸς das Kontrarium der seligen Götter ist, nach welcher der Götter Neid sogar jeden allzuglücklichen Menschen verfolgt, gleichwie der Blitz stets nur die höchsten Bäume trifft und niederschmettert. Ganz besonders wirksam ist bei diesem Gedanken das Citat aus den φαινόμενα des Aratus, dessen Worte beweisen, wie selbst in der Heidenwelt sich eine dunkele Ahnung von dieser Gottesverwandtschaft erhalten hatte. Freilich war es nur eine Ahnung, keineswegs eine ins Allgemeinbewußtsein übergegangene Anschauung.

Und heute sollte in einer Missionspredigt die Verkündigung von der Verwandtschaft des Menschen mit Gott, von dem Geschaffensein des Menschen auf Gott hin, nicht mehr wirksam sein, sie sollte keinen Eindruck machen auf Heiden, die in knechtischer Furcht ihren Götzen Opfer bringen und sich ganz und gar von diesen abhängig, als deren Werkzeuge betrachten und fühlen? Es gehört nicht allzu große psychologische Kenntnis dazu, um sofort einzusehen, daß zweifellos eine Predigt im Sinne der Gottesverwandtschaft packen und die Zuhörer interessieren muß. Denn eine der drückendsten Fesseln, in welche der heidnische Kultus den Menschen schlägt, wird damit auf einmal zerbrochen. Bin ich wesensverwandt mit dem Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen hat — wozu dennoch die knechtische Furcht vor den Göttern, die jenem Gott doch jedenfalls unterthan sein müssen — dieser Gedanke ringt sich bei dem aus Polytheismus zum relativen Monotheismus übergehenden Zuhörer hindurch, bei dem wir freilich nicht erwarten dürfen, daß er seine Götter so schnell über Bord wirft. Dahin muß ihn erst der Prozeß führen, zu welchem die Predigt den Anfang setzt. — Paulus geht auch hier in durchaus vorbildlicher Weise zu Weg. Er hat bis jetzt noch nichts gesagt über das Wesen der bisher von den Athenern verehrten Götter: was er zu Anfang hervorhob, bezog sich lediglich auf die Art der Verehrung dieses von ihm gepredigten Gottes, wobei er, wie bereits angedeutet, dem Gedanken seiner Zuhörer: „unsere Götter haben neben dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, doch auch noch Realität," in keiner Weise Zwang anthut. Nun aber ist er zu dem Punkte gekommen, wo er das Wesen der athenischen Götter und der ihnen zu teil werdenden Verehrung angreifen kann.

„Sind wir denn göttlichen Geschlechts, so sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht." Der Ausgangspunkt zu dem Angriff bildet also die Thesis: wir sind göttlichen Geschlechtes. Daraus folgt, daß ein Gebilde menschlicher Kunst und menschlicher Phantasie nicht wahrer Gott, mit welchem der Mensch wesensverwandt ist, sein kann. Denn im Grunde genommen existieren ja die so entstandenen Götter eben nur durch

ihn, den Menschen. Er hat sie nach den Ideen, die er sich selbst gebildet, mit künstlerischer Hand in Gold, Silber oder Stein ausgeführt und diesen seinen eigensten Gebilden bringt er denn Opfer dar. Der Gedankengang ist so einfach, die Beweisführung so schlagend, daß Paulus es dem eigenen Bewußtsein seiner Zuhörer überlassen konnte, die Konsequenzen aus seinen Worten zu ziehen. Diese waren keine anderen als ein strenges Selbstgericht, eine Verurteilung der bisherigen Götterverehrung — und gegenüber dem neuverkündeten Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen, das Bewußtsein der Schuld. Daß das letztere bei seinen Zuhörern wach geworden, setzt der Apostel voraus, wenn er nunmehr zum dritten Teile seiner Predigt, zur Soteriologie übergeht. Ich würde analog den beiden ersten Teilen, die ich mit Theologie und Anthropologie bezeichnete, den Ausdruck Christologie wählen, wenn wir es hier mit irgend einer Wesensbestimmung Christi zu thun hätten. Faktisch ist er ja Kern und Mittelpunkt dieser letzten Verkündigung, wenngleich er auch gar nicht mit Namen genannt ist.

„Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun."

Die Zeit der Unwissenheit übersehen — wie schonend weiß dies doch der Apostel auszudrücken! Er nennt es Unwissenheit ἀγνοία, in welcher die Menschen den Schöpfer mit dem Geschöpf verwechselten und diesem göttliche Verehrung darbrachten: er spricht nicht in herben Worten von der Sünde und Verkehrtheit, die darin sich manifestiert. Das überläßt er vielmehr dem inneren Prozeß, welcher in seinen Zuhörern notwendig vor sich gehen muß. Und weiter: Gott hat übersehen — nicht: ob euerer Sünde und Verkehrtheit zürnt jener allmächtige Gott und droht euch mit seinen Strafen. Nein, er hat gnädig euere Unwissenheit übersehen, er will sie euch nicht anrechnen — nur stellt er jetzt die Forderung, daß ihr euch bekehren sollt zu ihm, der euch wohl will. — Einschmeichelnder konnte das Evangelium von der Gnade Gottes nicht verkündet werden. Und doch wird dabei die ernste sittliche Forderung der Buße, der Sinnesänderung in keiner Weise verblümt gestellt. Sie erscheint vielmehr als das wichtigste Moment, indem sie von Gott selbst gefordert wird: er macht sie zum Objekt seiner Offenbarung (παραγγέλλει). Damit tritt wieder ein neues Moment in die Verkündigung herein. Gott ist Offenbarungsgott d. h. er thut seinen Willen den Menschen durch Mitteilung kund. Allen Menschen, an allen Enden der Erde gilt dieser Offenbarungswille, welcher die Buße, die Richtung des νοῦς auf ein dem bisherigen entgegengesetztes Objekt, also von den Göttern auf Gott, und zugleich der mit der bisherigen Sinnesrichtung kontrahierten Schuld zum Inhalt hat. Besonders zu betonen ist hier das Gemeinschaftsmoment, welches in der Universalität der Forderung ausgedrückt ist. Dadurch wird die oben durch Abstammung von einem Blute her bewiesene Einheit des Menschengeschlechtes wieder zum Bewußtsein gebracht. — Offenbarungsgott und Universalität seiner sittlichen Forderung — das hat der Apostel seinen Zuhörern gewissermaßen als Einleitung zum folgenden vor die Augen gestellt. Denn erst jetzt geht er über zur Predigt von Christo, der als die vollkommenste

Offenbarung Gottes auch dessen Willen am vollkommensten verkündigt hat. Leider läßt uns hier der Bericht des Verfassers der Apostelgeschichte insofern im Stich, als es offenbar ist, daß zuletzt nur der wesentliche Inhalt von dem, was der Apostel gesagt hatte, zusammengefaßt wird. Ein Dreifaches ist es, was nach Akt. 17, 31 zum Schlusse angeführt wurde: 1. Gott hat einen Tag gesetzt, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit — 2. und zwar durch einen Mann, in welchem er es beschlossen hat und in welchem er den Glauben jedermann vorhält (sc. als notwendige Heilsbedingung) und welchen er 3. von den Toten auferweckt hat. — Ob die hier berichtete Reihenfolge der Verkündigung die dem faktischen Vorgange entsprechende ist, ob ferner die Zusammenfassung auf Vollständigkeit der einzelnen vom Apostel hervorgehobenen Heilsthatsachen Anspruch machen kann, müssen wir der Exegese überlassen. Jedenfalls macht es V. 32, wo von der Auferstehung der Toten im allgemeinen Sinne die Rede ist, wahrscheinlich, wenn auch nicht notwendig, daß Paulus auch noch die allgemeine Auferstehung der an jenen von Gott Auferweckten gläubig Gewordenen erwähnt hat. Jedenfalls fehlt keine der Paulinischen Verkündigungen am Schlusse der Predigt: Ratschluß Gottes in Christo, Auferweckung Christi, Glauben an Christum, Wiederkunft Christi zum Gericht — alles das ist eng zusammengedrängt.

Und der Schlußeindruck? Hätte der Apostel da abgebrochen, wo er seine Verkündigung von Christo begann, mit anderen Worten: wäre er nicht ein Herold des Christentums, sondern ein Proselytenmacher des Judentums gewesen — so würde man ihn vielleicht haben gelten lassen. Nun aber, da er das dem Christentum Specifische verkündet, die Auferstehung Christi und als ihre Folge die Auferstehung der Gläubigen, haben einige seiner Zuhörer ihren Spott mit ihm. Hier also ist der eigentliche Scheidepunkt: hier wird es stets bei einer Missionspredigt darauf ankommen, ob die Mehrzahl der Zuhörer zu witzeln beginnt oder ob sie den Wunsch äußert: wir wollen mehr davon hören.

Als praktische Konsequenz aus dem letzten Teil der Paulinischen Predigt möchte ich vor allen Dingen die ziehen, daß es Heiden gegenüber nicht mit Gesetzespredigt gethan ist. Da muß der Balsam des Evangeliums in die verdorrten Herzen geträufelt werden, und erst wenn hier sich ein neues Leben regt, wenn man erkennt, daß das Leben auch ein wirklich kräftiges ist — erst dann darf das Gesetz wirksam eintreten.

Theologie — Anthropologie — Soteriologie — vom Himmel auf die Erde und wieder zurück in den Himmel — das ist kurz ausgedrückt der Gedankengang der Paulinischen Missionspredigt auf dem Areopag. In dieser Anordnung, sowie in der Form der Anknüpfung der christlichen Predigt, in der Art der Darstellung des Lehrgehaltes ist Pauli Predigt für alle Missionspredigten ein Muster, an welchem jeder in die Heidenwelt hinausgehende Missionar nicht genugsam über Methode und wirksame Anordnung seiner Verkündigung studieren kann.

Ich bin am Ende meines Vortrags angelangt. Erschöpft ist das Thema in keiner Weise: das habe ich, je länger und je mehr ich mich in dasselbe vertiefte, nur zu sehr gefühlt. Aber mein Zweck ist erreicht, wenn

es mir in irgendwie gelungen ist, Sie zu einem Studium der Apostelgeschichte unter dem Missionsgesichtspunkte aufzufordern, und wenn Sie zu der Überzeugung gelangt sind, daß jeder Verkünder des Evangeliums Heiden gegenüber nicht genugsam lernen kann vom Missionsprediger auf dem Areopag.

Eine Anekdote aus dem Leben des Herzogs v. Wellington.

„Als ich — erzählte der greise Lord Shaftesbury auf der Jahresversammlung der englischen Kirchenmissionsgesellschaft 1881 — vor vielen Jahren einen Abend bei dem Herzog von Wellington zubrachte, entwarf er mir ein Bild der Schlacht von Waterloo. „Sie wissen", sagte er, „es ist immer mein Grundsatz gewesen, meine Leute möglichst nicht gesehen werden zu lassen. Ich versteckte sie auf allerlei Weise, hinter Hügelchen, Bäumen, oder ich ließ sie sich auf die Erde legen. Ich that das auch vor der Schlacht von Waterloo. Der Kaiser Napoleon kam mit dem General Foye auf das Gefilde, schaute sich um und sah nichts. „Diese Engländer sind auf und davon, wir haben den Tag gewonnen, hier ist für uns nichts mehr zu thun," erklärte er dem General, der mir das später selbst mitgeteilt hat. „General Foye erwiderte: „Es ziemt mir nicht, Ew. Majestät zu widersprechen, aber ich erlaube mir dies zu bemerken: die Engländer mögen abgezogen sein, wenn sie aber nicht gegangen sind, so gehen Ew. Majestät dem härtesten Tagewerke entgegen, das es in Ihrem Leben zu thun gegeben hat."

Der Redner machte von dieser Anekdote etwa folgende Anwendung auf die Mission. Ihre Gegner und Bespöttler sehen nichts und daher sind sie schnell mit ihrem Urteil fertig: hier ist nichts. Sie lachen über die Idee, die Heidenvölker der Gegenwart in das Reich Jesu einzuführen. Aber laßt sie nur lachen unser großer König hält seine Kräfte auch verborgen und der Tag kommt immer näher, an welchem die Feinde mit Staunen sehen werden, was diese verborgen gehaltenen Kräfte vermögen.

Aus Abrahams, des Eskimo, Tagebuch.[1])

„Als wir mit Dampf reisten, waren wir schneller als fliegende; wir hatten dieselben Plätze wie große Herren und der Zug war so lang, daß beide Enden sehr entfernt von einander waren. Wir fuhren in der Mitte in einem schönen Haus, die Fenster konnten wir nicht zumachen; und doch wegen des Windes konnten wir nicht hinaussehen; als ich ein wenig den Kopf hinausgesteckt hatte, schwollen mir meine Augen.

Am Sonnabend den 16. Okt. (1880) kamen wir mit dem merkwürdigen Dampf in Berlin an und wohnten in einem schönen Bretterhaus, das wir uns selbst bauten zwischen den Bäumen (im zoologischen Garten). Das Innere unsres Hauses zu kehren war fast unmöglich, wegen der (zudrängenden) Menschen, denn, wenn die einen von unsern Herren heraus-

*) Missionsblatt der Br. G. 1883 S. 10 ff. Vergl. Beiblatt dieser Ztsch. 1881 S. 1 ff. und 44 f. Der qu. Abraham hat Tagebuchnotizen hinterlassen; die obigen Mitteilungen sind Auszüge aus denselben.

gejagt wurden, so kamen andere herein. In unsrer Nähe ist ein Musikhaus, auch wunderbar. Die Leute in Berlin wünschten sehr, unser Haus zu sehen, aber nur einige konnten dies thun, allen wäre es nicht möglich gewesen. Auch unsre Lehrer, als sie zum erstenmal kamen, mußten warten, weil sie vor dem Zulauf der Menschen nicht hinein konnten. Die Umzäunung unsres Hauses wurde oft von dem Menschengedränge zerbrochen. Einmal schickten meine Herren, da sie selbst nichts ausrichteten, mich hinaus, um die eindringenden zu vertreiben. Da habe ich gethan, was ich konnte. Ich nahm meine Peitsche und den grönländischen Seehundsstecher und machte mich fürchterlich. Da sprangen einige über den Zaun, andre gaben mir schnell die Hand, einer der Herren war wie ein Weinender. Unser Haus hatte die Ulrike (Abrahams Frau) auch von innen verschlossen und den Eingang verstopft, und die, welche zum Fenster herein sehen wollten, wurden mit einem Stück Holz zurückgestoßen.

In Berlin ist es nicht schön, das machen die vielen Menschen und Bäume und Kinder, die auch kommen. Die Luft braust beständig vom Geräusch der Gehenden und Fahrenden.

Den 23. Okt. schneite es fortwährend. Die Kablunat (Europäer) frieren sehr, und auch wir frieren gleichfalls.

Am 26. sind wir in der (Brüder-) Kirche gewesen und haben gemeinschaftlich mitgesungen und gebetet; wir sind alle großvergnügt (gesegnet) und auch unsre Kablunat alle sind erbaut gewesen. Wir Menschen (Eskimo) haben in der Mitte der Kirche miteinander (in Eskimosprache) gesungen: „Jesu geh voran“ und das Vaterunser gebetet. Die Versammelten waren durch unsre Stimmen sehr erbaut, und wir wurden fürbittend (dem Herrn) empfohlen.

Eines Abends gingen wir in großen Mänteln und Schuhen in ein großes Haus (das Panoptikum), um uns Schausachen anzusehn. Wir fuhren, in einem Haus (Wagen) sitzend, hin. Als wir ankamen, sahen wir viele Menschen versammelt — aber es waren nur menschenähnliche Personen, so ähnlich, daß nichts zu merken war; ja gewiß! Einige sogar holten Atem, ja einige bewegten sich durch allerlei (eine Einrichtung) im Innern; ja alles zu nennen ist unmöglich. Auch den Wagen Napoleons haben wir gesehen, ebenso allerlei Flinten. Ja, menschenähnliche, sehr verschiedene (Personen), Nubier, Afrikaner, Chinesen, Juden, Amerikaner, Kalifornier, ja gewiß sehr viele Bewohner der Erde haben wir in Berlin gesehen. Alle Sonntage war Musik in einem großen Haus in unsrer Nähe.

Unsre Mitmenschen (Miteskimo), die Familie Terrianiak (Fuchs) hört auf vergnügt zu sein, weil sie der Leute müde sind. Und wir im andern Haus sind geduldig, obgleich wir auch der Sache sehr müde sind. Alle Abend beten wir, daß uns geholfen werden möge, und dies (Beten) scheint bei uns etwas auszurichten.

Durch einige Kablunat wurden wir zwar verlacht, aber das kümmert uns nicht; mit einigen haben wir gesprochen, weil sie englisch verstanden. Manche haben sich über unsre Nordländer (die heidnische Familie) entsetzt. Ich habe täglich Arbeit und zeichne Menschen, Labrador und Nain.

Am 7. Nov. haben wir Betrübendes gehabt. Unser Gefährte, der

leb. Tobias, wurde vom Herrn seines Ungehorsams wegen mit der Hundepeitsche geschlagen. Wenn dies noch einmal geschieht, werde ich nach England schreiben, wie man es mir geheißen hat. (?) Nachher war der Herr sehr freundlich gegen mich, und unsern Frauen wurden seidene Bänder gekauft. Wenn Tobias öfters widerspenstig ist, wird er seine Bezahlung verlieren. Wenn er aber brav ist, wird er einen guten Lohn haben. Nachher war Tobias sehr krank.

Der Teich, auf welchem wir Kajak fahren, ist sehr kalt. Wir müssen stets das Eis entfernen, ehe wir fahren können. Zuweilen ist es sogar s e h r kalt.

Die Tiere der Berliner (wohl im Aquarium oder im zoologischen Garten) haben wir auch gesehen. Fische und fast alle Wassertiere, auch einen Netzek (kleinen Seehund).

Fleisch (Seehundsfleisch) vermissen wir gar sehr, aber mags sein. Manches ist wohl gerade nicht sehr gut; wir essen meistens in d e r Weise: Früh Kaffee und Schiffsbrot, mittags Dorsche, Kartoffeln, Bier und Schiffsbrot. Um 4 Uhr Kaffee und Schiffsbrot, um 6 Uhr Thee, Häring, Bier und Schiffsbrot.

Die (besuchenden) Kablunat bringen immer Gutschmeckendes mit, was sie uns schenken; große Früchte, die sogar Saft haben (frisches Obst).

An manchen Tagen habe ich auch im Freien gegeigt, weil es die Kablunat so sehr wünschten. Mags sein, daß ich es auch nicht völlig gut verstehe; das machte ihnen nichts aus.

Man hieß mich beständig meinen Namen schreiben, zuweilen verlangten es sehr viele; einer nahm die Schrift dem andern weg; allen zu genügen war unmöglich, es waren ihrer zu viele.

Am 10. Nov. schneite es sehr, sogar in Berlin. Täglich hörten wir die Stimmen der Kononen sehr laut. Man wird aber hier leicht krank, an starkem Schnupfen. Bei diesem Unwohlsein wird uns die tägliche Arbeit schwer. Dazu ist Sara, unser Kind, krank und ist zu bedauern, daß sie oft allein bleiben muß. Sie ist aber nicht unwillig, weil sie es schon versteht, daß es nicht anders sein kann. Zuweilen erhalten wir Geld, 2 pence, 20, 50 pence, manchmal eine Mark, auch Cigarren. — Wie lange ist's doch bis zum nächsten Jahr, wir möchten so gern bald wieder in unser Land zurückkehren, weil wir es nicht aushalten können, immer hier zu sein; ja gewiß, das ist unmöglich. Die Luft braust und dröhnt Tag und Nacht vom Gerassel der Schlitten (Wagen) und den beständig klingenden Stimmen der Dampfpfeifen.

Am 12. Nov. habe ich Br. Elsner wiedergesehen, welcher mit (Kaiser) Wilhelms Lehrer (dem Herrn Hofprediger Stöcker) und noch einem Mann zu uns kam. Sie beteten für uns, daß wir nicht vom Herrn abfallen und verloren gehen möchten. Auch einige gläubige Frauen kamen in unsre Hütte und sangen (oder beteten) herzlich. Ja wirklich, die Gläubigen hier in Deutschland sind unsre Geschwister, sie hießen uns sogar Brüder und Schwestern; sie weinten sogar, daß wir nicht verloren gehen möchten und stärkten uns. Sie brachten uns wohlschmeckendes Essen und wollten zugleich auch unsern Seelen Stärkung mitteilen.

Esdraigo (Österreich).

Am 26. Nov. schreibe ich hier in Prag, einer großen Stadt, in der Ferne, im Land der Katholiken. Wir sind 2 Wochen hier im Innern eines großen, langen Hauses; wir haben in demselben unser Haus und werden wert gehalten. Auszugehen ist unmöglich, da uns sonst leicht etwas geschehen könnte. Bis jetzt habe ich noch wenige Gläubige gesehen, die aber nicht zu uns (den Brüdern) gehören. Sie haben mit schwacher Stimme gesungen, aus Furcht vor den Katholiken. Auch wir dürfen nur leise singen und bitten den Herrn, daß Er uns bewahre und helfe. Weil sie uns beständig fragen, ob wir Gläubige sind, so können wir es nicht leugnen und bezeugen es beständig. Ja gewiß, wir fühlen die Hilfe des Herrn bei unsrer Furcht.

Eines Tages kamen am Nachmittag unzählige Soldaten; die großen Wege (Straßen) waren ganz gefüllt; sie trugen Feuer (Fackeln) und Laternen mit einem Griff versehen, auch die Pferde trugen Lichter. (?) Alle machten allerliebst schöne Musik mit Trompeten.

Am 27. Nov. habe ich einen Netzek (Seehund), den man aus Holland zu unsrer Speise hat kommen lassen, in einem Teich mit dem Seehundsstecher geschossen, denn nur so durfte er getötet werden. Es sahen sehr viele Menschen, ja unzählige zu, und als ich ihn harpunierte, klatschten alle sehr in die Hände, wie die Eidergänse (mit den Flügeln schlagen). Als ich ihn fertig (geschlachtet) hatte, machten die Musiker eine so laute Musik mit Geigen und Flöten, Trommeln und Trompeten (wohl einen Tusch), daß es wirklich der vielen Stimmen wegen unmöglich war, miteinander zu reden.

Von Prag sind wir fortgegangen nach Frankfurt (a. M.), wo auch viel Menschen sind. Dort hatten wir 2 Häuser im Freien in einer Umzäunung. Während unsrer dortigen Anwesenheit wurden wir Tag und Nacht stets von Soldaten bewacht, die sich ablösten. Auch dort sind wir oft auf dem Teich Kajak gefahren.

Von da fuhren wir in einem Schlitten auf Rädern, mit Pferden (bespannt), wir alle, in der Nacht nach Darmstadt.

In Darmstadt hatten wir ein schönes Haus in einem schönen großen runden Haus, welches der Spielplatz ist zum Schlittschuhlaufen auf Rädern. Dort sind wir oft im Innern des Hauses im Kreis Schlitten gefahren.

Hier hörte eines von uns, Terrianiaks Tochter, Nochasak, auf zu leben, (sie starb) sehr schnell und schwerleidend (an den Blattern). In einem andern Ort, Krefeld, starb auch ihre Mutter, Paingu, unter schweren Leiden.

Dann entschlief (ebendaselbst) im Frieden auch unser Kind, die kleine Sara, an schlimmem Ausschlag und Geschwulst des ganzen Körpers nach zweitägiger Krankheit. Sie war in das Krankenhaus gebracht worden, wohin ich sie begleitet hatte. Während ich bei ihr war, war sie bei Bewußtsein und betete das Lied: Ich bin ein kleines Kindelein 2c. Als ich fortging, ließ sie ihre Mutter und kleine Schwester grüßen. Als ich sie verließ, schlief sie und ist nicht wieder erwacht, was uns große Ursache zum Dank (gegen den Herrn) war. Noch vor ihrem Tod mußten wir nach Paris abreisen und sind die ganze Nacht und den ganzen Tag unterwegs gewesen."

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1883.

Die Mission ein Civilisationswerk.[1])

Von Pfarrer Tischhauser, Lehrer am Missionshause zu Basel.

Spr. 9, 10.

Der berühmte Afrika-Reisende und Missionar Dr. Livingstone spricht in einem seiner Reiseberichte das Wort aus: „Civilisation und Christentum sind so eng mit einander verbunden, daß das eine ohne das andere nicht gefördert werden kann." Die Wahrheit dieses Satzes ist dem Dr. Livingstone, wie allen rechten Geschichtskennern, aus der Geschichte der abend- und morgenländischen Völker klar geworden, aber gewiß erst recht lebendig bewährt auf seinen Reisen unter barbarischen Völkern und aus seiner Anschauung der Arbeiten der Missionen in Indien und Afrika. Man darf getrost behaupten, wo ein Volk es mit der Civilisation ohne Christentum versucht, wird es unausbleiblich in einen innerlich verrohenden Zustand versinken, der das Gegenteil von Bildung ist und wo die fortgesetzte Anwendung verkehrter Grundsätze, die eben nicht Weisheit sondern Thorheit sind, heillose Folgen nach sich zieht. Beweise dafür häufen sich sogar in unserem lieben Schweizerlande von Jahr zu Jahr in erschreckendem Grade. Wahre Bildung wächst nur auf einem ernst sittlichen Boden und — das weiß jeder Christ, weil das tägliche Leben es ihm hundertfach bestätigt — wahre ernste Sittlichkeit ist nur da, wo Gottesfurcht, wo mit einem Worte wahre ernstgemeinte Religiosität ist. Das wahrhaft Bildende ist immer der Verkehr mit dem heiligen barmherzigen und gnädigen Gott; da findet eine Hinauf- und Hineinbildung in Gottes ewigen heiligen Geist statt; falsche Bildung ist dagegen Loslösung von Gott und Hinab-Bildung in die geistlose Materie, in den Affen- und Urschlamm hinein; wo erstere ist, da ist wahrhaft feine Sitte, da ist innere Harmonie, wo letztere ist, da ist trotz allem Scheine des Gegenteils innere Rohheit und fortschreitende Verrohung, die als die gemeinste purste Selbstsucht sich zu Tage giebt. Wenn z. B. in einem Dorfe innerhalb 50 Jahren kein Diebstahl, keine Ehescheidung, kein Ehestreit, kein Falliment, kein Prozeß vorkommt, so wird niemand unter uns den Mut haben, einer solchen Gemeinde wahre Bildung abzusprechen. Eine solche Gemeinde existiert aber. Sie heißt Königsfeld im Schwarzwald. Fragen wir aber nach dem das dortige Gemeindewesen tragenden und durchdringenden Geiste, so ist es der Geist des positiven, die Thatsachen der Menschwerdung und der leiblichen Auferstehung Jesu Christi festhaltenden Christentums.

[1]) Wurde uns bereits vor 2 Jahren zugesandt. D. Red.

Wenden wir aber nun das Wort, wie es der berühmte Missionar und Reisende gesprochen, auf die Mission an, so muß erwiesen werden können aus der neuesten Missionsgeschichte, daß überall, wo das Evangelium von den Missionaren verkündet wird, civilisatorische Wirkungen und innerlich zum Guten umgestaltende und äußerlich verfeinernde und bildende Einflüsse sie begleiten.

Sehen wir uns einmal den Apparat an, mit dem die Mission arbeitet, und fangen wir dabei in der Heimat an. Da ist das Missionshaus in Basel, das zur Einsicht jedem unter uns offensteht. Etwa 90 junge Männer von 18—25 Jahren werden da jahraus jahrein von 12 Lehrern unterrichtet und für ihren künftigen Missionsberuf mit der größten Sorgfalt vorbereitet.

Zunächst Lateinisch und Griechisch, dann Hebräisch und Englisch nebst mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern wird gelehrt; dann werden die theologischen Wissenschaften vorgetragen. Einzelne alte Klassiker werden in beiden Sprachen gelesen und in die indische Philosophie werden die Zöglinge eingeführt. Das alles geschieht in einem sechsjährigen Kursus, in welchem die Zöglinge, nachdem sie durch freie Entschließung vor dem Angesichte Gottes in den Missionsberuf eingetreten, von morgens früh bis abends spät, ohne äußeres Drängen, aus freiem Antrieb mit Anstrengung aller Kräfte studieren und arbeiten. Ein ernstes fröhliches Ringen, Arbeiten und Streben nach allem Edlen, Hohen und wahrhaft Bildenden findet statt und ich darf vielleicht zum Beweis, daß manche es doch zu etwas bringen, das anführen, daß eine Reihe Basler Missionare von verschiedenen Universitäten um ihrer Verdienste um die Wissenschaft willen zu Doktoren promoviert worden sind, daß 3 Basler Missionare von der Pariser Akademie in der neuesten Zeit für linguistische Werke die goldene Medaille bekommen haben, — und daß bis in die neueste Zeit eine Reihe zurückgekehrter Missionare in Württemberg das theologische Examen bestanden haben und in den Kirchendienst ohne Anstand aufgenommen worden sind. Das ist aber alles noch nicht der Nerv der wahren Vorbereitung für den hohen heiligen Beruf.

Das Wissenschaftliche dabei ist ein Wichtiges, aber nicht das Wichtigste. Das wahrhaft Treibende in den Herzen dieser 90 jungen Männer, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz stammen, ist — Sie können mir, der ich selbst jahrelang im Missionshaus zugebracht, das aufs Wort glauben —, daß die große Mehrzahl derselben die reinste Begeisterung für die Ausbreitung des Evangeliums unter Heiden erfüllt. Nicht der Vater oder die Mutter hat sie dazu bestimmt oder veranlaßt: eine tief innerliche Erfahrung der Vergebung der Sünden in dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland Jesus Christus, ein inneres Finden der Wahrheit, wie Petrus es in den Worten ausspricht: Wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn Gottes: das hat den Grund gelegt zu dieser Begeisterung, diesen Jesusnamen, der über alle Namen ist, den unwissenden Heiden als einen Erretternamen zu verkünden. Ein ernstes Gebetsleben wird gepflegt, und nicht bloß mit dem Verstande,

sondern mit dem Gemüt sucht man in die herrlichen und seligen Wahrheiten der heiligen Schrift einzudringen und sie innerlich sich anzueignen. Und wer die tiefe Betrübnis gesehen hat bei Zöglingen, die wegen Krankheit austreten, oder die anderer Ursachen willen nicht in die Heidenwelt ausgesendet werden konnten, dem wäre heiliger tiefer Ernst für die Missionssache unzweifelhaft entgegengetreten. Nie werde ich es vergessen: wie Herr Inspektor Josenhans, als von der Goldküste von Afrika, dem Todesfelde der Missionare, eine Todesbotschaft nach der andern eingelaufen war, in einer Abendandacht die Zöglinge der ältesten Klassen fragte: Brüder, wollt Ihr noch nach Afrika Euch senden lassen? alle erklärten Ja. Ich sehe noch jetzt einen Zögling vor mir, der unter den Bereitwilligen war; er hatte eine Lehrerstelle in Württemberg aufgegeben, um Missionar zu werden; er war reich begabt, ein edler frommer Mensch. Er wurde nach Afrika gesendet, aber auch er stirbt nach 2 Jahren schon den Heldentod für Afrika.

Und warum erzähle ich das alles? O ich wollte nur darthun, daß das Missionshaus kein Obskurantenhaus ist und daß es doch wohl kaum denkbar ist, daß diese so gebildeten Männer nach 6jährigem angestrengtem Studium nicht etwas von wahrer Bildung, welche Weisheit mit Gottesfurcht ist, mit hinaustragen sollten unter die Heiden, unter welche sie gesendet werden.

Aber folget mir nun hinaus auf das Missionsfeld, nach Indien in die auf der Westküste Vorderindiens gelegene Stadt Mangalur. Diese Stadt hat 30 000 Einwohner, die bis zum Beginn der Mission alle Heiden und Mohammedaner waren. 1834 begannen Basler Missionare hier die Arbeit. Um die Bildungsarbeit der Missionare zu beurteilen, müssen wir uns nur ein wenig in den Missionsarbeitsplätzen umsehen. Wir treten in die Missions-Buchhandlung ein, der ein Missionar vorsteht, der als Buchhändler seinem Heiland unter den Heiden dienen will. Eine Druckerei und Schriftgießerei ist damit verbunden. Nun, die Literatur, die da zu haben ist, und die von da über das ganze Land verbreitet wird, giebt uns einen Maßstab. Da glänzen auf langen Gestellen die schönen Einbände der zu verkaufenden Schriften in kanaresischer, Malajalim- und Tulu-Sprache verfaßt, etwa 160 an der Zahl, alle von den Missionaren verfaßt. Da ist vor allem die Bibel in verschiedenen Ausgaben, eine Auslegung des Neuen Testaments, ein Katechismus, ein Gesangbuch, Choralbuch, ein Spruchbuch, ein Predigtbuch, das Herzbüchlein, Hinduismus und Christentum, Mohammeds Geschichte, Krischna und Christus, Schulbücher, Geographie, Geschichte, Äsops Fabeln, Weltgeschichte, Bunyans Pilgerreise, Sprichwörtersammlung, und wird auch noch ein „Christliches Gemeindeblatt“ herausgegeben. Diese Schriften werden jährlich in tausenden von Exemplaren von Kolporteuren verbreitet und oft schon hat ein einziges Exemplar in ferner, dem Missionar unbekannter Gegend viele Herzen dem Götzendienst abgeneigt und dem Christenglauben zugeneigt gemacht, auch wo der Missionar noch nie gewesen war, und wenn er dann in ein solches Dorf auf seinen Wanderungen kam, so fand er bei den Lesern dieser Missionsschriften, die notabene nicht verschenkt, sondern verkauft werden, einen zubereiteten Boden für seine Predigt. Wer bemißt den Einfluß

dieser Literatur? Wer kennt alle die Einwirkungen, die davon herrühren, die Erschütterungen und Untergrabungen des Götzen- und Götterglaubens, die Zerstörungen tausendjährigen Aberglaubens und Lügenwahns und wer kennt die Einpflanzungen des Glaubens an einen lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat? Denn, Geliebte, wie hier in der Christenheit noch viel mehr Leute unter dem still und verborgen wirkenden Einfluß des Evangeliums und nach Joh. 16, 8 des heil. Geistes stehen, als man in den Kirchen sehen kann, so stehen auch in der Heidenwelt gerade in Indien viel mehr Leute in einer zum Christentum hinführenden Bearbeitung als die jeweiligen Katechumenenzahlen darthun.

Wir gehen aus dem Bücherladen, wo wir in den vielen 100 Schriften Missionsarbeit gesehen haben, weg und kommen an einer von einer Missionsfrau beaufsichtigten, von einer eingebornen christlichen Lehrerin geleiteten Brahminenmädchenschule vorbei, wo 16 Töchter und junge Frauen aus den höchsten Ständen lesen, schreiben, nähen und stricken lernen und die auf diesem Wege mit dem Evangelium des auch für sie gestorbenen Herrn bekannt gemacht werden.

Steigen wir nun auf einem Pfade einen kleinen in der Stadt gelegenen Hügel hinan, so winkt uns da eine schöne evangelische Kirche mit einem ganzen Christenquartier entgegen. Da kommen wir an zwei Schulhäuser, das eine für Knaben, das andere für Mädchen. Eingeborne Lehrer und Lehrerinnen, die längst Christen sind, leiten dieselben derart, daß auch die Schulinspektoren der Regierung ihre Anerkennung nicht versagen können. In der Knabenschule sind 74 Knaben, die in 4 Klassen von den eingebornen Lehrern unterrichtet werden, in der Mädchenschule sind 88 schwarze Töchter unter einem Lehrer und einer Lehrerinn.

Wir kommen nun auf diesem Hügel, der Balmattahügel heißt, zum Predigerseminar. Wir treten ein. Da treffen wir 23 junge Seminaristen, die in einem vierjährigen Kursus sich zum evangelischen Predigerdienst vorbereiten. Ihnen steht ein eingeborner Hausvater vor, Namens Christanudscha Watsa. Dieser Mann, dem die Missionare das Zeugnis geben können, daß er ein selbständig handelnder und denkender Mann sei, der den Missionaren gegenüber ein Mitgenosse ihrer Grundsätze, ihrer Arbeit, ihrer Kämpfe sei, steht der Anstalt schon 12 Jahre vor. Daß er etwas gelernt hat, beweist, daß er die Zöglinge in Englisch, Sanskrit, Griechisch und Kanaresisch unterrichtet. Außer ihm widmen noch 2 europäische Missionare dieser wichtigen und blühenden Anstalt ihre Kraft und Arbeit. Wir hören einer Predigtübung zu und wundern uns, wie ein Zögling seinen vorgeschriebenen Text bearbeitet hat: biblisch, einfach und praktisch, so daß wir uns nur freuen können im Hinblick darauf, daß er einmal seinen Landsleuten das Evangelium verkündigen werde. Nachdem die Zöglinge die Elementarschulen, dann einen vierjährigen Kursus in der Mittelschule durchlaufen, treten sie, wenn sie sittlich und religiös, wie auch sonst hinreichend begabt als hierfür tüchtig gehalten werden können, in dieses Institut ein. Haben sie diese Anstalt durchlaufen, so wird ihnen ein Amt als Prediger oder Pfarrer einer Gemeinde, oder als Gehülfen der

Missionare übergeben, aber erst nach einer mehrjährigen Bewährung in diesem ihrem Dienste wird ihnen die Ordination erteilt.

Eine Reihe tüchtiger, frommer Prediger ist schon seit Gründung des Seminars 1862 aus demselben hervorgegangen. Die Gründung der Anstalt verdankt man einem deutschen Fürsten, der schon in den 50ger Jahren der Basler Mission 40 000 Fs. zu diesem Zwecke übergeben hat. Die Basler Mission besitzt nun 3 solche Predigerseminarien, deren Zustandekommen viele Mühe, Arbeit und Opfer gekostet hat, die nun aber wahre Kleinodien in unserer Mission sind: eins in Mangalur, eins in Akropong in Westafrika und eins in Lilong in China. Neben diesen Schulen aber sind nicht weniger denn 8 gewerbliche, kaufmännische, buchhändlerische Institute; Weberei, Färberei, deren Produkte nach den neuesten Berichten der Industriekommission in Basel bis in den Norden Indiens einen Ruf erlangt haben und für die kaum alle Aufträge bewältigt werden können; eine Falzziegelbrennerei, eine Schriftgießerei 2c. wo die Heidenchristen, anstatt wie ihre Landsleute im Heidentum dem Müßiggang ergeben zu bleiben, arbeiten lernen und ihr Brot als Christenmenschen selbständig erwerben.

Wenn wir an einem Sonntag Nachmittag in den großen Saal des Predigerseminars treten, so treffen wir eine Versammlung von 30—40 jungen Männern beisammen, die sich zu einem Verein zusammengeschlossen haben, mit dem Zweck sich auf eine anständige und lehrreiche Art zu belehren. Diese Versammlungen werden mit Gebet begonnen, darauf liest der Sekretär einen Auszug von dem in der letzten Sitzung Besprochenen, diesem folgt eine Zusammenstellung von Zeitungsneuigkeiten und hierauf wird von einem der christlichen jungen Männer, die verschiedenen Berufsarten angehören, ein Vortrag gehalten z. B. über das heilige Land, über die 7 Wunder der alten Welt, über das Licht, über die römische Kirche 2c. Hie und da finden sich auch Heiden ein, so z. B. kommt auch der Oberamtsrichter dann und wann. Nach Beendigung eines Vortrages von Daniel Aaron über die Schönheit und Vortrefflichkeit des Wortes Gottes, äußerte dieser heidnische Beamte von Mangalur seine Freude darüber, daß das Christentum eine solche Wirkung habe, daß ein Mann, den man nach seiner dunklen Hautfarbe unter den Gassenkehrern der Stadt suchen würde, imstande sei, einen solchen Vortrag zu halten. Wer will da läugnen nach allem dem, was wir als Arbeit und Frucht der Arbeit der Missionare nur von einer unserer Basler Stationen berichtet haben, daß die Missionare wahrlich Bildung den Heiden bringen, ja daß aufs engste mit ihrer Missionsarbeit eine civilisatorische d. h. bildende, ja in jeder Hinsicht ein Volk hebende Wirkung verbunden ist! Die angegebenen Thatsachen können von den Missionsfeinden nicht weggestritten werden.

Aber da ist auch eine Kirche für die etwa 1200 Seelen zählende Christengemeinde in Mangalur. Wir wollen etwa Montag den 5. April 1876 an einem Abend in dieselbe eintreten. Die Kirche selbst ist ein schöner, massiver, mit Emporen versehener Bau. Das Glöcklein hat geläutet, und von allen Seiten strömen die Leutlein herbei. Alles ist so

ernst und feierlich gestimmt, daß wir wohl merken, daß es etwas Besonderes ist, was die Leute heute zusammenführt. Das Schiff und die Empore füllen sich. Auf der ersten Bank vor dem Altar bemerken wir eine Anzahl Männer von würdiger Haltung, deren Gesichter schon als christliche so vorteilhaft von heidnischen sich unterscheiden. Es sind die Kirchenältesten der Gemeinde, wie sie von der Christengemeinde selbst gewählt worden sind. Rechts und links von der Kanzel ist eine Schar von Knaben und Mädchen, auf deren wichtigen und erwartungsvollen Gesichtern wir lesen können, daß sie heute abend auch eine Rolle übernommen haben. Ein erhebender Gesang mit uns unbekannten Sprachtönen aber bekannter Melodie rauscht durch die Kirche. Es ist das uns bekannte Lied: Herr, dir ist niemand zu vergleichen, Kein Lob kann deine Größ erreichen, Kein noch so feuriger Verstand. Pracht Majestät und Ruhm umgeben dich, aller Wesen Quell und Leben, Licht ist dein strahlendes Gewand. Dann tritt ein schwarzer eingeborner Prediger Charles Godschar auf die Kanzel, spricht ein inniges Gebet, verliest seinen Text Act. 2, 5—12 und hält eine schöne Ansprache über das Pfingstwunder. Derselbe beginnt ungefähr folgendermaßen: „Wie allen bekannt, hat diese Versammlung keinen andern Zweck, als unserem teuren lieben Seelsorger, Missionar Brigel, der nach Europa abzureisen im Begriffe ist, und der uns während 9 Jahren das Wort des Lebens verkündigt hat, noch Salam (d. h. einen Gruß) zu sagen. Wir haben so viel Grund, vor allem dem Herrn zu danken, daß er auch unserem Volk in unserer Sprache sein Wort gegeben hat. Es hat viel Geld, Zeit und Kraft gekostet, bis es so weit war. Was wären wir ohne dieses Wort! Wir wollen unsren lieben Lehrer bitten, unserm werten Komitee in Basel in unserem Namen für alle Opfer zu danken, die es um unsertwillen gebracht hat; wir wollen aber auch dem lieben Lehrer selbst danken für alle Liebe und Teilnahme, für alle Lehren und Ermahnungen, die wir von ihm empfangen. Wir wollen Gott bitten, daß er ihn und seine Familie auf der langen Reise vor allem Schaden bewahre und sie gesund und wohlbehalten nach Hause und wenn es sein Wille ist, bald wieder mit neuer Kraft in unsre Mitte bringen möge." Hierauf wird ein von einem Druckerjungen verfaßtes Gedicht über Psalm 100 von den Druckerjungen gesungen, dann tritt eine Schülerschar auf und singt: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Und nun erhebt sich der Gemeindeälteste Aaron und liest eine Dankadresse, welche den Gefühlen Ausdruck giebt, wie sie nicht nur der Verfasser, sondern mit ihm wohl die ganze Gemeinde empfunden hat. Am Schlusse derselben heißt es: „Weil wir eben arm sind, und Ihre Liebe nie vergelten können, so übergeben wir Ihnen ein kleines Geschenk, wie wir es eben haben, und bitten Sie, dasselbe von uns als Andenken annehmen zu wollen." Bei diesen Worten bringt einer auf einem seidenen Kissen ein Kistchen, das Aaron ihm abnimmt und auf den Altar stellt. Dasselbe ist von Sandelholz mit prächtiger, sinnreicher Schnitzerei, und in demselben liegen die Kirchenbücher: das Neue Testament, Gesangbuch und Liturgie. Das alles ist ganz selbständig und aus eigenem Antrieb von der Mangalurer Christengemeinde veranstaltet worden.

Die Predigerseminaristen singen noch ein Lied und nun redet der scheidende Missionar ausgehend von Act. 20, 32 vom Abschied des Apostels Paulus von den Ephesern. Mit bewegtem Herzen betritt er die Kanzel und übergiebt die Gemeinde Gott und dem Wort seiner Gnade, Ihnen den Frieden Gottes anwünschend. Abermals wird gesungen und ein von einem andern Gemeindeglied verfaßtes Gedicht verlesen. Nachdem noch gebetet worden von einem Missionar, geht alles still und ernst nach Hause, die anwesend gewesenen Missionare mit dem fröhlichen Bewußtsein im Herzen: es ist der Mühe und des Schweißes wert an diesem Volke zu arbeiten. Ich frage, wo ist mehr wahre Civilisation und Bildung? In dieser indischen Christengemeinde mitten in einem Heidenlande, oder in einer von der modernsten Civilisation umworbenen Dorfgemeinde unserer Christenlande, wo oft treue Seelsorger Roheiten und Widerwärtigkeiten aller Art und ja auch Amtsentsetzung erfahren müssen. Wie viel Liebe, Dankbarkeit, Takt und zartes Gefühl, was alles wahrlich nicht Eigenschaften der Heiden sonst sind, tritt uns da als Frucht wahrer Herzensbildung entgegen! Was und wer hat diese Heiden zu dem gemacht, wie sie vor uns getreten sind? Das Evangelium in der Hand dieser verachteten Missionare ist es. Das Evangelium Jesu Christi von der Vergebung der Sünden, von einer Erlösung aus Sünde, Tod und Verderben — das ist das kräftige und kräftigste Bildungselement, das sie den Heiden bringen. Dieses Evangelium bringt einen feinen, einen wahrhaft bildenden Geist[1]) in ein Menschenherz hinein, er überführt den Menschen der Sünde, so daß er in der Sünde den Grund aller Roheit erkennt. Dieses Evangelium stellt das Ideal eines wahrhaft und vollkommen reinen, heiligen, harmonischen Menschen vor die Seelen in dem fleischgewordenen Christus, und wie viel Segen, Friede, Freude aus dieser Bildungsarbeit dem Menschen wird — das hätten viele dieser anwesenden Heidenchristen laut bezeugen können.

Und wie vieles könnte ich noch zeigen, zum Beweis daß Furcht Gottes der Weisheit Anfang auch in der Mission ist und daß das Wort Livingstones von der engen Verbundenheit des Christentums mit der Civilisation auch in der Heidenmission sich bestätigt, wo sich recht deutlich an dem Umwandlungsprozeß, der bei der Bekehrung der Heiden zum Christentum stattfindet, bestätigt, daß das Christentum der Grund auch wahrer Bildung der Völker ist. Vergessen wir das nicht, verehrte Zuhörer!

---

[1]) Der heil. Geist ist das wahre Bildungsprincip der Menschheit, er mit seinen auch in das Grobe unseres Wesens eindringenden, und dort formenden, gestaltenden erneuernden, unaufhörlich nach Gottes Ebenbild arbeitenden Wirkungen ist der wahre Bildner, der uns von Gott gegeben ist.

Das Harren der Inseln.

Rede am Missionsfest zu Nürtingen, den 17. September 1882.

Von Pfarrer Gutbrod in Kohlberg (Württemberg).

Jes. 51, 4. 5: Merke auf mich, mein Volk, höret mich, meine Leute; denn von mir wird ein Gesetz ausgehen und mein Recht will ich zum Licht der Völker gar bald stellen. Denn meine Gerechtigkeit ist nahe, mein Heil ziehet aus und meine Arme werden die Völker richten. Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm.

Mit majestätischem Ernste und hoher Feierlichkeit verlangt hier Gott Gehör von seinem Volke, und wenn anders auch wir uns zu seinen Leuten rechnen, so sind wir ihm gewiß solche Aufmerksamkeit schuldig. Was ist es aber, das er seinem Volke zu sagen hat? „Von mir wird ein Gesetz ausgehen und mein Recht will ich zum Licht der Völker gar bald stellen." Die Worte sind zunächst ans alte Gottesvolk gerichtet, welchem Gott vorlängst durch Mose das Gesetz gegeben und sein heiliges Recht kundgethan hatte. Es muß also ein neues Gesetz, ein neues Recht gemeint sein, eine neue Ordnung im Hause Gottes, die hier angekündigt wird. Und daß dem so ist, erhellt aufs klarste aus den Worten: „zum Licht der Völker;" denn das alte Gesetz und Recht war ja nur einem Volke zum Licht gestellt, eben dem alten Gottesvolk, das dazu ausersehen war, den Bund und die Verheißungen Gottes zu bewahren. Es ist der neue Bund, wie der Prophet Jeremia (31, 31) dies neue Gesetz und Recht Gottes benennt, welcher hier dem Volke Israel, dem Träger des alten Bundes in Aussicht gestellt wird, aber als ein Bund, der nicht mehr bloß ihm allein, sondern den Völkern insgemein gelten werde.

Was nun diesem alten Volke noch zukünftig war, ist für uns, das Volk des neuen Bundes, eine vollendete Thatsache. Das hier angekündigte Gesetz ist ausgegangen, das neue Gottesrecht ist festgestellt, der neue Bund ist gestiftet und aufgerichtet zum Licht der Völker, seitdem das Blut des Bundes auf Golgatha geflossen und aus dem Munde dessen, der todt war, nun aber lebet in die Ewigkeiten der Ewigkeiten, das Majestätswort ergangen ist: „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern." Seitdem ist seine Gerechtigkeit nicht mehr bloß „nahe," sondern sie ist vorhanden, als kostbares Gut niedergelegt in seinem Wort und in seiner gläubigen Gemeinde, sein Heil zeucht aus schon seit Jahrhunderten, es zeucht noch aus und wird ausziehen, bis ihm die Heiden zum Erbe geworden sind und der Welt Enden zum Eigentum.

Wenn es nun aber in unsrem Texte weiter heißt: „Meine Arme werden die Völker richten," so weist uns das auf die Wunderwege Gottes, die sich bei all ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit in die zwei Wörtlein fassen lassen: Gericht und Gnade. Es ließe sich darüber gar manches sagen; der Kenner der Missionsgeschichte, der aufmerksame Leser der Missionsnachrichten weiß, wie der himmlische Ackermann durch Gerichte den Boden bereiten muß, damit der gute Same auf ein gut Land falle. Die wilden Zweige am Baum eines Volkes müssen ausgeschnitten werden,

damit das Edelreis des Reiches Gottes aufgepfropft werde, und wie der Heiland von Anfang an seine Sendung dahin aufgefaßt hat, daß, wie er sagt, die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt werden soll, — wie er sich insonderheit an die Mühseligen und Beladenen wendet und ihnen sein Joch als Linderung, seine Last als Erleichterung anbietet, so bleibts für den Gang des Reiches Gottes unter Völkern und bei Einzelpersonen die Regel, daß Gericht und Gnade einander ablösen müssen, daß zuerst unter den zermalmenden Schlägen der gewaltigen Hand Gottes der Sinn recht mürbe gemacht, das Elend der Sünde und des Todes recht tief empfunden werden muß, ehe das Wort vom ewigen Erbarmen in Christo Jesu offene Ohren und Herzen findet, um die müden Seelen zu erquicken und die bekümmerten Seelen zu sättigen. Denn was fragt der Weltselige nach Trost, der vermeintlich Freie nach Erlösung, der Selbstzufriedene nach Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, der Tugendstolze nach Versöhnung für seine Sünden!

Und doch! Auch in ihnen, wenn gleich unerkannt und unverstanden, ist der Hunger und Durst nach Gottes Gerechtigkeit, auch ihnen ist die Ewigkeit, d. i. das Verlangen nach ewigem Heil, ins Herz gegeben. Sie träumen wohl, daß sie essen und trinken und satt seien, aber ihre Seele ist leer, matt und elend. Sie selbst überhören und übertäuben den Notschrei ihres in den Banden der Sünde und des Todes schmachtenden Herzens, aber Gott hört ihn; der im Himmel wohnet, vernimmt ihr Sehnen und achtet drauf: „Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm."

Das ist ein Wort voll Tiefe und Hoheit. Das ist in keines Menschen Herz gekommen; Gott der Herr thuts kund seinem Volke und will, daß seine Leute es hören: „Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm." Das ist das tiefste Thema der Missionsgeschichte, das geheimste Triebrad aller Missionsarbeit. Dieses Harren der Völker hat dem seligen Gott keine Ruhe gelassen, bis er seinen eingeborenen Sohn in die Welt sandte, zu suchen und zu retten was verloren ist; dieses Harren hat des Menschen Sohn ans Kreuz und in den Tod getrieben, um dann, wenn er erhöhet wäre von der Erden, sie alle zu sich zu ziehen; dieses Harren der fernen Völker hat die Apostel nach ihres Herrn Befehl, aber auch im Drang seiner Liebe hinausgezogen, das Evangelium zu predigen aller Kreatur. Und wehe dem Missionar, der nicht ebenso, wie von der erbarmenden Liebe seines Gottes und Heilandes, durchdrungen und beseelt ist von dem Gedanken: „Die Inseln harren auf meinen Gott, und ich muß gehen als ein guter Bote, von Gott dem Herrn gesandt, damit sein Arm, sein rettender Liebesarm den fernen Heiden offenbar werde!"

Aber ist es denn auch wirklich so, daß die Inseln auf das Heil Gottes warten? Menschenaugen nehmen freilich nichts davon wahr. Als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der berühmte Weltumsegler Cook die Inseln der Südsee entdeckte, da brachten die europäischen Zeitungen die glühendsten Beschreibungen nicht bloß von der üppigen Schönheit und Fruchtbarkeit der neu aufgefundenen Inselwelt, sondern auch von der

reizenden Unschuld und harmlosen Fröhlichkeit, von der beneidenswerten, paradiesischen Glückseligkeit ihrer Bewohner, so daß man in Europa nicht daran dachte, wir hätten diesen, wie man wähnte, so überaus glücklichen Naturmenschen etwas zu bringen, vielmehr meinte, wir sollten von ihnen lernen und unsre Kinder auch zu solchen glückseligen Naturmenschen erziehen. Und heute noch ist dieser Wahn in weiten Kreisen so verbreitet, daß man es der Mission zum Verbrechen anrechnen möchte, daß sie das „schöne, harmonische Dasein dieser Naturkinder" mit ihrer Predigt von Sünde und Gnade stört. Aber freilich daraus machten und machen sich dann diese Bewunderer des Naturzustandes kein Gewissen, wenn europäischer Eigennutz und europäische Fleischeslust durch Branntwein, Lustseuche und andre verheerende Einschleppungen das „schöne" Leben der Naturvölker vergiften — oder, wie sie vielleicht meinen, verschönern. Für das Harren der Inseln auf das Heil Gottes haben diese Leute jedenfalls weder Auge noch Ohr.

Aber die Gläubigen, wenn sie von den fernen Inseln her den Hilferuf zu vernehmen meinen: Kommt herüber und helft uns! — hören sie recht oder ists Selbsttäuschung, leere Einbildung und Phantasterei? 60 Jahre, nachdem Cook bei einem Besuch auf den Sandwichinseln sein Ende gefunden, das er durch sein gewaltthätiges Eingreifen in den vorher so hoch gepriesenen Frieden der Insulaner selbst verschuldet hatte, betrat der treffliche Londoner Missionar John Williams, den man etwas überschwenglich den Apostel der Südsee genannt hat, die Neuhebrideninsel Eromanga. Er bot den Eingebornen die Hand als Zeichen des Friedens, sie nahmen sie nicht an; er wagte sich vertrauensvoll etliche hundert Schritte vom Ufer weg ins Gebüsch und — ward erschlagen. Nicht besser ergiengs am 20. September 1871 dem edlen englischen Missionsbischof Patteson auf der melanesischen Insel Nukapu. Und wie vielen andern Friedensboten, die nicht das Ihre suchten, sondern den darbenden Seelen das Brot des Lebens zu bringen trachteten, ist dieselbe blutige Antwort auf ihre Heilsbotschaft zu teil geworden! Da machte sich am 7. September 1850 der fromme Schiffshauptmann Allen Gardiner auf die Fahrt, in der Meinung, daß auch die Versunkensten der Heiden, die Feuerländer auf den Inseln an der südlichen Spitze von Südamerika auf den Herrn und sein Heil harren, und wollte ihnen mit 6 Genossen die gute Botschaft bringen. Anfangs Dezember landeten sie auf einer der feuerländischen Inseln und wollten, nachdem sie ihre Wanderzelte aufgeschlagen, in freundlichen Verkehr mit den Eingebornen treten, um ihr Vertrauen zu gewinnen und ihre Sprache zu erlernen. Aber siehe, die Pescherähs waren so feindselig, daß sie sich schon im Januar an ein unbewohntes Fleckchen Land auf einer andern Feuerlandsinsel zurückziehen mußten, und dort sind bis zum 6. September 1851 alle sieben nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen jämmerlich verhungert! Sind diese standhaften Dulder einer puren Täuschung zum Opfer gefallen?

Ja wie wars doch mit dem Apostel Paulus? War dem nicht im Gesichte ein Mann aus Macedonien erschienen, der ihn bat: Komm und hilf uns? Und als er kam und in ihrer Hauptstadt das Evangelium

verkündigte, da that wohl der Herr einer Lydia das Herz auf und wurden auch sonst etliche gläubig, aber wurde er denn nicht von dem erregten Volk und den Hauptleuten mit seinem Begleiter Silas gestäupt und ins Gefängnis gesetzt und den andern Tag von den Stadtobersten höflich zur Stadt hinaus geschoben? Hatte er denn falsch gehört und falsch gesehen zu Troas im Gesicht?

Nein, nein! Er hat nicht falsch gesehen und nicht falsch gehört. Macedonien harrete des Herrn und wartete auf seinen Arm. Und auf die Insulaner in den Neuhebriden, in Melanesien, auf Feuerland, und wo sie alle sein mögen, trifft das Wort auch zu: „Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm.“ Und wollten wir noch dutzende, ja hunderte und tausende von Beispielen zusammenhäufen, wie da und dort die Friedensboten übel empfangen und schnöde zurückgewiesen wurden, des Herrn Wort muß doch Wahrheit bleiben! Wunderts uns, daß der Herr, der lebendige Gott, der die Enden der Erde gemacht hat, schärfer hört und sieht, als wir Menschenkinder, und daß er auch seinen Auserwählten, die sein Vaterherz verstehen und in seinen Heilsgedanken lesen gelernt haben, das Ohr öffnet und das Auge aufthut? Schreibt nicht der Apostel Paulus von einem Sehnen und Seufzen der Kreatur, der unvernünftigen Tiere und der noch niedriger stehenden Geschöpfe? Der natürliche Mensch vernimmt freilich nichts oder nur wenig davon. Aber wer vom Geiste Gottes sich ziehen, erleuchten und unterweisen läßt, dem wirds vernehmlich. Ebenso ists mit dem Harren der fernen Heiden überm Meer, mit ihrem Hilferuf: Komm herüber und hilf uns! Es braucht freilich eine Zeit und manchen Anlauf, bis die Heiden sich selbst, ihr eigenes tiefstes Sehnen und Verlangen fühlen und vollends klar erkennen. Aber nichts hilft ihnen so sehr zu dieser Erkenntnis, als wenn sie sehen, daß die Heidenboten sich durch nichts, durch keine noch so schmerzliche Erfahrung abschrecken und entmutigen lassen.

Vor 150 Jahren hat die Brüdergemeinde nach längerem Zögern sich entschlossen, 2 Heidenboten, Leonhard Dober und David Nitschmann, zu den Sklaven auf der dänisch-westindischen Insel St Thomas zu senden. Das Jahr zuvor war ein Neger, der bei einem vornehmen Dänen in Kopenhagen in Diensten stand, nach Herrnhut gekommen und hatte der Gemeinde ergreifende Schilderungen von dem Elend der Negersklaven gemacht und insbesondere von der Sehnsucht vieler Neger gesprochen, von dem Heil in Christo zu hören; er hatte namentlich von seiner Schwester und seinem Bruder erzählt, die so gerne selig werden möchten, wenn nur jemand ihnen den Weg zeigen wollte. Nun am 14. Dezember 1732 standen Dober und Nitschmann vor den beiden Geschwistern des Mohren und sagten ihnen in gebrochenem Holländisch „von dem lebendigen Gott, der sich in seinem Sohne Jesu Christo geoffenbaret und daß derselbe darum gestorben, daß wir durch seine Erlösung zum Frieden mit Gott wiederum kommen könnten, und daß sein Wille wäre, daß allen Menschen sollte geholfen werden.“ Und Abraham und Anna? Sie waren sehr bewegt und freuten sich und — sagten: ich kann jetzt nicht kommen, ich bitte dich, entschuldige mich. Erst nach jahrelangem Zögern machten sie Ernst, den

Weg des Friedens zu betreten. Die Inseln harren, aber kein Baum fällt auf den ersten Streich.

Und im folgenden Jahr 1733 sandte dieselbe Brüdergemeinde ihre ersten Boten, Matthäus und Christian Stach nach Grönland, von Christian David begleitet. Dort hatte schon 12 Jahre lang ein treuer Knecht des Herrn, der norwegische Pfarrer Hans Egede, vergeblich gearbeitet. Im Juli 1736 schied Egede tief bekümmert nach einer Abschiedspredigt über den Text: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich &c., (Jes. 49, 4.) Und die Brüder, durch Friedrich Böhnisch und Johannes Beck verstärkt, klagten: „Die Herzen sind wie Eisen, Auf hundert Weisen Mit Riegeln und mit Schleußen Sind sie vermacht!“ Da, im 5. Jahre, Juni 1738, brach das Eis. Der Bruder Johannes Beck hatte etlichen Eskimos einiges aus seiner Übersetzung der Evangelien vorgelesen und ein Gespräch mit ihnen angefangen, in welchem er ihnen sagte, der Sohn Gottes sei Mensch geworden, damit er leiden und sterben und die in Sünde gefallenen Menschen erlösen könnte, damit sie selig werden. Und wieder las er ihnen aus den Evangelien in ihrer Sprache die Geschichte vom Seelenkampf Jesu in Gethsemane vor. Da trat einer mit Namen Kajarnak vor und fragte: „Wie war das? Sage mir das noch einmal; denn ich möchte auch gern selig werden.“

Jetzt riefen die Brüder, reichlich getröstet, in die Christenheit herein: „Sie wollen nun!“ Ja, die Inseln harren auf den Herrn, aber die Boten Gottes dürfen sich das Harren eben auch nicht verdrießen lassen; sie müssen in Geduld und Glauben die Stunde des Herrn abwarten und den rechten Schlüssel zu den verschlossenen Herzen suchen und gebrauchen, dann heißts zuletzt immer: sie wollen nun!

Freilich jenesmal, vor 144 Jahren hat jenes „Sie wollen nun“ nur von den Grönländern gegolten, und auch auf diesem Gebiet wars ja vorerst nur e i n e Schwalbe, die noch nicht den vollen Sommer sogleich mit sich brachte. Aber wie oft ist seitdem bald aus Afrika, bald aus Indien, bald aus China, bald aus Amerika und Australien der Freudenruf wieder erschollen: sie wollen nun! sie wollen nun!

Aber, wenn die Heiden wollen, und die Christenheit will nicht oder will nicht recht Hand anlegen und am Netze ziehen? Da rufts schon seit Jahren und Tagen aus der Insel Madagaskar: sie wollen nun, sie wollen nun! Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig, viel zu wenig! Da rufts aus Tinnevelly in Ostindien: wir wollen nun, wir wollen nun! Aber wo sind die Leute, um alle die ausgestreckten Hände zu füllen? Da rufts von der Moskitoküste in Mittelamerika: hätten wir doch Leute genug, um allen den suchenden Seelen nachzugehen und alle die Erweckten geistlich zu pflegen und zu beraten! Ja am Ende ists — trotz aller Klagen, es komme bei der Mission nichts heraus — noch das helle Glück, daß nicht alle Thüren schon aufgehen, weil ja sonst die Christenheit vollends gar nicht mehr Schritt halten könnte mit der gesteigerten Nachfrage nach dem Brot des Lebens dort draußen, wo die Inseln auf den Herrn harren und auf den Arm unsres Gottes warten.

* * *

Doch es ist Zeit, daß ich Mitteilung davon mache, was in unsrem Bezirk im letzten Jahre geschehen ist, um den Bedürfnissen der Missionsarbeit Genüge zu thun. Ich kann freilich nur von den Geldgaben Bericht erstatten, die Mitarbeit auf den Knieen hat nur der Vater gesehen, der ins Verborgene sieht. [Folgte die Rechnungsablegung, die hier wegbleibt.]

Und nun, was wollen wir zu diesen Zahlen sagen?

Vor allem sollens keine Pharisäerposaunen sein, welche der Welt kund thun, was ihr Großes für die fernen Heiden gethan habt. Sodann aber denkt vielleicht mancher: „Ach das viele Geld! Wie nötig könnten wirs in unsrem so schwer vom Hagel betroffenen Bezirk brauchen, und nun solls den Völkern überm Meer drüben zugut kommen!" Ich kann diese Seufzer verstehen, möchte aber mit dem kananäischen Weiblein zugunsten der Mission sagen: „ja Herr, aber doch!" Der Prediger sagt: Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit (11,1). Und der Heiland mahnt (Matth. 23, 23): Dies soll man thun und jenes nicht lassen. Wir wollen die eigenen Landsleute nach Kräften versorgen, aber der Inseln, die auf den Herrn harren, auch nicht vergessen.

Gewiß man muß ein Herz dafür haben. Aber wer hat ein Herz für die Heiden und ihre Not? Einer unsrer edelsten Dichter hat gesagt:

In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Wer von diesem Sklaven im eigenen Innern nichts weiß, ist noch kein rechter Missionsfreund, der versteht nichts von dem „Harren der Inseln." Wem aber die herrliche Freiheit eines Kindes Gottes in Christo Jesu angebrochen ist, der versteht nicht bloß die Not der Heiden, sondern er fühlt sich auch wie Paulus als ein Schuldner beider, der Juden und der Griechen, ja auch der Barbaren. Ein solcher wird wohl gar, wie jener Leonhard Dober, der Brüdermissionar von St. Thomas, sich bereit machen, wo es nötig wäre, selbst auch ein Sklave zu werden, um etlichen Sklaven zum Leben zu helfen.

Niemand verlangt das von euch. Man verlangt heute überhaupt nichts von irgend jemand unter euch. Aber jedem, der ein Ohr hat für das Wort unsres Gottes, muß man sagen, daß der Herr spricht: „Merke auf mich, mein Volk, höret mich, meine Leute: die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm!"

Und nun, lieber Christ, der du dies Wort nicht in den Wind willst gesagt sein lassen, überlege dir und rede mit dem Herrn darüber, was es dir insonderheit sagen soll, und darnach thue! Amen.

Haben wir mit unsrer Arbeit sichtbaren Erfolg?[1])

In den letzten Monaten, als so viele Trauernachrichten kamen, hat der Inspektor (der Nordd. M.-G.) in einem Briefe davon geschrieben, daß dies nicht nur an sich sehr schwer sei, sondern auch, weil eine Anzahl von Freunden zwar wohl für das Missionswerk seien, aber doch an dem unsrigen Anstoß nehmen, 1) weil so viele sterben, und 2) weil sichtbar wenig herauskomme. Darauf antwortet Missionar Spieth in Ho:

[1]) Monatsbl. der Norddeutschen M.-G. 1888. S. 13 f.

„Natürlich wäre noch niemand von den Missionaren im Ewelande gestorben, wenn noch nie welche gekommen wären; sodann ist es ebenso klar, daß noch nicht viele gestorben wären, wenn nicht schon viele ihr Leben nicht lieb gehabt hätten bis in den Tod. Wie stände es aber, wenn noch nie ein Missionar seinen Fuß auf unser Gebiet gesetzt, darauf gearbeitet, darauf gelitten hätte und darauf gestorben wäre? Ja, man gehe doch nur zurück und höre, was die ersten Missionare unter dem Ewevolke sehen, hören und erleben mußten! Man vergleiche die Zustände, die hier herrschten, ehe ein Wort Gottes erschallte, ehe ein Loblied aus dem Munde der Eingebornen erklang, ehe ein Gebet im Geist und in der Wahrheit in dieser Sprache zum Himmel ins Vaterherz Gottes drang! Man vergleiche sie nur mit den heutigen, und der zweite Satz dieser Missionsfreunde, daß doch sichtbar wenig herauskomme, ist geradezu Lügen gestraft. Freilich, wer vergleichen will, der muß der Sache sinnend nachgehen. Im Gegenteil, sichtbarlich ist schon vieles und großes herausgekommen. Wers nicht sieht, dem fehlt eben das Auge für das Kleine im Reich Gottes."

„Die Heiden hier führen eine ganz andere Sprache, wie ich selber vor einigen Tagen Gelegenheit hatte zu hören. Einer der angesehensten Kpengoe-Ältesten sprach sich letzten Donnerstag im Beisein des ersten Dorfhäuptlings und eines dritten einflußreichen Ratsherrn über die Christen dort folgendermaßen aus: „Die Axt, sagte er, ist ein sehr kleines Werkzeug und sie wird an die dicksten Bäume gelegt. Was geschieht? Mit der kleinen Axt werden die größten und stärksten der Bäume gefällt. Die Christen sind die geschwungene Axt, ihre Zahl ist noch klein, aber sie werden den großen Baum des Heidentums zum Falle bringen." Die neben ihm sitzenden Ältesten stimmten diesen Worten ganz und voll zu. Um Noah[1]) dort und seine Stellung zu den andern Christen und Heiden zu charakterisieren, erzählte er eine Geschichte. „In Asante, erzählte er, zeugte einst ein Vater zwei Söhne. Der König erließ nun einmal ein Gesetz, daß niemand sich einen Zopf wachsen lassen dürfe. Trotz dieses Gesetzes erlaubte sich der Vater dieser beiden Söhne zuerst einen solchen wachsen zu lassen. Als der König dies vernahm, berief er diesen ersten Übertreter des Gesetzes zu sich. Der Mann bat seinen ältesten Sohn, ehe er von seinem Hause wegging, um dessen Kleid, der Sohn jedoch entgegnete: „Vater, das kann ich nicht, denn die Flecken deines Blutes werden daran zu sehen sein." Als dies der jüngere Sohn hörte, sagte er zu seinem Vater. „Vater, ich gebe dir das meinige, ob du getödtet wirst oder nicht; nimm es nur hin!" In dem Kleide des jüngeren Sohnes erschien der Mann vor dem Könige, der ihm sein Todesurteil mitteilte. Der Verurteilte erbat sich noch ein Wort und erzählte dem Könige, wie er zu diesem Kleide gekommen sei; also von der Liebe des jüngeren Sohnes erzählte er dem Gewaltigen. Das machte einen solchen Eindruck auf denselben, daß er ihm zurief: „Deines jüngsten Sohnes wegen sollst du leben; gehe jetzt nach Hause!"

„Das soll die Geschichte unsres Presbyters Noah in Kpengoe sein. Er war der, welcher sich den „Zopf" wachsen ließ; auf ihn laden wir

[1]) Noah ist der erste und einflußreichste Christ auf der Außenstation Kpengoe.

alle Schuld ab, weil er dadurch andere nach sich zog. Wie jener Mann die härteste Strafe verdiente, weil er der Anlaß war, daß noch viele andere das Gesetz mißachteten, so auch Noah. Allein des jüngeren Sohnes wegen soll er begnadigt sein und frei ausgehen. Wahrscheinlich soll dieser jüngere Sohn die anderen Christen bedeuten."

„Die Christen in Kpengoe sollen nun frei sein von dem Halten der Fetischgesetze, von heidnischen Formen und Beobachtung derselben. Niemand soll sie mehr belangen, wenn sie den für die Heiden gegebenen Gesetzen zuwider handeln. Warum das? Antwort: „Wir wollen nicht immer erfunden werden, als die gegen Gott streiten; wir haben erkannt, daß es umsonst ist." Das haben Heiden geredet, um den Missionsfreunden den Mund zu stopfen, die den Erfolg der Missionsarbeit unsrer Gesellschaft mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören."

Ein Kirchweihfest[1])

ist am 19. Januar dieses Jahres in Magdala auf der Moskitoküste gefeiert worden, und es war ein herrliches Fest, gehoben und getragen von den noch immer kräftig gehenden Wogen der Erweckung, mit welcher der Herr dieses Missionsgebiet gnädig heimgesucht hat. Als diese Bewegung die Herzen ergriff und Hunger nach Gottes Wort weckte, da erwies sich das Kirchlein Magdalas, wie so manches andere noch im Lande, als viel zu klein, und die Leute sprachen: So wollen wir bauen! Weil aber zum Bauen Geld nötig ist, viel Geld, so gaben sie Geld, viel Geld. Und als dieses über der Arbeit doch nicht langte und eine Bauschuld auflief, gaben sie noch mehr und bauten weiter und bauten fertig, und sagten: Wenn wir erst unser Kirchlein einweihen könnten, dann strengen wir uns noch einmal an, und wollen doch sehen, ob wir nicht ein schuldenfreies Gotteshaus bekommen! Am 19. Januar also sollte die Einweihung stattfinden. Br. Martin fuhr dazu hin mit einigen Freunden aus Bluefields. Erst ging es in offenem Boot eine ganze Nacht hindurch, zuletzt unter strömendem Regen, dann zu Pferd in scharfem Ritt, um die in allen Gliedern sitzende Verkältung wieder auszuschwitzen. Magdala fanden sie schon in festlicher Stimmung, welche durch eine ernste Schlußversammlung in der alten Kirche am Abend des 18. noch erhöht wurde. „Hier an dieser Stätte," schreibt Br. Martin, „hatte der Herr großes an seinem Volk gethan, und in dieser letzten Versammlung bekamen wir wieder einen tiefen Eindruck von seiner heiligen Gnadengegenwart. Freilich mußten wir auch deutlich sehen, wie Satan bemüht war, Störungen auf den Festtag anzurichten. Wir baten darum den lieben Heiland ernstlich, dies nicht zuzulassen und uns, seinen armen Dienern, Ruhe, Herzenswärme, getrosten Mut zu schenken. So freuten wir uns denn, wenn gleich mit Zittern, auf den 19., und er kam, der schöne Tag, und war ein Tag, den der Herr gemacht.

Nachdem um 10 Uhr vormittags die vor der neuen Kirche versammelte Gemeine ein Lied gesungen und den 84. Psalm angehört hatte,

[1]) Flugblatt Nr. 2 1883 des Fünfpfennig-Vereins der Brüdermission.

schloß ich die Thüre auf unter den Worten: „Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben!“ und wir betraten das schöne, nett geschmückte Gotteshaus mit dem Gesang des Verses: „Ach, zeuch ein zu deinen Thoren, du findest durchgebohrte Ohren und Herzen, die dir eigen sind.“ Dann stimmte der Chor an: „O wie sehr lieblich sind alle deine Wohnung,“ ich las 1 Könige 8, 22—61 und hielt das Einweihungsgebet. Ein heiliges Zittern und Beben durchging die Versammlung. Wir fühlten: der Herr ist mit uns eingezogen in dieses Haus, er hat sich diese Stätte geweiht, er hat uns auch hier aufgethan den Born des Heils und uns gleich in der ersten Stunde reichlich gesättigt mit den Gütern seines Hauses. Bald darauf hielt Br. Berckenhagen die erste Taufe in der neuen Kirche und nach einer kurzen Pause ich die erste Predigt. — In der Nachmittagsversammlung teilte ich der Gemeine die frohe Kunde mit, daß die lieben Eskimogeschwister in Labrador uns zum Bau der Kirche Pfd. Sterl. 16. 11. 11 (M. 332) geschickt haben, was großes Interesse und dankbare Freude erregte. Aber die Gemeine wollte nicht bloß dankbar empfangen, sondern auch dankbar geben, und so ergab die Kollekte in dieser Stunde M. 960. So endete dieser schöne Tag.“ Um den Ertrag dieser Kollekte recht zu würdigen, muß man wissen, daß das Gemeinlein Magdala Ende 1881 nur 331 Seelen zählte und, wenn es auch seitdem noch zugenommen haben mag, doch kaum die Zahl 400 erreicht haben wird. Da versteht man Br. Martins Ausruf: „Das hat der Herr gethan, Ihm sei Lob und Preis!“

Als tags darauf Br. Martin die Heimreise wieder antreten wollte, erklärten die Leute, das ginge nicht, sie weigerten sich, Abschied von ihm zu nehmen, er müsse über den Sonntag bleiben, und es blieb gar nichts anderes übrig, er mußte bleiben. Die Herzen waren warm geworden, und wenn die Leute ihr neues Kirchlin ansahen und sich dessen freuten, so meinten sie, noch nicht genug gethan zu haben, am Montag Abend wollten sie noch ein Liebesmahl halten und dabei noch einmal für die Bauschuld kollektieren. Es geht bei solchen Gelegenheiten recht ungeniert zu. So nahm denn auch Br. Martin im Lauf des Abends einen alten Bruder bei der Hand und sagte ihm: „Br. Fox, jetzt wollen wir etwas von dir hören!“ Als Br. Fox aber an Br. Martins Tisch trat und da noch Kuchen und Thee fand, — vielleicht war der Kuchen auch von besserer Qualität, als der, den er an seinem Tisch genossen hatte, — nahm er ohne weiteres Platz und — statt das Wort zu ergreifen, langte er zu und ließ sichs schmecken. Man ließ ihn gewähren. Dann aber sagte ihm Br. Martin: „Jetzt aber, Br. Fox, nachdem du brav gegessen, mußt du auch brav reden!“ Da stand er auf und sagte: „Nun, Bruder, ich kann nicht viel sagen, aber eins erkläre ich: wenn ihr noch zehn Kollekten veranstaltet, um die Kosten dieser Kirche zu decken, so werde ich zu jeder derselben geben!“ Der Beifall, den diese Worte hervorriefen, äußerte sich nicht nur im Händeklatschen, sondern auch darin, daß an diesem Abend M. 1120 gesteuert wurden! „Und wenn nun die Regierung thut, was sie versprochen hat,“ schließt Br. Martin seinen Bericht, „so ist die neue Kirche in Magdala bezahlt. Das ist vom Herrn geschehn und ist wunderbar vor unsern Augen!“

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1883.

Südafrika zu Anfang unsres Jahrhunderts.[1])

Von Dr. Grundemann.

Ich führe Sie im Geiste heute nach Südafrika. Um die jetzige Jahreszeit wird uns das Land dort recht öde erscheinen. Auf der südlichen Halbkugel herrscht ja jetzt der Sommer, der in Südafrika immer mit Dürre verbunden ist. Die Landschaft trägt ein bräunliches Kolorit, als wäre sie versengt. Einsam liegt hier und da in der Ebene ein Bauernhof zwischen eingehägten Feldern, auf denen alles Leben erstorben zu sein scheint. Dort im Hintergrunde zieht sich eine lange Gebirgsmauer hin mit breiten Tafelbergen, flachen Domen und scharfkantigen Felsenburgen. Die wunderbar durchsichtige Luft läßt uns alles in kaum glaublicher Schärfe erkennen; und wie seltsam stechen doch die rotbraunen Felsenmassen von dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel ab! Jenseits der Gebirge kommen wir auf eine Hochebene, die mit ihrem festen roten Thonboden einen noch sterileren Anblick darbietet. Nirgends ist eine Spur von Leben zu sehen; da und dort stehen wohl Gruppen von struppigen Büschen, aber sie erscheinen abgestorben und verdorrt. Wenn wir endlich über jene Hügelgruppen zu der höchsten Terrasse des Landes aufsteigen, so haben wir vollends eine Sandwüste vor uns, wie man sie sich öder kaum denken kann. — Die Jahreszeit verändert freilich viel in Südafrika. Der gemäßigte Winter bringt Regen. Nach wenigen Tagen prangt die Wüste im Grün der Kräuter, die wie mit einem Zauberschlage hervorgerufen sind und wird in kurzem auch durch mannigfaltige Blumen in einen bunten Teppich verwandelt. Große Rudel von Antilopen und andern Tieren, die im Sommer geängstigt das Land durchstreiften, finden wieder reichliche Nahrung. Die Flüsse und Ströme, die sonst nur leere Sandbetten zeigten, fließen wieder mit tobenden, bräunlichen Fluten — und um die Bauernhöfe in der Ebene grünen wieder die Felder, zu deren Erhaltung man freilich das Wasser der Bäche vorsorglich durch Dämme aufstauen muß.

Etwas anders ist das Land im Osten gestaltet. Von dem Randgebirge der Drachenberge, deren 10000′ hohe Gipfel lange Zeit im Jahre manch schimmerndes Schneefeld zeigen, führen mehrere Terrassen von fruchtbarem Ansehen, zum Teil bewaldet und von immer fließenden Strömen bewässert, nach dem indischen Ozean herab. Wie das Land so sind auch auch die Bewohner verschieden. Im Osten sind von altersher schwarze

[1]) Ein Ende Januar in Berlin gehaltener Vortrag.

Völkerschaften angesessen, während das ausgedehntere Gebiet im Westen einst den hellfarbigen Hottentottenstämmen gehörte.

Fassen wir zunächst dieses Hirtenvolk ins Auge, das man zu Anfang unsres Jahrhunderts, wenigstens in den entlegneren Teilen des Kaplandes noch in seinen alten Lebensgewohnheiten beobachten konnte. Anziehend sind diese kleinen Menschen von gelbgrauer Hautfarbe nicht, die nur einen Lederschurz um die Hüfte und ein von Fett und Schmutz starrendes Schaffell als einzige Bekleidung tragen und ihre reichlich mit Fett gesalbte Haut nie mit Wasser reinigen. Das krause schwarze Haupthaar bildet mit dem nie entfernten Schmutz fast eine feste Kappe; das beinahe dreieckige Gesicht mit dem bartlosen Kinn und den hervorstehenden Backenknochen ist nichts weniger als schön. — Die Wohnungen dieser Menschen sind aus Baumzweigen mit übergedeckten Fellen hergestellt und lassen sich leicht abbrechen; denn die Hottentotten ziehen nomadisierend von Ort zu Ort mit ihren Rinder- und Schafherden, von deren Milch und Fleisch sie leben. Viel Geräte haben sie nicht mit sich zu führen. Die Frauen tragen einige irdene Töpfe, Körbe und Holzgefäße, die Männer ihre langen Bogen mit den Rohrpfeilen. Haben sie einen Ort gefunden, wo von dem im Sommer versiegten Bache hie und da eine Pfütze schlammigen Wassers zurückgeblieben ist, umgeben von etwas Pflanzenwuchs, so schlagen sie ihre leichte Hütte wieder auf. — Es war ein elendes Leben, wie es dies Volk führte, und jene Schwärmer, die einst auch die Hottentotten als glückliche Naturkinder in paradiesischer Unschuld gepriesen haben, sind damit recht zu schanden geworden. Auch die wohlwollendste Untersuchung hat ganz etwas anders herausgestellt. Faulheit, Gefräßigkeit, ein bodenloser Leichtsinn, betrügerisches und ränkevolles Wesen gegen die Fremden, ein wetterwendischer ganz vom Gefühle beherrschter Sinn — das sind etwa die Hauptzüge im Charakter der Hottentotten, die ich hier andeute, ohne näher auf die groben Sünden und Laster, die unter ihnen herrschten, einzugehen. Von Religion war bei ihnen sehr wenig zu finden. Daß sie vor dem Vollmond tanzten und in die Hände klatschend sangen: „Wir grüßen dich! Gieb uns viel Milch und viel Futter für das Vieh“ — das schien ihr einziger Gottesdienst zu sein.

Aber noch viel elender waren die Eingebornen Südafrikas geworden durch die Berührung mit den Weißen. Schon vor mehr als 200 Jahren war eine holländische Kolonie am Kap gegründet, welche sich zuerst nur langsam ausbreitete. Später kam mehr Zuzug; auch französische Protestanten, die um des Glaubens willen vertrieben waren, fanden sich ein. Holländische Sprache und Sitte aber blieb herrschend und so bildete sich jene eigentümliche Bevölkerung der Boeren (Buhren) in Südafrika, die in den letzten Jahren so viel von sich reden gemacht hat. Sie lebten auf vereinzelten Höfen in dem unwirtlichen Lande und kamen nur ein- oder zweimal im Jahre mit ihresgleichen zusammen, wenn sie im Ochsenwagen die Reise nach der entfernten Kirche machten, um mit den Ihrigen zum Tische des Herrn zu gehen; fast waren sie ganz den Einflüssen einer fortschreitenden europäischen Kultur entrückt. — Manche schönen Züge patriarchalischen Lebens haben sich in ihren Familien erhalten. So ein alter Boer im Kreise seiner Hausgenossen in dem einfachen Vorsaal des niedrigen Hauses

Abend- und Morgensegen haltend, ist eine ehrwürdige Erscheinung. Aber bei vielen ist die Frömmigkeit nur althergebrachte Gewohnheit und äußere Form. Das zeigt sich nirgends deutlicher, als in dem Verhalten zu den Eingebornen. Auch die aufrichtig frommen unter ihnen haben in diesem Stücke meistens eine Decke vor den Augen. Es ist kaum glaublich, wie sie jene ihre Mitmenschen behandelten und zum Teil noch behandeln. — Wer könnte alle die Sünden der Weißen aufzählen, durch die das Volk der Hottentotten zu Grunde gerichtet wurde. Für einen Spottpreis, für Glasperlen, Spiegel und Spielereien, für Tabak und Branntwein kaufte man ihnen ihre weiten Ländereien ab, und auch ihr Vieh wurde ihnen oft mit schreiendem Unrecht, wenn auch unter einem Scheine des Rechtes, genommen. Wer kann sich verwundern, daß die Eingebornen immer mehr versuchten, sich der fremden Eindringlinge mit Gewalt zu erwehren? Dadurch aber entflammte der Zorn der letzteren. In grausamster Weise wurden Jagdzüge (Kommandos) angeordnet, auf denen man die Eingebornen niederschoß, als wären sie nicht besser als die Paviane auf den braunen Felsen. Alles, was von den Hottentotten übrig blieb, war ein heruntergekommenes verderbtes Geschlecht, das sich um die Bauernhöfe gruppierte und als Leibeigene, ja wir können gradezu sagen als Sklaven alle schwere Arbeit verrichten mußte. Zum Teil vermischten sich diese Reste der Bevölkerung auch mit den eingeführten Negersklaven. — Dies ist der Zustand, in dem wir die Eingebornen des Kaplandes zu Anfang unsres Jahrhunderts finden. Christen lebten als ihre Herren unter ihnen. Aber die Hottentotten hatten keine Ahnung davon, daß diese Christen einen Gott kannten und einen Erlöser, der doch auch der Heiden Heiland sein will. Sie wurden wie das Vieh behandelt und ausdrücklich nicht mitgerechnet zu den Menschen, sondern immer nur „Geschöpfe" genannt. Bei der geringsten Vergehung wurden sie grausam geschlagen mit dem furchtbaren Sjambock, der aus Rhinocaroshaut gemachten Peitsche, und solch' ein Geschöpf totzuschlagen, daraus machte sich ein Bauer kein Gewissen. Man kann sich nicht wundern, daß die Eingebornen bei solcher Behandlung vollends verkamen. Manches hatten sie zwar von ihren Herren angenommen. Die ungenügende Kleidung war meist ersetzt durch europäische Tracht — aber wie zerlumpt und unsauber sahen diese Menschen aus! Dazu die Verführung des Branntweins, der durch fahrende Händler in Massen im Lande verbreitet wurde, und dem diese jeder Gefühlserregung folgenden Leute nicht widerstehen konnten. Es ist ein schreckliches Bild: Mann, Weib und Kinder, die bei Tage durch den Stecken des Treibers zur Arbeit gezwungen waren, abends vor ihrer halb verfallenen Hütte betrunken im ekelhaftesten Schmutze zu sehen, oder, wenn kein Branntwein zu haben war, alle gierig aus der kurzen Tabakspfeife schmauchend, oft auch sich nach der unharmonischen Musik mit Tanz belustigend, bei dem die rohste Fleischeslust waltet!

Zu Anfang unsres Jahrhunderts trat in Südafrika eine folgenschwere Änderung ein: das Kapland kam unter englische Herrschaft. Den Engländern gebührt der Ruhm, daß sie die Sklaverei gebrochen haben. Auch in Südafrika haben sie es gethan. Unter langjährigen schweren Kämpfen wurde es durchgesetzt, daß auch die Eingebornen als Menschen angesehen werden sollten. Doch was half den Verkommenen die Freiheit und die

Zusprechung der Menschenwürde, wenn Niemand ihnen zur Freiheit der Kinder Gottes verhelfen wollte? Das Joch war von ihnen genommen — aber man versäumte es, an dessen Stelle die Zucht zu setzen, ohne die kein Mensch etwas ordentliches werden kann. In den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts finden wir die eingeborne Bevölkerung des Kaplandes verwahrloster denn je.

Aber wir müssen unsre Blicke weiter nach Osten richten auf jene ganz anders gearbeiteten schwarzen Völkerschaften, mit denen um jene Zeit die weißen Ansiedler immer ernstlicher zusammentrafen und deren fruchtbare Ländereien ihre Habgier viel mehr reizten, als die bisher besetzten Landstriche. Jene schwarzen Stämme faßt man bekanntlich unter dem Namen Kaffern zusammen. Das sind andre Gestalten, als die kleinen elenden Hottentotten! Hochgewachsene Männer, geborne Krieger, die unzertrennlich sind von ihrer Assagai und ihrem Schilde und die vor kurzem noch geschultem europäischen Militär siegreich gegenüber treten konnten! Wir wollen nicht idealisieren. Es sind rohe, gemeine Wilde. Damals trugen sie überall noch den weichen Fellmantel, der jetzt zum großen Teil durch die schmutzige europäische wollene Decke verdrängt ist. Auch sie sind keine Freunde der Reinlichkeit und bestreichen den ganzen Körper mit Fett und rotem Ocker. Über allen Besitz gehen ihnen ihre Rindviehherden, welche die Männer selber besorgen. Die Weiber, die ein jeder Mann sich in möglichst großer Zahl zu kaufen sucht, haben eine tief erniedrigte Stellung als Sklavinnen für die grobe Arbeit und als Mittel gemeiner Fleischeslust. Der Kaffer ist habgierig und unverschämt; mit wildem bramarbasierendem Auftreten sucht er zunächst seinen Vorteil zu erreichen; gelingt es ihm nicht, so wechselt er oft die Rolle und der trotzige Held, selbst wenn er ein Häuptling ist, wird zum Bettler. Was bei den Kaffern von Religion vorhanden ist, verläuft größtenteils in gräuliche Zauberei, die oft genug zur Giftmischerei wird, immer aber mit schamlosem Betruge verknüpft ist.

Verwandt mit den Kaffern sind die schwarzen Stämme der Betschuana, die im Innern Südafrikas ihre Wohnsitze haben, soweit neben der öden Wüste Kalahari das Land noch einigermaßen bewohnbar ist. Sie sind friedliebender als die Kaffern und wohnen in Städten oft von 5000 ja 10000 Einwohnern, wo sie ihre runden Hütten mit kegelförmigem Strohdach verhältnismäßig sauber halten. Obwohl auch ihnen die Viehzucht als Hauptnahrungszweig gilt, hat doch der Ackerbau bei ihnen eine viel größere Ausdehnung, als bei den Kaffern. Üppige Felder mit hochaufgeschossener Mohrenhirse zeugen hier und da von dem Fleiße, mit dem die schwarzen Frauen mittelst ihrer einfachen Hacke den Ackerbau treiben. Der Mann beteiligt sich auch hier nicht an solcher Arbeit. Er melkt seine Kühe, die er bei Tage von seinen Leibeignen hüten läßt, oder zieht mit diesen auf die Jagd, um aus den oft unglaublich großen Wildherden, die das Land durchstreifen, reiche Beute heim zu bringen. — Wir wollen es nicht bestreiten, daß sich im Charakter der Betschuana wie in ihrem Volksleben manche anziehende und schöne Züge finden. Sehen wir aber tiefer hinein, so finden wir auch hier im Grunde nur Elend und Verderben, rohes Fleischesleben, kein Trachten nach dem Ewigen, auch hier kaum eine Spur

von Religion — desto mehr Aberglauben und Zauberei; und darunter sind alle guten Anlagen des Volkes wie in eisigem Froste erstarrt.

Die Betschuana sind am längsten unter den Völkern Südafrikas von den Einflüssen der Weißen unberührt geblieben. Manche Sünden und Laster, welche die Eingebornen andrer Landschaften längst von den Europäern angenommen hatten, waren in ihrem Gebiete noch unbekannt. Zu Anfang unsres Jahrhunderts kamen kaum erst ein paar Entdeckungsreisende dorthin. Später haben sich manche Jäger und Abenteurer in ihr Gebiet gewagt, bis zuletzt auch dort der schlaue Handelsmann erschien, um die Schätze des Landes, Elfenbein und Straußfedern, gegen europäische Waaren, besonders gegen Branntwein einzutauschen. — Ganz anders gestalteten sich die Beziehungen der Weißen zu den Kaffern. In blutigen Kämpfen stießen die Vertreter beider Rassen immer aufs neue gegeneinander, und jedesmal wurde den Schwarzen ein weiteres Stück ihres Landes abgenommen. Die Bewohner blieben zum Teil in ihren alten Sitzen. Man gab ihnen die Freiheit kultivierter Menschen. Aber ohne eine lebenskräftige wahre Kultur konnten sie diese Freiheit nicht recht gebrauchen. Auch hier ging es wie bei den Hottentotten. Auch die Kaffern wurden mehr und mehr verkommene lüderliche Gestalten, während sie da, wo sie noch unbesiegt lebten, nichts von der alten Rohheit aufgaben.

Mit diesen kurzen Zügen glaube ich Ihnen wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, doch im großen und ganzen ein Bild von den Zuständen Südafrikas und seiner Völker in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts gezeichnet zu haben.

Aber hatte denn niemand ein Herz voll Liebe und Erbarmung für diese elenden Menschen? Fühlte niemand in der Christenheit einen Drang alle die Gräuel und Sünden, welche von Weißen in Südafrika verübt waren, wieder gut zu machen? Versuchte niemand die Blutschulden der alten Zeit endlich zu sühnen? Wohl hat es schon in jener Zeit nicht gefehlt an solchen Unternehmungen christlicher Liebe. Aber sie waren so geringfügig und verschwindend, daß man sie in dem großen Bilde gleichsam nur mit bewaffnetem Auge entdecken kann. Da ist ein einzelner Bruder von den Herrnhutern, der sieben Jahre mit großer Selbstverleugnung sich bemüht, einen unstät umherziehenden Hottentottenstamm zu einer seßhaften Lebensweise zu gewöhnen und dabei nicht ohne Erfolg das Evangelium verkündigt. Aber die Feindschaft derer, welche die Eingebornen ausrotten oder knechten wollen und den Satz, daß auch für diese Geschöpfe ein Platz im Himmel sei, als grobe Ketzerei verwerfen, verdrängt den selbstverleugnenden Missionar und die Station muß 48 Jahre verwaist stehen, bis endlich 1792 andre Missionare der Brüdergemeinde sie wieder aufnehmen. Schon beginnt zu Anfang unsres Jahrhunderts jene Gemeinde zu Genadendal lieblich aufzublühen — aber welch ein verschwindendes Lichtlein in all' dem dunkeln Heidentum!

Ferner sendet um jene Zeit die Londoner Missionsgesellschaft einige Arbeiter nach Südafrika. Zwei von ihnen wagen sich tiefer ins Land hinein und arbeiten ein paar Jahre mit größter Mühe und den schwersten Entbehrungen; aber die Arbeit wird schließlich scheinbar ohne allen Erfolg aufgegeben. Mehr gelingt es einem Theodosius van der Kemp, der als

erster Sendling auch den Kaffern das Evangelium predigt. Doch auch er muß sich bald wieder zurückziehen, und seine Gemeinde sammelt er aus den Eingebornen des Kaplandes. Zwar wächst dieselbe; aber wie gering sind diese Anfänge! Ein Forschungsreisender, Lichtenstein, der die Bekehrten auf v. d. Kemps Station halb nackt im Fellmantel gekleidet sah, hat dies Beispiel benutzt, um zuversichtlich der gebildeten Welt zu verkünden: das verschrobene Unternehmen, die Heiden zu bekehren, habe jämmerlich Fiasko gemacht. So verkannt war damals die Reichssache des Herrn, daß selbst unser großer Geograph Karl Ritter in seinen jungen Jahren in dies absprechende Urteil mit eingestimmt hat. Später urteilte er bekanntlich ganz anders. — Wohl mehren sich in der nächstfolgenden Zeit in Südafrika schon die Lichtpunkte. Weit hinauf im Westen zu den Namaqua, den noch freien Stammverwandten der Hottentotten schickte die Londoner Gesellschaft Missionare, welche in Berlin der fromme Prediger Jänicke vorbereitet hat. Andre sendet sie ins Kapland, um hier und da in sogenannten Instituten die Eingebornen zu christlicher Erziehung zu sammeln; selbst zu den Betschuana dringt mutig in jugendlicher Frische ein Moffat vor, dem es als Greis vergönnt sein sollte, den Sieg des Evangeliums unter etlichen jener Stämme zu sehen — doch damals galt es zu hoffen und zu glauben, aber nicht zu schauen. Die wenigen Lichtpunkte verschwanden noch in der weit und breit herrschenden Nacht. Aber Gott hatte Gedanken des Friedens auch über Südafrika; bald kam die Zeit, da die Mission mit größeren Truppen auf den Plan trat und das Rettungswerk unter den Eingebornen in wachsendem Umfange und mit steigendem Erfolge getrieben wurde.

Eine romantische Geschichte aus der Südsee.[1])

In der zu Mikronesien gehörenden Gruppe der Gilbertinseln, die vielleicht 375 Meilen östlich von Neu-Guinea liegt, giebt es auch ein Inselchen, welches den Namen Apemama führt. Vor 7 Jahren herrschte auf diesem Eiland noch das roheste Heidentum, die Bewohner gingen ganz nackt und waren als grausam verrufen. Als dann einige eingeborne Südseelehrer sich daselbst niederließen und auch anfingen, die Leute lesen und schreiben zu lehren, wurde der tyrannische König so neidisch auf die Schulbesucher, daß er erklärte, von seinen Unterthanen dürfe keiner mehr wissen, als er selbst. Und das war keine bloße Redensart. Als wirklich einer mehr gelernt hatte, als der König, ließ ihm dieser ohne Umstände den Kopf abschlagen. Nun, auf dieser Insel ist im Laufe von wenigen Jahren ein großer Umschwung eingetreten. Schon 1880 war eine erste christliche Gemeinde zustande gekommen, welche 71 Kirchenglieder zählte und jetzt haben weitere 300 von den Bewohnern Apemamas ihre heidnischen Unsitten aufgegeben, den christlichen Unterricht besucht und bitten um die heilige Taufe. Und der einst so gefürchtete König Tata ist der eifrigste

---

[1]) Miss. Her. 83 S. 161 ff. 167.

unter ihnen. Vor einiger Zeit machte er einen Besuch auf der benachbarten Insel Maiana. Erfreut darüber, daß der sonst so kriegslustige Herrscher in friedlicher Absicht kam, wollten die Insulaner durch heidnische Tänze und Trinkgelage seine Anwesenheit feiern. Aber Tata verbat sich das, indem er an die Leute folgende Ansprache richtete: „Ich bin zu euch gekommen ohne Waffen, denn ich habe den Krieg aufgegeben. Ich kann auch eure Trinkgelage und heidnischen Spiele nicht annehmen, denn sie sind böse. Ich habe etwas neues gelernt, nämlich daß alle diese Dinge Sünde sind. Es giebt ein Leben nach diesem Leben und wenn wir uns nicht auf dieses ewige Leben vorbereiten, so gehen wir verloren. Ich habe von Christus gehört, er ist der König aller und ich habe ihn als meinen König angenommen. Ich habe auch meine Weiber entlassen, weil es Sünde ist, mehr als ein Weib zu haben. Und nun gebe ich euch den Rat, daß ihr alle das selbe thut."

Diese uns durch die Missionare über Apemama gemachten Mitteilungen erhalten eine überraschende Bestätigung durch eine höchst abenteuerliche Geschichte, welche uns der Kapitän des amerikanischen Schiffes „Nordlicht", Slocum, in der „Japanischen Zeitung" vom 16. Januar d. J. erzählt:

Ende Oktober des vorigen Jahres verließen 12 Eingeborne von Apemama ihre heimatliche Insel auf einem Boote, um auf einer benachbarten Insel einen Besuch zu machen. Plötzlich wurden sie von einem furchtbaren Sturme überfallen und durch denselben weit von ihrer Inselgruppe bald nördlich bald südlich, bald östlich bald westlich weggetrieben. So verloren sie völlig die Richtung und irrten ratlos auf dem weiten Ozean umher. Da sie nur mit einem geringen Vorrat von Speise und Trank sich versehen hatten, so gerieten sie bald in die äußerste Not. Nach und nach starben 7 Personen vor Hunger und Erschöpfung. Endlich am 10. Dezember wurde von dem obengenannten amerikanischen Schiffe aus in einer Entfernung von mehr als 100 Meilen von Apemama das Boot entdeckt und die übriggebliebenen Insassen desselben an Bord geschafft. Obgleich die aus ihrer Nußschale Erlösten mehr tot als lebendig waren, als sie von dem amerikanischen Schiffe aufgenommen wurden, so richtete der, welcher der Führer zu sein schien, doch zuerst ein ehrfurchtsvolles Dankgebet an den allmächtigen Gott. Dann erst fielen alle 5 den weißen Männern zu Füßen, welche sie gerettet hatten. Als sie sich etwas erholt, fragte der jüngste, Whaggie, in leidlichem Englisch den Kapitän, wohin das Schiff gehe? Als er vernommen, daß es nach Japan fahre, bat er, ob es nicht möglich sei, in Apemama zu landen. Falls der Wind es gestatte, sagte der Kapitän zu, entweder hier oder in Ponape anzulegen, worauf der junge Mann sich herzlich bedankte.

Unter den 5 Geretteten war ein älterer Mann mit seinem Weibe. Dieser weigerte sich entschieden, Branntwein anzunehmen, indem er das einzige englische Wort, das er wußte, mehrere male wiederholte: „Mich Missionar" und mit dem Finger erst auf sich selbst und dann in die Höhe wies. Anfänglich war er sehr schüchtern, wurde aber nach und nach mit dem Kapitän sehr gut Freund und gestattete ihm sogar als Zeichen seines besondern Vertrauens, sich neben seine Frau zu setzen. Anfänglich schien der Wind für eine Landung in Apemama günstig zu sein. Die Insulaner

waren darüber voll Freude und als der Kapitän während der Mittelwache aufs Deck kam, fand er die drei jungen Leute Arm in Arm auf und ab gehend und Psalmen singend. Um so schmerzlicher war ihre Enttäuschung, als die Berechnungen des Kapitäns sich als irrig erwiesen und die Landung aufgegeben werden mußte. Wollte man die Insulaner nicht an einer unbekannten Insel landen, die vielleicht von Kannibalen bewohnt war, oder sie nicht zum zweitenmale einer Irrfahrt auf ihrem kleinen Boote preisgeben, so blieb nichts übrig, als sie nach Japan mitzunehmen. Die Leute waren damit einverstanden, da ihnen der Kapitän versprach, was in seinen Kräften stehe zu thun, damit sie von dort aus auf ihre Heimatinsel zurückgebracht würden. Man landete glücklich in Japan am 15. Januar und als der Kapitän Slocum seine Schützlinge entließ, gab er ihnen das Zeugnis, daß er „eine frommere Gesellschaft von Christen nie kennen gelernt habe."

In Japan nahmen die Europäer großes Interesse an den soweit von ihrer Heimat verschlagenen Insulanern und beförderten sie nach San Franzisko, von wo aus sie auf dem Wege über die Sandwichinseln die sicherste Gelegenheit zur Rückkehr in ihr Vaterland finden werden. In Kalifornien erregten die Insulaner natürlich abermals große Aufmerksamkeit, nicht bloß wegen ihrer merkwürdigen Rettung, sondern noch mehr durch das gesittete, christliche Betragen, welches sie überall an den Tag legten. Von San Franzisko aus kam dann die Kunde von der Ankunft dieser Apemamaleute samt einer Photographie von ihnen auch nach Boston in das dortige Missionshaus des großen American Board, unter dessen Oberaufsicht die Mission in Mikronesien, also auch in Apemama steht. Hier befand sich gerade einer der amerikanischen Missionare, welche Missionssuperintendenten in Mikronesien sind. Dieser erkannte auf der Photographie den älteren Mann sofort, da er selbst ihn 1880 getauft hatte. Nach den neusten Nachrichten haben die Fremdlinge Amerika bereits wieder verlassen und sind nach den Sandwichinseln befördert worden; jedenfalls werden wir von ihnen noch mehr hören, sobald sie jemandem, der ihre Sprache versteht, ihre Geschichte erzählen können oder in ihre Heimat zurückgekehrt sein werden.

Die madagassische Gesandtschaft in Berlin.

Bei der neulichen Anwesenheit der madagassischen Gesandtschaft in Berlin lag es einigen Missionsfreunden am Herzen, daß man den Fremden im deutschen Lande in brüderlicher christlicher Weise die Hand reiche, zum Zeichen der Glaubensgemeinschaft. Aber erst knapp vor der Abreise fand sich Gelegenheit dazu, indem Mrs. Palmer Davies durch Londoner Beziehungen die Bekanntschaft der Herren machte und am zweiten Pfingsttag einen Kreis von etwa 40 Personen in ihrem Hause versammelte.

Im Londoner Bibelhause war der Gesandtschaft bereits der freundlichste Empfang geworden; neue, schön gebundene Bibeln wurden überreicht, und eine madagassische Bibel gezeigt, welche während der grausamen Christenverfolgung auf Madagaskar in den Jahren 1836—1861

als kostbarer Schatz für eine Zeit lang in der Erde vergraben gewesen war. Glaubenstreue Madagassen wurden zur Zeit der Verfolgung mehrfach von einem hohen Felsen in die Tiefe herabgestürzt, wenn sie dem neuen Christenglauben nicht entsagen wollten, oder zum Teil als Sklaven verkauft, wenn es ihnen nicht gelungen, die Insel Mauritius zu erreichen, wo sie Schutz suchten. Auf eine Ansprache des Sekretärs der Londoner Bibelgesellschaft Rev. Ch. E. Reed hatte der erste Gesandte Ravoninahitriniarivo mit warmen Worten in seiner Landessprache geantwortet, was durch den Dolmetscher ins Englische übersetzt wurde. In der längeren Rede hob er hauptsächlich hervor, indem er seine Hand auf das ausgegrabene ehrwürdige Buch legte, wie dies teure Gotteswort ein Denkmal göttlicher Liebe und Barmherzigkeit für Madagaskar sei: wäre dies nicht durch die dunkeln Jahre der Verfolgung erhalten geblieben, es stünde ganz anders um sein Heimatland, denn „dies Buch", so fuhr er fort, „ist die Seele unsers Fortschritts, der Grund, daß wir ein wohlorganisiertes Volk sind, wir erkennen dies göttliche Wort als die richtigste Basis eines jeden Staatslebens an, wir verdanken ihm unser gesegnetes Königtum, und indem ich meine Blicke hier in diesem Kreise umherschweifen lasse, erkenne ich in den Repräsentanten der Bibelgesellschaft Freunde, durch deren Bemühen die Kenntnis von der Vergebung der Sünden bis zu uns gedrungen ist, diese köstliche Erkenntnis, durch welche wir hoffen einander in der seligen Ewigkeit wiederzusehen."

Diese Rede gab Veranlassung zu dem Wunsche, daß die Fremden nicht aus Berlin scheiden möchten, ohne auch mit dem christlichen Leben Berlins in irgend welche Berührung gekommen zu sein. Sie hatten den Dom besucht und dem Gottesdienst, ohne ein Wort zu verstehen, mit Gesangbüchern in der Hand beigewohnt; nun fanden sie sich am zweiten Pfingsttag nachmittags 5 Uhr mit ihrem madagassischen Sekretär, der wie der zweite Gesandte recht gut englisch spricht, und dem englischen Dolmetscher, also zu Vieren, in dem christlichen Kreise von Mrs. Davies ein.

Erst erfolgten gegenseitige Vorstellungen. Fräulein von D. sang meisterhaft einige deutsche Gesänge, meist aus Oratorien. Erfrischungen wurden herumgereicht, dann der ernstere Gedankenaustausch mit dem Liede eingeführt: „Von Grönlands eis'gen Bergen, von Indiens sonn'gem Strand, von vielen fernen Inseln" ꝛc., welches die englischen Damen in ihr Muttersprache, die deutschen Anwesenden aus der Missionsharfe sangen. Der erste Gesandte bezog sich nachher sehr hübsch auf dies Lied in seiner Rede, indem er sagte, es habe liebe Erinnerungen aus der Heimat in ihm geweckt, wo er dieselben Worte mit derselben Melodie aus dem Munde von Knaben und Mädchen, wie von Männern und Frauen in allen Altersstufen gehört. Ehe er aber das Wort ergriff, ward er mit seinen Begleitern vom Hofprediger Stöcker im Namen der Anwesenden begrüßt, die sich der Gelegenheit freuten, den Brüdern aus fernen Landen die Bruderhand zu reichen, mit dem Wunsche, daß das Evangelium, das vor Jahren senfkornartig gepflanzt, sich immer mehr ausbreiten und erweisen möge wie ein starker Baum oder wie ein Sauerteig, der bald ganz Madagaskar durchdringe. Eine zweite Begegnung auf Erden sei nicht wahrscheinlich, um so fester solle die Hoffnung bleiben eines Wiedersehens im Himmel.

Ravoninahitriniarivo, der mit seinen Kollegen sitzend diese Rede angehört, die Graf Bernstorff ins Englische, der Dolmetscher ins Madagassische übertrug, während die übrigen Herren alle, selbst der greise Professor Lepsius, standen, erhob sich nun und äußerte in seiner sehr melodisch und weich klingenden Sprache zunächst seinen Dank für die freundliche Aufnahme der Dame des Hauses; für die Gelegenheit, die ihnen wurde, die anwesenden Freunde zu begrüßen als Glaubensgenossen; dann folgte der obige Hinweis auf das gehörte Lied und die fein empfundene Bemerkung „die europäische Reise biete ihnen mancherlei neue Eindrücke und dränge ihnen öfters die Empfindung auf, daß sie noch in vielen Dingen, auch in den Wissenschaften weit hinter den europäischen Völkern zurückstünden, aber die Anwesenden würden sich mit ihnen freuen, daß sie mit dem Wichtigsten zuerst begonnen, nämlich weise zu sein zur Seligkeit."

Einige der Geladenen richteten noch im Zwiegespräch Fragen an die Herren in betreff der Sonntagsheiligung, die in Madagaskar nach Gottes Wort streng befolgt wird. Mrs. Davies zeigte Photographien christlicher Freunde aus den entferntesten Völkern und Ländern, die in gleicher Weise die Gemeinschaft des Glaubens mit ihrem selig heimgegangenen Gemahl und mit ihr im Anschluß an Gottes Wort gepflogen, und nannte Namen aus Australien, China, Japan, Honolulu, Mauritius, Zentral-Afrika vom Hofe Mtesas, aus Armenien, Amerika und Europas Ländern allen. Von diesen wurde der Blick aufwärts gerichtet nach der oberen Heimat, wo unter der Schar seliger Märtyrer auch die sonst im Glauben Vollendeten versammelt sind, und mit Beziehung hierauf ward das Lied gesungen: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt"; dann folgte ein inniges Gebet vom Grafen Bernstorff in englischer Sprache, und zum Schluß der auf deutsch voll und kräftig gesungene Segen: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen." (Evang. kirchl. Anz. für Berlin.)

Aus der indischen Missionsarbeit.

Bruchstück aus einem Berichte des Leipziger Missionars Kabis in Majaweram.[1]

„Nicht weit von einem kleinen Kloster wohnt ein Saniasi (Büßer), der mich, so oft ich an seiner Wohnung vorbei reite, regelmäßig bittet, bei ihm einzukehren auf meinem Rückwege, wo er dann immer einige Limonen und Stücke Kandiszucker zu meiner Erquickung bereit hat. Von letzterem soll ich dann immer in seiner Gegenwart ein Stück in den Mund stecken, was ich einmal ihm zu Liebe that, aber nicht mehr zu thun imstande bin, seit ich seine 20—30 Haarlocken gesehen, die er für gewöhnlich in ein orangegelbes Tuch sorgfältig eingewickelt um den Kopf geschlungen trägt. Aber einmal zeigte er sie mir mit sichtlichem Stolz und Freude.

[1]) Ev. luth. Missionsblatt 1883. S. 86 ff.

Vor 25 Jahren ist er zum Büßer geworden. Seit der Zeit ist kein Schermesser und Öl auf sein Haupt gekommen und die Früchte dieses Gelübdes sind jene 20—30 Locken, d. h. fest zusammengebackene Strähne von Haar (Weichselzopf), die bis über seine Kniee herabreichen. In der That — wunderliche Heilige! Aber er spricht gern mit mir über die christliche Religion und giebt manche Wahrheiten der Bibel zu, aber geht man mit solchen Leuten dann einen Schritt weiter und sagt ihnen, wenn Du das alles zugiebst, so thue nun recht Buße, glaube an den Herrn Jesum, lasse Dich taufen und werde ein Nachfolger Christi — da stehen sie vor einem Abgrunde, über den sie nicht hinüber kommen können. Die einen deuten auf ihren Bauch, der hungern müßte, da sie nur von der heidnischen Religion leben könnten, bei andern ist es in erster Linie eben die Kaste, die sie mit hundert Fesseln an die Religion ihrer Vorfahren kettet. Freilich auf der andern Seite kann der feste Kastenzusammenschluß durch Gottes Gnade auch mal dazu dienen, daß mit Hilfe desselben Massenbekehrungen eintreten, wie wir es ja in den letztvergangnen Jahren im Tinnewellilande erlebt haben. Wenn auch in diesen Tagen der Zuwachs aus den Heiden sich meistens auf die niederen und ärmeren Volksklassen beschränkt, ich habe den festen Glauben, daß die Tage nicht mehr allzufern sind, wo wir auch viel mehr Bekehrungen aus höheren Kasten erleben werden. Das Heidentum ist ohne Frage im Sinken begriffen trotz der krampfhaften Anstrengungen, es in seiner alten Blüte, Kraft und Einfluß zu erhalten, und das Reich Christi geht seinen sichern Siegeslauf. Wenn die Hindus auch äußerlich noch ganz in den Satzungen ihrer Religion wandeln, die christliche Wahrheit in Wort und Schrift dringt immer mehr unter sie und wirkt wie ein Sauerteig, dessen Kraft sie sich schließlich nicht erwehren können. Freilich auch der Haß und die Feindschaft gegen die Christen nimmt an vielen Orten zu, aber im ganzen genommen wird doch die evangelische Predigt von den Hörern mit einem gewissen Interesse aufgenommen, so daß ich nur mit Freuden an viele Heidenpredigten zurück denke. Nur eine will ich erwähnen, da ich gerade über sie mir im Tagebuch Notizen gemacht habe.

Auf einem solchen Ritte, wie ich sie von den Außenstationen aus unternahm, kam ich durch einen großen Fluß, der übrigens von den meisten mit Gebet passiert wird, da schon mancher von einem Alligator in die Tiefe gezogen wurde, nach Semangudi, wo sich in den letzten Jahren eine kleine Gemeinde gesammelt hat, die ich besuchen wollte. Nachdem ich im Pariadorf meine Christen gesehen und ermahnt, und die heidnischen Parias aufgefordert, sich zu bekehren, ihre nichtswürdigen Teufel zu verlassen und an den Heiland Jesus zu glauben, ging ich in den Ort, wo die Kastenleute, die Gutsbesitzer wohnen, um auch ihnen zu predigen. Am Eingang der Straße, wie das meistens der Fall ist, war ein Pylleiartempel. Da blieb ich stehen und wartete, bis sich ein neugieriger Haufe um mich gesammelt hatte. Die Leute hörten aufmerksam zu und ihre vielen Fragen, die sie über das Gehörte stellten, zeigten mir, daß sie die Kunde von dem neuen Heilsweg mit Interesse gehört hatten. Da ich infolge ihrer Fragen über die Glaubensgerechtigkeit gegenüber der Werkgerechtigkeit, worüber ich wieder hauptsächlich geredet, lange zu sprechen

hatte, hießen sie mich in der schattigen Halle des kleinen Tempels nied
sitzen. Ich erzählte ihnen dann noch, da sie so gut zuhörten, hauptsächl
vom Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn Jesu und zum Sch
zeigte ich auf den greulichen, von Öl triefenden elephantenköpfigen Pyllei
dem ich vis-à-vis saß, und fragte sie: was hat denn nun dieser für Eu
Heil gethan? worauf sie nur ein stummes Lächeln zur Antwort hatte
Freilich so friedlich und gemütlich gehts bei derartigen Predigten ni
immer her. Ich habe beobachtet, daß wenn man seine Zuhörer im schö
sten Zuge zu haben meint, fast immer einer sich einfindet, der wie ein
böser Kobold die Aufmerksamkeit der Hörer und den Eindruck der Predig
zu stören sucht, sei es nun durch thörichte spitzfindige Fragen, sei es durch
einen dummen Witz oder dadurch, daß er das Gehörte in den Schmu
des Gemeinen zu ziehen sucht. Da ich gerne an Kreuzwegen zu predigen
pflege, so habe ich solchem Störenfried wohl einfach gesagt, daß er nach
vier Richtungen hin abziehen könne, wenn er nicht Lust habe, ruhig zu-
zuhören, aber am besten ist es, wenn die Zuhörer selbst ihn aus ihrem
Kreis hinausdrängen. So erinnere ich mich eines Falles, wo ich über
den Unterschied zwischen Menschen und Tieren sprach, den einer nicht zu-
geben wollte, sichtbar nur aus Lust zum Widersprechen. Da wies ich auf
einen Hund hin und sagte: nun seht mal auf diesen Hund, wie er planlos
bald hier bald dahin läuft. Aber ehe ich noch ausgeredet, erwiderte er:
Gerade so machen wir Menschen es auch. Es ist kein Unterschied. Ich
entgegnete ihm aber: Nun es mag sein, daß zwischen Dir und einem
Hunde kein Unterschied weiter ist, als daß der Hund auf vier und Du auf
zwei Beinen gehst, ein Unterschied, den Du wohl zugeben wirst. Aber
wie steht es nun mit Euch, wandte ich mich an die andern, hat dieser
Mensch recht, wenn er sagt: daß zwischen Euch und jenem Hunde kein
Unterschied ist? Als Antwort wurde jener Störenfried einfach aus dem
Zuhörerkreis hinausgedrängt und zog beschämt ab und ich hatte nun auf-
merksame Zuhörer, bis mich ein wohlbeleibter Mudeliar, dem das Stehen
sauer zu werden schien, unterbrach mit der Bitte, mich etwas kürzer zu
fassen und ihm den Weg zur Seligkeit möglichst kurz zu sagen. Ich gab
ihm zur Antwort, daß wenn ichs noch kürzer sagte als ich es schon thäte,
so würde er es nicht verstehen, habe er aber dringende Eile zu gehen, so
wollte ich ihm den Weg der Seligkeit mit einem Worte sagen: Vergebung
der Sünden.

So und ähnlich geht es zu beim Predigen auf der Straße. Ein
besonderer Sporn und Veranlassung zur Straßenpredigt waren auch im ver-
flossenen Jahre wieder die Badefestwochen, wo hier so viel tausend Menschen
zusammenströmen, um in Kaweri beim Tempel zu baden, um ihrer Sün-
den los zu werden, obwohl gerade an solchen Festen viele kommen, um
ungeniert hier einige Zeit in Sünden leben zu können. Über das Bade-
fest selbst und wie es dabei zugeht, habe ich ja früher einmal ausführlich
berichtet. Diesmal will ich die Sage erzählen, wie Majaweram seinen
Namen und das Badefest seine Berühmtheit erlangt hat. Majaweram
hieß in uralter Zeit erst Brahmapuram, Stadt des Brahma, weil Brahma,
ehe ihm die Schöpfermacht verliehen war, hier den Siva (Brahmalingam)
anbetete, um jene Macht zu erlangen, die Siva ihm auch schließlich in-

folge seiner Verehrung verlieh, worauf dann Brahma in den Himmel zurückkehrte. Bald nach dieser Zeit lebte hier ein frommer, gottesfürchtiger König, Namens Takschau, der besonders den Siva verehrte. Aus Dankbarkeit versprach Siva diesem Könige, daß er sein Schwiegersohn werden wolle. Um dies Versprechen zu erfüllen, ließ Siva seine Gemahlin Parvathi in Takschaus Haus als dessen Tochter geboren werden und sie erhielt den Namen Takschayani. Sie wurde dem Siva vermählt und so wurde Siva Takschaus Schwiegersohn. Eines Tages nun wollte Takschau den Göttern ein Yagam, d. i. ein besondres Opfer vor einem großen Feuer darbringen und lud dazu alle Hauptgötter ein, nur seinen Schwiegersohn Siva und seine Tochter Takschayani nicht. Aus welchem Grund er letztere nicht einlud, ist in dem Skantha Purana, dem diese Sage entnommen nicht erwähnt. Alle Götter kamen nun zu dem großen Opfer, Brahma, Wischnu, Indra, Yama, und das Opfer wurde begonnen. Nur Siva war in seiner Residenz Kailas geblieben, und sah schmollend auf die Festlichkeiten nieder. Seine Gemahlin aber bat ihn, daß er ihr erlaube daran teil zu nehmen. Siva aber sagte, daß man ungeladen zu keinem Feste gehen könne. Sie aber meinte, daß ihr Vater in dem vielerlei Durcheinander während der Vorbereitung zu jenem Opfer die Einladung nur vergessen hätte. So klagte und plagte sie ihren Gemahl so lange, bis er ihr endlich, wenn auch mit Widerwillen, Erlaubnis gab zu gehen. Mit großer Freude stieg sie herab nach Brahmapuram und fühlte sich glücklich, als sie ihren Vater das Opfer verrichten sah und ihn die Verse aus den Vedas singen hörte. Aber all ihre Freude verwandelte sich in große Trauer, als sie weder von ihrem Vater noch von den anwesenden Göttern bewillkommt wurde. In ihrem Gram und Kummer stürzte sie sich in das Opferfeuer, nahm die Gestalt eines Pfau (Majuram) an, und floh zu Siva um Schutz zu suchen. Der war aber zornig und machte nun seiner Gemahlin Vorwürfe, daß sie seinen Rat nicht befolgt habe und befahl ihr zur Buße, um ihre frühere Gestalt wieder zu bekommen, das Brahmalingam anzubeten. Zu dem Zwecke bestieg sie einen heiligen Stier und ritt nach Brahmapuram. Auf dem Wege nun zum Tempel blieb der Stier plötzlich im Kaweri stehen. Sie stieg deshalb ab, ging zum Tempel, der am Ufer des Kaweri hier liegt, und betete nun Jahre lang das Brahmalingam an, ohne daß sich ihre Gestalt als Pfau veränderte. Dabei aber trug sie immer das Bildnis ihres Gemahls im Herzen, welches schließlich als eine wirkliche Statue des Siva aus ihrem Herzen heraustrat, und nun betete sie dieses Bildnis auch an. Endlich nach langer Zeit kam aus diesem Bilde „Natasan“ (eine Menschwerdung Sivas) hervor und tanzte mit dem Pfau 36 Stunden. Nach diesem Tanze erhielt sie ihre frühere Gestalt zurück, Natasan gab sich ihr als Siva zu erkennen, heiratete sie wieder und lebte in Brahmapuram mit ihr, einer Stadt, die nun zum Andenken an diesen Vorfall Majurampuram, Pfauenstadt = Majaweram genannt wurde. Der heilige Stier aber, der die Gemahlin Sivas hierher brachte und im Kaweri stehen blieb, steht noch heutigen Tages hier im Kaweri, nur daß er eben versteinert und ein Tempelchen darüber gebaut worden ist. Dieser Stier ist ein Hauptgegenstand der Verehrung, und jeder sucht sich am Badefeste möglichst in der

Nähe desselben zu baden, da dort das Wasser am kräftigsten wirkt. Ja
wenn man so diese abenteuerlichen indischen Sagen liest und sieht, wie es
in der indischen Götterwelt so menschlich oder wenn man will, so un
menschlich hergeht, so kann man kaum begreifen, wie es nur möglich ist,
daß die Leute nur solche Geschichten glauben. Und doch, wie fest sitzt der
Glaube hieran in vieler Herzen. Wie oft haben mir Heiden der-
gleichen Märlein erzählt und, wie es mir schien, mit voller Überzeugung
von der Wahrheit derselben.

Während des Badefestmonats wurde, wie gesagt, der Same des
göttlichen Worts in möglichst viele Herzen gestreut und an den letzten
Hauptfesttagen nach altem Herkommen besonders auch in unsrer an der
Straße gelegenen Knabenschule gepredigt, und zwar auch von Br. Wannske,
der damals sich hier aufhielt, Br. Gehring, der extra dazu von Com-
balonum gekommen war, und vom Landprediger Pakiam. Es wurde dies
Jahr mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit zugehört, obwohl es nicht an
sehr aufgeregten Disputen fehlte, besonders als sich einige male mehrere
Mohammedaner mit hineinmischten. Die Traktate wurden sehr gern ge-
nommen und gelesen und habe ich während des Festes für etwa 5 Rps.
(= 10 M.) verkauft, gewiß eine schöne Summe, wenn man bedenkt, daß
die meisten dieser Traktate einen oder zwei Pfennige kosten. Am letzten
Tage des Badefestes war unter den Zuhörern insonderheit ein Brahmane,
der durch viele Fragen ein besonderes Interesse an dem Gehörten zeigte.
Ich war aber nicht wenig erstaunt, als er am andern Morgen den 15.
Nov. mit dem Landprediger Pakiam und meinem Katecheten zu mir ins
Haus kam und mir sagte, daß das gestern Gehörte ihn zur Überzeugung
gebracht habe, daß das Christentum die wahre Religion sei, und daß er
sich deshalb über Nacht fest entschlossen habe, ein Christ zu werden. Ich
leugne nicht, ich war sehr überrascht diesen Entschluß von einem Brah-
manen zu hören und sprach ihm meine Freude darüber aus und
suchte ihn in seinem Entschluß zu bestärken, obwohl ich ihm auch möglichst
drastisch all die Anfechtungen und Schwierigkeiten vor Augen führte, die
er durchzumachen habe, wenn er ein Christ würde. Da er aber trotz
alledem fest auf seinem Entschluß verharrte, so dachte ich: es ist auf alle
Fälle gut, ihn über den wahren Weg zur Seligkeit zu unterweisen, da
er sich zum Unterricht gestellt, mag er's nun ehrlich meinen oder nicht.
Er gab sein Alter auf 27 Jahre an, und sein Name war Ramasami
Eijen. Als seinen Heimatsort gab er Kartamangalam an, das in der
Nähe von Kuttalam liegt, der ersten Eisenbahnstation von hier nach Com-
baconum. Gleich am selbigen Tage ließ ich ihn zu meinen Füßen nieder-
sitzen und der Unterricht begann. Als ich innerhalb acht Tagen die Haupt-
stücke des christlichen Glaubens mit ihm durchgenommen, schickte ich meine
zwei besten Katecheten mit ihm nach seinem Heimatsorte, um nun zu er-
forschen ob seine früher gemachten Aussagen auf Wahrheit beruhten.
Freudestrahlend kamen alle drei am Abend zurück und erzählten mir ihre
mannigfachen Erlebnisse. Ihr Kommen hatte in der Brahmanenstraße
großes Aufsehen erregt. Als sie zum Hause des Ramasami kamen, war
seine Mutter noch nicht vom Baden im Flusse zurück. Als sie heimkehrte,
war sie nicht wenig erstaunt, ihren Sohn ohne Götzenzeichen auf der Stirn

zu finden, aber als dieser um etwas zu essen bat, antwortete sie ganz entsetzt: Was ist denn das mit Dir? Weißt Du denn nicht, daß heute Neumond ist? Der Ramasami hatte in der That den Neumond vergessen, der ja von den Heiden als Fasttag gehalten wird, wo nicht vor Abend gekocht und gegessen wird. Ramasami erzählte nun seiner Mutter, daß er vom Badefeste aus gleich in Majaweram geblieben sei und daß er dahin zurückzukehren denke, um wie er sich ausdrückte, die himmlische Weisheit zu lernen. Er wagte es nicht, da noch Verwandte zugegen waren, offen zu sagen, daß er ein Christ werden wollte. Dann verließ er seine Mutter, Bruder und Schwester und trat mit den Katecheten den Rückweg an. Unterwegs traf er einen andern jungen Brahmanen, mit dem er sehr befreundet war, und diesem sagte er offen, daß er nach Majaweram gehe, um für die Taufe zu lernen. Da zog dieser aus seinem Kleide einen von uns gedruckten Traktat „der blinde Weg" hervor, den er sich auch hier vom Badefeste mitgebracht hatte, und sagte zu Romasami: Geh nur und lerne, ich komme auch bald nach. Dies und noch manches andre erzählten mir die Katecheten und ich war froh nun zu wissen, daß ich es mit einem ehrlichen Menschen zu thun hatte. Mit doppelter Freude setzte ich nun den Unterricht fort. Da es ihm aber selbst nicht angenehm war, während des Unterrichts für seinen Unterhalt von mir eine Unterstützung nehmen zu müssen, so verschaffte ich ihm in nächster Nähe von meinem Hause einen Chausseeeinnehmerposten, eine Stellung, die ihm genug freie Zeit ließ, täglich zum Unterricht zu kommen und auch für sich zu lernen. Er lernte sehr fleißig und mit sichtlichem Interesse und wußte bald die Hauptstücke mit Erklärung auswendig, und es war mir eine tägliche Freude und Stärkung zu beobachten, wie das Wort Gottes sichtlich in ihm arbeitete und sein Glaube fröhliches Wachstum zeigte. Am heiligen Weihnachtsfeste sollte die Taufe sein und er wünschte, daß er den Namen Jovan = Johannes erhielte. Da plötzlich kurz vor Weihnachten an einem furchtbaren Regentage, als es schon dunkel geworden war, kommt plötzlich der Brahmane zu mir und erzählt mir ganz erregt, daß sein Onkel und Bruder gekommen seien, um ihn zu holen, da seine Mutter totkrank sei und ihn vorm Sterben noch mal zu sehen wünsche. Er frug mich nun, was er thun solle. Da ich der Meinung war, daß das Ganze nur eine List sei, den Romasami bei Nacht und Nebel plötzlich weg zu locken, so riet ich ihm, auf alle Fälle diesen Abend nicht mitzugehen, sondern am andern Morgen seine Verwandten zu mir zu bringen, um mit ihnen sprechen zu können. Dem stimmte er freudig zu und ging. Am andern Morgen in aller Frühe, kam er mit seinen Verwandten an, die nur zögernd und sichtlich mißmutig sich meinem Hause näherten, während Ramasami eilig herbei kam und mir vorweg erzählte, daß er in der vergangenen Nacht den Seinigen ein offnes Bekenntnis abgelegt, daß er Christ werden wolle. Inzwischen kamen der Onkel und Bruder scheu an. Ich hieß sie hereinkommen. Aber der Onkel schaute griesgrämig drein und ließ sich lange nötigen. Endlich trat er in mein Zimmer, aber zum Sitzen konnte ich diesen kastenstolzen Brahmanen erst dann bewegen, als ich ihm einen Stuhl anbot, während Ramasami sich längst einfach auf den Boden gesetzt hatte. Ich begann nun mit dem Onkel zu reden und sagte, er wisse wohl, daß

sein Neffe Christ werden wolle. Ja, erwiderte er, gerüchtweise habe er es früher gehört, aber nicht geglaubt, bis er letzte Nacht es aus seines Neffen Munde gehört. Er hätte nie gedacht, daß er und seine Familie noch solche Schmach erleben würde. Ich suchte ihn nun zu beruhigen und zu zeigen, daß, da sein Neffe etwas sehr gutes zu thun gedenke, er ihm nicht zürnen dürfe oder sonstige Schwierigkeiten bereiten, und sagte ihm so kurz als möglich die Hauptlehren des Christentums. Ramasami strahlte vor Freuden, daß sein Onkel auch die Hauptsachen zu hören bekam und bat mich, als ich geendigt, doch seinem Onkel auch noch die zehn Gebote einzeln zu sagen, und bekannte dann selbst noch auf das mutigste seinen Glauben. Zum Schluß bot ich dem alten Brahmanen noch einen guten Traktat an, den er aber wohl aus Furcht, auch vom Christentum angesteckt zu werden, nicht anrühren wollte. Es war mir wieder ein Beweis dafür, daß gerade unter den Brahmanen man die größte Unwissenheit über das Christentum findet, da sie sich absichtlich demselben verschließen. So glaubte doch dieser, daß das Taufwasser ein Abguß von Rindsleder sei, das greulichste, was sich ein Brahmane nur denken kann.

Da der Onkel nun wiederholt versicherte, daß die Mutter des Ramasami totkrank sei und ihren Sohn zu sehen wünsche, so willigte ich endlich ein, letzterem zu erlauben seine Mutter noch zu sehen, da er sein Gehen von meiner Zustimmung abhängig gemacht hatte. Ich dachte nämlich, einmal muß es ja doch zur Entscheidung kommen, und es ist besser vor als nach der Taufe. Kommt er zurück, so hat sein Glaube eine harte Probe bestanden und du kannst ihn mit um so größerer Freude taufen. Unterliegt er aber in der Versuchung und läßt sich durch seine Verwandten wieder vom Glauben abwendig machen, so ist es besser, wenn er vor als nach der Taufe wieder zurückgeht. So dachte ich und ließ ihn ziehen mit vielen Ermahnungen, dem Herrn, der ihn berufen, treu zu bleiben. Er selbst blieb noch bei mir, als seine Verwandten schon mein Zimmer verlassen, faßte meine Hand an und sagte: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr. Ich habe die Wahrheit erkannt und kann nicht zurück und sollte es mein Leben kosten.“ So nahm er Abschied und ich sah ihn mit einiger Besorgnis und Wehmut ziehen, betete aber für ihn, daß der Herr ihn nicht über Vermögen versuchen und in der Stunde der Anfechtung seinen Glauben erhalten und stärken möchte. — Aber er kam nicht wieder und trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte ich keine gewisse Kunde über ihn erhalten. Lange Zeit hat mich sein Verschwinden sehr beunruhigt und ich fürchtete, daß er irgendwo vielleicht in einem Tempel eingesperrt gehalten würde, um ihn mürbe zu machen. Ich habe viel für ihn gebetet. Möchte der Herr, der verheißen, daß er das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht nicht auslöschen will, sich auch dieses Brahmanen in Gnaden erbarmen und ihn noch zum festen Glauben und zur Taufe kommen lassen zu seiner Seelen Seligkeit.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1883.

Die Judenfrage von einem Judenmissionar beleuchtet.[1])

Wer heutiger Zeit Israel ansieht, wird bekennen müssen, daß gerade unsre Zeit für das Volk der Juden eine Zeit der Heimsuchung, der Züchtigung und des Gerichtes ist. Noch sind es wenige Jahre her, da war alles friedlich und stille; kein Mensch dachte viel an die Juden. Wer von der Notwendigkeit redete, daß die Juden sich bekehren müßten, der konnte von manchen Christen hören: „ach laßt doch die Juden gehen, die leben so friedlich und stille unter uns; was kümmert ihr euch um die Juden, die bekehren sich doch nicht.“ Nun heute ist das anders geworden. Heute bekümmert sich alle Welt um die Juden, heute redet jedermann von ihnen; zwar nicht deswegen, weil sie sich noch nicht bekehrt haben, wohl aber kann man sagen, daß wenn sie sich bekehrt hätten, wenn sie andre geworden wären, als sie von alters her sind, daß dann die Ursache, warum immer wieder alle Welt von ihnen redet, schon längst beseitigt wäre. Diese friedlichen und ruhigen Jahrzehnte, die ihnen unter uns Christen in unserm Jahrhundert gegönnt waren, hätten sie billig benützen sollen, nicht bloß um ihre materielle Lage zu verbessern und ihre zeitlichen Interessen zu fördern, sondern auch um sich geistig und religiös zu erneuern und dem Christentum näher zu treten. Denn eine durchschlagende, gründliche Erneuerung, eine Herzensbeschneidung kann ja in nichts anderm bestehen, als in der Annahme des christlichen Glaubens, in der Bekehrung zu Jesu, dem Messias Israels.

Solche Bekehrung ist immer noch nicht erfolgt, darum kann auch das jüdische Volk jetzt noch nicht zu stätiger Ruhe und bleibendem Frieden kommen, sondern wird auch jetzt wieder vertrieben und leidet auch jetzt wieder nicht nur unter dem Grimm der Menschen, sondern auch unter dem Grimm und Feuer Gottes.

Die allgemeine Erregung gegen die Juden, die Feindseligkeiten und Verfolgungen, die sie erfahren, sind jetzt in aller Mund. Sie fordern jedermann zum Nachdenken auf; man fragt sich allgemein, woher das, warum das, wozu das? Und so wäre es übel angebracht, wenn wir am heutigen Tage, wo wir ganz besonders vom Heil der Juden reden wollen, uns nicht darüber aussprechen, sondern über diese für unser humanes Jahrhundert so auffällige Erscheinungen mit Stillschweigen hinweggehen wollten.

Wie Sie sich erinnern, hat die Mißstimmung gegen die Juden zuerst

[1]) Vortrag des Dr. Heman am vorjährigen Judenmissionsfeste zu Basel.

und schon vor 3—4 Jahren in Berlin ihren ersten Ausdruck gefunden. — Wenn irgend wo, so lebten dort die Juden in Wohlfahrt und Frieden, ja sie hatten sich zu einflußreicher und tonangebender Stellung daselbst aufgeschwungen. Es schien in der That, als ob daselbst das Judentum eine Stätte freier Entfaltung für seine Kräfte und Bestrebungen finden sollte und seiner Thätigkeit keine Hemmung und Schranke entgegenstehen sollte.

Nicht wenig erstaunt waren sie darum, daß man gerade hier ihr Thun und Treiben anfechten wollte. Statt sich dadurch veranlaßt zu finden, sich zu besinnen und sich zu fragen, was an den Vorwürfen, die man ihnen mache, wahr und berechtigt sei; statt die gerügten Mängel und Schäden ihres Wesens zu bessern, haben sie vielmehr ihre Widersacher verhöhnt und verspottet und sich selbst nur um so mehr in eitlem Selbstruhm glorificiert. Man kann nicht sagen, daß sie die drohenden Zeichen der Zeit verstanden und daraus Anlaß genommen hätten, ein neues zu pflügen und nicht mehr unter die Hecken zu säen. Diese Mahnung, die so gemäßigt und ohne Gewaltthätigkeit an sie kam, haben sie durchaus in den Wind geschlagen.

Da trafen sie im vorigen Jahre härtere, ja grausame Schläge und zwar wiederum da, wo sie es am wenigsten erwarteten. — Die westlichen Provinzen Rußlands, Kleinrußland und Polen, haben eine jüdische Bevölkerung von mehr als 3 Millionen Seelen. — In den Verfolgungen des Mittelalters sind tausende von deutschen Juden nach dem damals großen und mächtigen Königreich Polen ausgewandert, wo man sie bereitwillig aufnahm und ihrer Ansiedlung, ihrem Handel und Wandel kein Hindernis in den Weg legte. Dort haben sie sich nun außerordentlich vermehrt; so sehr, daß das Land sie lange nicht mehr ertragen konnte, und die Mehrzahl von ihnen in kümmerlicher Armut ihr Leben fristen muß. Auch die russische Regierung ließ sie bisher in Polen unangefochten, wenn es ihnen auch nur in sehr beschränkter Weise die Niederlassung im eigentlichen, alten Rußland gestattete. Da plötzlich wurden diese tausende von polnischen Juden aufgeschreckt, indem da und dort, bis jetzt wohl an mehr als 30 Orten, die Bauern und Einwohner über sie herfielen, sie mißhandelten, beraubten oder ihnen die Häuser in Brand steckten. Wir können hier nicht nach den Ursachen dieser rohen Gewaltthaten fragen; sie fanden eben statt, wie „ein Feuer, das brennt und niemand löschen kann.“ Bis auf den heutigen Tag ist man noch nicht im klaren über die eigentlichen Urheber und Anstifter dieser Gewaltthaten. Über 30000 Männer, Weiber und Kinder flohen außer Land in bedauernswertem Elend. Nicht bloß ihre Volksgenossen, sondern auch die Christen aller Länder beeilten sich aber, ihre Not nach Kräften zu lindern. Aber diese Juden sind nun nicht bloß ein Gegenstand des Mitleids für ganz Europa geworden, sondern das jüdische Volk selbst fängt nun an zu fühlen, daß diese harten Schläge doch nicht wohl vom reinen Zufall herkommen, daß es Züchtigungen Gottes sind, daß diese Heimsuchungen auch ihre Bedeutung haben und Frucht tragen sollen. Wenigstens da und dort fangen die Juden an nachzudenken über die tieferen Gründe solcher jammervollen Ereignisse; sie

fragen nach den Zwecken und Absichten, welche die Vorsehung damit habe, daß sie so Schreckliches über sie kommen lasse. O daß sie die rechte Antwort darauf fänden! O daß doch Männer unter ihnen aufstünden, die erleuchtet durch das Wort ihrer alten Propheten, ihnen mit prophetischem Ernst und Unerschrockenheit die Absichten Gottes und die Ziele seiner Führungen kund thun könnten und wollten! Dann möchte wohl aus der bittern Wurzel der Trübsal eine süße und friedsame Frucht der Gerechtigkeit und des Lebens erwachsen.

Aber leider ertönen auch jetzt schon wieder die Stimmen solcher, welche wie einst in alten Zeiten die falschen Propheten ihres Volkes Ohren mit allerlei schmeichelnden Melodien berücken, es über den Ernst seiner Lage täuschen und die Drangsale nur in eitlen Selbstruhm verkehren. So hat kürzlich einer der hauptsächlichsten Wortführer des modernen Judenthums sich dahin geäußert: So oft das jüdische Volk der Menschheit eine neue, große Offenbarung Gottes zu bringen und eine heilsame Wahrheit kund zu thun gehabt habe, so oft habe es auch zuvor und nachher von den Völkern der Welt zu leiden und grausames zu erdulden gehabt. So als es für die Menschen das göttliche Gesetz empfangen habe, habe es zuvor schwere Verfolgung in Ägypten durchmachen müssen. Dann wieder als die Völker von ihm den Monotheismus, die Lehre vom einen Gott, empfangen hätten, sei sogar bald darnach Israel ganz und gar vertrieben und zerstreut worden. So seien die Leiden des jüdischen Volkes immer den übrigen Menschen zum Heil und Segen geraten; und so dürfe man annehmen, daß auch aus den gegenwärtigen Verfolgungen der Juden gutes entstehen werde und daß gerade jetzt die Juden wieder erwählt seien, den Menschen neues Heil zu bringen. Das hat in allem Ernst ein angesehener jüdischer Schriftsteller gesagt. Aber man könnte beinahe nicht glauben, daß die Selbstverblendung, die Eitelkeit und die Selbstbespiegelung der Juden zu so hohem Grad des Wahnwitzes gestiegen seien, wenn es nicht Thatsache wäre, daß die Juden unsrer Zeit sich für das Messiasvolk der Welt, für den Messias der Menschheit erklärt hätten. Nur aus diesem Wahn läßt sich eine solche verhängnisvolle Deutung der jetzigen Verfolgungen erklären. Es ist also bis jetzt noch wenig Aussicht, daß Israel zur Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis gekommen sei durch die gegenwärtigen Bedrängnisse. Wir wissen darum nicht, ob nicht vielleicht noch schwerere Gerichte und größeres Unheil drohen. Denn schon zieht ja ein neues Unwetter über die Juden Ungarns herauf. Dort soll ein Christenmädchen von Juden ermordet worden sein, und das erbitterte Volk hat davon Anlaß genommen, das alte Märchen wieder vorzubringen, daß die Juden zu ihrer Osterfestfeier Christenblut bedürften. Wer weiß, welch schauerliche Folgen im Mittelalter aus der Annahme dieses Märchens sich für die Juden ergeben haben, der kann nur mit Schrecken daran denken, daß man diesem unsinnigen Wahn wieder Glauben beimessen könnte. Das Auftauchen dieses Märchens ist immer ein sicheres Zeichen furchtbarer Erbitterung und rachgierigen Hasses gegen die Juden. Darum auch die ungarische Regierung nicht mit Unrecht Vorsichtsmaßregeln getroffen hat, um dem thätlichen Ausbruch des Hasses vorzubeugen. Wenn aber so das schlimmste gegen die Juden geplant wird, so sollten sie es sich

doch zur Warnung und zur Mahnung dienen lassen, um einmal ihr Leben und Wesen einer ernsten Selbstprüfung zu unterwerfen.

Wenn wir nun aber so die falsche Deutung der Zeichen der Zeit und der Ereignisse der Gegenwart verwerfen, so kann man mit Recht die Frage an uns richten; welches denn die Deutung sei, die wir ihnen geben? Wir wollen darauf in Kürze antworten: Wir glauben, daß dieser Grimm gegen die Juden und dies Feuer, das ausbricht und niemand löschen kann, nicht anders zu deuten sind, als nach dem Worte des Propheten Jeremias (4, 1—4). Es sind kräftige Mittel in der Hand Gottes, um Israel wieder einen Schritt vorwärts zu bringen und es wider seinen eignen Willen zu nötigen, ein neues zu pflügen, und endlich einmal aufzuhören immer nur wie bisher unter die Hecken zu säen; es sind kräftige Mittel in der Hand Gottes, die Bekehrung Israels zu seinem Gott und Heiland zwar nicht direkt zu wirken, aber doch indirekt vorzubereiten. Um dies uns deutlich zu machen, müssen wir die religiösen und geistigen Zustände unsrer heutigen Juden näher in Betracht ziehen. Es würde aber zu lange sein, wenn wir alle diese Zustände darlegen wollten, da sie bei den deutschen, russischen und österreich-ungarischen Juden sehr verschieden sind. Weil die Ereignisse in Rußland gerade jetzt das meiste Aufsehen erregen, wollen wir nur darauf unsren Blick richten. Geistig und religiös sind die Juden Rußlands nicht bloß hinter denen der übrigen europäischen Menschheit, sondern auch hinter denen ihrer eignen Volks- und Religionsgenossen in andern Ländern mindestens um hundert Jahre zurückgeblieben. Die Mehrzahl der russischen Juden lebt immer noch in der geistigen Nacht und moralischen Stagnation, welche die Folge der vielhundertjährigen Herrschaft des Talmud ist. Ein Wust von Ceremonien, Gebräuchen und Aberglauben gilt dort als jüdische Religion. Mit der materiellen Armut und Verkommenheit geht geistige und religiöse Armut und moralische Verkommenheit gleichen Schritt. Die Jugend, welche sich dem Talmud abgewendet hat, hat doch nichts besseres gefunden, um es an dessen Stelle zu setzen; viele davon sind darum dem religiösen Nihilismus verfallen. Den einen gilt die Unwissenheit in allen weltlichen Wissenschaften noch als ein Zeichen der Frömmigkeit, und die andern, welche solche traurige unwissende Frömmigkeit verachten, haschen nach dem Scheinwissen einer oberflächlichen Bildung und haben mit dem Aberglauben auch allen Glauben preisgegeben. Andre, welche die alte Frömmigkeit wieder erneuern und beleben wollen, haben sich der fanatischen und mystisch-excentrischen Sekte der Chassidäer angeschlossen und suchen durch künstliche Begeisterung die Gefühle der Frömmigkeit und die gottinnige Andacht des Gebetes hervorzurufen. Von einem Fortschritt der religiösen Erkenntnis, von Veredlung des sittlichen Lebens, von Erleuchtung des Geistes, Heiligung des Herzens, von einem rechten Gebrauch ihrer Bibel, von einer Umkehr zum Geist der Bibel, zu Moses und den Propheten ist bei all diesen Juden keine Spur vorhanden. Man kann nicht anders sagen, als daß ihr Licht erloschen und alles religiöse, sittliche und geistige Leben in eine finstere und faule Versumpfung verfallen ist, weshalb sie auch aller weltlichen Kultur und wahren Menschenbildung fern geblieben sind.

Nichtsdestoweniger schlummern auch unter dieser Decke noch viele guten

Kräfte und Talente, aber sie müssen aufgerüttelt, in Bewegung gebracht, in andre Luft versetzt und mit besserem Geistessamen befruchtet werden. Wie soll das geschehen? Aus sich selbst kann eine solche träge Masse nicht in Bewegung kommen. Und wer vermöchte es, ein Volk von 3½ Millionen Seelen aus seinem Geistesschlaf aufzuwecken und zu neuer und erneuernder Thätigkeit anzuspornen? Wahrlich diese Aufgabe wäre für einen der alten Propheten zu groß. Es dürfte also unendlich lang dauern, bis aus der Mitte der Juden selbst hervor eine so energische Anregung erstünde, daß dies Volk sich getrieben fühlte, gründlich und allseitig ein neues zu pflügen. Da muß eine höhere Macht eingreifen. Und so hat Gott diese Verfolgungen zugelassen, welche die Juden ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes treffen und welche sich über Schuldige und Unschuldige erstrecken, damit dies ganze Volk aus seinem Geistesschlaf aufwache, damit es seine alten Vorurteile, seinen alten Aberglauben, auch seine alten Untugenden abschüttele, aus seiner Abgeschlossenheit heraustrete und am geistigen, sittlichen und socialen Leben der übrigen Menschheit teil zu nehmen anfange. Wenn diese 3½ Millionen russischer Juden sich nun in die Notwendigkeit versetzt sehen, um ihre äußere Lage zu verbessern, sich an der modernen Bildung und Kultur zu beteiligen, wenn sie statt in ihren Taldmudschulen einmal anfangen in Schulen zu gehen, wo sie mit, wenn auch nicht christlichen, doch modernen Wissenschaften bekannt werden, wenn sie statt ihres Aberglaubens solide Kenntnisse, statt ihres Schacherhandels solide Gewerbe sich aneignen, dann muß auch ihr religiöses Denken, Fühlen und Leben ein andres werden. Es kann nicht ausbleiben, daß dieser äußere Umschwung aller ihrer Verhältnisse auch einen Umschwung im Innern, in ihrer Religion nach sich ziehe. Sie werden also auch in religiöser Beziehung einen Schritt vorwärts getrieben werden.

Sehr nahe liegt nun aber der Einwand, daß jemand sagt, dieser gewaltsame Umschwung, der nun in den äußeren Verhältnissen eintrete, dürfe in religiöser Hinsicht so hoch nicht angeschlagen werden. Man sehe es ja an den deutschen Juden und denen des übrigen Westens, daß ihre Teilnahme an der europäischen Kultur und Civilisation, an Bildung, Künsten und Wissenschaften ihrem religiösen Leben noch wenig Vorteil gebracht, geschweige denn sie dem Christentum näher gebracht habe. Aber darauf läßt sich leicht antworten. Für's erste muß doch anerkannt werden, daß die Stellung unsrer Juden zum Christentum eine ganz andre geworden ist, seit sie an unsrer Bildung teil haben. Dieser glühend fanatische Haß gegen Jesum und seine Religion, der unsre Juden noch vor hundert Jahren beseelte, ist doch verschwunden; sie beurteilen das Christentum doch etwas weniger vorurteilsvoll; sehr viele haben doch vor dem Christentum und seiner Bildung einen gewissen Respekt erhalten, ja viele stehen dem Christentum gar nicht so ferne. Wenn das auch bei den östlichen Juden erreicht wird, ist es schon ein großer Gewinn, denn dort verachten sie noch das Christentum mit der Verachtung, die aus der borniertesten Unkenntnis und dem blindesten Fanatismus geboren ist. Wenn aber unsre modernen Juden für ihr Talmudjudentum vielfach nur religiösen Indifferentismus und Irreligiösität eingetauscht haben, so ist das wohl für sie selbst beklagenswert, aber das ist auch gewiß, ein ganzes Volk kann nicht für

lange dem Indifferentismus und der Irreligiösität sich hingeben, denn es kann dabei nicht bestehen. Dies ist nur ein Übergangsstadium, dem dieser Bruchteil des jüdischen Volkes verfallen ist. Wenn unsre deutschen Juden in ihrem religiösen Leben noch keine Vertiefung gewonnen haben, so kam dies daher, weil eben die größere Masse des jüdischen Volkes, welche im Osten zu Hause ist, noch in seiner alten Stagnation beharrte. Ist aber erst einmal das gesamte jüdische Volk, die im Osten und Westen, Norden und Süden, in geistige Bewegung versetzt, sind alle in die Krisis zwischen altem und neuem eingetreten, ist das alte rabbinische Judentum beim gesamten Volk in Abgang gekommen, dann wird das jüdische Volk nach einer neuen Basis seines religiösen Lebens verlangen, wenn es anders noch ein Volksganzes bleiben will; dann wird die Bewegung auch einen religiösen Charakter annehmen und wird die Früchte einer religiösen Erneuerung zeitigen. Nicht meine ich, daß das jüdische Volk sich dann etwa stracks und geraden Wegs dem Christentum zuwenden werde, aber es wird sich zur ersten und besten Grundlage seiner Religion zurückwenden, zu seiner alten Bibel und aus ihr Geisteskräfte neuen religiösen Glaubens und Lebens schöpfen und das wird der wichtigste, erfreulichste und hoffnungsreichste Fortschritt sein, den es machen kann.

Das ist also die Deutung und Bedeutung, welche wir den Ereignissen in Rußland zuschreiben. Wir betrachten die Verfolgungen daselbst als die unliebsamen Schläge, die den dortigen Hauptteil des jüdischen Volkes aus seinem langen und tiefen Geistesschlaf aufwecken sollen. Erreichen sie diese Absicht und diesen Zweck, dann tragen sie eine heilsame Frucht, so übel die Verfolger es meinen und so verabscheuenswert ihre Handlungsweise ist. Es giebt ja aber in der Geschichte der Völker und zumal in der Geschichte des jüdischen Volkes der Beispiele genug, da Gott das zum besten wendet, was die Menschen übel und böse gemacht haben. Möchte dies doch auch hier geschehen, und wir sind der festen Überzeugung, daß es geschehen wird.

Aber, meine Freunde, bisher haben wir nur davon geredet, was diese Ereignisse für Eindruck auf das jüdische Volk machen sollen, was sie daraus lernen sollen. Fragen wir doch einmal auch, was diese Ereignisse uns sagen, welchen Eindruck wir davon empfangen sollen? Diese Frage ist wohl überlegenswert für alle, welchen die Bekehrung und das Heil Israels am Herzen liegt. Und wir, die wir hier versammelt sind, wollen doch zu diesen gehören; unser Herr hat uns ja ermahnt, auf die Zeichen der Zeit wohl zu achten, zumal auf die Zeichen der Zeit an seinem Volk. Das Volk Israel, auch das ungläubige und unbekehrte, ist ja doch immer noch von Bedeutung für das Reich Gottes. Die Zeiten des Reiches Gottes und die Zeiten des Volkes Israel stehen ja in einer gewissen Parallele; die Zeichen der Zeit am Volk Israel sind darum auch in gewisser Hinsicht Zeichen der Zeit für das Reich Gottes, wie ja auch umgekehrt die großen Ereignisse im Reich Gottes einen gewissen Widerschein finden im Leben des jüdischen Volkes. Darüber ließe sich nun manches sagen, wie merkwürdig diese Erschütterungen des jüdischen Volkes wieder parallel gehen gewissen Erschütterungen unter den Völkern, die jetzt zum Reich Gottes gehören. Das würde uns aber hier zu weit führen;

ich will mich darauf beschränken, noch ein Wort davon zu reden, was diese Ereignisse denen sagen, die, wie wir, sich besonders für die Mission unter den Juden interessieren.

Da ist wenigstens mein Eindruck der, daß in unsrer Zeit Gott der Herr selbst mit mächtiger Hand an seinem alten Bundesvolk missioniert. Betrachten wir die gewaltigen und furchtbaren Ereignisse der Zeit im Licht jenes Prophetenwortes, das wir an die Spitze gestellt haben (Jer. 4, 1—4) und anerkennen, wie die Deutung, die wir den gegenwärtigen Ereignissen in eben jenem Licht gegeben haben, dann wird man sich diesem Eindruck nicht entziehen können, daß Gott der Herr selbst es ist, der mit so gewaltigem Arm an seinem Volk arbeitet, daß er es ist, der es aus seiner Nacht einen Schritt vorwärts dem Lichte der Wahrheit entgegentreibt; daß er sein Volk treibt wider dessen Willen. Ja so hat er es durch seine alten Propheten vorlängst schon weissagen lassen, daß er selbst der Hirte sein wolle, der seine verirrten und verlornen Schafe von ihren Irrwegen herumholen und zu seiner Herde bringen werde; er hat zuvor gesagt, daß er selbst es thun wolle zu seiner Zeit. Und in der That nur er kann ja sein Volk bekehren. Das ist eine Aufgabe, die über menschliche Kraft und über menschliches Vermögen geht; menschliche Missionare bringen das mit aller Anstrengung nie zustande; kein Missionseifer der Christenheit reicht dazu aus; die Bekehrung seines alten Bundesvolkes muß er selbst anfangen und hinausführen. Nur er weiß Zeit und Stunde, wann die Decke von den Augen Israels fallen soll; nur er hat Mittel und Wege, ihren widerstrebenden Sinn zu ändern, ihren harten Nacken zu beugen und ihre verfinsterten Herzen zu erleuchten. Und das wird unsres Herrn Jesus größter Triumph sein, wenn er selbst die, welche seine größten, ältesten, hartnäckigsten, verblendetsten Feinde waren, dazu gebracht haben wird, daß sie ihm ihre Kniee beugen, ihm huldigen, ihn als ihren Messias anerkennen. Diese Ehre läßt er keinem andern. Das ist das Ziel all der dunkeln und verschlungenen Wege, die er mit Israel geht; daran arbeitet er auch jetzt wieder mit Macht nach seiner Weise.

Vielleicht bist du aber geneigt einzuwenden: ja wenn Gott missioniert, da sollte es doch rascher gehen mit der Bekehrung, nicht so langsam schrittweise. Oder vielleicht denkst du voll freudiger Hoffnung: weil Gott jetzt selbst die Arbeit an seinem Volk in die Hand genommen hat, werde die Bekehrung Israels nicht mehr lange auf sich warten lassen; für Gott gebe es ja keine Hindernisse; er sei allmächtig und könne die Hindernisse leicht und rasch beseitigen. Die Bekehrung Israels stehe also jetzt ganz vor der Thüre. Nun allen solchen Gedanken gegenüber muß man sagen, daß das recht phantastisch von Gott und seinem Wirken gedacht ist. Die heilige Geschichte der Offenbarungen Gottes belehrt uns darüber eines andern, und der Volksmund versteht das Wirken Gottes in der Welt viel besser, wenn er das treffende Sprichwort aufgebracht hat: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein.“ Ja Gottes Wege gehen allzeit langsam, schrittweise, stufenweise, gründlich, allseitig, nach einem weisen Plan, in dem nichts vergessen, nichts übersehen, nichts vernachlässigt ist. Gott hat ja auch Zeit, er braucht nichts zu überstürzen; tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag; er weiß, daß er sein Ziel doch erreicht

und wenn es auch hundert Jahre währt, bis es einen Schritt vorwärts geht.' Schaue nur einmal aufmerksam und nüchtern in die Geschichte der Wege Gottes mit den Völkern und mit der Menschheit hinein, so wirst du wahrnehmen, daß die Fortschritte der Menschen der Wahrheit und der Seligkeit entgegen sich nicht nach Jahren, sondern nur nach Jahrhunderten zählen lassen. Von Adam bis Noah sind Jahrhunderte verflossen; von Noah bis Abraham vergingen wieder Jahrhunderte; neue Jahrhunderte vom Bund mit Abraham bis zum Bund durch Mose; von Mose bis David vergehen wieder Jahrhunderte und wie viele Jahrhunderte dauerte das Warten und Harren der Völker bis endlich das Heil der Welt, der Trost Israels, das Licht der Völker erschien. Und seither hat Gott seine Wirkungsweise nicht verändert. Wie können wir uns einbilden, jetzt werde die Bekehrung der Völker, die Umkehr Israels, die Vollendung des Reiches Gottes im Nu und sprungweise geschehen? Gott bleibt bei seiner Ordnung. So führt er auch Israel Jahrhundert für Jahrhundert je einen Schritt der Wahrheit näher. Und wenn wir es jetzt erleben, daß die drei und eine halbe Million Juden des Ostens einen Schritt vorwärts von ihm geführt werden, so bleiben doch für spätere Zeiten noch manche Schritte übrig. Aber das will ich doch noch beifügen, daß Gott nur darum so langsam und stetig vorwärts geht in seinem Wirken, weil wir Menschen so schwer Gottes Wege begreifen und uns darein finden. Wir Menschen sind so schwacher Vernunft und so harten Herzens, so trägen Sinnes, daß ein Volk wahrlich hundert Jahre Zeit braucht, bis es das ahnt und versteht und durchführt, was Gott in einem kurzen Augenblick anregt und ins Dasein ruft. Und das ist nicht etwa beim jüdischen Volk allein so, sondern das gilt von allen Völkern.

Also wir dürfen wohl in den Ereignissen unsrer Zeit, welche die Juden treffen, die Hand Gottes sehen, die an jenem Volke arbeitet, und mit heiliger Scheu und Ehrerbietung wollen wir Gottes Walten darin erkennen; er ist ja ein heiliger und gerechter Gott, der wohl weiß, was er thut; der seine heiligen Absichten und gerechten Gründe hat, wenn er so schreckliche Drangsale über ein Volk, über Groß und Klein, Alte und Junge, Schuldige und Unschuldige bringt, und der auch die richten wird, die er als Geißeln seines Grimmes, als Flammen seines Feuers gebraucht.

Wenn wir nun aber von der Missionsarbeit Gottes auf die Missionsarbeit der Menschen schauen, — wie klein, wie unbedeutend und gering erscheint da das menschliche Thun! Die 120 Judenmissionare, welche von den verschiedenen Gesellschaften auch in diesem Jahre unter die Juden geschickt wurden, bei aller treuer Arbeit, wie klein sind die Erfolge, wenn wir auf das jüdische Volk im ganzen schauen; wie unspürbar ihre Einwirkung auf die Masse des Volkes! Was sind 120 Missionare unter einem Volk von etwa 7 Millionen Seelen; sie verschwinden mit ihrer Arbeit fast unbemerkt. — Da ist klar, daß die Mission nicht die Absicht verfolgen kann, das Volk als ganzes und insgesamt zu bekehren, diese Aufgabe muß jede Judenmission der Arbeit und dem Walten Gottes überlassen. Aufgabe der Judenmission und ihrer Missionare kann nur sein, einzelnen, welche jetzt schon der Masse ihres Volkes voraus eilend sich nach Licht und Wahrheit sehnen, den Weg dazu zu weisen. Die Missionare können die

Botschaft des Evangeliums Jesu nicht an das Volk im großen richten, sondern nur an einzelne Seelen, und es versuchen, jetzt schon ihrer etliche selig zu machen der Masse des Volks zum Zeugnis, daß die Religion Christi noch lebendig und kräftig ist und noch auch auf ihr Kommen wartet. Das haben denn die Missionare auch in diesem Jahre gethan, wenn auch vielleicht mit weniger Erfolg als in den vergangenen. Und das ist kein Wunder. Durch den Widerspruch, den man jetzt den Juden entgegensetzt, durch die Verfolgungen, die in Rußland über sie gekommen sind, sind die Juden außerordentlich erregt und empfindlich geworden. So wenig diese Verfolgungen einen religiösen Charakter an sich tragen, und so wenig man allerwärts den Juden gram und feind ist ihrer Religion wegen, so sind es eben doch christliche Völker, von denen sie mit Recht und Unrecht Widerspruch und Verfolgung zu erleiden haben, und so geben sie doch vielfach dem Christentum die Schuld. So lange diese Aufregung dauert, wird ja wohl immerhin die Stimme der Missionare kein Gehör finden. Aber das wollen wir uns nicht verdrießen lassen, wenn das jüdische Volk dafür nur die Stimme Gottes vernehmen will, der durch solche gewaltige und schwere Ereignisse zu ihm redet, wenn sich also das jüdische Volk nur die Missionsarbeit seines Gottes gefallen läßt. Und wenn die Missionare jetzt weniger Eingang unter den europäischen Juden finden, so daß ihre Arbeit viel schwieriger geworden ist, so hat sich ihnen gerade im verflossenen Jahre eine Thüre in Asien geöffnet, wo sie einen vielversprechenden Eingang zu finden, gegründete Hoffnung haben.

Schon ums Jahr 1850 arbeiteten drei noch lebende englische Missionare unter den persischen Juden, predigten ihnen das Evangelium und verteilten unter sie Bibeln und andre Schriften. Es zeigte sich ein bemerkenswertes Verlangen, besonders nach heil. Schriften in hebräischer, syrischer, türkischer, persischer, armenischer und arabischer Sprache und dieselben gelangten von Persien bis nach Kurdistan und Turkistan. Da aber die Kosten dieser Mission sich zu hoch beliefen, mußte sie im Jahre 1865 wieder aufgegeben werden. Im Jahre 1879 gelangte nun aus Hamadan ein Brief nach London, worin einige durch das Lesen des neuen Testaments und andrer Schriften zum Glauben an Christum gekommene Juden die Missionsgesellschaft bitten, sie möge ihnen doch einen Missionar schicken zu ihrem weiteren Unterricht und um das Werk in Persien aufs neue aufzunehmen. Aber auch damals konnte die Londoner Missionsgesellschaft der Bitte nicht entsprechen. Aber im Auftrag der englischen Bibelgesellschaft reiste dann Prediger Bruce nach Hamadan, um die Sache zu untersuchen. Im Jahr 1880 schrieb er dann, daß in der That dort einige Juden der besten Familien zum Glauben gekommen seien und schon viel Ungemach und Verfolgungen um Jesu willen von ihren Volksgenossen erduldet hätten, unter ihnen mehrere Ärzte, die im Jahr 1878 von einem durchreisenden amerikanischen Missionar getauft worden seien; ein andrer war vom protestantisch-armenischen Pastor in Hamadan getauft worden. An Schutz fehlte es ihnen gänzlich und mit auswärtigen Missionaren standen sie in keiner Verbindung. Im ganzen seien 40 Männer und 15 Frauen erweckt; aber nur 5 von ihnen seien getauft: aber es gebe noch viele, die im stillen dem christlichen Glauben geneigt seien, jedoch noch

durch Familienrücksichten zurückgehalten seien. Am 25. Juli sandte nun die englische Gesellschaft den auch uns bekannten Missionar Lotka aus Lemberg nach Persien, um das Werk weiter zu führen. Er bestätigt die Nachrichten des Predigers Bruce. Möge der Herr weiteren Segen geben, damit die junge Saat wachse in Christo und noch viele Früchte zu Jesu Ehre gezeitigt werden. So braucht also die Judenmission den Mut nicht zu verlieren; wenn in einem Land die Herzen sich verschließen, weiß der Herr an andrem Orte seinem Evangelium eine Stätte zu bereiten. Und das ist gewiß, wenn erst die Missionsarbeit Gottes an den Juden Europas ihre Wirkung thut, wenn unsern Juden zum Bewußtsein kommt, daß es durchaus nötig ist, daß sie ein neues pflügen, wenn erst das Feuer der Heimsuchungen das alte, überlebte, halt- und gehaltlose am Judentum verzehrt hat, dann wird auch bei unsren Juden der Hunger und Durst nach besserem, nach Wahrheit und Licht, nach Gerechtigkeit und dem Reich Gottes erwachen. Dann wird die Zeit kommen, wo das Evangelium Jesu Christi auch bei unsern Juden willigen Eingang finden und gesegnete Frucht bringen wird. Unsre Missionsarbeit jetzt ist nur eine vorläufige Saat auf Hoffnung, für welche vielfach der Boden in Geist und Herz der Juden noch nicht vorbereitet ist. Die Zubereitung des Bodens, das ist Sache Gottes; der allein kann durch seine Erziehungs- und Zuchtmittel das dürre und harte Erdreich fruchtbringend machen.

Der sichtliche Sieg des Evangelii in Indien.[1])

Von Jul. Döderlein.

Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das seine mit Frieden. Wenn aber ein stärkerer über ihn kommt, und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ und teilt den Raub aus. Diesen großen Sieg unsres Herrn über den Fürsten der Welt möchte ich euch heute an dem größten Missionsland, an Indien, zeigen, wo nicht bloß der sechste Teil aller Menschen wohnt, sondern fast der vierte Teil aller Missionare arbeitet, zu denen ich selbst von 1860—70 gehören durfte. Dort können wir wohl am besten sehen, welch siegreichem Kriegsherrn wir dienen; denn kein Land draußen hat schon so viele Festen seinem Herrn übergeben müssen als gerade dieses Bollwerk des Satans, wie Indien heißt. Doch von errungenem Sieg zu reden sind wir noch ein Jahrhundert entfernt, kommen ja noch auf jeden evangelischen Christen fast 500 Heiden. Dennoch dürfen wir sagen, der Sieg ist in Sicht, schon beginnt der Feind auf allen Punkten zu wanken und weichen und neben einer Million katholischer Christen sind jetzt dort bereits über eine halbe Million Bekenner des Evangelii aus den Anbetern der schändlichen Scheusale, die die Sünde an Stelle des heiligen Gottes gesetzt. Dies zu erkennen wollen wir zuerst in Kürze das Land überschauen, das es dort für den Herrn zu

[1]) Vortrag im akademischen Missionsverein in Erlangen d. 7. Juni 1883.

erobern gilt, dann aber ausführlicher betrachten, welch glänzende Siege sein Heer dort bereits errungen hat.

1. Indien galt von alters für das reichste Land der Welt nicht bloß um seines Goldes von Ofir, seiner Perlen von Manar, seiner Diamanten von Nellur willen, sondern wegen seines unerschöpflichen Reichtums an Kostbarkeiten der Pflanzen- und Tierwelt, Gewürze wie Pfeffer und Zimmt, Ingwer und Muscat, Vögel wie Pfauen und Papageien oder andere Tiere wie Affen, Elefanten und Büffel im Verein mit vielen anderen Gaben Indiens. Was ist das aber auch für ein ungeheures Land mannigfaltig wie kein andres! Sechsmal so groß als das deutsche Reich streckt es sich als das größte Trapez der Welt von den höchsten Gipfeln auf Erden bis nahe dem Äquator ins Meer und nährt mit Ceylon und Barma 250 Millionen Bewohner. Wir beschränken uns heute auf die Halbinsel, die durch das Vindhiagebirge, vom bengalischen bis zum arabischen Meerbusen in Hindostan oder Nordindien und Dekhan oder Südindien geteilt ist. Da sind im Norden die nie erstiegenen Eisberge des Chimalari, Gaurisanka und Nandadevi, von dem die 4 größten Ströme Indiens ausgehen, Ganges, Damna, Indus und Brahmaputra, im Westen sind Sumpf und Sandwüsten, am h. Ganges unübersehbare Reisflächen und Wildnisstrecken, im Süden neben Kokospalme und Zuckerrohr unermeßliche Wälder von Palmyren, von deren Zuckersaft sich die hunderttausende von Schanars nähren. Die 200 Millionen Hindu sind zum größten Teil noch indischen d. h. schwarzen Stammes, wie die Sprachen im Süden und alle Bergbewohner beweisen, je weiter nach Norden um so vorherrschender arischen Blutes, wie wir, vom iranischen Persien gekommen. Die mehr als 40 Millionen Mohammedaner sind nur verschwindend arabischer Herkunft, die meisten mit Gewalt zu fanatischen Moslim gemacht. Die 132 000 Parsis an der Nordwestküste sind im 7. Jahrhundert vor dem Islam aus Persien geflohene Feueranbeter. Aber was beten die Hindus an? Da kommen wir auf den starken Gewappneten, der seine indische Burg bewahrt. Das ist der Gott dieser Welt, der Vater der Lügen, der sein Blendwerk nirgend feiner ausgedacht, dem Stolz des Herzens wie der Lust des Fleisches schmeichelnder ausgemalt hat, als in diesem Heimatland der Weltweisheit. Als Gott der Herr am Sinai seine Gebote vom Himmel erschallen ließ, sangen die Arier schon am Sarasvati ihre Opfer-Gebete zu den täuschenden Gewalten des vergänglichen Himmels, des verschwindenden Lichts, der veränderlichen Luft, Indra, Varuna, Rutra mit immer neuen Mächten als Agni-Feuer u. a. so daß sie selbst bekannten, ihrer Götter sei keine Zahl oder, wie sie heute sagen, es seien 330 Millionen. Doch aus diesen hoben sie wieder 3 Hauptgötter hervor als Urheber alles Geschehens, des Entstehens, Bestehens und Vergehens, ihre heutige Trimurti, Brahma, Wischnu und Siva und mit diesen Namen und ihren erdichteten Geschichten haben sie offen an Gottes statt Gestalten der schnödesten Sünde gesetzt, die sie selbst nach einander absetzen und neue an ihre Stelle setzen. Brahma, aus dem alles entstehe, wurde vor Alters am meisten verehrt, jetzt hat er im Süden nur noch einen Tempel, denn die beiden andern Götter schlugen ihm seines schändlichen Lebens halben einen seiner 5 Köpfe ab.

Wischnu, der Erhalter, erscheint wohl auf Erden zehnmal, aber in greulichen Gestalten als Fisch, Schildkröte, Mannlöwe und zuletzt als weißes Pferd und da er als König Krischna erschien, zeichnete er sich in allerlei Sünden aus; der ward und wird noch von Millionen mit Stolz verehrt und hat im Süden 108 Tempel mit immer neuen Namen und schlüpfrigeren Geschichten. Heute gilt am meisten Siva, der Vernichter, der alles verschlingende Kronos oder Zeit, der im Tamilland allein 1008 Pagoden besitzt. Aber viel mehr als alle drei werden noch häßlichere Untergötter angebetet: Chanesa, Sivas Sohn, der mit seinem Schmerbauch und Elefantenkopf vor den Tempeln hockt, Eijenar mit seinem wilden Heer, der an den Landstraßen abgebildet steht, Kali, Sivas Weib, die im Norden noch heute Menschenblut fordert. Im Süden aber, wo der alte Götzendienst noch nackt erhalten ist, dient das Volk wissentlich den Teufeln, die in Bäumen wohnen, einen Menschen besessen, der sie mit Trommeln und Tanzen herbeiruft, und unter dessen Krämpfen Verborgnes offenbaren.

Also dieser Geist der Sündenanbetung in seiner nackten Gestalt oder in seiner Fratze von Gottes Dreieinheit ist der mächtigste Feind, der unserm Herrn sein Indien wehren will. Seit dem Jahre 1000, wo der Sultan von Ghazni einfiel, kam dazu der noch feindlichere weil angreifende Geist des falschen Propheten mit seiner erlognen Offenbarung, der sich bis heute 40 Millionen aus diesem Lande zu Jüngern seiner Eroberungslust gebildet hat und noch immer neue Scharen gewinnt und sammelt, indem er öffentlich zu seiner scheinheiligen Freiheit des Fleisches einlädt. Dazu müssen wir leider seit 1500 auch den Weltgeist der päpstlichen Kirche rechnen, wo zuerst portugiesische Franziskaner und bald mit Franz Xaver auch echte Jesuiten nicht bloß den Heiden den Mariendienst samt Inquisition brachten, sondern selbst anfingen, die uralten Thomaschristen in Kotschin mit Lügen und Drohen vom Evangelio abzuwenden. Heute steht ihre Million im ganzen Lande zerstreut dem Evangelio fast wie die Heiden und Türken entgegen. Aber in unsern Tagen erstand noch ein neuer schmeichelnder um so schlimmerer Feind der Wahrheit Gottes, d. i. der Geist der Halbheit oder bloßen Scheins des Christentums im Brahma Samadsch oder Gottverein, den 1865 Babu Cesub Tschender Sin als Nachahmung unsres Gottesdienstes gestiftet durch Brechen der Kaste, Heiraten der Witwen, Singen von Gebetsliedern, Aufnahme durch eine Taufe, Bekenntnis der Sünden, Rühmen Christi, Predigt geistlichen Lebens; aber alles statt zur Bereitung für den Herrn vielmehr zum selbststolzen Ersatz für die ewige Liebe Gottes in dem Heiland der Sünder. Und die Folge ist, daß solche Vereinler jetzt lieber ihren Stifter als Heiland Indiens preisen.

2. All diesen gottfeindlichen Geistern gilt es also jenes ungeheure dichtbevölkerte Land Schritt für Schritt abzuringen mit dem Schlachtruf des Evangelii, und dieser Sieg ist gewiß, das sehen und beweisen wir voraus an dem langsamen aber unaufhaltsamen Fortschritt des Evangelii an allen Enden Indiens. Um diesen Sieg der Wahrheit über alle falschen Lehren wie mit Augen zu sehen, werfen wir nur einen kurzen Blick auf die Geschichte, Anfang und Fortgang der Mission in Indien, und betrachten dann ihren jetzigen Stand.

Der Anfang der evangelischen Mission Indiens war ja, als 1705 Friedrich IV. von Dänemark zwei Schüler Franckes in seine indische Kolonie Trankebar sandte, von wo Gottes Wort noch im vorigen Jahrhundert ausging nach Tanjor und Tritschinopoli im Westen, nach Tinneveli und Travankor im Süden, und nach Cudalur und Madras, ja bis Kalkutta im Norden. Schon Ziegenbalg, der erste Missionar, gründete nicht nur in Trankebar eine kleine Jerusalemskirche am Meer, die nun von den Wellen weggespült ist, und mußte das Jahr vor seinem Tode 1718 die große Neujerusalemskirche mitten in der Stadt bauen, die nur bis heute immer noch ohne Turm ist; sondern trug das Evangelium auch ins Land hinaus, besonders durch Briefe an alle frommen und gelehrten Heiden, von denen er hörte. Aber seine Nachfolger erfüllten das Land weitum mit der Predigt von Christo, und fanden Eingang nicht bloß bei den Armen, auch bei Vornehmen und Fürsten. Schultze sammelte hunderte in Madras und nach ihm Fabricius über 1000 dazu. Geister predigte in Cudalur, Kiernander in Kalkutta; aber hoch über alle ragt der Königspriester Christian Friedrich Schwartz von 1750—98, der bis 1760 in und um Trankebar wirkte, dann in Tritschinopoli und vor dem König in Tanjor predigte, im Krieg mit Heider Ali nach Seringapatam an dessen Hof gesandt ward und als erster Missionar nach Tinneveli kam, wo sein Ruf schon viele Heiden nach der Taufe verlangen ließ, und nach ihm besonders Gericke noch tausende taufte. Bald hatte auch Ringeltaube auf der Westküste in Travankor großen Erfolg. Wie schnell hätte sich wohl das Evangelium über den Süden Indiens ausgebreitet, wären nicht unsre deutsch-lutherischen Missionare durch den Unglauben in der Heimat fast ausgestorben!

Aber schon hatte Gott uns zur Beschämung die reformierten Kirchen Englands zur Bekehrung Indiens erweckt. England war es, das nach Trankebar die erste Presse sandte; Schwartz selbst trat als Feldprediger in den Dienst der englischen Kirche; aber bald sandte England eigne Missionare. Der Baptist William Carey ging 1793 nach dem dänischen Serampur bei Kalkutta, konnte jedoch mit seinen Gehilfen Marschman und Ward fast nur durch Übersetzen und Schriften der Bekehrung vorarbeiten. Seinen Erstling taufte Carey 1800. Doch erst seit 1813 die ostindische Kompanie die evangelische Mission erlauben mußte, konnte der Erfolg sich zeigen. Allein 1836 wurden in Krischnagar nördlich von Kalkutta 900 getauft. Denn nun war auch die 1795 gestiftete Londoner und die 1799 gegründete kirchliche Mission in die indische Arbeit getreten. Von den Londonern arbeitete in Kalkutta besonders Lacroix und seit 1829—1875 der schottische Schulmann Alexander Duff, der auch die Regierung der Mission geneigt machte. Die Baptisten arbeiteten seit 1822 auch in Orissa, wo das berühmte Fest des Sachanad gefeiert wird, und tauften da etwa 1000. Zu gleicher Zeit aber begann die kirchliche Gesellschaft ihre Arbeit im äußersten Süden in Tinneveli und die Londoner daneben in Travankor. Ringeltaube stand schon seit 1805 im Dienst der Londoner und Rhenius sammelte von 1820—1838 im Dienst der Kirche Englands zu den 4000 Schanars und andrer Hindus noch 14 000, so daß hier bis heute das gesegnetste Arbeitsfeld Indiens ist. 1834 kamen

von Ceylon auch amerikanische Missionare nach Madura, der früheren Königsstadt des Pandireichs, wo 200 Jahre zuvor der Jesuit Nobili als westlicher Brahmane gepredigt hatte und sammelten dort seitdem etwa 10 000 Christen. 1839 kamen weiter nördlich ins Malajalimland nach Mangalur die Baseler Missionare, welche bald ihr Netz ausbreiteten nach Süden bis Kalikut, nach Norden bis Dharvor in Südmaratta und landeinwärts nach Merkuru im Burghgebirg und Palghat am Fuß der Nilagiris, überall nicht bloß Glauben und Bildung, sondern Fleiß und Kunst verbreitend. Weiter nördlich im Marattaland ging die Mission aus von der großartigen Hafenstadt Bombai mit ihren 600 000 Einwohnern. Gleich 1813 kamen Missionare von Amerika, dann englische; aber am meisten wirkte wieder wie Duff der schottische Schulmann J. Wilson 1829—75, der zuletzt an 5000 Pfund Schulgeld einnahm und seit 1848 predigt öffentlich und sonderlich der Amerikaner Bowen. Von da breitete sich die Mission aus nordöstlich nach Nasik, wo die kirchliche Gesellschaft ein Christendorf Scharangur anlegte und nach Arangabad; östlich nach Amednagar, wo die Amerikaner seit 1831 2000, die Anglikaner seit 1872 4000 Christen gewannen; südöstlich nach Puria, wo die Schotten seit 1831 durch christliche Schulen wirken und bis Kolhapur, wo die Anglikaner seit 1870 200 Seelen gesammelt. Nördlich von Bombai im fruchtbaren Gudsherat haben seit 1843 evangelische Iren etwa 1000 Christen. Im höchsten Norden Indiens in Pendschab am Indus, wo neben 6 Million Moslim auch 1 Million Sikhs, heidnische Monotheisten leben, sind Missionare in der Hauptstadt Lahor am Rayi wie westlich in Peschawer am Indus und in Dilhi an der Dschamna, durch deren Arbeit hie und da Gemeinden bis zu 500 Seelen gewonnen sind. An dem ungeheuren Lauf des Ganges und seiner Zuflüsse, der unsre Rundschau wieder bis Kalkutta führt, finden wir ebenso fast überall gesegnete Arbeiter; dennoch schließen sich an diesem Hauptsitz des Brahmanismus die Hindus, wie früher gegen den falschen Propheten so jetzt gegen das Christentum ab. Doch finden wir in Mirat, wo 1856 der Aufstand ausbrach, über 700, in der alten Residenz Akbars in Agra 800, in der Hauptstadt Allahabad am Zusammenfluß der Dschamna mit Ganges über 500, nördlich davon in und um Lacknau, wo 1856 die englischen Familien monatelang eingeschlossen waren, 2000, in und um Benares, dem allerheiligsten Kasi der Indier, 3000 Christen meist der englischen Kirche gehörig.

Um nun noch die übersprungene Strecke von Orissa bis Madras auszufüllen, haben wir nur noch zwei Gebiete der Ostküste zu besehen, das Land, wo Godaveri und Krishna einander nahe münden und das südliche Teluguland von da bis Madras oder genauer Palicat, 8 Stunden nördlich davon. An jenen größten Strömen Südindiens arbeiten seit 1841 und 42 Missionare der kirchlichen Gesellschaft und der lutherischen Amerikaner. Jene haben besonders in Musulipatam, wo in der Nacht des 1. Nov. 1864 das Meer 22 000 Menschen wegschwemmte, 4000 und diese von Gantur aus 5000 Christen gewonnen. Südlich davon hatten Baptisten von Nordamerika seit 1849 reiche Ernten besonders in Angula, wo nach der Hungersnot 10 000 getauft wurden. Noch südlicher stehen seit 1865 Hermannsburger mit etwa 1000 Getauften. Wenn wir nach

diesem Rundgang noch einen Blick nach dem Innern werfen, so finden wir besonders westlich von Kalkutta unter den Kolhs in Tschutia Nagpur die reichgesegnete Mission von Goßner seit 1844, welche von der Hauptstadt Rantschi aus seit 1850 30 000 und neben ihr die Anglikaner 10 000 gesammelt haben. In Meisur im Süden, in Nagpur im Nordwesten und unter den Santals im Nordosten finden wir ebenfalls beträchtliche Christengemeinden, so daß wir sagen dürfen, Indien ist nicht bloß von allen Seiten, sondern bereits tief im Innern in Angriff genommen und wir haben nun nur zu fragen, was diese vereinigten Angriffe der evangelischen Christenheit gewonnen haben und voraussichtlich in nicht zu ferner Zukunft erreichen werden.

Der Sieg und Gewinn der evangelischen Mission ist zweierlei. Die zählbaren Eroberungen an Seelen und Besitzungen im Lande, und noch wichtiger weil weiterreichend die erzwungnen oder freiwilligen Rückzüge des Feindes vor der Macht der Wahrheit. Schon der Gewinn von Bekehrten d. h. zur Taufe gekommenen Dienern der Sünde, der Trimurti oder der Teufel, oder auch des falschen Propheten ist nicht gering, so klein er auch scheint gegen die 250 Millionen der noch Ungetauften. Mehr als 500 000 eingeborne Evangelische zählt man jetzt in Indien außer den etwa 100 000 evangelischen Europäern, den Herren des Landes. Welcher Fortschritt ist das gegen frühere Jahre! Am Anfang des Jahrhunderts waren im Süden, wo es allein Christen gab, höchstens 20 000. 1851 zählte man 93 000, 1861: 138 000, 1871 schon 224 000 und 1873 fand die Regierung bei der ersten Volkszählung 318 363 Indier, die sich zum Evangelium bekannten, und jetzt besonders infolge der Hungersnot von 1878 ist eine halbe Million voll geworden.[1]. Die Zahl der Missionare hat sich im Laufe von 20 Jahren allerdings nur um c. 100, von 479 auf 586 vermehrt, aber was viel wichtiger, die eingebornen ordinierten Geistlichen sind von 97 auf 461 gestiegen. Und nicht bloß Hindus haben ihre Götzen zu hunderttausenden verlassen, auch Mohammedaner nicht wenige ihren Propheten, um Christo nachzufolgen; in Peshawer allein im äußersten Nordwest sind über 100 getaufte Moslim. Dabei ist im Süden, wo am längsten gepredigt wird, weitaus die größte Christenzahl. Der englische Bischof Caldwell durfte in einem Jahre 1877 in 150 Dörfern 16 000 Heiden taufen. Dort in Trankebar und der ganzen nördlichen Hälfte des Tamillandes macht auch unsre lutherische Mission wieder sichtliche Fortschritte. Als ich 1860 kam, hatten wir 5000 Christen, als ich 1870 ging, 9000 und heute sinds gegen 13 000. Solche Fortschritte macht doch keine Lehre in Indien weder der Islam mit seinen Reisepredigern, noch Rom mit seiner List und heimlichen Werbung. — Aber wohl noch erfreulicher sind die zugestandnen Niederlagen des Heidentums vor dem hellen Licht des Evangelii. Dreihundert Jahre war das Kreuz Christi neben dem Dienst der heil. Jungfrau im ganzen Lande und alle heidnische Greuel gingen ruhig fort. Als aber das Evangelium in die Hauptstadt drang und die Sünder heiligen wollte, da brauchte zuerst der Feind alle seine Macht, es fern zu halten, dann aber gab er ihm nicht bloß Raum, sondern gab beschämt

[1]) Die genaue Statistik siehe S. 275 ff.

eine Feste um die andere preis und möchte heute am liebsten den Schein annehmen, als sei er gar kein Feind, sondern ein Freund und Verehrer Christi wie wir, nur unter andern Formen. Zuerst wurden die Missionare von Kalkutta nach den dänischen und holländischen Besitzungen vertrieben, allein seit die Kompanie auf Beschluß des englischen Parlaments 1813 die evangelische Mission zulassen mußte, mußte auch der Götzendienst Schritt für Schritt dem Licht des Evangelii weichen. 1829 wurde die entsetzliche Sitte verpönt, mit dem Leichnam des Mannes auch seine überlebenden Frauen zu verbrennen. Schon vorher hatte Lord Wellesley das Werfen der Kinder und Alten in den heil. Ganges verboten. Auch der Bund der Thags ward gebrochen, welcher gelobt hatte, täglich der Todesgöttin Kali ein Menschenopfer zu bringen. Seitdem ist auch das blutige Schwingfest abgeschafft, wo ein Betrunkner sich durch den mit Schlägen aufgetriebenen Rücken einen Haken treiben und daran aufgehängt über der versammelten Menge schwingen ließ. Als heiliger Tod galt den Hindus, in Sachanad oder andern Tempelorten vom turmhohen Götzenwagen sich überfahren zu lassen; wie oft mögen sie dazu die andern hingeworfen haben! Das verhindert heute nicht bloß die christliche Obrigkeit, es ist auch der Zulauf zu diesen Festen, besonders der Zudrang zu solchem Tode viel geringer geworden. Von all den ausgesuchten Peinigungen des Hinduismus sah ich in meinen 10 Jahren nur einen Bettler, der mit bloßem Rücken, beim Badefest in Majaveram, auf einem Eisen voll spitzer Nägel lag. Doch nicht bloß heidnische Greuel hat das Evangelium überwunden, sondern auch für christliche Gedanken die Herzen des Volks aufgethan. War eine Verlobte, wenn auch als Kind Witwe geworden, die mußte wie eine Verstoßene bis an ihr Ende trauern und im Winkel wohnen; schon haben manche heidnische Witwen wieder Männer. Wenn ein Mädchen lesen konnte, galt sie als verworfene Sünderin. Heute lernen nicht bloß alle christliche Mädchen in ihren Missionsschulen, sondern im Süden auch noch in den Regierungsschulen 12 000 Heidenmädchen. Die niedern Kasten mußten den Brahmanen manche bis 60 Schritt ausweichen, heute fahren sie mit einander auf der Eisenbahn. Sonst war nichts heiliger und sicherer als das Tempelgut. Mich besuchte ein Priester um zu hören, wo sie ihre Tempelschätze anlegen könnten, ihre Götterscheu sei schon drei viertel dahin. Bislang war die Regierung der Mission eher hinderlich. 1872 bei der Volkszählung gab sie einen eignen Bericht heraus über den unvergleichlichen Wert der evangelischen Missionare für das ganze Volk, und welches glänzendere Zeugnis hätten dem Evangelio die vornehmsten Heiden geben können als die Brahma Samadsch, die sich rühmt, daß Jesus auch ein Asiate war? Ja ein Gedanke geht schon heute durch Indien, vor dem alle feindlichen Geister zittern, d. i. der Sieg des Evangelii. Erleben dürfen wir ihn noch nicht, aber darum beten müssen wir alle und wer kann, auch Gott dazu dienen; wohl dem, der Teil hat an der großen Siegesbeute. Amen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1883.

Allerlei aus Uganda.

Von Dr. Grundemann.

Weihnachten. Die Wangwana, so heißen die gemieteten Arbeitsburschen[1]), erhoben sich früher als sonst von dem einfachen Lager in ihren Grashütten. Heute sollte das Glöcklein nicht erklingen, welches sie sonst um 7 Uhr, nachdem sie ihre gerösteten Bananen verzehrt, zur Arbeit ruft, die einen zum Lehmtreten und Ziegelstreichen, die andern zum Kiesauswerfen, zur Zimmerarbeit am Hause oder an dem großen Zaun, der um das Grundstück angelegt wird, zum Mauern u. s. w. Heute wußten sie, daß ihnen Herr Mackay nicht wie sonst, auf den Hacken sein würde, denn bei aller Freundlichkeit ist er ein strenger Aufpasser, und es ist zu bewundern, mit welcher Geduld er dem Tischler, der sich am ungeschicktesten von allen anstellt, immer wieder zurecht weist und den Schmied, der unaufmerksam die Kohlen verschwendet und das Eisen viel zu glühend werden läßt, nicht aus dem Auge verliert. Heute sollte gefeiert werden, denn „es ist ein großer Tag der Bazungu" (der Weißen). Bald erscheint denn auch Herr Mackay freundlich grüßend und neben ihm einer der Jungen, ein Stück Kaliko von der stärksten Sorte in dem einen Arm, am andern eine Reihe von Kaurieschnüren. Jedem werden vier Meter Zeug zugemessen und 100 Kauries zugezählt. Sie sollten zu ihrer Mahlzeit von Rindfleisch und Bananen sich noch einen besonderen Festgenuß verschaffen können. So sind sie denn alle äußerst vergnügt, was sonst nicht gerade häufig vorkommt.

Nun müssen sie sich im Kreise niederlassen. Für eine christliche Weihnachtsfeier sind diese Leute freilich noch nicht reif. Sie sind alle dem Namen nach Mohammedaner, aber wissen vom Islam nichts und üben auch keine seiner Ceremonien aus — nur daß sie bei „Allah" schwören. Es wird ihnen daher nur eine recht faßliche Erklärung der Bedeutung des Festes gegeben, mit den herzlichsten Ermahnungen, von ihrem weltlichen, ja geradezu tierischen Wesen abzulassen und an die Ewigkeit und an das zukünftige Gericht zu denken.

Ob es viel Eindruck auf die Wangwana gemacht hat? Gerade diese Leute, auf die, wie man meinen sollte, die Missionare den größten Einfluß haben müßten, zeigen sich sehr hart. Der andre Missionar, O'Flaherty, hatte in neuster Zeit wieder besondere Versuche gemacht, ihnen nahe zu kommen. In herzlichstem Mitleid mit diesen in mancher Beziehung unter

[1]) Nicht einheimische, sondern von der Küste mitgebrachte.

den Baganda stehenden Dienstleuten hatte er alles daran gesetzt, um etliche von ihnen zu Christo zu führen. Um ihnen nur erst nahe zu kommen, rief er sie dann und wann in den Mußestunden zu sich, gab ihnen eine Tasse Kaffee oder Bier, zeigte ihnen Bilder oder andere interessante Sachen, ließ die Spieluhr spielen u. s. w. Einige hatte er auch bereits dazu gebracht, daß sie begannen lesen zu lernen, wozu sie sonst nicht zu bewegen waren. Das war aber erst nach jener Weihnachtsfeier, bei der die Missionare, als sie in der Frühe mit einander das „Ehre sei Gott in der Höhe“ sangen, gewiß ebenso, wie für Mtesa und seine Baganda, auch herzlich für ihre Wangwana gebetet haben. „Was wollte ich nicht geben,“ schrieb damals Mackay in sein Tagebuch, „wenn auch nur einer oder zwei von ihnen kämen und weiter fragten nach dem barmherzigen Gott und Seiner Menschwerdung in Christo!“

Auch die Baganda-Knaben, welche die Missionare bei sich haben, bekamen Weihnachtsgeschenke, und gewiß sind die alten Frauen, die sie halten müssen um ihre Bananenpflanzungen und Maisfelder zu jäten und zu hacken — eine Arbeit, die nun einmal kein männliches Wesen in Uganda thun will — gewiß sind sie auch nicht leer ausgegangen, obgleich der Bericht davon nichts sagt.

Dann kam die Mahlzeit, die nach englischer Sitte der äußeren Seite des „Merry Christmas“ ihren Charakter verleiht. Mackay hatte für diese Gelegenheit einen großen irdenen Topf gekauft und tüchtige Quantitäten von Bananen und Bier. Nun stellte er die Jungen an, nach Herzenslust zu kochen. Ein Bündel Holz nach dem andern verschwand in den Flammen und der Missionar mußte immer mehr herausrücken, während er selbst seine Kochkunst anstrengte mit einem Gericht, das halb Kloß, halb Plumpudding wurde. — Sämtliche Schüler waren eingeladen, und um Mittag wartete ein ganzer Haufe. Als alles fertig war, wurden Matten auf den Boden gebreitet und lange Reihen von herrlich grünen Bananenblättern als Tischtuch und Teller davor gelegt. Dann kamen Körbe voll gequetschten Merè (Maiskolben?) und Fleischstückchen, reichlich mit Salz gewürzt. „Wir sprachen das Tischgebet in Ruganda“ heißt es weiter und alle langten tüchtig zu. Zuletzt kam der Pudding — freilich so klein, daß auf jeden nur ein Stückchen zum Kosten kam — mit etwas brennendem Spiritus übergossen, was das köstliche Gericht vollends als Götterspeise erscheinen ließ. Das wenige langte weit, und alle waren vergnügt.“

Die gefördertsten Schüler hatte O'Flaherty den ganzen Vormittag über die Geburt des Heilandes unterrichtet.

Der Erstling der Baganda. Unter den Burschen, die sich auf dem Missionsgehöft zu Rubaga zum Lernen einfanden war einer, namens Durumila, Sklave eines vornehmen Mannes, Mongobya, dazu lahm an einem Fuß. Er zeichnete sich aber vor andern durch seinen Fleiß und Eifer aus und das nicht bloß beim Lesenlernen, sondern man spürte etwas von Hunger nach Heil und Wahrheit an ihm. — Eines Tages fehlte Durumila. Man hörte er sei krank, aber besuchen konnte man ihn

nicht, denn sein Herr hatte ihn aus Furcht, daß er von der Epidemie[1]) ergriffen sei, weit fortgeschickt, damit er in der Ferne sterben sollte.

Nach einiger Zeit, als O'Flaherty im Hofe des Königshauses wartete, trat ein Bursche an ihn heran und überreichte ihm ein in Zeug gewickeltes Päckchen. Es war das Evangelium St. Marci in der Suàheli-Sprache. Durumila schickte es dem Muzungu (dem Weißen) zurück. Dabei erzählte er eine höchst bewegliche Geschichte. Früher sei er selbst ein eifriger Anhänger des Lubare (des Seegeistes) gewesen. „Jetzt habe ich den Aberglauben aufgegeben,“ sagte er mit funkelnden Augen, und seinen Hals in die Höhe reckend, „siehe ich trage nichts mehr von Zauberdingen an mir.“ Er war bei dem kranken Durumila gewesen und hatte gesehen, wie dieser auf seinem Krankenlager unter schweren Schmerzen immer in seinem Evangelio las. Es mochte nicht schön sein in der kleinen feuchten Grashütte; doch Gottes Wort war ihm eine Erquickung in allem Elend. Als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, packte er das Buch ein und gab seinem Begleiter den Auftrag, es dem Lehrer zu überbringen. Dann aber bat er ihn, aus dem nahen Teiche Wasser zu holen. „So, nun sprenge mir etwas über den Kopf und sprich dabei: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Freilich eine sonderbare Taufe, indes wir dürfen wohl glauben, daß der Gott, der das Herz ansieht und die Einfalt versteht, diese Taufe nicht verschmäht haben wird, obgleich sie ein heidnischer Priesterjunge vollzog. Bald darauf starb Durumila, der erste unter den Baganda, der an den Herrn Jesum gläubig geworden war. Auf den andern Burschen scheint dies Erlebnis einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er will nun auch ein Jünger Christi werden.

Ein paar Baganda-Schüler.

Missionar O'Flaherty schreibt:

„Ein junger Mann kam zu uns mit chronischen Geschwüren an seinen Beinen. Er brachte zwei Knaben und ein kleines Mädchen mit, um bei uns zu bleiben, letztere mit schlimmen Augen. Wohl, er kann nun Kisuáheli gut lesen und fließend in seine Muttersprache übersetzen, und was uns noch mehr gefällt, er möchte ein erleuchteter Nachfolger Christi werden, er begehrt die heil. Taufe. Er hat seinen angebornen Stolz schon beiseite gesetzt und gräbt mit seinen beiden Knaben in unsrer Pflanzung zu meiner Seite oder thut andre Landarbeit. Seine Frau hat uns oft einen Büschel Bananen gebracht. — Neulich sagte ihm ein Häuptling, er würde getötet werden, wenn er bei uns bliebe. Namkaddi, unser Nachbar, aber auch unser Erzfeind, drohte ihn zu rauben, wenn er uns nicht verließe. Freilich das verwirrte ihn sehr. Er wollte sich von uns beurlauben. Wir sagten: er sei sein eigner Herr und könne gehen, wohin es ihm beliebe, bemerkten aber, daß der Herr Jesûs alle

[1]) Die Missionare berichten von einer solchen, die periodisch mit wechselnder Heftigkeit in Uganda auftritt und wie es scheint nie ganz ausstirbt. Sie hat besonders in den letzten anderthalb Jahren (1881—82) stark gewütet. Besonders die Weiber werden hingerafft. Näheres über die Krankheit finde ich nicht.

seine treuen Diener prüfe und sie durch Schwierigkeiten und Gefahren zu desto größerer Treue in seinem Dienste stärke. Darauf wollte er nicht mehr fort. Wenn sie mich fangen, sagte er, so mögen sie es. Wenn ich nach Hause ginge, könnte ich nicht so viel lernen und meine Knaben würden nichts als Schlechtigkeiten lernen.“ —

„Mehrere Unterhäuptlinge kamen drei bis fünf Stunden weit her und konnten fließend lesen und übersetzen. Sie begehrten die heil. Taufe. Vor etwa drei Monaten kam ein interessanter junger Unterhäuptling, Mutongoli, mit der Bitte um Unterricht über Gott, Jesus und den Weg des Heils. Er sagte, daß er durch die eifrige Unterredung, die ich einmal mit dem König und den Arabern gehabt, und der er mit Hunderten von Zuschauern beigewohnt hätte, zu diesem Besuche bewogen worden sei. Ich lehrte ihn des Abends lesen, das Vaterunser, den Glauben und Schriftabschnitte. Auch besuchte ich ihn öfter und unterrichtete ihn. Ein solcher Besuch ist mir unvergeßlich. Ich fand ihn, wie er seine Frauen unterrichtete. Einigen brachte er das Alphabet bei, andre ließ er buchstabieren, und einigen sagte er das Vaterunser vor. Nachdem ich ihnen das Gelernte erklärt, trat sein Mandwa (Zauberer), der mich während der ganzen Zeit fixiert hatte, hervor, kniete vor mir nieder und sagte: „Ich will diese Lubare-Zaubereien wegwerfen; ich will dem Lubare nie wieder dienen. Er ist ein Lügner und Betrüger; ich will Jesu folgen und seine Wege lernen.“ Mit diesen Worten schnitt er seine teuern Amulette ab und warf sie ins Feuer. Alle Anwesenden waren erstaunt.

Am Weihnachtsheiligabend hatte ich einen langen interessanten Besuch von Mutongoli. Er sprach es bestimmt aus, auf alle Gefahren hin Jesu zu folgen. An demselben Abend bekam er von seinem Vorgesetzten, dem Katikiro den Befehl, nach Budda überzusiedeln und bis auf weiteres den dortigen Distrikt zu verwalten. Wir waren beide betrübt. Ich suchte ihn im Glauben und in der Liebe zu Jesu zu stärken. Er wünschte ein Andenken. Ich gab ihm 500 Kauries und ein Lendentuch. Er lehnte beides ab, zu meinem Erstaunen, denn ich hatte nie zuvor einen schwarzen Mann ein Geschenk ablehnen gesehen. Er nahm nur ein paar Körner von Kaffeebeeren. Dann schickte er zum Feste ein fettes Schaf. Seine Frau, der frühere Priester und mehrere Weiber blieben noch einen Tag zurück, um der Weihnachtsfeier beizuwohnen. Sie brachten eine Menge gekochter Bananen mit und kehrten mit Freuden heim. Es thut mir so leid, daß sie aufs Land gezogen sind; aber sie haben Gottes Wort bei sich. Er kann und wird sie durch seinen heiligen Geist weiter lehren. Ich gab ihm ein Evangelium. Er sagte mir bei seinem Weggang etwas, das ich zuvor noch nicht wußte, nämlich, daß meine öffentlichen Unterredungen mit dem Könige und den Arabern viele zur Annahme des Evangeliums vorbereitet haben.

Zwei Monate später schickte Mutongoli eine schöne fette Kuh und eine Quantität Butter durch den früheren Zauberer. Der Ort ist mehrere Tagereisen entfernt. Er ließ um ein Gebetbuch bitten. Zufällig traf jener hier einen andern Mandwa (Priester), der um Medizin bat. Dieser war rings mit Amuletten und andern Zaubersachen behängt, über die

ihn Mackay zur Rede stellte. Ein Mittel sollte gegen den Blitz, ein anderes gegen Schlangenbisse sein u. s. w. Ein besonders wertvolles Zaubermittel hatte er auf dem Kopfe, das er erst nach vielen Umständen zur Besichtigung gab, unter der Verwarnung, es ja nicht an den Kopf zu bringen, widrigenfalls die schwersten Heimsuchungen Lubares folgen würden. Hierauf setzte sich Mackay das Ding auf den Kopf und hielt
:lten Baganda eine Ansprache über die Thorheit solchen
Der Mann hörte selbst andächtig zu. Darauf erzählte
ma dem Volk, wie er seine Amulette verbrannt und seine
in den Fluß geworfen habe und bekannte freimütig Jesum
n Katonda (Gott) zum rechten Hohenpriester gesetzt habe.
Bewegung unter den Zuhörern hervor, und viele lobten

Arbeit mit Hindernissen.[1])

abt wohl, liebe Leser, ihr wißt aus Erfahrung, was in den
Arbeit mit Hindernissen? Es ist auch mehr wie einmal
daß ihr euch eine Aufgabe für einen Arbeitstag gesteckt
)a kam ein Besuch, und ein zweiter löste den ersten ab, und
:r das Feld geräumt hatte, und ihr endlich die unterbrochene
aufnehmen wolltet, da traf sichs so, daß etwas viel Nötigeres
acht werden mußte, woran sich dann noch irgend eine Ab-
e, so daß der Mittag oder der Abend kam, und ihr, nicht
erlich rosiger Laune, ausrieft: „Heute scheint sich alles gegen
oren zu haben, ich habe nichts, aber auch gar nichts
ıen!" Diese Behauptung enthält nun zwar eine starke Über-
ın wenn man auch verhindert worden ist, das zu thun, was
ade vorgenommen, man hat aber alles treulich ausgerichtet,
ınter die Hände gekommen ist (doch wohl durch Gottes Fü-
meint ihr nicht?), so hat man wohl etwas gethan und
nden sehr viel; aber lassen wir das: ärgerliche Leute über-
! Ich möchte euch zum Trost und zur Beschämung zeigen,
Arbeiten mit Hindernissen nicht euer trauriges Los allein ist,
sogar bis an die äußersten Grenzen der Civilisation, im
kafferlands, und da erst recht, wiederfindet, ja daß es recht
s tägliche Brot unsrer Missionare dort bildet.

Habt ihr den Artikel gelesen, der kürzlich aus Br. Padels Feder im Missionsblatt veröffentlicht worden ist, von seinem Besuch in Elukolweni? Er hat euch gewiß interessiert, und vielleicht habt ihr im stillen gedacht: warum schreibt denn Br. Padel nicht öfter! Stoff genug muß er doch haben auf seinem einsamen Vorposten, und an Zeit und Muße dazu kann es ihm gewiß nicht fehlen, seine Gemeine ist ja noch ganz klein!

Nun urteilt selbst, ob ihr wohl recht habt! Ich kann euch aus

---

*) Flugblatt aus der Brüdergem. 1883. Nr. 3.

seine treuen Diener prüfe und sie durch Schwierigkeiten und Gefahren zu desto größerer Treue in seinem Dienste stärke. Darauf wollte er nicht mehr fort. Wenn sie mich fangen, sagte er, so mögen sie es. Wenn ich nach Hause ginge, könnte ich nicht so viel lernen und meine Knaben würden nichts als Schlechtigkeiten lernen." —

„Mehrere Unterhäuptlinge kamen drei bis fünf Stunden weit her und konnten fließend lesen und übersetzen. Sie begehrten die heil. Taufe. Vor etwa drei Monaten kam ein interessanter junger Unterhäuptling, Mutongoli, mit der Bitte um Unterricht über Gott, Jesus und den Weg des Heils. Er sagte, daß er durch die eifrige Unterredung, die ich einmal mit dem König und den Arabern gehabt, und der er mit hunderten von Zuschauern beigewohnt hätte, zu diesem Besuche bewogen worden sei. Ich lehrte ihn des Abends lesen, das Vaterunser, den Glauben und Schriftabschnitte. Auch besuchte ich ihn öfter und unterrichtete ihn. Ein solcher Besuch ist mir unvergeßlich. Ich fand ihn, wie er seine Frauen unterrichtete. Einigen brachte er das Alphabet bei, andre ließ er buchstabieren, und einigen sagte er das Vaterunser vor. Nachdem ich ihnen das Gelernte erklärt, trat sein Mandwa (Zauberer), der mich während der ganzen Zeit fixiert hatte, hervor, kniete vor mir nieder und sagte: „Ich will diese Lubare-Zaubereien wegwerfen; ich will dem Lubare nie wieder dienen. Er ist ein Lügner und Betrüger; ich will Jesu folgen und seine Wege lernen." Mit diesen Worten schnitt er seine teuern Amulette ab und warf sie ins Feuer. Alle Anwesenden waren erstaunt.

Am Weihnachtsheiligabend hatte ich einen langen interessanten Besuch von Mutongoli. Er sprach es bestimmt aus, auf alle Gefahren hin Jesu zu folgen. An demselben Abend bekam er von seinem Vorgesetzten, dem Katikiro den Befehl, nach Budda überzusiedeln und bis auf weiteres den dortigen Distrikt zu verwalten. Wir waren beide betrübt. Ich suchte ihn im Glauben und in der Liebe zu Jesu zu stärken. Er wünschte ein Andenken. Ich gab ihm 500 Kauries und ein Lendentuch. Er lehnte beides ab, zu meinem Erstaunen, denn ich hatte nie zuvor einen schwarzen Mann ein Geschenk ablehnen gesehen. Er nahm nur ein paar Körner von Kaffeebeeren. Dann schickte er zum Feste ein fettes Schaf. Seine Frau, der frühere Priester und mehrere Weiber blieben noch einen Tag zurück, um der Weihnachtsfeier beizuwohnen. Sie brachten eine Menge gekochter Bananen mit und kehrten mit Freuden heim. Es thut mir so leid, daß sie aufs Land gezogen sind; aber sie haben Gottes Wort bei sich. Er kann und wird sie durch seinen heiligen Geist weiter lehren. Ich gab ihm ein Evangelium. Er sagte mir bei seinem Weggang etwas, das ich zuvor noch nicht wußte, nämlich, daß meine öffentlichen Unterredungen mit dem Könige und den Arabern viele zur Annahme des Evangeliums vorbereitet haben.

Zwei Monate später schickte Mutongoli eine schöne fette Kuh und eine Quantität Butter durch den früheren Zauberer. Der Ort ist mehrere Tagereisen entfernt. Er ließ um ein Gebetbuch bitten. Zufällig traf jener hier einen andern Mandwa (Priester), der um Medizin bat. Dieser war rings mit Amuletten und andern Zaubersachen behängt, über die

ihn Mackay zur Rede stellte. Ein Mittel sollte gegen den Blitz, ein anderes gegen Schlangenbisse sein u. s. w. Ein besonders wertvolles Zaubermittel hatte er auf dem Kopfe, das er erst nach vielen Umständen zur Besichtigung gab, unter der Verwarnung, es ja nicht an den Kopf zu bringen, widrigenfalls die schwersten Heimsuchungen Lubares folgen würden. Hierauf setzte sich Mackay das Ding auf den Kopf und hielt den versammelten Baganda eine Ansprache über die Thorheit solchen Aberglaubens. Der Mann hörte selbst andächtig zu. Darauf erzählte jener Exmandwa dem Volk, wie er seine Amulette verbrannt und seine Zauberkleider in den Fluß geworfen habe und bekannte freimütig Jesum Christum, den Katonda (Gott) zum rechten Hohenpriester gesetzt habe. Er rief große Bewegung unter den Zuhörern hervor, und viele lobten Gott!"

Arbeit mit Hindernissen.[1])

Ihr glaubt wohl, liebe Leser, ihr wißt aus Erfahrung, was in den Worten liegt: Arbeit mit Hindernissen? Es ist auch mehr wie einmal vorgekommen, daß ihr euch eine Aufgabe für einen Arbeitstag gesteckt hattet, aber da kam ein Besuch, und ein zweiter löste den ersten ab, und als auch dieser das Feld geräumt hatte, und ihr endlich die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen wolltet, da traf sichs so, daß etwas viel Nötigeres vorher abgemacht werden mußte, woran sich dann noch irgend eine Abhaltung reihte, so daß der Mittag oder der Abend kam, und ihr, nicht eben in sonderlich rosiger Laune, ausrieft: „Heute scheint sich alles gegen mich verschworen zu haben, ich habe nichts, aber auch gar nichts arbeiten können!" Diese Behauptung enthält nun zwar eine starke Übertreibung, denn wenn man auch verhindert worden ist, das zu thun, was man sich gerade vorgenommen, man hat aber alles treulich ausgerichtet, was einem unter die Hände gekommen ist (doch wohl durch Gottes Fügung, oder meint ihr nicht?), so hat man wohl etwas gethan und unter Umständen sehr viel; aber lassen wir das: ärgerliche Leute übertreiben gern! Ich möchte euch zum Trost und zur Beschämung zeigen, daß solches Arbeiten mit Hindernissen nicht euer trauriges Los allein ist, daß es sich sogar bis an die äußersten Grenzen der Civilisation, im Herzen Freikafferlands, und da erst recht, wiederfindet, ja daß es recht eigentlich das tägliche Brot unsrer Missionare dort bildet.

Habt ihr den Artikel gelesen, der kürzlich aus Br. Padels Feder im Missionsblatt veröffentlicht worden ist, von seinem Besuch in Elukolweni? Er hat euch gewiß interessiert, und vielleicht habt ihr im stillen gedacht: warum schreibt denn Br. Padel nicht öfter! Stoff genug muß er doch haben auf seinem einsamen Vorposten, und an Zeit und Muße dazu kann es ihm gewiß nicht fehlen, seine Gemeine ist ja noch ganz klein!

Nun urteilt selbst, ob ihr wohl recht habt! Ich kann euch aus

---

*) Flugblatt aus der Brüdergem. 1883. Nr. 3.

ganz sicherer Quelle erzählen, wie es ihm ergangen ist an dem Tage, da er sich vorgenommen, jenen Bericht für das Missionsblatt zu schreiben. So ganz freiwillig und aus reiner Liebe zu den Lesern des Missionsblattes — das muß ich voranschicken — hatte er diese Arbeit übrigens nicht unternommen, sondern in anerkennungswertem Gehorsam gegen eine freundlich mahnende Stimme, die ihm zugerufen, er solle doch öfter von sich hören lassen. Br. Kühn war nämlich eben in Tinana gewesen. Dieser Besuch war, scheints nötig gewesen, den fleißigen Pionier zu bewegen, sein vielgebrauchtes Handwerkszeug aller Art einmal wegzulegen und — die Feder zu ergreifen. Aber er hatte es wirklich gethan; eines schönen Morgens saß er da mit der Feder in der Hand. „Mein letzter Besuch in Elukolweni" . . . so viel stand glücklich schon auf dem Papier, als der Viehwächter einbrach, ein Schäflein auf dem Arm. Das hatte sich ein Bein gebrochen und mußte verbunden und gepflegt werden. Und während Br. Padel noch damit beschäftigt ist, kommt ein Mann, sein Geld zu holen für die Pferde, die er zu eben jenem Ritt nach Elukolweni geliehen hatte. An und für sich brauchte diese Zahlung nicht viel Zeit zu kosten, aber die Kaffern sind samt und sonders der Ansicht, die man in Europa zum Glück doch nur bei manchen vertreten findet, daß es besser ist auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, als auf dem geraden Wege und daß es schade wäre, mit zehn Worten sich zu begnügen, wo sich eine so schöne Gelegenheit bietet, hundert anzubringen und wenn man fertig ist noch einmal von vorne anzufangen. Der Pferdeverleiher nimmt sich also Zeit, Br. Padel übt sich tapfer in der Geduld, und während dessen ruht seine Feder aus, obgleich sie noch gar nicht müde ist. Aber alles nimmt einmal ein Ende, selbst die wortreiche Umständlichkeit eines Kaffern, und die Feder kommt wieder in Bewegung. Ach, sie hat nicht Zeit warm zu werden, da tönt Hufschlag an das Ohr des Schreibers, und als er aufschaut, sieht er einen Reiter und zwei Reiterinnen vor dem Missionshäuschen absteigen. Ersterer giebt den zwei Sutu-„Damen" das Ehrengeleit. Es ist ein Jüngling, der zwar nur mit einem kurzen Deckchen geschürzt ist, aber eine Mütze und viele schöne Ringe trägt. Die eine Reiterin kleidet sich europäisch und ist eine der 7 oder 8 Frauen des Häuptlings Lehannah. Sie kommt, für sich und sonst noch jemand Medizin holen. Die andere verschmäht durchaus jede Anlehnung an europäische Sitte und Kleidung, nur nicht die europäische Kunst des Zahnausziehens. Kein Wunder! Wenn so eine arme von Zahnweh geplagte Frau sich in die Behandlung ihres braunen Herrn und Gemahls begiebt, so bohrt er ihr gelegentlich den kranken Zahn mühsam mit dem Taschenmesser heraus und das empfindet auch ein Kaffernkiefer schmerzhaft. Da macht es der weiße „Lehrer" schon besser, auch wenn er kein gelernter Zahnarzt ist. Diese zahnwehkranke Dame erschien, wohl um ihren Helfer und Retter zu ehren, im höchsten Staat, d. h. frisch rot geschmiert, glänzend und klebrig. Wer aber einen solchen „roten" Kaffern angreift, besudelt sich. Darum läßt der Zahnarzt die Patientin erst die wollene Zipfelmütze des Jünglings aufsetzen, um wenigstens von der Berührung mit den fetttriefenden Haaren geschützt zu sein, er trägt aber nichtsdestoweniger ziegelrote Hände davon.

Während er sie sich wäscht, haben wir Zeit ein paar ergänzende Bemerkungen über diesen Zweig der Missionsarbeit unsers Bruders zu machen. Er übt ihn oft und viel, denn die Leute kommen von weit her zum Zähneausziehn, die Frauen häufig von ihren Männern begleitet; und da kommt es wohl auch vor, daß so ein zärtlicher Gatte, wenn er findet, die Operation sei zu schmerzhaft für seine Frau, zufährt und dem Doktor die Zange aus der Hand nimmt. Es ist Sitte und Brauch bei allen Missionaren, daß sie sich für Mühe und Zeitverlust (der durch Fettflecke verdorbenen Kleider gar nicht erst zu gedenken) eine Kleinigkeit zahlen lassen. Es ist das eine wenn auch noch so geringe Einnahme für die Stationskasse. Das wissen die Kaffern auch sehr gut und haben die Gebühr meist schon richtig abgezählt bei sich. Trotzdem fragt aber nach glücklich vollendeter Operation so ein Kaffer meist mit verlegenem Gesicht: „Wo nehm ich Geld her? ich habe keins!“ Und nun hat der Missionar das Vergnügen, will er nicht um seinen wohlverdienten Lohn kommen, eines langen und breiten zu mahnen und zu bitten, zu feilschen und zu markten. Br. Padel ist auf ein treffliches Mittel verfallen, dieses ärgerliche und zeitraubende Treiben abzuschneiden. „Hast du kein Geld,“ sagt er, „gut, so komm her, da setze ich dir deinen kranken Zahn wieder ein. Gieb mal acht, wie der dich wieder plagen wird!“ Aber darauf hat es noch keiner der so Bedrohten ankommen lassen — flugs war das Geld zur Stelle!

Doch zurück zu unsrer Tagesgeschichte. Die rote Reiterin mag wohl keine Schwierigkeiten wegen der Bezahlung gemacht haben, hat auch vielleicht keine Zeit dazu gehabt, denn ehe sie sich noch auf ihr Pferd geschwungen, ist schon ein anderer Reiter angesprengt gekommen, der viel wichtigeres mit dem „Lehrer“ zu verhandeln hat, denn er ist glücklicher Bräutigam und will Tag und Stunde seiner Trauung festgesetzt wissen. Das wäre auch abgethan und kein Pferdehuf mehr in der Nähe des Platzes zu sehen. Br. Padel kann sich wieder an den Schreibtisch setzen, aber nur für zehn Minuten, denn es kommen abermals drei Zahnpatienten hoch zu Roß, und wieder sind es zwei Sutufrauen mit einem Begleiter. Die Scene von vorhin wiederholt sich mit dem Unterschied, daß die eine von zwei Zähnen befreit sein will, die andre sich mit einem begnügt. Überglücklich, die Plagegeister los zu sein, reiten sie ab. Nun noch rasch eine Anzahl Schulkinder befriedigt, die mancherlei Anliegen haben, und es ist ½2 Uhr geworden, d. h. verspätete Mittagessenszeit. Wir gönnen es ihnen, nicht wahr? das Essen und die kurze Ruhe, dem geplagten Bruder und seiner Frau, die wahrlich auch nicht müßig gewesen ist, denn sie hat neben ihren mütterlichen und häuslichen Pflichten auch noch Nähschule gehalten; und noch mehr gönnen wir ihnen den Nachtisch, der in europäischen Briefen besteht, welche gerade während des Essens anlangen — ein seltener, aber um so höher geschätzter Genuß! Wie wäre es, die lieben Beiden setzten sich nach Tische ein halbes Stündchen zusammen und beherzigten die Briefe? Ist doch auch endlich einer vom ältesten Kinde dabei, nach dem die Elternherzen noch schmerzliche Sehnsucht empfinden! Aber das geht nicht, denn der Tisch ist noch nicht abgeräumt, da steht

ganz sicherer Quelle erzählen, wie es ihm ergangen ist an dem Tage, da er sich vorgenommen, jenen Bericht für das Missionsblatt zu schreiben. So ganz freiwillig und aus reiner Liebe zu den Lesern des Missionsblattes — das muß ich voranschicken — hatte er diese Arbeit übrigens nicht unternommen, sondern in anerkennungswertem Gehorsam gegen eine freundlich mahnende Stimme, die ihm zugerufen, er solle doch öfter von sich hören lassen. Br. Kühn war nämlich eben in Tinana gewesen. Dieser Besuch war, scheints nötig gewesen, den fleißigen Pionier zu bewegen, sein vielgebrauchtes Handwerkszeug aller Art einmal wegzulegen und — die Feder zu ergreifen. Aber er hatte es wirklich gethan; eines schönen Morgens saß er da mit der Feder in der Hand. „Mein letzter Besuch in Elukolweni" . . . so viel stand glücklich schon auf dem Papier, als der Viehwächter einbrach, ein Schäflein auf dem Arm. Das hatte sich ein Bein gebrochen und mußte verbunden und gepflegt werden. Und während Br. Padel noch damit beschäftigt ist, kommt ein Mann, sein Geld zu holen für die Pferde, die er zu eben jenem Ritt nach Elukolweni geliehen hatte. An und für sich brauchte diese Zahlung nicht viel Zeit zu kosten, aber die Kaffern sind samt und sonders der Ansicht, die man in Europa zum Glück doch nur bei manchen vertreten findet, daß es besser ist auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, als auf dem geraden Wege und daß es schade wäre, mit zehn Worten sich zu begnügen, wo sich eine so schöne Gelegenheit bietet, hundert anzubringen und wenn man fertig ist noch einmal von vorne anzufangen. Der Pferdeverleiher nimmt sich also Zeit, Br. Padel übt sich tapfer in der Geduld, und während dessen ruht seine Feder aus, obgleich sie noch gar nicht müde ist. Aber alles nimmt einmal ein Ende, selbst die wortreiche Umständlichkeit eines Kaffern, und die Feder kommt wieder in Bewegung. Ach, sie hat nicht Zeit warm zu werden, da tönt Hufschlag an das Ohr des Schreibers, und als er aufschaut, sieht er einen Reiter und zwei Reiterinnen vor dem Missionshäuschen absteigen. Ersterer giebt den zwei Sutu-„Damen" das Ehrengeleit. Es ist ein Jüngling, der zwar nur mit einem kurzen Deckchen geschürzt ist, aber eine Mütze und viele schöne Ringe trägt. Die eine Reiterin kleidet sich europäisch und ist eine der 7 oder 8 Frauen des Häuptlings Lehannah. Sie kommt, für sich und sonst noch jemand Medizin holen. Die andere verschmäht durchaus jede Anlehnung an europäische Sitte und Kleidung, nur nicht die europäische Kunst des Zahnausziehens. Kein Wunder! Wenn so eine arme von Zahnweh geplagte Frau sich in die Behandlung ihres braunen Herrn und Gemahls begiebt, so bohrt er ihr gelegentlich den kranken Zahn mühsam mit dem Taschenmesser heraus und das empfindet auch ein Kaffernkiefer schmerzhaft. Da macht es der weiße „Lehrer" schon besser, auch wenn er kein gelernter Zahnarzt ist. Diese zahnwehkranke Dame erschien, wohl um ihren Helfer und Retter zu ehren, im höchsten Staat, d. h. frisch rot geschmiert, glänzend und klebrig. Wer aber einen solchen „roten" Kaffern angreift, besudelt sich. Darum läßt der Zahnarzt die Patientin erst die wollene Zipfelmütze des Jünglings aufsetzen, um wenigstens von der Berührung mit den fetttriefenden Haaren geschützt zu sein, er trägt aber nichtsdestoweniger ziegelrote Hände davon.

Während er sie sich wäscht, haben wir Zeit ein paar ergänzende Bemerkungen über diesen Zweig der Missionsarbeit unsers Bruders zu machen. Er übt ihn oft und viel, denn die Leute kommen von weit her zum Zähneausziehn, die Frauen häufig von ihren Männern begleitet; und da kommt es wohl auch vor, daß so ein zärtlicher Gatte, wenn er findet, die Operation sei zu schmerzhaft für seine Frau, zufährt und dem Doktor die Zange aus der Hand nimmt. Es ist Sitte und Brauch bei allen Missionaren, daß sie sich für Mühe und Zeitverlust (der durch Fettflecke verdorbenen Kleider gar nicht erst zu gedenken) eine Kleinigkeit zahlen lassen. Es ist das eine wenn auch noch so geringe Einnahme für die Stationskasse. Das wissen die Kaffern auch sehr gut und haben die Gebühr meist schon richtig abgezählt bei sich. Trotzdem fragt aber nach glücklich vollendeter Operation so ein Kaffer meist mit verlegenem Gesicht: „Wo nehm ich Geld her? ich habe keins!“ Und nun hat der Missionar das Vergnügen, will er nicht um seinen wohlverdienten Lohn kommen, eines langen und breiten zu mahnen und zu bitten, zu feilschen und zu markten. Br. Padel ist auf ein treffliches Mittel verfallen, dieses ärgerliche und zeitraubende Treiben abzuschneiden. „Hast du kein Geld,“ sagt er, „gut, so komm her, da setze ich dir deinen kranken Zahn wieder ein. Gieb mal acht, wie der dich wieder plagen wird!“ Aber darauf hat es noch keiner der so Bedrohten ankommen lassen — flugs war das Geld zur Stelle!

Doch zurück zu unsrer Tagesgeschichte. Die rote Reiterin mag wohl keine Schwierigkeiten wegen der Bezahlung gemacht haben, hat auch vielleicht keine Zeit dazu gehabt, denn ehe sie sich noch auf ihr Pferd geschwungen, ist schon ein anderer Reiter angesprengt gekommen, der viel wichtigeres mit dem „Lehrer“ zu verhandeln hat, denn er ist glücklicher Bräutigam und will Tag und Stunde seiner Trauung festgesetzt wissen. Das wäre auch abgethan und kein Pferdehuf mehr in der Nähe des Platzes zu sehen. Br. Padel kann sich wieder an den Schreibtisch setzen, aber nur für zehn Minuten, denn es kommen abermals drei Zahnpatienten hoch zu Roß, und wieder sind es zwei Sutufrauen mit einem Begleiter. Die Scene von vorhin wiederholt sich mit dem Unterschied, daß die eine von zwei Zähnen befreit sein will, die andre sich mit einem begnügt. Überglücklich, die Plagegeister los zu sein, reiten sie ab. Nun noch rasch eine Anzahl Schulkinder befriedigt, die mancherlei Anliegen haben, und es ist ½2 Uhr geworden, d. h. verspätete Mittagessenszeit. Wir gönnen es ihnen, nicht wahr? das Essen und die kurze Ruhe, dem geplagten Bruder und seiner Frau, die wahrlich auch nicht müßig gewesen ist, denn sie hat neben ihren mütterlichen und häuslichen Pflichten auch noch Nähschule gehalten; und noch mehr gönnen wir ihnen den Nachtisch, der in europäischen Briefen besteht, welche gerade während des Essens anlangen — ein seltener, aber um so höher geschätzter Genuß! Wie wäre es, die lieben Beiden setzten sich nach Tische ein halbes Stündchen zusammen und beherzigten die Briefe? Ist doch auch endlich einer vom ältesten Kinde dabei, nach dem die Elternherzen noch schmerzliche Sehnsucht empfinden! Aber das geht nicht, denn der Tisch ist noch nicht abgeräumt, da steht

schon der eingeborene Missionar von Mount Fletscher an der Thüre und will Medizin und Schulbücher und guten Rat und noch vieles andere haben, und als er befriedigt abzieht, ist's 5 Uhr, und da hat sich auch schon ein andrer Mann eingefunden, der gern Arbeit zugewiesen bekäme, und dann ist an der Handmühle, die ein kleiner Junge bedient, etwas wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt kann Br. Padel endlich einmal sich setzen und schreiben, aber gerade nur 5 Minuten, denn es gilt wieder zwei Bittsteller abfertigen, einen Vater, der sein Kind zur Taufe anmeldet, und einen Kirchendiener. Über alle dem ist die Sonne untergegangen und wenn der Bericht geschrieben wäre, könnte der müde Missionar Feierabend machen; aber der Bericht ist eben nicht geschrieben, und morgen abend geht die Post ab! — Nicht wahr? lieber Leser, das nennt man Arbeit mit Hindernissen in einem Grade, wie du's vielleicht nicht kennst. Darum wollen wir es uns doppelt schätzen, wenn wir einen Bericht aus Kafferland zu lesen bekommen und wollen auch mit unsern Geschwistern dort lernen, nicht eigensinnig an der Arbeit zu kleben, die wir uns vorgenommen, sondern fröhlich das zu thun, was der Herr uns zu thun heißt, nach dem Wort (1 Sam. 10, 7): „Thue, was dir unter Händen kommt, denn Gott ist mit dir!“

Zwei neue Kirchen in Paramaribo.

Helft zwei neue Kirchen in Paramaribo bauen, ihr lieben Geschwister und Freunde unsrer Mission! eine große Stadtkirche und eine kleine in der Vorstadt Combé! Mit dieser großen Bitte kommen wir zu euch durch die Not getrieben.

Ähnliche Bitten haben schon oft eine gute Statt bei euch gefunden. In jüngster Zeit erst habt ihr willig mit Hand angelegt, als es galt in Moskito und an der Helena-Kreek in Suriname Versammlungshäuser zu errichten. Dazu und zu dem großartigen Bau der Jubelkirche in St. Thomas ist das nötige Geld zusammengebracht worden, leichter und schneller, als unser Kleinglaube es zu hoffen gewagt hatte. Aber das allein würde uns heute kaum Mut machen, mit einem noch größeren Unternehmen vorzugehen, wenn das Bedürfnis nicht ein so dringendes, die Not eine so schreiende wäre, wenn es sich nicht um das Wohl und Wehe unsrer größten Missionsgemeine handelte.

Um es kurz zu sagen — wir werden das Gesagte gleich begründen — sehen wir vor Menschenaugen keine Möglichkeit, unsere Negergemeine in Paramaribo vor Verweltlichung und innerer Auflösung zu retten, als indem wir aus der einen, fast 10 000 Seelen zählenden Gemeine zwei Gemeinen machen, die zwar auch dann noch riesengroß sein werden, wie keine anderen unserer Gemeinen in allen Teilen der Welt, die sich aber doch etwas besser überblicken und seelsorgerisch bedienen lassen werden, als dies jetzt mit der einen Massenkirche möglich ist. Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß zu dem gegenwärtigen, 3000 Menschen fassenden Gotteshause in der Stadt, ein zweites gleich großes als Mittelpunkt einer zweiten Negergemeine zu stande kommen.

Einige geschichtliche Notizen werden das Gesagte verständlicher machen. Schon seit 105 Jahren steht eine Brüderkirche in Paramaribo. Am 31. Mai 1778 wurde die erste eingeweiht durch ein Liebesmahl, an dem die ganze Schar der Pfleglinge — 52 an der Zahl — teilnahm. Sie muß recht klein gewesen sein, denn als das Jahr darauf 141 Neger sich zur Gemeine hielten, mußte sie schon vergrößert werden, und als 1812 die Zahl auf 7—800 anwuchs, wurde ein zweiter Umbau nötig. — Vierzehn Jahre vergingen und die Zahl der Pfleglinge war auf 2260 gestiegen. Da war ein bloßer Umbau nicht mehr am Platz, und mit Begeisterung beschloß die Gemeine, eine ganz neue Kirche zu bauen. Sie wurde 95 Fuß lang, 60 breit und 50 hoch und kostete 22000 Gulden, von welcher Summe ²/₃ durch freiwillige Beiträge gedeckt wurden. Am 21. Juli 1828 wurde diese zweite Negerkirche Paramaribos eingeweiht. — Wohl gab es noch andere Kirchen in der Stadt, außer einer römisch-katholischen eine reformierte und eine lutherische. Weil aber in keiner derselben, sondern nur in der Brüderkirche das Evangelium vom Sünderheiland in der Muttersprache der Neger gepredigt wurde, ist es kein Wunder, daß sich zu dieser und zur Aufnahme in unsre Negergemeine immer größere Scharen hinzudrängten. Im Jahr 1848 zählte diese schon 4861 Seelen, im Jahr 1868: 6352, und das große Kirchengebäude mußte noch zweimal vergrößert werden (1847 und 1869). Sowie es aus diesem letzten Umbau hervorgegangen ist, mit seinem weiten Schiff und seinen breiten 3 Seiten umziehenden Chören, so steht es noch heute da und faßt etwa 3000 Zuhörer, das heißt viel weniger, als sich an allen Festen und selbst an gewöhnlichen Sonntagen herzufinden. Das gilt in verstärktem Maße seit 1880, da die Gemeine in erfreulicher und zugleich beinahe erschreckender Weise zugenommen hat. Zählte sie 1879: 6804 Glieder, so stieg diese Zahl Ende 1880 auf 7569, 1881 auf 8459, **1882 auf 9647.**

Ehe wir aber fortfahren, darzulegen, wie ungenügend uns unsere schöne, große, von Palmen umrauschte Stadtkirche erscheint, die einen so erhebenden Anblick gewährt, wenn sie bis auf die letzten Plätze mit einer andächtigen, weißgekleideten Festgemeine angefüllt ist, müssen wir zum Preise des Herrn sagen, wie sichtlich Sein Segen auf ihr geruht hat. — Freilich das können wir nicht erzählen, wie viel Seelen in diesen Räumen erweckt, bekehrt und getröstet worden sind durch das Evangelium von Jesu Christo, welches sich auch hier bewährt hat als eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben, — das steht in den Büchern geschrieben, die droben geführt werden. Wir können höchstens trockene Zahlen aufführen. Und doch! was für einen Reichtum von Segnungen bergen solche Zahlen! In hundert Jahren sind 12827 Taufhandlungen an Erwachsenen und Kindern in dieser Kirche vollzogen worden. Und wie hat der Herr Seine allmächtige Hand so gnädig schützend über dieser Segensstätte gehalten!

In der Schreckensnacht vom 15./16. Juni 1803 kam ein gewaltiger Stadtbrand der Kirche bis auf 170 Schritt nahe, und „hätte Gott nicht für diese Nacht den gewöhnlichen Ostwind in einen sanften Zug der Luft

aus Süden verändert," wie das Diarium sich ausdrückt, so wäre kein Erretten gewesen.

Ebenso wunderbar war die Bewahrung am 21. Januar 1821, da 400 Häuser, und unter ihnen die reformierte und katholische Kirche, in Asche gelegt wurden. — Die Flammen wälzten sich vom Wind getrieben auf unsre Kirche zu, in der die Gemeine auf den Knieen lag. Im Augenblick der höchsten Gefahr legte sich der Wind, die Kirche war gerettet.

Auch am 4. Sept. 1832 wiederholte sich ähnliches. Ja, der Herr hat unsre Kirche in Paramaribo hingestellt, und auf alle Weise bestätigt als einen Ort, da Seines Namens Ehre wohnt. Und doch sehen unsere Brüder mit innerem Bangen jeder neuen Festzeit entgegen, und atmen erleichtert auf, wenn eine solche verlaufen ist, ohne daß der maßlose Zudrang störende Unordnung im Gotteshaus verursacht hat. Und wenn hunderte die Taufe begehren, andere hunderte Aufnahme in die Abendmahlsgemeine, und so die Herde, für deren Seelenheil unsere Brüder sich verantwortlich fühlen, stetig wächst, so wird die Freude über solchen Zudrang zur Kirche und ihren Gnadenmitteln verkümmert durch die Sorge, nicht nur: wie sollen wir sie alle unterbringen? sondern noch viel mehr: wie sollen wir unsrer Aufgabe an dieser Riesengemeine genügen? wie sollen wir unsre Hirtenpflicht an dieser Herde erfüllen?

Und hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit. Wenn wir eine neue Kirche bauen möchten, so geschieht das nicht nur und nicht einmal hauptsächlich darum, weil 10000 Menschen keinen Platz finden in einem Raum, der nur 3000 faßt, sondern darum, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß es unmöglich ist, eine Gemeine von 10000 Seelen so zu bedienen, wie wir nach Gottes Wort und Brüderart sie bedienen sollten. Auch da, wo Gott uns große Mengen in die Arme wirft, und uns die Aufgabe stellt, den Teig eines ganzen Volkes mit dem Evangelium zu durchsäuern, dürfen wir den ersten und ursprünglichen Zweck all unsrer Missionsarbeit nicht aus den Augen verlieren: „Seelen für das Lamm zu werben!" Dazu muß es aber vor allen Dingen möglich sein, die einzelnen kennen zu lernen, den Irrenden nachzugehen, die Verlorenen aufzusuchen, und wo es not thut, erbarmende, helfende, erziehende Liebe zu üben. Solche Möglichkeit ist unsern Brüdern in Paramaribo schon längst aus den Händen gewunden worden. Sie haben schwer gelitten unter solchem Notstand, haben mit Aufopferung gethan, was sie thun konnten, um ihrer Hirtenpflicht zu genügen, haben sich aber auch oft einer tiefen Entmutigung nicht erwehren können. Wer den im Maiheft des Missionsblattes 1883 erschienenen „Rückblick auf das Jahr 1882 in Paramaribo" gelesen, hat einen kleinen Einblick in den Stand der Dinge erhalten.

Was ist da zu thun? Sollen wir dem Andrang wehren? die vertrauensvoll zu uns Kommenden abweisen? Nimmermehr! Die Knechte des Herrn, der gesagt hat: „Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen!" dürfen nicht abwehren und abweisen. Unsre Arme müssen für alle offen stehen, unsre Augen müssen gerichtet sein auf den, der

„Rat“ heißt und ein Meister ist im Helfen, aber wir müssen auch nach bestem Wissen und Gewissen handeln, um Wandel zu schaffen, wo unhaltbare Zustände das Werk schädigen. Aus der einen Riesengemeine müssen wir zwei Gemeinen zu machen suchen. Eine jede derselben wird immer noch groß sein, aber doch nicht mehr so groß, daß dem ernsten Willen der Brüder, gründlichere Arbeit zu machen, unüberwindliche Hindernisse im Wege stünden.

Schon ist durch die Errichtung der Rust en Vrede-Kirche in einer Vorstadt Paramaribos eine Gemeine von 1200 Seelen abgezweigt worden. Das ist freilich wenig, aber es setzt doch die in zwei Hälften zu teilende Stadtgemeine auf 8400 Seelen herab, und somit eine jede dieser Gemeinen auf 4—5000. Damit wäre viel gewonnen.

Es gilt also eine neue große Kirche zu bauen, um welche sich die Hälfte der gegenwärtigen Gemeine scharen könnte.

Das wird große Kosten verursachen, — wie große, können wir heute noch nicht einmal annähernd beurteilen, wollen uns auch noch nicht aufs veranschlagen und rechnen legen, ehe wir nicht sehen, ob der Herr Sein Ja und Amen zu unsern Gedanken spricht. Thut Ers, dann können wir später einmal sagen: so viel wird es kosten, und so viel ist schon vorhanden! Heute werfen wir nur diese Gedanken in die Missionsgemeine hinein und warten vertrauensvoll ab, was für eine Aufnahme sie finden werden.

Unsern Jubiläumsfonds dürfen wir zu diesem Werk nicht heranziehen. Er ist für neue Unternehmungen bestimmt, und es handelt sich hier darum, einen alten hundertjährigen Baum zu stützen, daß ihn die Last der neuen üppig aufschießenden Zweige nicht zu Fall bringe.

Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Unser Aufruf ist überschrieben: „Zwei neue Kirchen in Paramaribo,“ und wir haben bisher nur von einer geredet. Paramaribo hat eine Vorstadt Combé, und in ihr eine Gemeine von 680 Seelen, die zu ihrer Versammlungsstätte nichts als eine Stube besitzt, welche im besten Fall 150 Personen faßt. Seit mehr als 10 Jahren hat es geheißen: Hier sollten wir ein Kirchlein bauen! — und immer ist es noch nicht geworden. Wie nötig solcher Bau ist, und immer mehr wird, das sagt uns Br. Jllg in seinem Aufruf. Es wäre unbillig, über den großen Notständen die kleineren zu übersehen. Vielmehr müssen wir mit diesen anfangen. Combé soll also zuerst bedacht werden, wenn Gaben einlaufen und erst, wenn Combé sein Kirchlein hat, denken wir an die große Kirche im Innern der Stadt. Brauchts auch viel Geld zum Bau zweier Kirchen, so meinen wir doch, daß das viele Geld sich finden lassen wird, wenn der ganze Plan dem Sinne des Herrn gemäß ist. Auf Jhn blicken wir erwartungsvoll, indem wir diesen Hilferuf erlassen. Er, der einst gesprochen hat: „Mich jammert des Volkes,“ als Er die leiblich und geistlich verschmachtenden Volksmengen vor sich sah, Er hat auch Mitleiden mit den zu Seinen entmutigten Dienern sich herandrängenden Scharen in Paramaribo, und wird Rat und Hilfe schaffen so oder so. Und wir halten uns daran, daß auch dann, wenn Seine Gedanken anders sein sollten als unsre Gedanken, das Wort seine Geltung behalten wird: „Es

soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch Meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth" (Sach. 4, 6).

Berthelsdorf, im Juni 1883.

Das Missions-Departement.

Ein Bericht über die Baseler Mission auf Afrikas Westküste auf Grund von 2 Kor. 1, 5.[1])

Wenn es heute meine Aufgabe ist, Ihre Blicke auf unser afrikanisches Missionsgebiet zu richten, so treten uns auch vor allem die Leiden Christi, welche der dortigen Streiterschar so reichlich zugemessen sind, entgegen; unserer afrikanischen Mission ist das Siegel des Kreuzes aufgedrückt; wenn irgendwo, so gilt es dort: „Jesus trug sein Kreuz voran und bezeichnete die Bahn." Als unser teurer Herr Inspektor Prätorius am 17. November vorigen Jahres die Goldküste betrat, war seine erste Frage: „Ist unterdessen niemand gestorben?" und als man ihm mit „nein" antworten konnte, kam ein dankbares „Gottlob" über seine Lippen. Schmerzlich berührte ihn freilich schon am folgenden Tag die Nachricht, daß ein Bruder im Innern schwer am Gallenfieber darnieder liege, und wie froh war er, als über ihn bald bessere Kunde eintraf. Wie tief schnitt ihm, der eben selbst das Bett hüten mußte, der schnelle aber selige Heimgang von Br. Dieterle im Januar in sein so zart und tief fühlendes Herz! Als dann vollends Schlag auf Schlag kam, er an dem Sterbelager der jungen Missionsfrau Buck in Ojoko stand und bald darauf die Todesnachricht des l. Br. Krauß erfuhr, war sein Herz aufs tiefste verwundet. Den Heimgang der l. Frau Dieterle während seines langen schweren Krankenlagers hat er hienieden nicht mehr erfahren; denn man ersparte ihm jede Aufregung. — Waren nun unser aller Herzen durch diese schweren Heimsuchungen mit Schmerz erfüllt, so sollte uns noch der härteste Schlag treffen, indem der Herr nach seinem allweisen Rat unseren teuren Herrn Inspektor Prätorius nach kaum 5monatlicher Anwesenheit auf der Goldküste nach langem, schwerem Krankenlager vom irdischen Arbeitsfelde abgerufen hat. Ein tiefes Weh erfüllte nicht allein den europäischen Geschwisterkreis, sondern auch die eingeborenen Mitarbeiter und Christen. Da ruht nun der geliebte Heerführer inmitten seiner Streiterschar in afrikanischer Erde. Was Wunder, daß sich dieselbe verwaist fühlte, und der Ruf sich von allen Lippen rang: „Wir haben viel, unendlich viel verloren!"

Man nehme es mir nicht übel, wenn ich es heute ausspreche, wie viel Todesnot ich in den 22 Jahren meiner Anwesenheit auf der Goldküste gesehen habe, an wie vielen Sterbebetten ich gestanden bin, wie viele bittere und heiße Thränen von verlassenen Witwern, von einsamen, heimwehkranken Witwen, von trauernden Eltern ich geschaut habe. — Man betrachte eine heimkehrende Karawane, wie etwa die unsrige Ende Mai:

---

[1]) Ansprache des Missionars Eisenschmid aus Akropong auf dem Jahresfeste in Basel. „Bericht über die christl. Jahresfeste in B." 1883. S. 37 ff.

sie bestand aus einem Witwer mit seinem mutterlosen Kinde, einer Witwe (in vier Jahren zum zweitenmal Witwe geworden) mit ihrem vaterlosen Töchterlein, einem weiteren Waislein, dessen Eltern (Vater und Mutter) innerhalb weniger Wochen ins Grab gesunken waren, das dann selbst frühe seinen Lauf beschloß und im Meer bestattet wurde, und aus uns selbst, wobei ich erinnere, daß zwei Frauen und vier Kinder von mir in Afrikas Erde ruhen. Da dürfen wir doch sagen: „Wir haben des Leidens Christi viel.“

Aber es sind nicht bloß die Todesfälle, die uns als Leiden Christi aufgelegt sind, sondern dieselben sind nur die Spitze der schädlichen Einflüsse des Klimas; wie oft muß man seine Arbeit unter dem Druck von Schwäche und Unwohlsein, in gedrückter Stimmung vollbringen. Das innerste Lebensmark wird so nach und nach aufgezehrt, das Blut wird verdorben, nicht gesund und nicht krank geht man seiner Arbeit nach. Könnte ich Sie doch über die verschiedenen Stationen hinführen und in die bleich-gelben Angesichter schauen lassen! Daß fortgesetztes Unwohlsein auch die gemütliche, seelische Stimmung beeinflußt, brauche ich wohl kaum zu sagen: Doch ich muß noch einen Schritt weiter gehen, wenn ich von den Leiden eines afrikanischen Missionars rede. Er steht nicht bloß einer heidnischen Welt gegenüber, die unter dem Fürsten der Finsternis steht, nicht bloß der Gleichgiltigkeit, Stumpfheit und fürchterlichen Versunkenheit der Götzendiener, die dem Evangelium den Rücken kehren; nein, es sind auch die Christengemeinden und, daß ich es nur offen sage, auch manche eingeborne Mitarbeiter, die dem Missionar das Herz schwer machen. Wie manchmal schon begegnete ich einer falschen Vorstellung von unseren Christengemeinden; man meint, sie seien von der tiefsten Dankbarkeit, von rührender Liebe zum Missionar, der ihnen das Evangelium gebracht hat, erfüllt und thun ihm nur Liebes und kein Leid sein Lebenlang. Wie wenig entspricht dieses Bild der Wirklichkeit. Ach die Selbstsucht, die tiefe Versunkenheit, die Gleichgiltigkeit gegen alles Göttliche und Ewige ist nicht mit einem Schlag abgethan, sondern spielt auch noch ins christliche Leben hinüber. Lüge, Heuchelei, Habsucht, Fleischeslust, in welchen Sünden auch viele Christen noch gefangen sind, machen dem Missionar oft bittere Schmerzen. Wie oft begegnet uns selbst bei eingebornen Arbeitern Mißtrauen, Unzufriedenheit, Undank, Grobheit, die in Liebe und Geduld überstanden sein wollen. Anstatt die Herde Christi zu weiden, weiden sie sich selbst. Wie tief schneidet es vollends ein, wenn man sehen muß, wie solche, denen man volles Vertrauen geschenkt hat, die vielleicht Jahre lang das Evangelium Christi auf der Straße und auf der Kanzel andern angepriesen haben, in Sünde und Laster fallen und dadurch auch den Heiden zu einem Anstoß und Ärgernis gereichen! Wie oft meint man da, man arbeite vergeblich und bringe seine Kraft umsonst und unnütz zu! Warum sage ich Ihnen heute dies alles? Etwa weil ich Geduld, Glauben und Vertrauen verloren hätte? Nun und nimmermehr! Aber ich denke, die Missionsfreunde haben ein Recht, in die mancherlei Leiden der afrikanischen Streiterschar einen Blick zu thun, damit sie fester mit uns zusammenstehen, treuer für uns beten.

Aber wenn es so steht, ist es dann der Mühe und der Opfer und

des Schweißes wert, in Afrika weiter zu machen? Haben nicht vielleicht diejenigen recht, die die afrikanische Streiterschar zurückziehen, die Goldküstemission ihrem Schicksal überlassen möchten? Es möchten einem wohl solche Gedanken kommen; aber wenn man sich dann besinnt und an das unendliche Liebeserbarmen unseres Gottes und Heilandes, an seine große Langmut und Geduld, die er mit uns armen Sündern trägt, denkt; wenn man das tiefe Elend und den Todesjammer der Neger, die tiefe Versunkenheit von Hams Geschlecht, das Christus, der ewige Hohepriester, doch auch mit seinem teuren Blute erkauft hat, anschaut; o, dann kann man nur Erbarmen haben, nicht an ein Aufgeben der Mission, sondern an eine unermüdliche Weiterarbeit denken.

Und ist denn unsre Arbeit vergeblich? Werden die vielen Opfer nutzlos gebracht? Nein, und nein, und aber nein! Durch des Herrn Gnade ist es mir gegeben, auf einen Zeitraum von 22 Jahren zurückzublicken. Ein solcher Rückblick von über 2 Jahrzehnten zeigt doch einen ungeheuern Umschwung, der sich in aller Stille vollzogen hat! Darum möchte ich an der Hand meiner Erfahrungen zeigen: Wie wir reichlich getröstet werden durch Christum.

Unter diesen Trost rechne ich, daß es uns gegeben ist, um Christi und der Brüder willen unser Leben nicht teuer zu achten, sondern wenn es sein soll, auch zu sterben. Ich stand an so manchem Sterbebette, sah in manches brechende Auge und habe manchem noch die Hand zum Segnen aufgelegt, und habe von keinem gehört, daß es ihn gereut hätte, nach Afrika gekommen zu sein; aber ich vernahm aus vieler Munde, daß es sie nicht reue, daß sie auch in ihrer Todesstunde sich an ihren Heiland anklammerten, seine Barmherzigkeit und seine unaussprechliche Gnade rühmten, der ihnen ihre Sünden vergeben habe, so daß sie nun ohne Todesfurcht selig sterben können. — Auch unser teurer Herr Inspektor sagte auf seinem harten Krankenlager: Der Herr möge es mit ihm machen, wie es ihm gefalle; rufe er ihn ab, so wisse er, daß er selig sterbe, denn er habe ihm seine Sünden vergeben; führe er ihn aber in die irdische Heimat, so wolle er ihm lebenslang in der Mission dienen. — Ists denn nicht ein reicher göttlicher Trost, daß den Brüdern das Herz nicht entfällt, daß ihnen wohl bange ist, sie aber nicht verzagen? daß jeder getrost wieder auf den Kampfplatz zieht? wie ja in diesen Tagen wieder zwei Brüder für die afrikanische Mission eingesegnet werden, welche gerne bereit sind, in die gelichteten Reihen einzutreten. Sind nun aber auch die Erfolge in der Mission derart, daß ein Trost für uns darin liegt? Ich bejahe dies ganz entschieden. Ein Blick auf das jetzige Heidentum zeigt uns, daß ein großer Umschwung geschehen ist, der sich zwar langsam, aber sicher vollzogen hat und stetig vollzieht.

Schon in äußerer Beziehung stellt sich uns dies dar. Vor 22 Jahren traf ich Wege, Dörfer und Städte noch in einem ganz trostlosen Zustande an; ärmliche Hütten, meist ohne Thüren und Läden, waren die Behausungen, nicht bloß der niederen Volksklassen, sondern auch der Könige und Fürsten. Gab es doch eine Zeit, in welcher Erd- oder Steinmauern durch die Fetische, resp. deren Priester verboten waren. So lesen wir in der Akro-

ponger Stations-Chronik, daß als die Missionare das erste Steinhaus bauten und lange Zeit kein Regen fiel, der Hauptfetischpriester von Abiriw mit dem König und den Ältesten zum Missionar kamen, Geld und das Opfer einer Kuh verlangten, um den erzürnten Fetisch zu sühnen, was natürlich verweigert wurde, aber großen Zorn hervorrief. Heute sind Häuser mit Erdmauern auch bei den Heiden an der Tagesordnung und der König baut sich ein zweistöckiges Steinhaus. Der Fetisch hat dem Zeitgeist nachgegeben und seine Gesetze geändert.

Vor allem aber ist unter den Heiden in den letzten Jahrzehnten in sittlich-religiöser Beziehung ein großer Umschwung vor sich gegangen. Ich führe nur wenige Beispiele an. In den drei Hauptfetischorten Obosomase, Abiriw und Adukrum wurde eine Menge Affen als Fetische verehrt; sie zu töten, galt als eine Todsünde; fiel etwa einmal einer zu Tod, so wurde er besser als ein Mensch bestattet. Heute sind sie an allen Orten verschwunden; selbst Heiden haben auf sie geschossen um ihres Fells willen. Manche Greuelthaten, die ungestraft und ungehindert im Schwange gingen, sind abgeschafft oder haben sich ins Verborgene zurückgezogen. So wurden einem verstorbenen König Weiber und Sklaven nachgeschickt, d. h. getötet, und das oft auf haarsträubende Weise, damit sie in der Unterwelt Weiber und Bedienung haben. Nie werde ich den Jammer vergessen, den ich im Jahr 1867, als der König Ato Panying in Kjebi starb, mit ansehen mußte, wo viele in der unbarmherzigsten Weise hingeschlachtet wurden. Nie werde ich vergessen, wie solchen, die sich retten und zu uns fliehen konnten, die Todesangst auf der Stirne geschrieben stand. So war es im selbigen Jahr in Akropong, als König Kwaw Dade starb; fast vor den Augen der Missionare hörte man das Angstgeschrei derer, die geschlachtet wurden. Diesem Jammer ist ein Ende gemacht, sowie auch den erbarmungslosen Hinmetzelungen von Kriegsgefangenen (wie im Jahr 1862), dem Hinwürgen der Sechsfinger- und anderer Flucheskinder, die noch zu meiner Zeit erdrosselt, ertränkt oder lebendig verbrannt wurden; ebenso hat das Totentragen, dem so mancher Unschuldige zum Opfer fiel, die Sklaverei, der Fluch Afrikas, sowie andere Greuel aufgehört. Ist uns hiebei auch die englische Regierung zur Hilfe gekommen, so ists doch die Mission, welche eine Änderung in der Anschauungsweise zustande brachte, ohne welche auch ein Verbot fruchtlos geblieben wäre, da ja Jahrhunderte hingingen, ehe diese Greuel verhindert werden konnten und sie trotz Verträgen heute noch im Asantereich und andern Orten bestehen.

Lassen Sie mich aber noch einen Blick auf die direkte Missionsarbeit thun, und auch hierin werden wir von bedeutenden Erfolgen reden können. Im Jahr 1861, als ich unser afrikanisches Missionsfeld betrat, standen 24 europäische Missionare und 22 eingeborne Mitarbeiter auf 6 Haupt- und 7 Außenstationen. Nachdem die Zahl der europäischen Missionare auf 32, ja 35 angewachsen war, ist sie wieder auf die gleiche Anzahl zurückgegangen, da Eingeborne in die Arbeit eingriffen, deren gegenwärtig über 100 auf 10 Haupt- und 52 Außenstationen stehen. Daß manche von ihnen uns Mühe und Not bereiten, habe ich bereits erwähnt; wir haben aber auch eine ganze Reihe sehr tüchtiger Leute, die dem Herrn

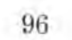
und dem Werke zur Ehre gereichen. „Ich habe meine helle Freude an diesem Mann," sagte unser Herr Inspektor von einem unserer Diakonen, deren wir 14 haben, welche unter der Aufsicht der Missionare selbständig ihre betreffenden Gemeinden bedienen.

Was nun unsere Gemeinden betrifft, so zeigen auch sie uns, welchen Fortschritt das Werk in 22 Jahren gemacht hat; denn im Jahr 1861 betrug die Zahl der Getauften 591; heute haben wir nahezu 5000; das Filial von Akropong, Date, weist allein erstere Zahl auf. Wenn auch langsam, so wachsen doch unsere Gemeinden stetig. So konnte ich im Januar in Adukrum 24 Seelen taufen und am Osterfest wurden in Date 43 Personen der Gemeinde Christi einverleibt, während noch viele Taufbewerber vorhanden sind. Ist der innere Stand der Gemeinden auch noch ein geringer und wachsen sie auch nur langsam in christlicher Erkenntnis und göttlichem Leben, so darf man auch hierin nicht zu viel verlangen und vergessen, aus welchem Sündenschmutz sie herauskommen und welche Versunkenheit sie heute noch umgiebt. — In Beziehung auf Selbsterhaltung und Selbstregierung haben sie doch in den letzten Jahren einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Einige Gemeinden bezahlen ihren eingebornen Pastor ganz, alle wenigstens teilweise. Wenn eine Gesamtgemeinde von 1500 Christen an einem Missionsfest 1060 Mk. aufbringt, so zeigt dies doch, daß sie um des Herrn willen etwas leistet. Auch die erhöhte Kirchensteuer von 1 Mk. auf 1 Mk. 80 Pf. wird von vielen willig, von andern freilich auch mit Murren gegeben, und ich darf nicht verschweigen, daß die Einziehung derselben dem Missionar ungemein viel Schwierigkeiten bereitet. Aber die langjährige Gewohnheit ist durchbrochen.

Schließlich möchte ich noch den Fortschritt in unserm Schulwesen anführen. Der Zahl nach tritt dies nicht so deutlich hervor, denn aus 540 sinds etwa 1300 Schüler geworden; wenn man aber bedenkt, daß zu selbiger Zeit denselben nicht nur alle Lehrmittel, sondern auch Kleider und sonstige Dinge verabreicht wurden, daß man überhaupt ohne Geschenke keine Schüler bekam, so tritt einem der Umschwung hier deutlich vor Augen; denn nun wird nicht nur in den Gemeindeschulen nichts verabreicht, sondern auch in den Anstalten sind die Ausgaben auf ein Minimum reduciert, ja manche stellen sich ganz frei, was man früher kaum zu hoffen wagte. Das Schulmaterial müssen sie sich ohnehin selbst beschaffen. Waren unsere Bücher damals nur wenige, so besitzen wir jetzt nicht nur die ganze Bibel, sondern auch viele andere Lesebücher in den Landessprachen.

Fassen wir alles zusammen, so dürfen wir getrost bekennen, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben. Ja, ich möchte auch bei den schweren Opfern und dem härtesten Schlag, der unsere afrikanische Mission getroffen, des göttlichen Trostes nicht vergessen, womit er die Angehörigen unseres Herrn Inspektors, unsere verehrte Komitee und uns alle getröstet hat, indem er Leidensmut schenkte, den bittern Kelch zu trinken; und wir alle glauben, daß aus dieser Thränensaat eine Freudenernte ersprießen werde, deren Anfang wir jetzt schon schauen dürfen. Lasset uns getrost und unverzagt weiter machen, denn auch Afrika soll seine Hände ausstrecken zu dem lebendigen Gott.

BV
2354
A6
10



und dem
diesem
der


Stanford University Libraries
3 6105 012 517 806

BV
2354
A6
v. 10
1883

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

